9.3.40

Die Gunst und der Haß in der Liebe,

oder

Geschichte

glücklicher, betrogener und unglücklicher

Liebenden,

nach der neunten französischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt.

Drey Theile.

Leipzig,
bey Johann Samuel Heinsii Erben.
1760.

9.3.40

Vorbericht

zur neunten französischen Ausgabe.

Ich will mich nicht dabey aufhalten, dem Leser dieses Werk zu empfehlen: es muß sich schon selbst ziemlich anpreisen, weil es bereits acht Auflagen ausgehalten, und doch die Neugier noch nicht völlig gestillet hat. Nun weiß ich zwar wohl, daß die Stimme des Volks nicht allzeit die Stimme des Rechts und der gesunden Vernunft ist, und daß unzehlige Gebuhrten des Witzes, zur Schande des menschlichen Geschlechts, großen Beyfall gefunden, die doch auf keine Weise, auch nur mittelmäßiger Köpfe Achtung verdienten: aber ich weiß auch dieses, daß solcher Beyfall nicht lange gedauert hat, und daß dergleichen Werke bald in die verdiente Verachtung gekommen sind. Nicht

9. 3. 40

Die Gunst und der Haß in der Liebe,

oder

Geschichte

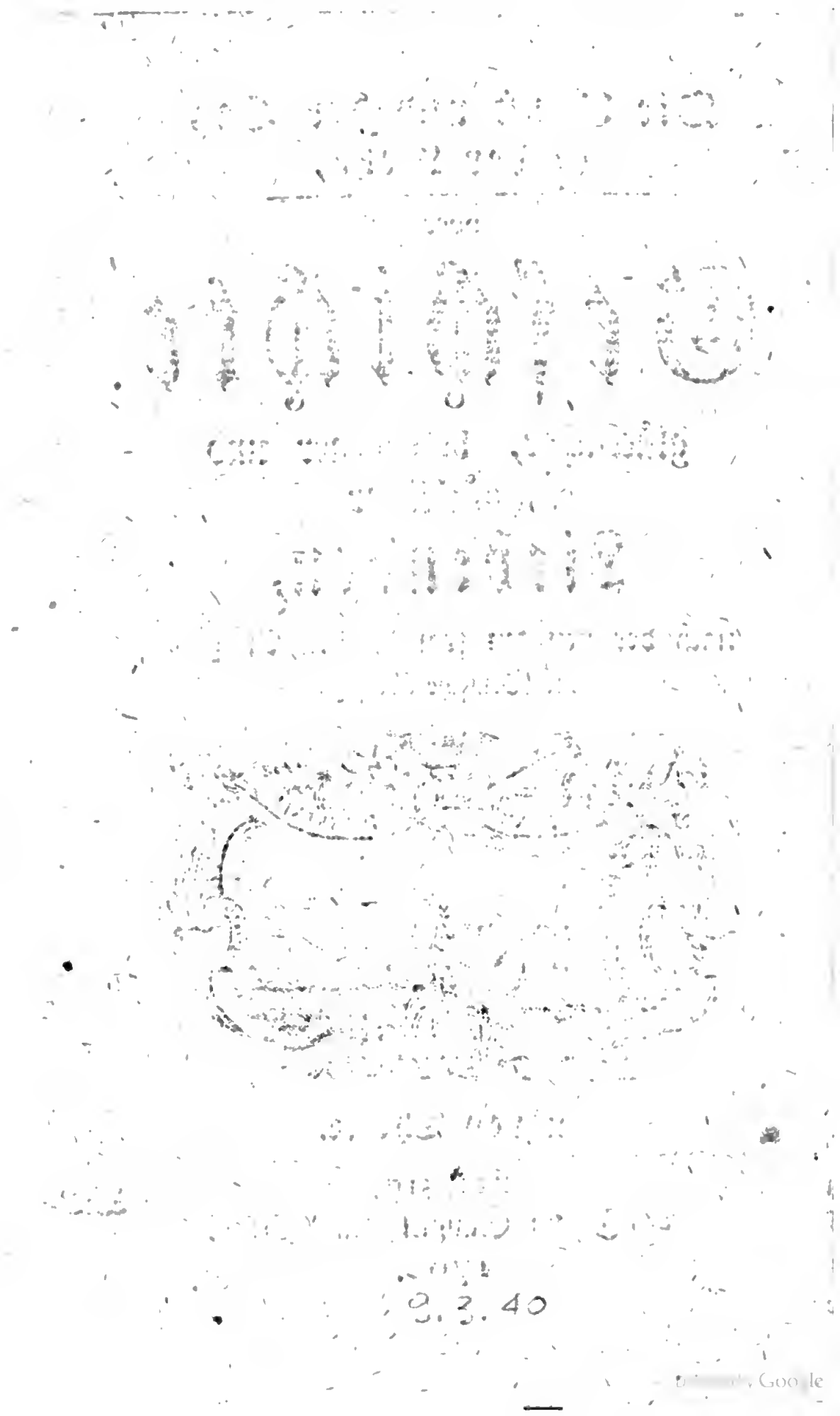
glücklicher, betrogener und unglücklicher

Liebenden,

nach der neunten französischen Ausgabe ins Deutsche übersetzt.

Drey Theile.

Leipzig,
bey Johann Samuel Heinsii Erben.
1760.



Vorbericht

zur neunten französischen Ausgabe.

Ich will mich nicht dabey aufhalten, dem Leser dieses Werk zu empfehlen: es muß sich schon selbst ziemlich anpreisen, weil es bereits acht Auflagen ausgehalten, und doch die Neugier noch nicht völlig gestillet hat. Nun weiß ich zwar wohl, daß die Stimme des Volks nicht allzeit die Stimme des Rechts und der gesunden Vernunft ist, und daß unzehlige Gebuhrten des Witzes, zur Schande des menschlichen Geschlechts, großen Beyfall gefunden, die doch auf keine Weise, auch nur mittelmäßiger Köpfe Achtung verdienten: aber ich weiß auch dieses, daß solcher Beyfall nicht lange gedauert hat, und daß dergleichen Werke bald in die verdiente Verachtung gekommen sind. Nicht

sowohl Unwissenheit und Dummheit bringen zuweilen abgeschmackte Schriften einige Zeit in Ansehen: es kömmt ihre gute Aufnahme vielmehr von Nachläßigkeit und Eitelkeit her.

Ein Autor lebt etwa in guter Bekanntschaft mit witzigen Köpfen, die sich verschworen haben, ihn, mit der Bedingung, daß er es ihnen wieder so machen solk, zu bewundern; oder es schafft ihm sein Reichthum, sein Stand, zuweilen auch die Gunst, in der er steht, einen Anhang von angesehenen Gelehrten, deren Einverständniß hierüber, aller Welt Beyfall nach sich zu ziehen weiß. Sein Buch tritt ans Licht. Es sollte natürlicher Weise fallen: aber die Autorität dieser Rotte von eigennützigen Beschützern erhält es wie in der Luft schwebend. Sie posaunen sein Werk überall aus; sie lesen in Gesellschaften etliche ziemlich gute Stellen daraus her, welchen sie doch erst, mit beygefügten geschickten und sinnreichen Auslegungen, große Schönheiten beylegen. So hat dann das Werk sein Glück gemacht, wie es scheint: man bewundert es, auf Treu und Glauben der witzigen Köpfe, die es rühmen; man ist viel zu nachläßig, es mit einem ernsthaften Beurtheilungs-Triebe zu lesen; und man befürchtet sogar, auf die Rolle kleiner Geister zu kommen, und unfähig zu heissen, das

Feine und Künstliche in einem Buche einzusehen, wenn man nicht dieses mit pflichtschuldigem Beyfalle beehrete.

Jedoch das heimliche Verständniß dauert nicht ewig, oder es verliert doch allmälig sein Ansehen wieder. Die Vernunft des Lesers entziehet sich unvermerkt der vorgefaßten Meynung; und das Buch zeiget sich endlich in seiner natürlichen Armsäligkeit.

Ein so betrübter Umsturz muß nothwendig mit einem jeden schlechten Buche vorgehen, und mit einem jeden, das nur von mittelmäßiger Beschaffenheit ist. Ein Werk hingegen, das sich eine beträchtliche Anzahl Jahre, und in so einsichtvollen Zeiten, wie es die itzigen sind, bey Ehren erhält, kann in der That große Fehler haben; aber es muß doch im Hauptwerke gut, und mit solchen Schönheiten begabt seyn, die alle seine Fehler übertreffen.

Das gegenwärtige ist allerdings in den vorigen Ausgaben auf mancherley Art sehr unvollkommen gewesen. Eine altväterische Schreibart, gewisse schwerfliessende Perioden, und grobe Ausdrücke * in feinen Materien, machten es sehr ungestaltet; und den-

* Man hat dennoch in dieser Uebersetzung noch viele polieren müssen, und sogar etliche Schandflecken des Witzes abzureiben für nöthig befunden.

noch vermochten sie nicht die Leser abzuschrecken. Die überhaupt anmuthige und natürliche Art im Erzehlen, und die mit Wahrscheinlichkeit verknüpften ausserordentlichen Begebenheiten, vergüteten ihnen alle zufällige Mängel. Ich darf mir also mit der Hoffnung schmeicheln, daß es itzo mit bessern Grunde gefallen wird, da Personen, welche die Schreibart verstehen, sich die Mühe gegeben, den Ausdruck reiner, die Perioden aufgeklärter, und die gar zu eigentlichen Benennungen, durch welche der Verfasser gewisse Sachen, so die Schamhaftigkeit kaum halb sehen darf, in vollem Lichte zeigte, höflicher und ehrbarer zu machen. Noch nicht genug: man bekömmt hier, anstatt zweener Theile, nunmehr drey; und dieses durch gütige Fürsorge eines Freundes, der schon durch Schriften berühmt ist, und der dieses Werk vermehret, auch, wie ich sicher glaube, verschönert hat, indem er eine Anzahl solcher Geschichte hinzugefüget, die sowohl in Ansehung des Inhalts, als auch in Betrachtung des Schwunges, den er ihnen gegeben, ungemein einnehmend sind. ꝛc.

Verschieden ist das Glück im Spiel und in der Liebe.
Ein Theil verliert, ein Theil gewinnt.
Wenn die auf nichts als täuschen sinnt,
Liebt jene zwey zugleich. Der zeigt ächte Triebe.
Umsonst! Dem glückts, der sucht im Todte minder Pein.
Selbst der Begünstigste wird nie zufrieden seyn.

Erste Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein junger Graf trifft in einem berüchtigten Hause zu Paris eine sehr schöne Jungfer an. Er sieht mit großem Erstaunen, daß er weder mit Gelde, noch mit Liebkosen, etwas bey ihr ausrichten kann. Sie erzehlt ihm ihre unglücklichen Zufälle, wodurch sie an diesen schlechten Ort gekommen war. Er wird mit der größten Hochachtung und der stärksten Liebe für sie eingenommen; er bringt sie wieder zu ihren Aeltern, und heirathet sie.

Gleichwie die größten Unglücksfälle zuweilen einen Weg zum Glücke zeigen, eben so veranlasset nicht selten das Laster die schönsten und tugendhaftesten Thaten. Beyde Wahrheiten werden aus folgender Begebenheit klar erhellen.

Ein junger Graf, der sich zu Paris aufhielt, hatte Mittags in Gesellschaft guter Freunde gespeist. Er wandte Ursachen vor, warum er sie verließ, und begab sich an einen gewissen Ort, wo seine unbedachtsame Jugendhitze öfters sehr gefährliche Lüste zu suchen pflegte. Im übrigen war er der rechtschaffenste Mensch von der Welt. Seine liebenswürdige Gestalt, sein Witz, und seine edle Denkungsart, zogen ihm von den Mannspersonen Hochachtung, und vom schönen Geschlechte Zärtlichkeit zu. Sein einziger Fehler war diese Neigung zum unordentlichen Leben, welche sich aber mit seiner Jugend, mit seinem Temperament, und mit einem großen Vermögen, worüber er schon völlig Herr war, einigermassen entschuldigen ließ. Inzwischen beobachtete er, auch hierbey, eine gute Vorsicht und Wahl. Die Frau, in deren Hause er sich insgemein zu ergetzen pflegte, verschaffte ihm für gute Bezahlung ziemlich gute Bekanntschaften. Kaum war er itzo in dieses seine Haus getreten, so fiel ihm die ehrliche Frau um den Hals, und sagte: Ach! mein lieber Herr Graf! heute habe ich was fürstliches für sie. Alle andere, die ich ihnen sonst zugewiesen habe, sind nur Lappenpuppen gegen diese. Sie scheint zwar ein wenig traurig zu seyn; aber es wird ihr schon vergehen: ein junger Herr, wie Sie sind, wird sie wohl zu trösten wissen. Diese herrlichen Versprechungen machten ihn so begierig, daß er hurtig in das Zimmer lief, das man ihm anwies. Aber kaum war er hinein getreten, so stutzte er nicht wenig, beym Anblicke des schönsten Mägdchens, das man sich vor-

vorstellen kann. Sie hatte eine sehr feine Nachtkleidung an, und stämmte sich nächläßig auf einen Tisch. Thränen, die langsam aus den schönsten Augen von der Welt flossen, vermehrten ihre Schönheit, und bewogen den jungen Herrn zu einem Mitleiden, welches sein Herz zu einer ganz andern Zärtlichkeit, als man sonst in solchen Häusern fühlt, vorbereitete. Er konnte sich sogar nicht einer gewissen Ehrerbietung gegen sie enthalten. Jedoch, weil ihn sowohl der Wein, als auch der Ort, an dem er war, kühn machte, so näherte er sich ihr cavaliermäßig, und fieng an, ihr gewisse kleine Caressen zu machen. Sie wies ihn mit bescheidener Art ab, und bath ihn sehr ernsthaft, aber doch höflich, er möchte sie in Ruhe lassen. Er erstaunte über eine so ungewöhnliche Aufnahme; und in der festen Meynung, daß die Schöne recht rar mit sich thun wollte, zeigte er ihr eine wohl ausgestopfte Goldbörse, und hofte sie mit eben den Waffen zu besiegen, mit welchen Jupiter vor Zeiten bey der Danae so glücklich gewesen war. Sie wies ihn aber mit Unwillen und Verachtung ab. Er gieng hierauf mit mehr Ernst zu Werke: er ergriff sie und wollte sie auf ein Ruhebette werfen. Sie nahm alle ihre Stärke zusammen, um sich aus seinen Armen zu winden; und weil sie mit einem Menschen zu thun hatte, der kein Freund von Tollkühnheit war, so gelang es ihr endlich los zu kommen. Mademoiselle, sagte er, ich muß gestehen, daß ich über ihr Verfahren erstaunt bin. Was machen sie in diesem Hause, wenn sie eine Lucretia vorstellen wollen? Ich meynte nicht,

daß ich so gar häßlich wäre, daß man auf solche Art mit mir verfahren würde. Erzeigen sie mir die Güte, und entdecken sie mir die Ursachen hiervon; und glauben sie gewiß, daß ich nicht derjenige bin, der ihnen Gewalt thun will. Anstatt ihm zu antworten, fiel sie ihm zu Füssen, umarmte seine Knie auf eine sehr rührende Weise, und fieng vom neuen zu weinen und zu ächzen an! Endlich unterbrach sie ihr Stillschweigen: Um Gottes willen, mein Herr! (sagte sie) erbarmen sie sich der unglückseligsten Person, die jemals zu finden gewesen ist; und wenn ihre Gesinnungen mit ihren Gesichtszügen übereinkommen, so erretten sie mich aus dem kläglichen Zustande, in dem ich bin, anstatt mein Unglück aufs äusserste zu bringen. Der junge Graf ward von dieser Anrede, in der er nothwendig viel Aufrichtigkeit bemerken mußte, nicht wenig gerührt: er versprach ihr, als mögliche für sie zu thun, und bath sie, daß sie ihm den widrigen Zufall erzehlen möchte, der sie in dieses verdächtige Haus gebracht hatte. Diese Versprechungen beruhigten sie wieder, und sie erzehlte ihm ihre Geschichte mit folgenden Worten.

Ich muß es gestehen, mein Herr, daß ich selbst Ursache an meinem Unglücke bin. Die Eitelkeit stürzte mich in diesen Abgrund, daraus mich nur ihre Großmuth erretten kann. Ich bin aus einer Seestadt gebürtig, und die einzige Tochter eines sehr reichen Kaufmanns, der mir die beste Erziehung gegeben, und mich alles hat lernen lassen, worinnen sonst Töchter von Stande unterrichtet werden. Von meiner zartesten Jugend an

habe

habe ich mich vor allen meines Gleichen mit kostbaren Kleidern hervorgethan. Beydes hatte mir eine lächerliche hohe Meynung von mir selbst beygebracht. Die reichsten und artigsten Bürgerssöhne in unserer Stadt haben mich zur Heirath gesucht; aber ich habe sie nur verachtet, und mein lächerlicher Hochmuth begehrte nur einen Mann, der mich zur Edelfrau machen sollte.

Endlich dachte ich, ich hätte gefunden was ich mir wünschte. Ein junger italienischer Marquis, der sich in unserer Stadt aufhielt und großen Staat machte, bekam mich in einer Gesellschaft zu sehen, und betrachtete mich den ganzen Abend auf eine Art, daß ich leichtlich bemerken konnte, wie sehr ich ihm gefallen hatte. Er begleitete mich in meine Kutsche, und bath sich ganz schüchtern die Erlaubniß aus, mich besuchen zu dürfen, welche ich ihm ohne Bedenken gab. Die Wahrheit zu sagen, seine ganze Person hatte mich mit der besten Meynung von ihm eingenommen; und wenn ich sie, mein Herr, nicht gesehen hätte, so glaubte ich noch, er wäre die schönste Mannsperson von der Welt. Er hat eine adeliche Miene, die man mit Ergetzen sieht; und je mehr ich ihn sah, desto mehr schien er mir aller Hochachtung und Zärtlichkeit einer Frauensperson werth zu seyn. Vornehmlich herrschte in allem, was er sagte, eine gewisse Aufrichtigkeit, die mir die beste Meynung von seinem Herzen beybrachte; und er schien ein so großer Feind vom Lügen zu seyn, daß er auch in den mindesten Kleinigkeiten einen Abscheu davor hatte. Ueberdieß fand ich in seiner Art zu denken so viel Feines und Uneigennütziges, daß ich ihm meine

Gegenliebe nicht versagen konnte: und dieses entdeckte ich ihm mit eben so großer Freymüthigkeit, wie ich in seiner ganzen Aufführung wahrnahm. Er schlug mir sogleich vor, bey meinem Vater um mich anzuhalten: und dieses that er, sobald ich es ihm erlaubt hatte. Mein Vater, der sich solches für eine große Ehre hielt, gab seine Einwilligung mit Vergnügen; und der Marquis that ihm selber den Vorschlag, daß er jemand von seinen Leuten nach Italien schicken, und sich nach seinen Stande und Vermögen, von dem er große Dinge vorgab, erkundigen lassen möchte. Als diejenigen, die mein Vater und er, zusammen abgeschickt hatten, kaum abgereiset waren, so zeigte er gegen mich die größte Begierde, sie bald wiederkommen zu sehen. Er besuchte mich sehr fleissig; und ob er wohl einen freyen Zutritt bey mir hatte, so that er doch niemals etwas, was meine Schamhaftigkeit nur im mindesten hätte beleidigen können. Ich sah an ihm einen eben so zärtlichen als sittsamen Liebhaber; aber er ließ mich auch öfters mit vieler List bemerken, wie schwer ihm seine Ehrbarkeit würde. Ohngefähr acht oder zehn Tage nach der Abreise unserer Kundschafter, trat mein Geliebter des Abends in mein Zimmer; und ich sah ihm den größten Unmuth am Gesichte an. Ich fragte ihn begierigst, was die Ursache seiner Betrübniß sey. Er nahm mich bey der Hand, benetzte sie mit seinen Thränen, und war dermassen niedergeschlagen, daß er mir lange Zeit nichts antwortete, sondern mich nur aufmerksam und bestürzt ansah. Ach liebste Aemilia! sagte er endlich,

ich bin der unglückseligste Mensch von der Welt, wenn sie sich nicht entschliessen wollen, ihr ganzes Geschlecht an Großmuth zu übertreffen. Ich bekomme itzt einen Brief, der mir den Tod bringt, wenn sie mir nicht helfen. Mein Vater ist todt, meine liebste Aemilia! ich muß fort! und der Himmel weiß es, wie lange mich die Verdrießlichkeiten einer großen Erbschaft in meinem Vaterlande aufhalten werden. Ich sehe sie nicht wieder! und doch ist meine Liebe zu ihnen so stark, daß ich nicht ohne sie leben kann. Was soll ich thun? Ist wohl jemals ein Liebhaber in betrübtern Umständen gewesen? Könnten sie ihr Vertrauen zu mir so weit treiben, und . . . aber nein! so etwas darf ich ihnen nicht rathen: ich würde es ihnen selbst widerrathen, wenn es einen andern beträfe; es ist besser, ich verlasse sie und sterbe. Erklären sie sich, um Gottes willen, mein lieber Marquis! sagte ich, indem ich meine Thränen mit den seinigen vermischte: mein Vertrauen auf ihre Tugend ist vollkommen; verlassen sie sich darauf: ich thue alles, wodurch ich ihnen meine Zärtlichkeit zeigen kann. Sie verdienen, daß ich ihnen ausserordentliche Beweise davon gebe. Reden sie, mein lieber Marquis! was soll ich thun, um ihre Betrübniß zu lindern? Ich wollte ihnen den Vorschlag thun (sagte er mit matter Stimme) mich vor meiner Abreise zu heirathen. Sie thäten es wohl, und ich beleidigte sie vielleicht, wenn ich daran zweifelte: denn sie kennen die Größe meiner Liebe, und wissen, daß ich sie wie eine Göttinn ehre, und daß ich lieber tausendmal stürbe, als daß ich

sie wegen meines Standes und Vermögens betröge; aber ihr Herr Vater, liebste Aemilia! wird nicht so viel Vertrauen zu mir haben: es ist gar nicht zu hoffen, und wäre also vergebens, ihm nur den Antrag zu thun. Das ist allerdings war, mein Geliebter, sagte ich; mein Vater wird dieses nicht thun, so sehr er mich auch liebet, und so eine gute Meynung er auch von ihnen hat. Was mich betrifft, ich thäte es von Herzen gern: ich besorgte mir keine Gefahr davon; ja, noch lieber wollte ich mich in Gefahr setzen, von ihnen hintergangen zu werden, als einen Argwohn in ihre Redlichkeit setzen. Anbethenswürdige Aemilia! antwortete er, wie schön sind diese Gesinnungen! und wie sehr verdoppeln sie meine Liebe, aber auch zugleich die Verzweiflung, in die ich komme, wenn ich genöthiget bin, sie zu verlassen. Ich kann und will es nicht thun. Wohlan! liebenswürdige Aemilia, zeigen sie einen vollkommenen Heldenmuth: folgen sie ihrem Gemahle! Sie kennen meine Mäßigung, und ich verspreche ihnen, daß ich die Rechte dieses Titels nicht eher begehren will, als bis sie mir durch die Ceremonien der Kirche erlaubt seyn werden. Wir wollen uns in Italien vermählen, so bald sie selbst gesehen haben werden, daß mein Stand und mein Vermögen wirklich noch größer sind, als ich ihnen gesagt habe. Sie werden zwar ihren Herrn Vater ein wenig betrüben, weil er sie so sehr, als sie es würdig sind, liebt; aber es wird diese Betrühniß nicht lange währen. Wenn wir mit einander in Italien seyn werden, so werde ich, aus Vergnügen sie zu besitzen, geschickt seyn, die

ver-

erdrießlichſten Geſchäffte unglaublich geſchwind zu Ende zu bringen. Ich werde ſie bald wieder in ihre Familie bringen; und ſie werden ſelbſt wehlen können, ob ich bey ihnen in Frankreich, oder ob ſie bey mir in Italien leben wollen. Für mich wird überall da mein Vaterland ſeyn, wo ich ſie, meine Schönſte, beſitze.

Mein lieber Marquis, antwortete ich ihm, ich bin erböthig, ihnen alles aufzuopfern; aber ein ehrbares Mägdchen opfert niemals der Liebe ihren guten Ruff auf. Was würde man in der Welt von mir ſagen, wenn ich etwas ſo ſeltſames unternähme? Ach! liebſte Aemilia, ſagte er, ſie ſind nicht aufrichtig: ſie ſetzen ein Mißtrauen in mich; dieſe einzige Urſache giebt ihnen eine ſolche Furcht ein. Wenn ſie mich für einen ehrlichen Mann halten, müſſen ſie alsdann nicht auch glauben, daß der kleine Vorwurf, den ſie hierdurch ihrem guten Ruffe machen, (welcher mir doch eben ſo lieb als ihnen ſelbſt iſt,) bald werde verbeſſert werden? Aber ſie halten mich für einen Betrüger: o! wie ſchrecklich iſt dieſes Mißtrauen für mich! Leben ſie wohl, Mademoiſelle! Ich reiſe fort, und nehme die betrübte Entdeckung, die ich gemacht, mit mir, wie wenig ſie mich liebten. Bleiben ſie! (rief ich) bleiben ſie da, mein Liebſter! ich will alles thun, was ſie befehlen, und bin verſichert, daß es mich niemals reuen wird. Hierauf warf er ſich mir vom neuen zu Füſſen, und bezeugte mir ſeine Erkänntlichkeit mit ſo lebhaften und nachdrücklichen Worten, die mich von ſeiner Redlichkeit dermaßen überführten, daß ich mich freuete,

diesen Entschluß gefaßt zu haben. Wir verabredeten mit einander den Tag unserer Abreise, und ich sagte ihm, daß ich alle mein Geschmeide und die kostbarsten Kleider mit mir nehmen wollte, damit ich seinen Anverwandten eine gute Meynung von meiner Familie und von dem Reichthum meiner Aeltern geben möchte. Es wurde mir nicht im geringsten schwer, zur gesetzten Stunde aus unserm Hause zu entweichen, weil niemand auf mein Thun Achtung gab. Wir setzten uns auf einen Postwagen, und eilten dergestalt, daß wir, ehe man meine Flucht bemerkt haben kann, schon weit weg gewesen seyn müssen.

Eine Zeit lang, auf unserer Reise, behielt er noch eben das ehrerbietige Bezeigen gegen mich, um dessen willen ich so viel Hochachtung gegen ihn hatte; aber endlich nahm er die Larve ab. Er kam zu mir in meine Kammer, als ich schon im Bette lag, und wandte alle seine Beredtsamkeit an, mich zu bitten, daß ich sogleich seine Frau werden möchte. Als er sah, daß seine Reden nicht die gehoffte Wirkung thun wollten, so gedachte er, es würde eine sanfte Gewalt mehr ausrichten. Seine Verwegenheit brachte mich auser mir selbst, und ich ließ ihm den heftigsten Zorn spüren. Hierauf schien es, als wenn ihn meine Verweise rührten, und es ihm Leid thäte. Er that alles mögliche mich zu besänftigen; er zog den Degen aus, und wollte sich selbst bestrafen; mit einem Worte alles zu sagen, er erweichte mich so sehr, und überzeugte mich dergestalt von der Reue, die ihm seine schändliche That verursachete, daß ich so einfäl-

fältig war, und alles seiner heftigen Liebe zuschrieb. Nach diesem mißgelungnen Versuche, aus dem er leicht schliessen konnte, wie standhaft meine Tugend wäre, hat er alles mögliche gethan, um sich wieder in Vertrauen bey mir zu setzen; und er erreichte auch diesen Endzweck gar bald. Endlich sind wir vor zweenen Tagen in dieser Stadt angelangt. Gestern Abends hat er mich in dieses Haus gebracht. Er redte erst mit der Frau im Hause, und empfahl mich ihr aufs beste; hernach sagte er zu mir, er müßte zu einem seiner besten Freunde gehen, der uns mit Freuden bey sich beherbergen würde. Er gab einem seiner Bedienten den Packt mit meinem Geräthe und Geschmeide, weil solches, wie er vorgab, bey seinem Freunde in besserer Sicherheit seyn würde; und versprach, als er einen zärtlichen Abschied von mir nahm, in einer Stunde wieder bey mir zu seyn. Als er weder zur gesetzten Zeit, noch auch die ganze Nacht, wiederkam, so gerieth ich in die entsetzlichste Unruhe, besorgte aber noch keine Untreu von ihm. Nein! meine Furcht hatte ganz andere Ursachen. Die Meynung, die ich von ihm hatte, war viel zu gut, als daß ich ihm die mindeste Niederträchtigkeit hätte zutrauen können. In meinen Gedanken war er unter Spitzbuben und Strassenräuber gefallen: kurz, ich hielt ihn für unglücklich, ohne mir in den Sinn kommen zu lassen, daß er mich würde unglücklich machen wollen. Aber der Bösewicht war viel zu grausam, als daß er mich lange in diesem Irrthum, der ihm zur Ehre gereichte, hätte lassen wollen. Hier lesen sie den abscheulichen Brief,

den mir meine schandbare Wirtinn diesen Morgen von ihm gebracht hat. Bey diesen Worten gab sie dem Grafen einen Brief, der ganz mit ihren Thränen befeuchtet war, und in welchem er folgendes las.

„Aus welchem Jahrhunderte stammen Sie her, „mein schönes Kind, daß Sie so gütig gewesen „sind, alle meine Liebesversicherungen, und daß „ich sie in Italien heirathen wollte, zu glauben? „Sie haben vermuthlich Romane gelesen, und „glauben etwa, daß Sie in den Zeiten des Ama„dis leben, wo selbst Prinzessinnen kein Bedenken „trugen, mit Rittern, die so einfältig waren, sich „nicht durch Gunstbezeugungen ihrer Schönen für „die Reisekosten bezahlen zu lassen, das Land um„her zu durchziehen? Sie wissen, daß ich kein sol„cher Narr habe seyn wollen. Weil sie aber ha„ben grausam gegen mich seyn wollen, so habe ich „es für nöthig gehalten, mich auf eine andere Art „für meine Mühe bezahlt zu machen. Ich habe „mir Ihre Kleider und Ihr Geschmeide zugeeig„net; und sie gefallen mir alle so wohl, daß ich „sie lange Zeit zu behalten gedenke, um ein An„denken von ihnen zu haben. Unterdessen wird es „Ihnen an nichts mangeln können, wenn Sie klug „sind. Sie sind sehr liebenswürdig; und ich wollte „wohl den vierten Theil von der kleinen Beute, so „ich von Ihnen mache, darum geben, wenn mir ihre „Reizungen etliche Nächte zu Diensten stehen soll„ten. Ich bin versichert, es werde Ihre Schön„heit bey vielen andern eben dieselbe Wirkung thun. „Ihre Wirtinn ist eine geschickte Frau, die Ihnen

„Kund-

„Kundleute, wie sie sich für Sie schicken, zuwei-
„sen wird. Folgen Sie ihren weisen Rathschlägen,
„mein Engel! so werden Sie den besten Verdienst,
„und Freude im Ueberflusse haben. Leben Sie
„wohl, meine Heldinn! „

Kann wohl ein grösserer Böswicht in der Welt seyn? (sagte Aemilia, nachdem der Graf den Brief gelesen hatte.) Ists möglich, daß man Verstellung und Betrug höher treibe? Im übrigen, mein Herr, fuhr sie unter beständigem Seufzen weiter fort, zweifeln Sie nicht an der Wahrheit meiner Erzehlung: ich könnte ihnen meine Aeltern mit Namen nennen. Unterdessen aber, ehe sie sich darnach erkundigen, bitte ich sie um Gottes willen, bringen sie mich aus diesem schändlichen Hause, und zeigen sie mir Mittel und Wege, wieder zu meinem Vater zu kommen. Ich will mich lieber aufs härteste bestrafen lassen, als meine Ehre an diesem abscheulichen Orte beständig in Gefahr setzen.

Der Himmel ist mein Zeuge, Mademoiselle, antwortete der Graf, daß mich ihr Unglück jammert. Ich zweifle auch nicht im geringsten an ihrer Aufrichtigkeit: ich sehe ihnen ihre schöne Art zu denken am Gesichte an, und ich hege schon eine so wahre Hochachtung gegen sie, daß ich mich innerlich schäme, daß sie meine Schwachheit, solche Häuser zu besuchen, gesehen haben. Jedoch tröste ich mich damit, daß ich hierdurch Gelegenheit bekomme, einer Person von ihrem Werthe einen Dienst zu leisten. Noch diesen Abend will ich sie hier wegholen, und sie zu einer Frau bringen, die ehe-

ehemals bey meiner Mutter gedient hat, und die nicht weniger verschwiegen als ehrbar ist. Sie sollen nicht stets betrogen werden: vertrauen sie sich mir an. Der Himmel ist allzu mitleidig, als daß er nicht ihre Unschuld, die sie wider einen Geliebten zu beschützen gewußt, erhalten wollte. Ich bin hier nicht fremde, sondern wohl bekannt, und kann mit Wahrheit sagen, daß man mich hier für einen rechtschaffenen Menschen hält. Aber wer weiß, ob nicht dieser Schelm noch in Paris ist? Vielleicht hält er sich hier für so sicher, als wenn er mitten in Italien wäre. Beschreiben sie mir seine Person: ich will mir alle Mühe geben ihn auszuforschen. Er ist von Gesichte bräunlich, antwortete die betrübte Schöne: er hat große und helle schwarze Augen, die mit der Stirne gleich sind, eine Habichtnase, einen kleinen Mund, und vortrefflich schöne Zähne. Er hat unter dem linken Auge eine kleine Warze mit etlichen Haaren bewachsen. Er ist groß von Person, ungemein wohl gebauet, und er trägt einen scharlachnen Oberrock mit goldenen gestickten Knopflöchern. Ich erstaune über ihre Beschreibung, Mademoiselle, (sagte der Graf:) ich würde glauben, ich hätte mit diesem Schelme heute Mittags gespeist, wenn nicht der, den ich meyne, wie ein Abt gekleidet gewesen wäre. Warten sie einen Augenblick: ich will die Wirtinn über diese Person befragen.

Er gieng sogleich zu ihr. Er machte ihr zuerst ein Geschenk, daß er diese Schöne mit sich nehmen

nehmen durfte, unter dem Vorwande, er wolle sie für sich allein halten. Hernach fragte er sie, ob sie nicht den Herrn kenne, der dieses schöne Mägdchen in ihr Haus gebracht hatte. Alles, was ich weiß, (sagte sie) ist dieses, daß es ein lustiger Bruder ist, der ungemein freygebig ist. Vorm Jahre war er fast mein bester Kundmann, er kam mehrentheils alle Abende her, und brachte einen Schwarm junger Stutzer mit, die er frey hielt. Aber damals trug er noch einen Ueberschlag; und ich wunderte mich nicht wenig, da ich itzt sah, daß er sich umgekleidet hatte. Unterdessen ist dieses eben nichts Neues. . . . Hier wollte sie vermuthlich eine lange Predigt darüber anfangen; aber der Graf, welcher sich wegen des letzten Umstandes nicht wenig freuete, gieng plötzlich fort, und erzehlte der betrübten Schönen, für die er schon große Zärtlichkeit in sich fühlte, seine gemachte Entdeckung. Alsdann gieng er aus, damit er bey der erwähnten Freundinn ein Zimmer für sich bestellen möchte; und nach einer halben Stunde hohlte er die Jungfer in einer Kutsche ab. Er speiste Abends mit ihr, und versicherte sie beym Abschiede aufs neue, daß er alles in der Welt thun wolle, um sie wieder in Ruhe zu stellen. Er versprach ihr dabey, daß, wenn sie einiges Mißtrauen in ihn setzte, er sie nicht anders als im Beyseyn der Wirtinn besuchen wollte. Er kam erst zween Tage hernach wieder. Er war schön und prächtig gekleidet; und Aemilia konnte leicht sehen, daß er ihr zu gefallen suchte. Er trat mit einem fröhlichen Gesichte ins Zimmer. Erfreuen

sie

sie sich, Mademoiselle! sagte er: ich habe ihrem Unglücke schon in einigen Stücken abgeholfen. Ich habe ihren Böswicht entdeckt. Es ist eben der sogenannte Abt, den ich vermuthet hatte. Ich traf ihn in einem Hause an, wo man ihn eben zum Fenster hinaus werfen wollte, weil er ertappt worden war, daß er im Spiele Spitzbüberey getrieben hatte. Ich ließ alsobald einen Commissar holen: ich ließ ihn, in meiner Gegenwart, wegen ihrer Sache befragen; und weil ich glaubte, es würde am besten für sie seyn, wenn alles in der Stille abgehen könnte, so versprach ich ihm, ihn wieder frey zu lassen, wenn er ihnen alles, was er ihnen so schändlich geraubt, wiedergäbe. Weil er sich nun vermuthlich noch anderer Verbrechen bewußt war, so gab er erstlich ohne Schwierigkeit, alles betrüglich genommene Geld wieder heraus. Und weil er in eben demselben Hause wohnte, wo dieses vorgieng, so gab er mir auch alsobald ihren Packt mit Sachen wieder, den ich ihnen hier mitbringe. Den Augenblick hernach zog er aus, und versprach, am folgenden Tage aus der Stadt zu gehen: welches er auch zu thun nicht unterlassen wird, damit nicht diejenigen, die etwas an ihm zu fordern haben, sich etwa anders besinnen, und ihn in Verhaft nehmen lassen. So viel habe ich bis itzo für sie thun können, und ich hoffe auch im Stande zu seyn, noch mehr, und etwas bessers für sie zu thun; der Himmel gebe nur, daß es ihnen selbst angenehm sey! Anstatt des falschen Scheins einer feinen Liebe und einer großmüthigen Uneigennützigkeit, biethe ich ihnen das Wirkliche

von

von beyden an; und ich kann sie, ohne Ruhm, versichern, daß ich diese Eigenschaften ohne alle Vermischung von Betruge und Verstellung besitze. Ich verehre in ihnen eben dieselben Tugenden, die aber durch ihre vortrefflichen Gemüths- und Leibesgaben noch mehr verschönert werden. Selbst ihr Unglück, und ihr scheinbarer Fehler, bringen mir die größte Hochachtung für sie bey, und machen, daß ich ihr Herz als einen wahren Schatz ansehe. Ich verlange itzo keine Antwort hierauf, Mademoiselle: nehmen sie sich lieber Bedenkzeit. Erkundigen sie sich nach meiner Familie und nach meiner Gemüthsart. Schreiben sie an ihre Aeltern, und zeigen sie ihnen ihre Unschuld. Ihr Herr Vater wird gewiß so viel Liebe zu ihnen haben, daß er ihnen eine allzu große Zärtlichkeit und Großmuth gern vergeben wird. Der Brief ihres Bösewichts entschuldiget, was die Hauptsache betrifft, ihr Verhalten gegen ihn. Ich will sie nach Hause begleiten, so bald sie es für dienlich halten werden; und ich versichere sie, daß ich, wenn anders meine Person ihnen nicht widerwärtig ist, niemals eine andere Gemahlinn, als sie begehren will.

Diese edlen Gesinnungen des jungen Grafen machten, daß die liebenswürdige Aemilia aufs neue Thränen vergoß; und diese Thränen gaben ihm ihre Dankbarkeit viel besser zu erkennen, als alles, was sie ihm etwa hätte sagen können. Nur dieses sagte sie ihm, daß, ob sie wohl itzt erst mit ihrer Aufrichtigkeit und Treue hintergangen wor-

den sey, es ihr dennoch nicht möglich sey, ihn einer Falschheit verdächtig zu halten. Er selbst aber würde sie verachten müssen, wenn sie sich so geschwind wieder in eine Liebesverbindung einließe. Dem ungeachtet wolle sie gern mit ihm zu ihren Aeltern reisen, und er werde ihr eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn er ihren Vater von ihrer Unschuld überzeugen helfen wolle. Der Graf setzte ihn alsdann nicht weiter zu. Es schien ihm, als sähe er ihr schon etwas mehr als Erkänntlichkeit an den Augen an; und er dankte ihr mit dem innigsten Vergnügen dafür.

Sie schrieb noch an selbigen Abende einen Brief an ihren Vater; machte ihm eine richtige und rührende Beschreibung von ihren widrigen Zufällen, und vergaß dabey nicht, ihrem großmüthigen Wohlthäter die größten Lobeserhebungen beyzulegen. Ohne die Antwort zu erwarten, reiste sie schon den Tag hernach mit dem Grafen ab, welchen ihr angenehmer Umgang immer verliebter machte. Zu allem Glücke war die Sache in ihrer Heimath nicht öffentlich bekannt geworden. Ihr Vater hatte nur etliche treue Leute nach ihr ausgeschickt; und er war in seiner größten Betrübniß so klug gewesen, den Schimpf seines Hauses nicht selbst auszubreiten. Er konnte die Beweggründe der Aufführung seiner Tochter nicht begreifen, und war von ihrer Tugend so stark versichert, daß er sie nicht gänzlich verdammte, obgleich der Schein wider sie war. Ihr Brief

be-

benahm ihm nunmehr allen Kummer; er rechtfertigte sie sogleich im Herzen, schenkte ihr seine vorige Liebe wieder, und wünschte herzlich, sie bald wieder bey sich zu sehen. In kurzer Zeit ward ihm dieser Wunsch gewährt. Zween Tage hernach langte sie mit dem jungen Grafen bey ihm an. Dieser zärtliche Vater ließ ihr nicht Zeit, ihn um Vergebung zu bitten: er umarmte sie, benetzte sie mit seinen Thränen; und sie ward in seinen Armen fast ohnmächtig. Eine mit Zärtlichkeit und Freude vermischte Betrübniß machte sie wie stumm, und sie war nur vermögend, ihm ihren großmüthigen Befreyer zu zeigen. Man kann leicht denken, wie er den jungen Grafen aufnahm. Er überhäufte ihn mit Liebkosungen und Lobsprüchen, und nöthigte ihn, daß er bey ihm herbergen mußte. Aber, mein liebster Herr Vater! sagte alsdann die schöne Aemilia, hieran ists noch nicht gnug: ich muß mich völlig gegen sie rechtfertigen, und ihnen zeigen, daß ich ihrer Liebe und Großmuth nicht ganz unwürdig bin. Dieser Herr ist der stärkste Beweis meiner Unschuld. Er ist von hohem Stande, und besitzt großes Vermögen, welches mir zwar Leid thut, denn ich wollte wünschen ihn glücklich machen zu können, und ich weiß, daß sie es auch wünschten. Er sagt, er liebe mich, und schätze mich so hoch, daß er mich der, Ehre seine Gemahlinn zu werden würdigen wolle. Ich selbst liebe ihn aus Dankbarkeit, mit bester Wahl, und aus Hochachtung. Er besitzt alle Tugenden, von welchen ich in meinem Treulosen nur

ein Blendwerk geliebt hatte. Ich bin versichert, mein liebster Herr Vater, sie bewilligen unsere Verbindung. Und sie, Herr Graf, haben sie etwas dawider? Nein, englische Aemilia! rief der Graf, ich habe nichts dawider. In seiner Freude war er seiner selbst nicht mächtig. Er sagte kein Wort mehr, sondern er umarmte seine Schöne nach Herzenslust, und ließ sie eine lange Weile nicht wieder los. Sie selbst erwiederte seine Liebkosungen mit bescheidener Zärtlichkeit. Ihr Vater, den das Glück dieses Tages aufs höchste ergetzte, dankte dem Grafen, dessen Familie ihm wohl bekannt war, in den stärksten Ausdrücken. Man setzte sich sogleich zur Tafel, und es ist vielleicht niemals eine Mahlzeit mit mehr wahrer Zufriedenheit gewürzt gewesen. Wenig Tage hernach ward dieses glückliche Paar mit den heiligen Banden der Ehe verbunden, und ihr ganzes Leben war ein beständiger Wettstreit mit Großmuth und Zärtlichkeit.

Zweyte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein Cavalier aus Bologna, der lange Zeit vergebens um eine Dame aus Genua geseufzet hatte, wird endlich heimlich zu ihr bestellt. Er wird an der Thüre seiner Schönen überfallen und verwundet. Ihr eigener Gemahl kömmt ihm zu Hülfe, und führt ihn selbst in sein Haus ein.

Es befand sich vor einiger Zeit zu Genua ein vornehmer von Adel, Nicolaus d'Adorni, welcher eine sehr schöne Gemahlinn, mit Namen Lucretia, hatte. Viele Jahre lang verdiente sie, wegen ihrer Ehrbarkeit und Liebe zu ihrem Eheherrn, diesen Namen zu führen. Allein, Adorni war gesinnt, wie viele andere Ehemänner, welche den schönsten Weibern schlechte Mägdchen vorziehen: er ward also nach und nach kaltsinnig gegen die schöne Lucretia, welche es zwar bald bemerkte, aber nicht sogleich die Ursache davon errieth. Umsonst suchte sie das Herz ihres Gemahls auf die liebreichste Art wieder an sich zu ziehen: sie sah deutlich, daß er ihre aufrichtige Liebe nur mit gezwungner Art vergalt. Denn wenn man ein wenig fein in seiner Denkungsart ist, so läßt man sich nicht lange von einer verstellten Liebe hinters Licht führen, und man unterscheidet geschwind

die Wirkungen der Einbildungskraft von den ungezwungnen Regungen eines wahrhaftig gerührten Herzens. Die unglückliche Lucretia endeckte auch ohne viele Mühe die Ursache einer Veränderung, die ihr den größten Verdruß machte. Sie ließ auf ihren Gemahl so gut Achtung geben, bis sie nicht länger zweifeln konnte, daß er ihr gewisse Personen, die doch in keinem Stücke in Vergleichung mit ihr kamen, unverdienter Weise vorzog. Diese Entdeckung bewegte sie zum größten Zorne, und zugleich zur Verachtung eines Mannes von so verderbtem Geschmacke, welcher sich ihrer bisher gegen ihn bezeugten Ergebenheit so unwürdig machte. Das seltsamste an dem Herrn Adorni war dieses: je mehr er seiner Gemahlinn abgeneigt würde, desto eifersüchtiger wurde er auch; und je weniger er sich aus ihr machte, desto mehr besorgte er, sie möchte ihm genommen werden. Inzwischen gründete sich seine Furcht bloß darauf, daß ihm Lucretia eben so kaltsinnig begegnete, als er ihr, und daß er ihr dermaßen gleichgültig wurde, daß sie sich sogar nicht mehr über seine laulichte Liebe beklagte.

Aller Vermuthung nach, würde sie sich wegen der Untreu ihres Gemahls niemals anders gerächet haben, wenn sie nicht einen gewissen jungen Edelmann aus Bologna, der so schön wie der Liebesgott war, von ohngefähr zu sehen bekommen hätte. Er hatte sich sterblich in sie verliebt, und er that ganze Tage lang nichts anders, als daß er aus seinem Zimmer, welches er ihrem Hause gegenüber gemiethet hatte, Gelegenheit, sie am

Fenster zu sehen, suchte. Sein ganzes Ansehen und Wesen war eine unaufhörliche Liebeserklärung, und seine geringsten Gebehrden und Blicke zeigten die allerstärkste Liebe an. Sie wurde hierdurch lebhaft gerührt; sie hatte aber doch so viel Verstand, und so viel Achtung gegen ihre Pflichten, daß ganze Monathe vorbey giengen, ehe sie ihm das geringste Merkmaal einer Gegenliebe gab. Er hatte es bey diesen stummen Zeugnissen seiner Leidenschaft noch nicht bewenden lassen: er hatte auch alle List und Ränke angewandt, die irgend von Liebhabern, in einem Lande, wo den Weibern so schwer beyzukommen ist, zu ihrer Verführung angewandt werden. Er hatte Mittel gefunden, ihr Briefe zu schicken, in denen seine Liebe recht nach dem Leben geschildert war; aber sie hatte sie ihm schon längst alle unerbrochen wieder zurück geschickt.

Diese Härte gegen einen Liebhaber, der ihr doch nicht übel gefiel, konnte fast ein Heldenmuth heißen. Als sie aber endlich diesem jungen Herrn am Gesichte eine Mattigkeit ansah, die seine Verzweiflung über ihre Grausamkeit klar anzeigte, so vergaß sie ihre strenge Tugend auf einmal; und das Mitleiden, welches insgemein der Liebe in einem guten Herzen behülflich ist, entwaffnete ihre ganze Härte. Sie erkühnte sich endlich, einen Brief von ihm zu eröffnen; und sie fand darinnen so viel Liebe, Betrübniß und Verzweiflung, daß sie sich (nach den falschen Schlüssen, die ihr Herz machte) Gewissens halber für verbunden hielt, einem Liebhaber, den sie aus Grausamkeit

vielleicht ums Leben bringen würde, sein Unglück zu mildern. In der Antwort, die sie ihm schrieb, bezeugte sie ihm (wie sie glaubte) nur Mitleiden; aber in der That entdeckte sie ihm ihre Liebe. Man darf nur einmal unbedachtsamer Weise den Blendwerken der Liebe Raum geben, so wird man nicht eher wieder davon frey, als bis diese Leidenschaft sich gänzlich erschöpft hat. Vernünftige Ueberlegungen dienen hierbey zu nichts, als daß man sich immer tiefer einläßt.

Nachdem sie glaubte, daß ihr Geliebter den Brief gelesen haben müsse, nämlich etliche Stunden nach Empfang desselben, so stellte sie sich vor ihre Fenstergitter, in Hoffnung, ihn am Fenster zu sehen, und sie irrte sich nicht. Sie sah ihn, und sah ihm die größte Freude an den Augen an. Sie freuete sich über eine so schnelle Wirkung ihrer Gütigkeit, und daß ihre Schönheit über das Herz eines liebenswürdigen Edelmanns so viel Gewalt hatte. Sie blieb länger als sonst am Fenster stehen, und bekräftigte ihm durch ihre zärtlichen Blicke, alles was sie geschrieben hatte. Man darf nur den ersten Schritt zum Bösen thun, welcher einem von Natur tugendhaften Herzen schwer wird, so geht hernach alles von sich selbst. Die arme Lucretia verlohr ihre noch angewandte wenige Vernunft; und ihre schon längst gespührte Neigung zu dem liebenswürdigen Bologneser glich nunmehr einem tobenden Meere, das endlich einen Damm durchbricht, der seiner tobenden Gewalt lange Zeit widerstanden hat.

In dreyen oder vier Tagen hernach waren unſere Verliebten des Handels vollkommen einig. Man beſtach eine Kammerjungfer, und es wurde alle Anſtalt gemacht, bey erſter beſter Gelegenheit den jungen Herrn in der Lucretia Zimmer zu führen.

Es iſt ſchwer, wenn man von einer Seiten verliebt, und von der andern eiferſüchtig iſt, daß man dieſen beyden Geſchäfften, deren jedes allein gnug zu ſchaffen macht, zu gleicher Zeit völlige Gnüge thue. Der Herr Adorni hatte kurz zuvor ſeinen herumſchweifenden Liebeshändeln Abſchied gegeben, und ſich dagegen die Tochter ſeines Pachters, auf einem nahe bey der Stadt befindlichen Rittergute, zum Gegenſtande ſeiner zärtlichen Flammen auserſehen. Er that öfters Spatzierreiſen dahin, bey welchen, wie man leicht denken kann, die Geſellſchaft ſeiner Gemahlinn überflüßig geweſen wäre; ja es fügte ſich nicht ſelten, daß er die Nacht dort zubrachte. Lucretia entſchloß ſich, die Zeit, die ihr Gemahl ſo luſtig zubrachte, auch für ſich nicht ganz ohne Vergnügen hinſtreichen zu laſſen; und ſo bald ſie erfuhr, daß er ſich zu einer ſolchen verliebten Reiſe anſchickte, ließ ſie ihrem Geliebten davon Nachricht geben. Es wurde die Abrede genommen, daß er ſich um Mitternacht vor der Hausthüre einfinden, und ihm ſelbige von der erwähnten Kammerjungfer eröffnet werden ſollte. Er erwartete die Nacht mit aller Ungeduld eines Verliebten, dem der Beſitz ſeiner Geliebten die höchſte Glückſeligkeit zu ſeyn deucht. Er wartete nicht bis die geſetzte Stunde

schlug, sondern es hatte kaum eilf Uhr geschlagen, so war er schon auf der Straße. Um denen, die ihn etwa in den Palast des Herrn Adorni gehen sehen möchten, nicht den geringsten Verdacht zu geben, hatte er sich völlig wie der Schwager seiner Schönen gekleidet, welcher ohngefähr von seiner Größe war, und auch in diesem Hause wohnte. Diese Vorsicht hätte ihm beynahe ins größte Unglück gestürzt. Dieser Edelmann hatte eben damals Händel mit einem andern gehabt; und etliche Bösewichter, dergleichen man in Italien gebraucht, wenn man sich ohne Gefahr an einem Feinde rächen will, hatten schon etliche Nächte auf ihn gelauret, ihn aber nicht antreffen können. Sie meynten also, als fänden sie ihn hier; und ohne viel Weitläuftigkeit zu machen, fielen sie ihn mit größter Wuth an. Es waren ihrer drey. Aber der junge Edelmann, ob ihm gleich dieser Angriff sehr unerwartet kam, wehrte sich mit der größten Tapferkeit. Sein Glück in der Liebe machte ihm seine Person werth, und er wollte ein Leben, das ihm die Gütigkeit der Lucretia so kostbar machte, recht theuer verkaufen. Er hatte schon einen seiner Gegner zum Kampfe untüchtig gemacht, aber er hatte auch schon einen starken Stich in den rechten Arm bekommen; und er würde sich unmöglich lange mehr haben vertheidigen können, wenn nicht zu allem Glücke ein wohlbewaffneter Reuter ihm zu Hülfe gekommen wäre, welcher die Banditen die Flucht zu ergreifen nöthigte.

Es war niemand anders als Adorni selbst. Er war noch mit nothwendigen Verrichtungen in

der

der Stadt beschäfftiget gewesen, hatte sich aber hernach noch zu Pferde gesetzt, um, ehe die Thore geschlossen würden, aus der Stadt und auf sein Landgut zu kommen. Er wußte, daß sein Schwager aus jugendlicher Hitze, sich einen schlimmen Handel zugezogen hatte; und weil er diesen jungen Edelmann für ihn angesehen hatte, so war er ihm zu Hülfe geeilt. Er sah zwar, daß er sich geirrt hatte, gleichwie auch die Banditen gethan hatten: weil er aber doch einen jungen Menschen von gutem Ansehen vor sich sah, und welcher verwundet worden war, so both er ihm aufs höflichste an, in sein Haus zu kommen. Er durfte den jungen Edelmann nicht lange hierzu nöthigen. Er führte ihn in ein schönes Zimmer, und ließ Wundärzte holen, die ihn verbinden mußten; kurz, er trug für diesen Fremden alle Sorge, die ein ehrbarer Mann für seines Gleichen tragen kann: und weil er sah, daß die Zeit, aus der Stadt zu kommen, vorbey war, so begab er sich in sein Zimmer, mit dem festen Entschlusse, mit dem frühesten abzureisen, und sein versäumtes Vergnügen doppelt wieder einzubringen.

Ehe er sich auf den Weg begab, war er so höflich und besuchte seinen Gast, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen. Er that noch mehr: er führte auch die schöne Lucretia zu ihm, und empfahl ihr ihn aufs beste, daß sie in seiner Abwesenheit gute Sorge für ihn tragen möchte. Nun stelle man sich vor, wie erstaunt sie gewesen seyn müsse, da sie eben denjenigen vor sich im

Bette liegend sah, welchen sie des Nachts so sehnlich, aber vergebens erwartet hatte, und um dessen Ausbleibens willen sie in so großer Angst gewesen war. Sie erhohlte sich aber doch von ihrem Erstaunen, und versicherte ihren Gemahl mit einer Erröthung, (die er ihrer Ehrbarkeit gütigst zuschrieb,) daß sie seinem Befehle so gut als es ihr möglich seyn würde, nachkommen wollte.

Der junge Edelmann, der seinem Wohlthäter an Höflichkeit nichts nachgeben wollte, bath ihn sehr um Vergebung, daß er ihm so viel Beschwerlichkeit verursachte, und sagte, er wolle sich Abends nach Hause bringen lassen. Adorni bath ihn nochmals, nur auf seine Gesundheit bedacht zu seyn, und gewiß zu glauben, daß es ihm ein Vergnügen seyn werde, ihn, so lange er es nöthig haben würde, in seinem Hause zu sehen. Da er aber sah, daß jener sein Anerbiethen nicht annehmen wollte, so sagte er endlich, er könne es halten, wie er es am besten befinden würde, und nahm Abschied von ihm.

Der junge Edelmann hatte seine Ursachen hierzu. Es deuchte ihm, seiner Liebe am zuträglichsten zu seyn, wenn er einem Manne, dessen Eifersucht ihm bekannt war, keinen Verdacht gäbe. Und weil er auch glaubte, er würde des Abends wieder nach Hause kommen, so sah er wohl, daß sein Bleiben in diesem Hause ihm in seinen Liebesangelegenheiten nur so lange nützlich seyn könnte, als der Herr Gemahl der Lucretia nicht darinnen wäre.

Welche

Welche Freude für ein verliebtes Paar, das durch einen so wunderlichen Zufall nunmehr allein zusammenkömmt! Die Beschreibung solcher Umstände ist unmöglich. Es giebt eine gewisse unmäßige Freude, die eines Schleyers eben so nöthig hat, als die Betrübniß des Agamemnons, als er den erzürnten Göttern seine Tochter opfern mußte. Ich sage nur noch, daß der junge Edelmann, ungeachtet seiner Wunde, noch im Stande war, die Lucretia um die sichersten Beweise ihrer Liebe zu ihm anzusprechen, und daß sie nicht so unbarmherzig war, es ihm abzuschlagen. Sie machten sich die glückliche Abwesenheit des Mannes vortrefflich wohl zu nutz, und mischten in ihre zärtlichen Ergetzungen unzehliche Spöttereyen über den Herrn Gemahl, daß er fürs Leben und Vergnügen seines Nebenbulers so viel Sorge getragen hatte. Der junge Edelmann hielt endlich auch sein Wort, das er dem Herrn Adorni gegeben hatte, und ließ sich in seine Wohnung tragen, ehe die Stunde kam, in der ihn Lucretia wieder zu Hause erwartete; aber man vergaß dabey nicht, die beste Abrede mit einander zu nehmen, wie man seine öftere Abwesenheit zu einem angenehmen Gebrauche anwenden wollte.

Dritte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein alter Geldwucherer zu Meiland verliebt sich in ein junges Frauenzimmer von Adel, in seiner Nachbarschaft, die wenig im Vermögen hatte, und auch einem armen Edelmanne zur Ehe versprochen war. Bey diesem Wucherer sucht der Bruder dieser Schönen Geld auf Zinse zu ihrer Ausstattung: er biethet ihm eine große Summe, mit dieser Bedingung an, daß seine Schwester seinen verliebten Begierden eine Gnüge thun solle. Dieser verspricht ihm dazu behülflich zu seyn. Anstatt dessen liefert er den Alten, mit Beyhülfe des Bräutigams, der Obrigkeit in die Hände, welche ihn des Landes verweist, und ihm die versprochene Summe Geldes zur Strafe auflegt, die hernach der jungen Verlobten zum Brautschatze gegeben wird.

Es lebte ehemals zu Meiland ein alter Wucherer, mit Namen Perrotti, der mit mancherley Unrechte großen Reichthum zusammen gescharrt hatte. Neben ihm wohnte eine adliche Frau, die einen Sohn und eine Tochter hatte, welchen sie, weil sie ihnen keine andern Schätze nachlassen konnte, die beste Erziehung gegeben hatte. Ihr Gemahl, der in Spanischen Kriegsdiensten gestanden hatte, war in seinen besten

besten Jahren verstorben; und sie besaß nur noch einige Feldgüter, von welchen die Einkünfte kaum zureichend waren, sie und ihre Familie kümmerlich zu ernähren. Ihr Sohn Dom Antonio war ein vollkommener rechtschaffener Mensch; und ihre Tochter Isabelle besaß eine so reizende Schönheit, daß sie fast aller Herzen an sich zog. Sie hatte einen Geliebten, dem nichts als Vermögen fehlte, um sie glücklich zu machen: und dieses war die einzige Schwierigkeit, warum die Mutter ihre Vermählung mit einem so würdigen Edelmanne noch immer verzögert hatte.

Die junge Schöne gieng bisweilen zu den Töchtern des alten Wucherers, und arbeitete mit ihnen, welches ihm Gelegenheit gab, sie oft zu sehen. In ihrem Umgange fand er unzählige Annehmlichkeiten, welche die Schönheit dieses liebenswürdigen Frauenzimmers noch mehr erhoben; und sein Herz, welches bisher mit filzigem Geize dermaßen erfüllt gewesen war, daß nicht die mindeste Zärtlichkeit in ihm Platz gefunden hatte, ward itzt auf einmal mit der stärksten Liebe zu der schönen Isabelle eingenommen. Cupido gleichet insgemein einem siegreichen Helden, der aus Zorne über den langwierigen Widerstand einer Festung, nachdem er sie bezwungen, alles mit Feuer und Schwerdte in ihr verheert. Diese angehende Liebe beunruhigte unsern Alten um so viel mehr, je weniger er Hoffnung vor sich sah. So eine gute Meynung man auch insgemein von sich selber hat, so war es doch unmöglich, daß er sie durch seine Leibes-Annehmlichkeiten zu besie-

gen

gen hätte hoffen können. Er war schon in seiner Jugend sehr häßlich gewesen, und das Alter hatte ihn vollends dermassen widerwärtig gemacht, daß seine eigne Frau, für die doch seine Häßlichkeit nichts neues war, sich nicht ohne den größten Ekel von ihm liebkosen lassen konnte. Ueberdieß hatte er hinter seiner schmuzigen Geldbank, und aus der Schreibart der Wechselbriefe, diejenige feine Kunst nicht gelernt, wie man sich der Eitelkeit eines Mägdchens zum Nachtheile ihrer Ehre bedient, indem man ihr mit geschickter Schmeicheley tausendmal mehr Gutes beylegt, als sie wirklich besitzt.

Der unglückliche Greis hatte schon längst in Sehnsucht geschmachtet, ohne sogar den kleinen Trost zu haben, sein Geheimniß einem Freunde anzuvertrauen, als er endlich einen kleinen Stral der Hoffnung zu erblicken glaubte.

Die Mutter der Isabelle hatte den Entschluß gefaßt, den auch ihr Sohn billigte, ihr Aeusserstes zu thun, um ihre Tochter auszustatten, und schlug also dem Dom Antonio vor, von ihrem Nachbar Perrotti tausend Thaler auf Zinsen zu nehmen, und ihm dafür eins von ihren Gütern zu verpfänden. Dieser junge Edelmann, der seine Schwester zärtlich liebte, und auch ein sehr vertrauter Freund ihres Liebsten war, ließ es sich gern gefallen, und eilte zu dem alten Geizhalse, um ihm diesen Antrag zu thun. Der verliebte Alte empfand hierüber eine unaussprechliche Freude, wuste sich aber doch zu verstellen. Um nun den Dom Antonio dahin zu bringen, wohin er ihn haben wollte,

ließ

ließ er sich erst lange bitten, und machte die Sache schrecklich schwer. Endlich aber, nach vielen dunkeln Redensarten, die allmälich deutlicher wurden, war er so frech und entdeckte ihm seine schändliche Neigung zur Isabelle; und versprach ihm dabey güldene Berge, wenn er ihm dazu behülflich seyn wollte.

Don Antonio, welcher viel zu rechtschaffen und edelgesinnt war, als daß ihm ein solcher Antrag nicht hätte ein Abscheu seyn müssen, war dennoch so verständig, seinen Zorn zu verbergen, um den verliebten Wucherer nicht abzuschrecken. Er nahm sich vor, ihn zu hintergehen, weil er wußte, daß es kein größers Unrecht ist, einen öffentlichen Betrüger zu betrügen, als einen Fuchs in der Schlinge zu fangen. Als Perotti sah, daß Don Antonio die Sache besser, als er selbst gehofft hatte, aufnahm, so bildete er sich ein, es nöthigten ihn die schlechten Umstände seiner Familie zu solcher Niederträchtigkeit, und er glaubte, er dürfte nur noch einen zweyten Angriff wagen, so würde er gewonnenes Spiel haben. Er erklärte sich also noch deutlicher, und versprach ihm, daß wenn er ihm zum verliebten Besitze der Isabelle verhelfen wollte, er nicht allein seiner Mutter zwey tausend Thaler auf viele Jahre, und ohne Zinsen, sondern auch ihm selbst ein Geschenk von hundert Pistolen geben wolle. Als der junge Edelmann sah, daß Perotti anbiß, so machte er ihm einige Hoffnung,

und sagte ihm ganz freundlich, es werde vornehmlich auf Isabellen selbst ankommen; er aber wolle es ihr vortragen, und ihm zu gefallen so viel dabey thun als er könne. Der feine Perrotti war bey diesem so tröstlichen Versprechen vor Freuden ganz außer sich selbst. Er umarmte den jungen Edelmann fast mit eben der Entzückung, als ob es Isabelle selbst gewesen wäre, und gab ihm etliche Pistolen, gleichsam zum Handgelde, damit der Handel um seine Schwester desto eher zur Richtigkeit käme.

Don Antonio ergetzte sich an dem unerwarteten guten Erfolge seines Besuchs, und gab hernach dem verliebten Perrotti noch mehr Besuche, bey welchen er jederzeit, (wenn er ihm erzehlte, wie seine Schwester immer geneigter zu seiner Liebe würde,) die dabey vorkommenden Schwierigkeiten so künstlich mit guter Hoffnung zu vermischen wußte, daß er dem alten Raubvogel immer etliche Federn ausrupfte. Nachdem er ihm etliche Wochen lang, den Mund, wie man sagt, wässerig gemacht hatte, so wollte er endlich die letzte Hand ans Werk legen. Er entdecke seinen gemachten Anschlag dem Liebhaber der Isabelle, welcher ihm völligen Beyfall gab, und die nöthige Verabredung mit ihm nahm, wie ich itzt erzehlen werde.

Don Antonio gieng einmals sehr früh zum Perotti, und sagte ihm, daß seine Schwester in alles willigen wollte, wenn anders die Sache recht geheim gehalten würde, so, daß ihr guter Ruf nicht

dabey

dabey litte, und ihr Bräutigam nicht den mindesten Verdacht bekäme. Diese gute Zeitung machte den alten Narren vor Freuden fast närrisch. Er war im Stande, sich aus nichts eine Schwierigkeit zu machen, und keine Gefahr zu scheuen, wenn er nur der schönen Isabelle habhaft werden könnte. Don Antonio machte sich seinen verliebten Paroxismus auf der Stelle zu nutz, und er erhielt von ihm die Erfüllung aller seiner Versprechungen, ehe er ihm noch die rechten Mittel und Wege gezeigt hatte, wie er seines Wunsches bey der schönen Isabelle theilhaft werden sollte. Der Wucherer zahlte ihm alsobald die versprochenen hundert Pistolen, nebst dem Darlehne der zwey tausend Thaler aus. In der That gebehrdete er sich dabey fast eben so, da er das Geld aus dem Kasten zog, als ob er sein Eingeweide aus dem Leibe risse; aber kurzum, die Liebe behielt hier einmal die Oberhand über den Geiz, und rächete sich über alle Siege, die der Geiz so oft über die Liebe behalten hat.

Nunmehr fehlte nur noch, dem alten Gecken die Wege zu zeigen, wie er zu seinem vermeynten höchsten Glücke gelangen sollte. Der Endzweck des Don Antonio war nicht nur, ihn um ein grosses Stück Geldes zu bringen, sondern ihn auch gehörig zu bestrafen, daß er seine Familie zu schänden, auch ihn selbst zum Spießgesellen seiner Schandthat zu machen gesuchet hatte. Seine Schwester schlief stets bey ihrer Mutter: nichts desto weniger machte er dem Wucherer weis, als

sey ihr Schlafzimmer auf die Gasse heraus, und er könne bey finsterer Nachtzeit ohne alle Schwierigkeit durch ein Fenster, das man mit Fleiße offen lassen wolle, zu ihr hinein steigen. Schon die nächst folgende Nacht wurde zu dieser Liebesthat ausersehen: denn der Alte war viel zu ungeduldig, als daß er sein Vergnügen noch länger hätte verschieben wollen. Kaum hatte es des Nachts zwölf geschlagen, so begab sich Perrotti, nebst Don Antonio, mit einer Leiter auf der Achsel, auf den Weg. Man legte sie ans Haus an. Perrotti stieg viel hurtiger, als sein Alter und seine krummen Beine vermuthen liessen, hinauf. Aber, zum größten Unglücke für ihn, hatte er kaum den Fuß in die Kammer gesetzt, so schrieh eine alte Köchinn, die darinnen lag, und noch nicht eingeschlafen war, Diebe! Diebe! und dieses mit einem so fürchterlichen Tone, daß in dem Augenblicke das ganze Haus rege wurde. Der alte verliebte Narr, der über eine so unerwartete Aufnahme fast vom Verstande kam, hielt fürs beste, sich wieder auf seine Leiter zu begeben. Allein, so bald er einen Fuß darauf hatte, so ließ sie Dom Antonio ausglitschen. Der Fall, den unser dicker und fetter Herr Perrotti that, war sehr hart. Ausserdem daß er sich an etlichen Orten zerquetschte, und mehr als eine Rippe im Leibe verrenkte, brach er auch einen Arm, und blieb halb todt auf der Erde liegen. Sein Unglück war hiermit noch nicht vorbey. Der Bräutigam der Isabelle hatte sich, mit Vorwissen ihres Bruders, mit etlichen Bürgern

von der Nachtwache versteckt gehabt. Sie liefen alle nach dem Lärmen, den Perrotti mit seinem Falle machte, hinzu, ergriffen ihn als einen Dieb, und lieferten ihn ins Gefängniß.

Man kann leicht denken, in was für Angst unser gewesener Liebhaber war, als er in einem finstern Kerker auf dem Strohe lag, anstatt daß er itzt in den Armen des schönsten Mägdchens in ganz Meiland zu liegen gehofft hatte. Am folgenden Morgen, nachdem man ihm den Arm eingerichtet, und seine übrigen Wunden verbunden hatte, nahmen ihn die Richter ins Verhör. Er wollte lange nicht mit der Wahrheit heraus, und alles was man von ihm heraus bekommen konnte, war dieses, daß er nicht im geringsten habe stehlen wollen. Die Richter, wie man wohl glauben kann, liessen sich hieran nicht begnügen, und bedroheten ihn, ihm die Tortur zu geben: er sahe sich also zuletzt genöthiget, sein schändliches Vorhaben zu gestehen, welches er wider die Ehre einer ansehnlichen Familie, gehabt hatte. Inzwischen behauptete er steif und fest, er habe nichts ohne Genehmhaltung der Isabelle und ihres Bruders gethan, welchen er noch nicht gänzlich für die Ursache seines Unglücks hielt.

Es wurde also auch Don Antonio vor Gericht gefordert. Dieser gestand ohne Bedenken alles, und machte den Richtern eine weitläuftige Beschreibung davon. Er bewies ihnen, daß seine

Schwester nicht das mindeste von der ganzen Sache gewußt, und daß der Wucherer verdient habe, um seiner Geilheit willen, und weil er ihm, auf sichere Pfandverschreibungen, dennoch nicht anders, als mit Beschimpfung seiner Familie, habe Geld lehnen wollen, auf solche Art belohnet zu werden. Die ganze Strenge der Justiz kam also auf unsern unglücklichen Alten. Er wurde drey Jahre des Landes verwiesen, und verurtheilet, nicht nur die dem Don Antonio geschenkten hundert Pistolen, sondern auch die der Mutter geliehenen zwey tausend Thaler einzubüßen. Diese Geldsumme wurde der schönen Isabelle zum Brautschatze gegeben: und sie bekam also, durch den schändlichen Anschlag dieses alten Phaetons, ein Vermögen und einen verdienstvollen Gemahl.

Vierte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Der Graf Fabricius begiebt sich aus seiner Vaterstadt Ferrara weg, und zieht nach Placenz. Er befiehlt seinen Bedienten, mit einem Theile seiner Familie und allem Hausgeräte auf dem Po nachzukommen. Das Schiff geht durch einem gewaltigen Sturmwind zu Grunde, und bleibt niemand beym Leben, als eine junge Tochter des Grafen, welche von Bauersleuten schwimmend in einer Wiege, nebst einigen silbernen Spielsachen, gefunden wird. Sie wird in einem Armenhause zu Ferrara erzogen, und heirathet endlich einen sehr ehrbarn ausländischen Künstler. Sie wird zufälliger Weise von ihrem Vater an diesen silbernen Sachen erkannt, und führt hernach einen glücklichen Ehestand mit ihrem Manne.

Zur Zeit einer von denen großen Staatsveränderungen, die ehedem in Wälschland gewöhnlich waren, entschloß sich der Graf Fabricius, von Ferrara nach Placenz zu ziehen, woher seine Gemahlinn Fulvia gebürtig war. Nachdem er seine Sachen in Richtigkeit gebracht hatte, reiste er mit seiner Gemahlin und zweenen sehr jungen Söhnen, zu Lande ab, und befahl seinen Bedienten, ihm mit seinem Hausgeräte auf dem Po nachzufolgen. Man miethete hierzu zwey kleine Schiffe, auf deren eins die Sachen, und aufs andere die

Bedienten, nebst seiner jungen Tochter und ihrer Amme, gebracht wurden. Die Schiffe wurden an einander gebunden, und von Pferden gezogen. Es war im Ausgange des Winters, wenn dieser ohnedieß reissende Strom insgemein vom zerschmolznen Schnee dermassen anwächst, daß er zuweilen ganze Dörfer und Wälder mit sich wegnimmt. Gegen Abend erhob sich ein heftiger Sturm, welcher die Bedienten des Grafen so furchtsam machte, daß sie ans Land gehen wollten. Aber der Steuermann trieb nur einen Spott mit ihrer Furcht, und fuhr, ihnen zum Trotze, immer weiter, um ein gutes Nachtlager zu erreichen. Unterdessen wurde der Sturm noch heftiger. Das erste schwer beladene Schiff sank plötzlich zu Grunde, ehe man die Seile, mit welchen das andere, auf dem die Leute sich befanden, abhauen konnte, so daß es ein gleiches Schicksal mit jenem hatte; und dieses Unglück geschah so plötzlich, daß die Last beyder Schiffe, indem sie sunken, die Pferde und alle, die dabey waren, ins Wasser zog, so daß niemand gerettet wurde. Ein gleiches widerfuhr den Bedienten des Grafen, welche insgesammt in der Cajüte waren, und ersaufen mußten. Die Amme, welche noch furchtsamer als die andern gewesen war, hatte sich mit der jungen Lucia, Tochter des Grafen, die noch in der Wiege lag, auf den Oberlauf begeben; dennoch half ihr auch diese Vorsicht nichts, wohl aber dem Kinde, welches mit der Wiege ins Schilf am Ufer getrieben wurde, wo es am folgenden Morgen, ganz erstarrt, von Bauersleuten gefunden wurde.

Es

Es war die höchste Zeit, daß es gerettet wurde. Das arme Kind hatte diese Nacht schrecklich ausgestanden, und es war dem Tode schon nahe. Man erwärmte es aber doch, und gab sich alle Mühe mit ihm. Zum Mitleiden dieser armen Leute half auch noch, daß es kostbare Windeln und einige silberne Spielsachen bey sich hatte, aus welchen sie leicht abnehmen konnten, daß dieses Töchterchen einem Manne von hohem Stande gehören müsse, der sie vielleicht mit der Zeit für ihre Barmherzigkeit belohnen könnte. Zu allem Unglücke waren es die ärmsten Leute im ganzen Dorfe: und als sie sahen, daß dieses Mägdchen, da es heranwuchs, viel zu zart war, als daß es ihnen hätte können ihr Brod mit Arbeit verdienen helfen, so wußten sie nicht, was sie anfangen sollten, weil sie sich nicht entschliessen konnten, ihren eignen Kindern, um eines fremden willen, das Brod zu entziehen. Sie berathschlagten sich also mit dem Pfarrer, (dem gewöhnlichen Orakel der Landleute), welcher ein verständiger und rechtschaffener Mann war. Dieser rieth ihnen wohlmeynend, das Mägdchen nach Ferrara zu bringen, wo nach Art der meisten Städte in Wälschland, ein Haus für Findelkinder war. Er gab ihnen gute Empfehlungsschreiben an die Aufseher dieses Hauses mit, und ließ sie die Wiege nebst den erwähnten Spielsachen mit dahin nehmen, weil sie der unglücklichen Lucia dereinst dienlich seyn konnten, ihre Aeltern ausfindig zu machen. Das kenntlichste Stück darunter war eine Klapper, an einer langen silbernen Kette, auf welcher ein Wappen

zu sehen war, das wie ein vornehmes adeliches aussah.

Die kleine Lucia wurde im Findelhause aufgenommen, und weil man ihren wahren Namen nicht wissen konnte, so nennte man sie Mosette, wegen der Aehnlichkeit ihres Schicksals mit Moses seinem. In kurzer Zeit unterschied sie sich von allen ihren Gespielinnen durch ein gewisses gravitätisches Wesen, das gar nicht aus einer Eitelkeit, oder aus einer lächerlichen Verächtlichkeit gegen andere, sondern aus Sittsamkeit u. Bescheidenheit entstand. Sie machte sich bey den Weibern, welche die Findelkinder erzogen, durch ihre Sanftmuth und Lehrbegierde beliebt: sie war ungemein geschickt, und lernte in sehr kurzer Zeit alle jüngferliche Künste besser als ihre Lehrmeisterinnen selbst.

Alle diese Naturgaben und schönen Eigenschaften bekamen noch einen großen Zuwachs durch ihre besondere Schönheit: und diese nahm sich um desto mehr aus, je mehr die Schamhaftigkeit der jungen Mosette sich alle Mühe gab, ihre Vorzüge vor anderen und vor sich selbst zu verbergen.

Der Himmel, welcher so viele Tugenden und Reizungen für die menschliche Gesellschaft nicht unnütz bleiben lassen wollte, bestimmte indessen für diese junge Schönheit einen liebenswürdigen Gemahl. Es war ein Franzos, aus Provence gebürtig, ein Sohn eines Paars Aeltern, die von Glücksgütern entblößt, aber edel und reich waren, wenn anders die Tugend der wahre Adel und der kostbarste Schatz ist. Sie hatten alles mögliche

gethan,

gethan, ihren Sohn eben so tugendhaft, wie sie selbst waren, zu erziehen, und waren auch vollkommen glücklich darinnen gewesen. Ausser denjenigen Eigenschaften, welche einen rechtschaffenen und frommen Mann machen, besaß er auch Witz und große Fähigkeiten, so daß ihm in allerley Künsten, wo diese Gaben am meisten nöthig sind, nichts schwer wurde.

In seiner ersten Jugend hatte er die Uhrmacherkunst in so hoher Vollkommenheit gelernt, daß sich die Meister (wie man sagt) um ihn rissen. Weil er aber wußte, daß man selten ein recht großer Mann wird, wenn man stets an einem Orte bleibt, so entschloß er sich, auf Reisen zu gehen, um sich immer vollkommener zu machen. Seine Aeltern waren ihm hierinnen nicht zuwider, weil sie hofften, daß seine vortreffliche Gemüthsart, die er zum Theile ihren weisen Lehren zu danken hatte, ihn vor denjenigen gefährlichen Klippen bewahren würde, in die eine unbedächtige Jugend oftmals mit Wissen und Willen geräth. Er gieng zuerst in die Niederlande; legte sich allda auf die Mathematik, welche für Leute von seiner Kunst so nöthig ist; und er lernte in kurzer Zeit, alle Gattungen der vortrefflichsten Sonnenuhren zu machen. Er reiste hernach nach Deutschland, wo er im Zeichnen und Kupferstechen sehr geschickt wurde: kurz, seine Reisen machten ihn zu einem allgemeinen Künstler, und in jeder Kunst vollkommen.

Um vollends seine Geschicklichkeit aufs höchste zu treiben, begab er sich nach Wälschland, welches

die

die Mutter der Künste und Wissenschaften heissen kann. Nachdem er die vornehmsten Städte besuchet hatte, hielt er sich einige Zeit in Ferrara auf, weil diese Stadt ihm gefiel, und die Einwohner daselbst, (welche man für die rechtschaffensten Leute in allen diesen Provinzen, hält,) seine Liebe und Hochachtung verdienten. Hier wurde er von jedermann bewundert. Die berühmtesten Künstler gaben ihm mit Freuden den Vorzug in der Geschicklichkeit, ohne ihn um seiner ausserordentlichen Gaben willen zu beneiden, als welche ihn gewissermaßen weit über den Neid erhoben. Sein Verdienst glich der Sonne, welche alsdann am wenigsten Schatten macht, wann sie am höchsten steht.

Dennoch würde er diesen ihm angenehmen Aufenthalt zu Ferrara wieder verlassen, und alles, was irgend in allen andern Städten Wälschlands der Neugier eines Fremden am würdigsten ist, in Augenschein genommen haben, bevor er wieder nach Frankreich gereist wäre, wenn nicht die vornehmsten Personen in Ferrara ein Mittel gefunden hätten, wodurch sie ihn bey sich behielten.

Eine liebenswürdige Frau ist ohne Zweifel dasjenige, was dem vielen Reisen eines Mannes ein Ziel setzen, und ihn sein Vaterland vergessen lassen kann: und eben dieses Mittels suchten sich seine Freunde, die in seine Verdienste und Gaben verliebt waren, zu bedienen, um ihn in ihrer Stadt zu behalten. Das erwähnte Findelhaus gab ihnen eine gute Gelegenheit an die Hand, ihn mit einer Frau zu versorgen. Die Mägdchen in demselben

sind

ſind aufs beſte erzogen; und die Mildthätigkeit der Einwohner giebt den Aufſehern dieſes Hauſes Mittel, ſie wohl zu verſorgen, weil es nicht ſchwer iſt, eine gute Ausſteuer für ſie zu ſammlen.

Weil übrigens der Müßiggang bey den Wälſchen faſt noch gewöhnlicher als bey den Spaniern iſt, ſo giebt man dieſe Mägdchen viel lieber Fremden als Einheimiſchen; die Mägdchen ſelbſt aber, weil ſie die tyranniſche Eiferſucht der Wälſchen wiſſen, freuen ſich, daß ihre Vorgeſetzten dieſer Meynung ſind.

Man ſchlug alſo unſerm berühmten Künſtler eine ſolche Heirath vor; und er, der zu einer zärtlichen und feinen Liebe geneigt, und frey von den tobenden Wollüſten der Wälſchen war, nahm den Vorſchlag mit Vergnügen an, wofern man ihm, (ſagte er) eine zur Frau ausläſe, die er ſeiner Liebe für recht würdig halten könnte. Man ſagte ihm alſobald von der Schönheit und den vortrefflichen Eigenſchaften der Moſette; und man erzählte ihm das Unglück, ſo ihr in ihrer erſten Kindheit begegnet war. Er hörte dieſe betrübte Erzehlung mit einem Mitleiden, das ſchon ſein Herz zur Zärtlichkeit neigte. Er war begierig ſie zu ſehen: er ſah ſie; und in dem Augenblicke, da er ſie ſah, liebte er ſie, und begehrte ſie zur Ehe. Sein Wunſch ward ihm ohne Mühe gewährt; und alle, die ihn und ſie kannten, ſchätzten beyde glücklich, und zweifelten nicht, daß ſie einander in ihren ganzen Leben glückſelig machen würden. Unſer Franzos fand unzählige Reizungen und herrliche Eigenſchaften an ſeiner Frau, um deren willen er den Tag

glück-

glücklich pries, an dem er nach Ferrara gekommen war; und die schöne Mosette fand an ihrem Manne, ausser einer sehr liebenswürdigen Gestalt, so seltene schöne Gesinnungen, und eine so zärtliche und feine Liebe, daß sie sich mehr ergetzte, in einem mittelmäßigen Stande mit ihm zu leben, als wenn sie mit einem andern in größerer Ehre und Wohlfahrt gelebt hätte.

Der Himmel segnete auch eine so schöne Vereinigung vieler Tugenden und edler Gesinnungen. Dieser glückliche Ehemann legte, bald nach der Hochzeit, einen Laden an, und verdiente so viel als er selbst wollte. Es schien, als machte er einem jeden, für den er sichs gefallen ließ zu arbeiten, lauter Geschenke: und Mosette vermehrte ihres lieben Ehemanns gute Nahrung, nicht nur mit feiner Stückarbeit und Tapezerey, die sie selbst machte, sondern auch durch ihre kluge und fleißige Wirtschaft dermaßen, daß Segen und Ueberfluß über ihr ganzes Haus kam.

So lebten sie viele Jahre mit einander, ohne über die vielen Kinder, die ihnen der Himmel gab, zu erschrecken, weil sie sich im Stande sahen, ihnen eine gute Erziehung zu geben.

Der Graf Fabricius, der Vater der liebenswürdigen Mosette, hatte sich anfangs über das Unglück seiner Tochter und seiner Bedienten innigst betrübt; aber mit der Länge der Zeit hatte er sich diesen Verlust wieder aus dem Sinne geschlagen. Er hatte noch zween Söhne, die ihm viel Freude machten; und der ältere hatte schon eine schöne Heirath

rath getroffen. Weil sein meistes Vermögen in Ferrara war, so überließ er die Besorgung desselben diesem Sohne, Namens Octavio, welcher deßwegen mit seiner jungen Gemahlinn seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt nehmen mußte. Er machte bald Bekanntschaft mit unserm künstlichen Franzosen; und weil er die Mathematick gelernt hatte, so fand er ein solches Vergnügen in dem Umgange mit einem Manne, der sie so wohl verstand, daß er oft zu sagen pflegte, es sey eine Person von solcher Fähigkeit eines noch größern Glücks werth.

In der Zeit, da unser großer Künstler täglich im Hause des Grafen aus und eingieng, weil dieser fast nicht mehr ohne ihn leben konnte, befand sich seine Gemahlinn schwanger; Octavio meldete diese erfreuliche Zeitung seinem Vater, mit Bitte, er möchte nach Ferrara kommen und Pathe werden.

Der Graf Fabricius erfreute sich, daß er bald Großvater werden sollte, und reiste ohne Verzug mit seiner Gemahlinn Fulvia dahin ab. Nachdem er das Kind aus der Taufe gehoben hatte, so blieb er aus väterlicher Liebe noch über ein halbes Jahr dort. Weil alsdann der junge Sohn des Octavio anfieng Spielsachen zu brauchen, so suchte man allerwegen solche auf, die sich für ihn schickten. Als unser Künstler davon Nachricht bekam, so sagte er zum Grafen, er habe einige recht artige, und wolle sie ihm bringen. Wie? mein lieber Freund, antwortete Octavio, sind sie auch ein Goldschmid? Ich glaube sie verstehen alle Künste in

der Welt! Was ich meyne, Herr Graf, (sagte der Franzos) ist nicht von meiner Arbeit, sondern es ist das einzige Erbgut, das meine Frau, ausser einer Wiege und einigen Windeln, von ihren Aeltern hat, und das mir die Aufseher des Findelhauses, als ich sie heirathete, überliefert haben. Ich habe niemals große Rechnung auf diese Sachen gemacht, das ich etwa hätte hoffen dürfen, als könnte sie dadurch ihre Aeltern wiederfinden. Fabricius und Fulvia, die dieses anhöreten, wurden sehr aufmerksam dabey, ohne zu wissen warum, und sie bathen den Künstler, er möchte sie herbeybringen. Er that es; und als Octavio sie genauer betrachtet hatte, so sagte er zu ihm: das ist in Wahrheit galant von ihnen! sie haben unser Wapen darauf gestochen, und haben doch nicht erst gefragt, was ich erst dafür zahlen solle. Ich danke ihnen für das gute Vertrauen, so sie zu meiner Billigkeit haben müssen. Ich (sagte der Franzos) habe das Wapen nicht darauf gestochen: es befand sich schon damals darauf, als meine Frau in der Wiege im Wasser gefunden worden ist. Dem sey aber auch, wie es wolle, ich begehre nichts für dieses Spielzeug, und bitte vielmehr um Erlaubniß, es dem jungen Grafen schenken zu dürfen. Mir gnügt es überflüßig, wenn sie mir ihre Gnade ferner beybehalten wollen.

Der Graf Fabricio nahm diese Spielsachen, zeigte sie seiner Gemahlinn, und sagte: sehen sie doch, liebe Gräfinn! das ist ja unser Wapen! ist das nicht was ganz besonders? Kaum hatte Fulvia sie besehen, so rief sie laut; o Himmel! das

sind

ſind in Wahrheit die Spielſachen meiner unglücklichen Lucia, die vor ſo vielen Jahren im Po erſoffen iſt. Dieſe Worte gaben dem Fabricius einige Vermuthung, was an der Sache ſeyn könnte, (und wie ſie wirklich war.) Er befragte den Künſtler um vielerley Umſtände; und dieſer ſagte ihm, wie alt ſeine junge Frau ſey: welches mit der Zeit, ſo lange er ſeine Tochter eingebüßt hatte, völlig übereintraf. Er gieng mit größter Eilfertigkeit ins Findelhaus, wo man ihm eben daſſelbe noch mehr beſtätigte. Fulvia gieng auch, und nahm die Wiege und die Windeln, worinnen Moſette gefunden worden war, ſelbſt in Augenſchein. Ihr Gemahl begab ſich auch in das Dorf, wo ſie erzogen worden war. Er beſprach diejenigen, die ſie gefunden hatten, imgleichen den Pfarrer des Orts, auf deſſen Anrathen ſie war ins Findelhaus gebracht worden. Nach allem dieſen blieb ihm nicht der geringſte Zweifel übrig, daß Moſette nicht ſeine Tochter Lucia ſey: wiewohl auch ſchon die ſtarke Aehnlichkeit derſelben, mit der Fulvia, allein im Stande war, ihn hiervon zu verſichern. Seine Freude über dieſe Entdeckung war unbeſchreiblich groß. Anſtatt es ungern zu ſehen, daß ſeine Tochter einen Ehemann von geringern Stande bekommen hatte, dankte er vielmehr Gott, daß er einen Schwiegerſohn hatte, der ſolche Gaben beſaß, welche eigentlich den Urſprung zum Adel gegeben haben. Er ließ ihn in den Adelſtand erheben, und ſchenkte ihm (wie zur Mitgift) ein ſchönes Rittergut, von dem er mit ſeiner Familie reichlich leben konnte.

Dieser glückliche Ehemann trieb nichts desto weniger diejenigen Künste fort, die ihm so viel Ehre zu wege gebracht hatten, nur mit dem Unterschiede, daß er nunmehr zur Ergetzung that, was vorher seine Arbeit gewesen war. Uebrigens that auch diese unerwartete Veränderung der Tugend dieses würdigen Ehepaars nicht den mindesten Eintrag. Diese Tugend hatte in ihren Herzen so fest Wurzel gefaßt, daß sie nicht auszurotten war: sie machte vielmehr, daß sie sich in ihre neuen Umstände klüglich zu schicken wußten.

* *

Fünfte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein französischer junger Edelmann verliebt sich in eine schöne Person, die für eines Bauern Tochter gehalten wird. Er sucht sie zu verführen, aber vergebens. Er will ihr durch einen seiner Bedienten weis machen, als wollte er sie heirathen. Sie giebt ihn hierauf Gehör, entdeckt aber hernach seine bösen Absichten, und will nichts mehr von ihm wissen noch hören. Der erwähnte Bediente verliebt sich selber in sie, beweget sie zur Gegenliebe, und macht alle Anschläge seines Herren wider sie, zu schanden. Der Vater des jungen Edelmanns giebt ihr schuld, sie habe seinen Sohne einen Liebestrunk beygebracht, und läßt sie ins Gefängniß werfen. Sie wird durch den Bedienten von aller Gefahr befreyet; und nachdem sie endlich für die Tochter einer reichen adelichen Person erkannt worden, heirathet sie diesen Bedienten, der sich so verdient um sie gemacht hatte.

Zur Zeit, als Heinrich der vierte in Frankreich, nach so vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten, und nach so mancher großer Staatsveränderung, sein schönes Reich wieder in Ruhe besaß, lebte in der Provinz Perche ein Marquis von Fleuranval, welcher sehr schöne Güter besaß.

Er war ein Herr, der sich sowohl bey seinen Unterthanen, als auch in seiner Familie, in Ehrfurcht und Liebe zu erhalten wußte. Er war ohne Tadel in seiner Aufführung, ein Feind des schlechten Lebens und aller Wollust, vornehmlich wenn hierzu Betrug angewandt werden wollte. Sein ältester Sohn, ob er wohl einige gute Eigenschaften an sich hatte, und von sehr schöner Leibesgestalt war, machte ihm dennoch unzehlige Verdrießlichkeiten. Er hatte sich gänzlich dem Spiele ergeben, weil er vorgab, es gäbe ihm sein Vater nicht so viel, daß er standesmäßig leben könne; und er sähe sich daher genöthiget, vom Glücke zu suchen, was ihm der Marquis aus Härte verweigerte. Vergebens zeigte ihm sein Vater die gefährlichen Folgen seiner häßlichen Neigung: er blieb in diesem Stücke wie er war; und das Glück vereinigte sich gleichsam mit ihm wider die weisen Vorstellungen des alten Herrn, der, ungeachtet aller Fehler seines Sohns, ihn dennoch zärtlich liebte.

Das Glück blieb ihm dermassen getreu, daß er gleichsam so viel, als er selbst wollte, gewann. Aber zu allem Unglücke, wurde die Tugend in seinem Gemüthe immer schwächer, je stärker und schwerer sein Geldbeutel vom Raube seiner Mitspieler wurde. Insgemein achtet man solches Geld wenig, das man mit so leichter Mühe an sich bringt; und man verschwendet mit größtem Unbedachte, was man ohne Arbeit erworben hat. Eben dieses that auch der junge Fleuranval; und weil er sah, daß er eine Geldquelle hatte, so fand er tausend

send Gelegenheiten, sein Geld übel anzuwenden. Er war von Natur nicht weniger zum Frauenzimmer als zum Spiele geneigt: und die Gunst des Glücks verschaffte ihm (wie die tägliche Erfahrung in der Welt lehret,) auch leichtlich Weibergunst. Sein Geld, in Verbindung mit seinem Witze und einer schönen Gestalt, bähnte ihm zu allen Herzen den Weg, und ließ ihn Lüste schmecken, deren Süßigkeit mit keiner Bitterkeit vermischt war. Dergleichen Wollüste werden in kurzer Zeit unschmackhaft: sie haben eine gewisse Gleichförmigkeit an sich, welche Ekel bringt; und nur die Schwierigkeit dabey, ist gleichsam die Würze des verliebten Genusses. Der junge Fleuranval empfand in sich die Wahrheit dieses Satzes. Er fand keinen Geschmack mehr an seinen flatterhaften Liebeshändeln; und er bemühte sich fast eben so begierig, wie man ist, wenn man Schätze sucht, eine Schöne zu finden, die gerade nur so viel Zucht und Ehre besäße, als nöthig ist, die Schönheit recht reizend und anzüglich zu machen. Man erzählte ihm vieles von der Tochter eines Bauersmanns, in einem benachbarten Dorfe, als von einer ungemein schönen Person, die man aber nicht ohne viel Mühe nur zu sehen bekomme, und die ganz über ihren Stand spröde sey. Hier meynte er endlich zu finden, was er sich wünschte. Er brachte es durch mancherley List dahin, daß er sie zu sehen bekam; als er aber dachte, daß schon alles richtig wäre, so war er eben so weit gekommen, als wenn er sich noch nicht die geringste Mühe um sie gegeben hätte.

Mit gleichem Muthe widerstand sie auch seinen Geschenken und seinen Schmeicheleyen; ja sie wußte es so klug einzurichten, um seinen Verfolgungen zu entgehen, daß es etliche Monathe währte, ehe Fleuranval nur die mindeste Gelegenheit bekam, sie wieder zu sehen. Seine Absicht war anfangs bloß gewesen, sich zum Nachtheile der Ehre dieses liebenswürdigen Bauermägdchen zu vergnügen; aber die Schwierigkeiten die er fand, machten ihn wirklich verliebt in sie: und je stärker diese Schwierigkeiten wurden, desto stärker wurde auch seine Liebe, welche sich zulezt in eine Art von Raserey verwandelte. Er brauchte gar keine Vernunft mehr; seine Liebe war die einzige Richtschnur seiner Thaten. Sollte es ihm auch mehr als einmal sein Leben gekostet haben, so hätte er es nicht geachtet, wenn er nur seine Geliebte einige Augenblicke hätte sehen können.

Unter seinen Bedienten befand sich ein gewisser junger Mensch, mit Namen Du Parc, der Sohn eines Pachters beym alten Marquis, welcher ihn seinem Sohne zugegeben hatte, weil er von dieses Menschen Ehrbarkeit und Treue überzeuget war. Er hatte erst mit dem jungen Fleuranval studiret, auch, weil er von Natur witzig war, vieles gelernt. Er hatte nicht weniger in den Leibesübungen viel begriffen, und dabey alle gute Arten und Gesinnungen, durch die ein Mensch von gutem Hause sich vom Pöbel unterscheidet, an sich genommen. Unser Verliebter, ob er gleich schon oft an diesem Jünglinge einen für sich beschwerlichen

Tadler seiner Aufführung gefunden hatte, hatte doch in so weit ein gar gutes Herz, daß er Gewogenheit für ihn hegte, und ihn mehr wie einen Freund als einen Diener hielt. Da er zuletzt keinen Rath mehr wußte, um zu seinem verliebten Endzwecke zu gelangen, so entschloß er sich endlich, diesem Bedienten sein Geheimniß anzuvertrauen, und ihn für sich und sein Vergnügen arbeiten zu lassen. Mein lieber Dü Pare, sagte er einsmals zu ihm, du mußt mir ein Merkmahl von deiner Treue geben, wofür ich dir unaufhörlich verbunden seyn werde. Du siehst, daß ich seit geraumer Zeit ein schmachtendes Leben führe, aber du weißt nicht warum. Die Liebe bringt mich in diesen elenden Zustand. Es wird dir diese Leidenschaft vermuthlich nicht ganz unbekannt seyn; und wenn du jemals eine recht grausame Liebste gehabt hast, so wird dir mein betrübter Zustand leicht begreiflich seyn. Ich liebe, so sehr als man kann, die schöne Lisette, die als ein sehr schönes und züchtiges Mägdchen so sehr berühmt ist: und sie muß mein werden, oder ich muß des Todes seyn. Sie läßt sich nicht vor mir sehen. Geh von meinetwegen zu ihr, mein lieber Dü Parc: (denn dein Besuch wird ihr nicht verdächtig seyn,) und gieb dir alle mögliche Mühe, sie auf andere Gedanken zu bringen. Ich werde dir mein Leben zu danken haben, wenn du mir das Vergnügen verschaffen kannst, daß ich sie nur zu sehen bekomme.

Ich danke ihnen herzlich, mein Herr, antwortete Dü Parc, für das gute Vertrauen, so sie in meine Treue setzen wollen; und ich erkühne mich,

sie zu bitten, daß sie versichert seyn wollen, wie ich alles in der Welt, ihnen zu gefallen, gern thue, wenn nicht meine Tugend dabey leidet. Aber erwägen sie, Herr! zu was sie mich brauchen wollen, und ob ich ihnen, ohne eine Schandthat zu begehen, behülflich seyn kann, ein ehrliches Mägdchen zu verführen, die Sie nur dadurch unglücklich macht, weil sie so viel Vernunft und Zucht besitzt, sich als die unglücklichste Person von der Welt anzusehen, wenn sie ihre Ehre verlöhre. Mein Leben, Herr, steht ihnen zu Diensten, so bald als sie befehlen; aber nur lassen sie mich einen rechtschaffenen Menschen bleiben, welches Gut ich niemanden aufopfere. Nein, Herr! ich werde ihnen die Unschuld der armen Lisette niemals besiegen helfen. O! mein guter Dü Parc, (fuhr Fleuranval schnell heraus,) wer redt denn vom Besiegen der Unschuld? Ich muß dir zwar gestehen, daß dieses im Anfange mein Endzweck war; aber seit dem ich ihren wahren Werth kenne, so liebe ich nunmehr ihre schöne Seele so sehr als ihren schönen Leib. Meine Liebe zu ihr ist eben so rein, als es ihre Tugend seyn kann, und ich habe die Absicht sie zu heirathen, es gehe auch wie es wolle. Wie? ist denn das was unehrliches, mir hierbey behülflich zu seyn, und nicht nur das Mägdchen glücklich, sondern auch mich zum glücklichsten Menschen in der Welt zu machen?

Fleuranval war von seiner Liebe dermaßen verblendet, daß er dieß alles im Ernste zu reden meynte, und sich selbst, so wohl als den Dü Parc, in Irrthum führte. Inzwischen ergab sich dieser

noch

noch nicht: er zeigte vielmehr seinem Herrn, wie ausschweifend sein Anschlag sey, und wie unmöglich er ihn bey seinem Vater, dessen strenger und unerbittlicher Sinn ihm wohl bekannt sey, werde ins Werk richten können. Nachdem er aber endlich einsah, daß man diesem jungen Herrn wie einem Kranken begegnen müsse, und daß er itzo zum Nachdenken ganz unfähig sey, so ließ er sich durch sein wiederholtes Anhalten erbitten; und weil er in der Meynung stand, er verlange nichts unrechtes von ihm, so versprach er ihm, er wolle sein möglichstes thun, ihm ein Gehör bey der schönen Lisette zu verschaffen.

Weil Dü Parc in dem Ruffe eines sehr ehrbaren Menschens stand, so wurde es ihm nicht schwer, einen Zutritt bey ihr zu bekommen. Er sprach mit ihr von seines Herrn Liebe zu ihr (nach der Meynung, die er in der That davon hatte,) und versicherte sie, daß, wofern er noch etwa künftighin böse Absichten bey seinem Herrn spühren sollte, er es ihr selbst zuerst entdecken, und seine Anschläge rückgängig machen helfen wolle. Diese junge Person, bey der die Sittsamkeit aus vernünftiger Ueberlegung und nicht aus Unempfindlichkeit oder Sprödigkeit herrührte, war ihrem Glücke nicht so sehr zuwider, daß sie dem Dü Parc hierinnen nicht hätte geneigtes Gehör geben wollen. Sie fand an ihm so wenig, was einem Betrüger ähnlich gesehen hätte, daß sie versichert war, seine Absicht sey redlich, und er werde sein gegebenes Wort halten, seinem Herrn nur in einer rechtmäßigen Liebe zu dienen. Unter dieser Bedin-

gung versprach sie ihm, daß sie den Fleuranval zu sich kommen lassen wolle, so bald es ihm beliebe: und Du Parc erfreute sich über diesen guten Erfolg seiner Vermittelung so sehr, daß er seinem Herrn eiligst diese erfreuliche Nachricht brachte, welcher sie mit solcher Entzückung anhörte, daß er ihn wohl hundertmal dafür küßte.

Man kann leicht denken, daß er seinen Besuch nicht lange verzögerte. Er besuchte die schöne Lisette hernach noch öfters, und sie nahm ihn jedesmal überaus wohl auf, so lange er in den Schranken einer ehrbarn Liebe blieb. Allein, er ließ mit seiner Mäßigung, welche er ihr im Anfange versprochen hatte, immer mehr nach; und er glich hierinnen den Seeleuten, die, so bald sie im Hafen angekommen sind, alle zur Zeit des Sturms gethane Gelübde vergessen. Alsobald beschloß Lisette sehr weislich, ihn niemals wieder vor sich zu lassen. Sie sagte dieses dem Du Parc; und weil dieser wohl sah, daß er den Versicherungen und Eidschwüren seines Herrn unmöglich trauen dürfte, so billigte er den Vorsatz der Lisette, und versprach ihr, niemals ein Wort mehr für seinen Herrn zu reden.

Fleuranval, weil er sah, wie er sich durch sein eignes Verschulden in sein voriges Unglück, aus dem ihm seine Zusage geholfen, wieder gestürzt hatte, gerieth nunmehr ganz in Verzweiflung. Er schrieb seiner Geliebten die beweglichsten Briefe; schob darinnen alle seine strafbaren Vergehungen auf die Größe seiner Liebe, und gab ihr unzehlige Merkmale seiner Reue. Aber Lisette hatte

sich

ſich einmal feſt vorgenommen, nicht ſeine Närrinn zu ſeyn, und ſich viel weis machen zu laſſen: es war alſo alles bey ihr vergebens, und ſie beharrte mit gröſter Standhaftigkeit darauf, ihn nicht mehr vor ſich zu laſſen, und ihre Ehre nicht wieder in Gefahr zu ſetzen. Hierüber kam Fleuranval beynahe vom Verſtande. Er begieng unzehliche Thorheiten: er ſagte an allen Orten, er liebe dieſes ſchöne Mägdchen über alles, und er wolle nimmermehr eine andere Frau haben, wenn ihm auch ſein Vater und alle Menſchen darinnen zuwider wären. Dieſe Ausſchweifungen verurſachten dem alten Marquis die gröſte Betrübniß: und wie auch die klügſten Väter geneigt ſind, ihre Kinder leicht zu entſchuldigen, ſo bildete er ſich ein, als müſſe Liſette ſeinen Sohn unſinnig gemacht haben; aber in der That that ſie dieſes nur ſo, wie eine Klippe im Meere, die, wenn ein unvorſichtiger Steuermann ein Schiff an ihr ſcheitern läßt, eine unſchuldige Urſache am Schiffbruche iſt. Dennoch vermochte er mit ſeinem Anſehen bey der Obrigkeit ſo viel, daß ſie der Liſette allen Umgang mit dem jungen Fleuranval verbieten ließ. Sie gab hierauf mit gröſter Beſcheidenheit zur Antwort, ſie begehre von dieſem Edelmanne nichts in der Welt, als daß er ihr nicht mehr mit Ungeſtüme anliegen möchte; und die Obrigkeit würde ſehr wohl thun, wenn ſie ſie von ſeiner Verfolgung befreyen wollte.

Dieſes Verboth wurde ihm wirklich angedeutet. Allein, (wie es damals zu ergehen pflegte, daß die Edelleute keine Geſetze erkennen wollten,)

Fleu-

Fleuranval lachte nur über ein solches Verboth: er fuhr mit seinen bisherigen Reden fort, und gieng seiner Schönen auf allen Schritten nach.

Unterdessen hatte Dü Parc die Lisette vielmal besuchet, ohne ihr ein Wort von seines Herrn Liebe zu erwähnen. Sie hatte ihm dafür gedankt, und ihn versichert, daß sie ihm Zeit Lebens verpflichtet seyn werde, weil er sich ihrer Ehre so eifrig angenommen habe. Er fand im Umgange mit diesem Mägdchen so viel reizendes, einen so guten Verstand, ein so vernünftiges Gemüth, und so edle Gesinnungen, daß sie ihm die größte Hochachtung und die heftigste Liebe beygebracht hatte. Er machte ihr endlich kein Geheimniß daraus; und Lisette, weil sie in dem Dü Parc ihre eignen Tugenden bewunderte, erzürnte sich über seine Liebeserklärung nicht im mindesten, und sagte ihm vielmehr mit vieler Treuherzigkeit, sie freue sich, daß ein so würdiger Mensch, wie er, sie liebe; sie zweifle nicht an seiner Aufrichtigkeit, und verspreche ihm eine beständige Gegenliebe.

Fleuranval, welcher wußte, daß Dü Parc die Lisette vielmal besuchet hatte, bildete sich ein, er thäte solches bloß in der Absicht, ihn wieder bey ihr auszusöhnen. In dieser Meynung gieng er einst mit ihm beyseite: Nun! mein lieber Dü Parc, sagte er, ist denn gar kein Trost für mich zu hoffen? Ist kein Mittel möglich, den grausamen Eigensinn meiner Geliebten zu bändigen, und mir das Glück zu verschaffen, ihre Knie zu

umar-

umarmen und sie um Vergebung zu bitten? Hast du sie nicht in meinem Namen versichert, daß es mich herzlich reue, und daß ich in Zukunft die lauterste Liebe für sie haben werde?

Nein, Herr! gab der Bediente kaltsinnig zur Antwort, ich habe ihr von allem diesen nicht ein Wort gesagt. Warum aber nicht? versetzte Fleuranval hitzig: hast du mir nicht versprochen, mir bey ihr gute Dienste zu thun? Ja, Herr, antwortete Dü Parc, ich habe alles, was mir möglich seyn würde, bey ihr zu thun versprochen, so lange ich es als ein ehrlicher Mensch würde thun können; da ich aber gesehen, daß sie mich, und das Mägdchen, hinters Licht führen, so habe ich mich meines Versprechens für entlediget gehalten, und ich gestehe es ihnen, ich habe der Lisette nicht im geringsten gerathen, sie wieder vor sich zu lassen. Sage vollends alles heraus, Spitzbube! fiel ihm sein Herr wütend in die Rede: sage, daß du ihr auch gerathen hast, allen Umgang mit mir aufzuheben, und daß du nur für dich selber gesorgt hast. Hierauf gerieth er in den entsetzlichsten Zorn: er gab dem Bedienten unzählige Schimpfreden, drohte ihm, daß er ihm Hals und Beine brechen wollte, und jagte ihn aus seinem Dienste.

Dü Parc war gar wohl damit zufrieden, und er nahm sich gleich vor, heim zu seinem Vater zu gehen, hielt es aber doch für seine Schuldigkeit, Abschied beym alten Marquis zu nehmen. Er that es, und sagte ihm die Ursachen, warum sein

Sohn

Sohn ihn so schimpflich von sich gejaget habe. Der Marquis, der diesen Menschen hochschätzte, behielt ihn in seinem eignen Dienste als Kammerdiener, trug ihm auch auf, genau auf seines Sohns Verhalten Achtung zu geben, insonderheit, was er etwa für Mittel und Wege suchen würde, zu seinem Endzwecke zu gelangen. Weil Du Parc aus doppelter Ursache dazu ermuntert wurde, so that er dem Marquis vollkommene Gnüge, und war so glücklich, alle Anschläge, so Fleuranval machte, die schöne Lisette zu bekommen, auszuspühren.

Inzwischen, als der Marquis sah, wie die verliebte Narrheit seines Sohns, anstatt mit der Zeit zu vergehen, nur immer stärker wurde, so ließ er sichs gar nicht mehr ausreden, daß nicht Lisette ein Zaubermittel angewandt haben müsse, seinen Verstand zu verrücken. Er entdeckte seine Meynung dem Herrn des Dorfs, wo die Schöne wohnte; und dieser bewog den Gerichtshalter des Orts, sie ins Gefängniß zu legen, und gerichtliche Untersuchung über sie anzustellen, welcher auch für seinen Herrn so viel Gefälligkeit hatte, ihm hierinnen zu folgen. Als er aber die Lisette verhöret, und von allem, wie sie sich gegen den Fleuranval verhalten, Nachricht eingezogen hatte, so erklärte er sie für unschuldig, würde sie auch des Gefängnisses wieder entlassen haben, wenn es bey ihm gestanden hätte; aber sie war in der Gewalt des Gutsherrn, der sie, dem alten Marquis zu gefallen, nicht wieder loslassen wollte. Sobald unser hitziger Verliebter erfuhr, wie seine

Geliebte

Geliebte ganz unverdienter Weise leiden mußte, so war er seiner selbst nicht mehr mächtig. Er schnaubte und tobete vor Zorne, und machte tausend gewaltsame Anschläge, sie mit Gewalt zu befreyen. Nachdem er sich endlich ein wenig besänftiget hatte, so gab er, durch seine guten Freunde, dem Statthalter der Provinz Nachricht, wie ungerecht man die Lisette im Gefängnisse ließ, ob sie gleich durch ein Rechtsurtheil für unschuldig erkannt worden war. Der Statthalter schickte hierauf einen Officier mit etlichen Soldaten ins Dorf, um sie in Freyheit zu setzen. Fleuranval gedachte hierbey seiner Liebe einen doppelten Dienst zu thun. Er bestach ein Paar von diesen Soldaten, welche sich anheischig machten, ihm die Lisette, so bald sie aus dem Gefängnisse seyn würde, in die Hände zu liefern. Du Parc bekam Wind davon. Er benachrichtigte alsobald von diesem bösen Anschlage den Officier, welcher Befehl hatte, die Jungfer in ihr väterliches Haus zu bringen, und welcher die Ausführung dieser Bosheit zu hindern wußte, und seinen Befehl vollstreckte. Der gute Bauer war ganz entzückt vor Freuden, als er seine schöne Tochter wiederbekam. Nachdem er aber vom Du Parc erfuhr, daß Fleuranval sie hatte entführen lassen wollen, so hielt er sie nicht mehr für sicher bey sich, sondern er bath eine adeliche Frau, die auf einem benachbarten Schlosse wohnte, daß sie seine Tochter eine Zeit lang zu sich nehmen möchte. Diese Edelfrau, welche alle Zufälle, so dieses artige Bauermägdchen betroffen, längst in Erfahrung gebracht, und schon eine große Mey-

nung

nung von ihrer Schönheit und Tugend hatte, ließ sich solches mit Freuden gefallen, nahm sie zu sich, und liebte sie zärtlich, so bald sie sie recht kennen gelernet hatte.

Fleuranval, der Willens gewesen war, sie bey ihrem Vater mit Gewalt abzuholen, war untröstlich über dieß neue Hinderniß, das alle seine Anschläge zu schanden machte. Er war so frech, zu dieser adelichen Frau zu gehen, und sie in ihrem Hause zu bedrohen, daß er Feuer an ihr Schloß legen wollte, wenn sie ihm nicht seine Geliebte ausantworten würde. Sie ließ ihn mit Gewalt aus ihrem Schlosse führen, und zugleich dem alten Marquis melden, was für unsinnige Reden sein Sohn bey ihr geführt hatte. Hier ward endlich seine Geduld müde. Er ließ seinem Sohne nachgehen, ihn ergreifen, und steckte ihn zwischen vier Mauern in seinem Schlosse, wo er ihn lange Zeit bewachen ließ, Troß allen Versprechungen, die er that, sich klüger aufzuführen.

Mittlerweile, da dieses vorgieng, veränderten sich die Glücksumstände der Lisette nicht wenig, wie itzt erzehlt werden wird. Ein altes Fräulein in Touraine, die ihr eignes Vermögen besaß, erklärte auf ihrem Todbette durch ein Testament, daß sie in ihrer Jugend, und bey Lebzeiten ihres Vaters, in eine heimliche Ehe mit einem Bretagnischen Edelmanne, dem jüngsten Sohn seines Hauses, getreten sey, mit welchem sie eine Tochter erzeugt habe, die sie durch einen treuen Bedienten zu einem Bauersmanne, nebst einigem

einigem Geschmeide habe bringen lassen, damit sie dereinst daran erkannt werden könnte. Sie vermachte dieser Person ihr ganzes Vermögen, im Falle daß sie noch lebte: und zum Befolger ihres letzten Willens ernannte sie einen gewissen tugendhaften Geistlichen, der mit ihr verwandt war. So bald als sie todt war, begab sich dieser rechtschaffene Geistliche zu dem Bauersmanne, welchen ihm die Verstorbene angezeiget hatte, nämlich zu eben dem, der für den Vater der Lisette gehalten wurde. Er fand daselbst das ihm beschriebene Geschmeide; und dieser arme Mann erzehlte ihm die Art, wie er zu diesem Mägdchen gekommen war, mit denselben Umständen, die ihm von dem verstorbnen Fräulein waren angegeben worden. Von hier verfügte er sich in das Schloß, wohin Lisette geflüchtet war; und als er die große Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrer Mutter sah, so machte er ihr, ohne sich länger zu bedenken, ihr Glück bekannt.

Diese wunderbare Veränderung wurde geschwind im Lande bekannt; und als der Marquis davon Nachricht bekam, so wäre es ihm ein Vergnügen gewesen, diese schöne Person zu seiner Schwiegertochter zu bekommen, gleichwie Fleuranval sich glücklich geschätzt hätte, ihr Gemahl zu werden. Er versöhnte sich mit dem Dü Parc, und bath ihn, seiner Geliebten diesen Vortrag zu thun.

Dü Parc nahm diesen Antrag mit Vergnügen über sich. Er glaubte, es würde was lächerliches

von ihm seyn, wenn er sich itzt noch auf Lisetten Rechnung machen wollte, nachdem der Himmel dieselbe in einen solchen Stand gesetzt hatte; und er liebte sie auf eine so uneigennützige Art, daß er sich glücklich schätzte, wenn sie nur noch glücklicher würde. Er besuchte sie, stellte ihr den alten Adel und das große Vermögen des Hauses von Fleuranval vor; beschrieb ihr die heftige Liebe, die sein junger Herr zu ihr hatte; kurz, er wandte seine ganze Redekunst an, um sie zu dieser Heirath zu bewegen.

Seine ganze Beredtsamkeit war vergeblich. Sie war nicht allein höchst erzürnt über die unverdienten Trangsalen, so das Ansehen des alten Marquis ihr zugezogen hatte, und über die vielen Nachstellungen seines Sohns, sondern es bewog sie auch ein stärkerer und edlerer Beweggrund, eine Partey auszuschlagen, welche, dem Scheine nach, so zuträglich für sie gewesen wäre. Sie schwieg erst eine lange Weile still, erröthete, und warf die zärtlichsten Blicke auf den Dü Parc. Wie? sagte sie endlich zu ihm, findet ihr eine Verschlimmerung in meiner Bildung, oder in meinen Manieren, nachdem mich das Glück so sehr begünstiget hat? Oder glaubet ihr, ich sey wie die meisten Weibspersonen, deren Denkungsart sich nach dem Glücke richtet? Da ihr die falschen Schwüre des Fleuranval, meiner Ehre zu schonen, so oft verdammet habt, wie könnet ihr mich für fähig halten, meinen Schwur zu brechen, daß ich euch bis zum Tode lieben wollte? Warum verfahret ihr ungerecht gegen mich? Warum mangelt es

euch

euch selbst an Zärtlichkeit? Ists möglich, daß ihr die zärtlichen Vortheile eures eignen Herzens vergesset, bloß, um einem Schelme zu dienen, der von seiner Seite, alles was er konnte gethan hat, mich unglücklich zu machen? Schämet ihr euch nicht, daß ihr mich für untreu und niederträchtig ansehen könnet? Aber nein, Dü Parc! ich kenne euch besser: nichts als eure Bescheidenheit ist schuld an eurem Verfahren. Ich schätze euch deßwegen noch höher als erst, und danke dem Himmel, daß ich im Stande bin, dem Retter und Beschützer meiner Unschuld und Ehre, und dem ehrlichsten Menschen in der Welt, Merkmahle von meiner Liebe und Dankbarkeit zu geben.

Dü Parc wurde durch ein so edelmüthiges Bezeigen dermaßen gerührt, daß er nicht vermögend war ihr zu antworten. Er warf sich seiner Liebsten zu Füßen, umfaßte ihre Knie, ergriff sie bey der Hand, und benetzte dieselbe mit seinen Thränen; ja, es war seine Freude so unmäßig groß, daß er, nach etlichen verworrenen und übel zusammenhangenden Wörtern, ohnmächtig wurde. Die zärtliche Lisette ergetzte sich mehr an dieser Entstellung ihres Geliebten, als sie es an der kräftigsten Danksagung würde gethan haben. Sie schloß ihn in ihre Arme, und brachte ihn mit etlichen Küssen, die sie ihm, unter allen Mannspersonen auf der Welt, zuerst gab, wieder zu sich selbst. Sie nahm hierauf Abrede mit ihm, daß, ehe sie ihre Verbindung mit ihm bekannt werden ließe, sie nach Touraine reisen, und ihre Erbschaft in Besitz nehmen wollte, und daß er hernach, so

bald sie alles in Richtigkeit gebracht, zu ihr kommen sollte.

Sie erschien in ihrem Vaterlande, wie ein aufgehender schöner Stern am Himmel, und zog sich eine Menge Verehrer und Anbether zu. Etliche der Vornehmsten von Adel würden sich glücklich geschätzt haben, ihr Schicksal mit dem ihrigen zu vereinigen; aber sie war nicht fähig, einen andern als ihren lieben Dü Parc mit günstigen Augen anzusehen. Sie entdeckte sich hierüber dem Geistlichen, den ihr ihre Mutter zum Vormunde gesetzt hatte: und dieser rechtschaffene Mann, so bald er hörte, was für eine große Verbindlichkeit sie gegen ihn hatte, billigte ihre Dankbarkeit, und sprach ihre getroffene Wahl gut. Alsobald schrieb sie an den Dü Parc. Sie schickte ihm Geld, um sich einen gewissen Staat zu machen, und heirathete ihn hernach, zum größten Leidwesen aller derer, die sich auf sie Hoffnung gemacht hatten. Fleuranval, der diese Zeitung geschwinder als es ihm lieb war, erfuhr, wollte sich anfangs gar nicht zufrieden geben. Als er aber sah, daß nichts dawider zu thun war, so beruhigte er sich endlich, und vergaß bald hernach die rasende Liebe, so er zu ihr gehabt, in den Armen einer andern liebenswürdigen Gemahlinn.

Sechste

Sechste Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein Deutscher von Adel, nachdem er einem Fürsten als Edelknabe gedienet hatte, reist auf Unkosten seines Herrn, um sich den Verstand und die Sitten zu bilden. Nach seiner Wiederkunft wird er Kammerjunker und ein Liebling seines Fürsten. Die jüngste Prinzessinn dieses Herrn wird von den schönen Eigenschaften dieses jungen Edelmanns gerührt, welcher sie in der Stille ebensfalls liebt. Sie giebt ihm ihre Liebe zu erkennen. Er entführt sie durch Mittel und Wege, die ihm sein Fürst selbst an die Hand giebt; und er erhält mit leichter Mühe Vergebung wegen dieses Verbrechens.

In einer gewissen Provinz des deutschen Reichs lebte, vor noch nicht langer Zeit, ein ziemlich mächtiger Fürst, der aber des größten Königreichs werth gewesen wäre, wenn anders die Staaten der Fürsten allzeit der Größe ihrer Tugenden und Einsichten gleich kämen. Er war ein friedliebender, sanftmüthiger, leutseliger und sparsamer Herr, aber nur in dieser Absicht sparsam, damit er wohlverdienten Personen Gutes thun könnte. Er hielt sehr über der Gerechtigkeit

und Billigkeit, und es schien als hätte er nur deßwegen eine unumschränkte Gewalt über sein Volk, damit es ihm völlig frey stünde sie glücklich zu machen. Niemals ist ein Hof besser eingerichtet und geordnet gewesen, als es seiner war: so daß die Vornehmsten von Adel, wenn sie ihre Söhne als Edelknaben in seine Dienste gaben, es eben so ansahen, als hätten sie dieselben auf eine Academie der Weisheit und der Tugend gethan. Unter denen, welche dieses Glücks genossen, befand sich der jüngste Sohn eines sehr ansehnlichen Hauses, der sich durch seine schönen Manieren, auch seine Lehrbegier und Bescheidenheit, bey seinem durchlauchtigsten Herrn dermaßen in Liebe gesetzt hatte, daß er von ihm fast wie sein Sohn gehalten wurde.

Als er das achtzehnte Jahr erreichet hatte, so beschloß der Fürst, der gern einen ganz vollkommenen Cavalier und eine Zierde seines Hofes aus ihm machen wollte, ihn auf seine Kosten reisen zu lassen, und gab ihm hierzu so viel, als er nöthig hatte, um bey Ausländern einen seiner Geburth gemäßen Staat zu führen. Der Fürst ließ es nicht gnug seyn, daß er ihn durch die sehenswürdigsten Länder, die ihm den Verstand und die Sitten verbessern konnten, nur in der Eil durchreisen ließe, sondern er erlaubte ihm vielmehr, so lange Zeit dort zu bleiben, als nöthig war, von seinen Reisen allen Nutzen zu haben, den ein feiner Verstand, und ein gutes Herz, in vier vollen Jahren davon haben können. Er besuchte mit guter Muße die vornehmsten Höfe in Deutschland;

den Hof zu Versailles; die berühmtesten Städte in Wälschland, und die mächtigen Provinzen der vereinigten Niederlande. Er kam nach diesem wieder zu seinem Herrn, geziert mit allem was jedes Volk eignes an Vortrefflichkeit und Gutem hat, welches er sich durch Nachdenken und durch Uebung zuzueignen, und wie natürlich zu machen gewußt hatte.

Der Fürst nahm ihm mit offenen Armen auf, machte ihn zu seinem Kammerjunker, und hielt ihn als einen Liebling, der von der Gnade eines großen Herrn, welcher ihn hochschätzte und liebte, alles zu hoffen hatte.

Der Freyherr von Ransdorf (so will ich diesen Edelmann nennen,) war die wohlgestalteste Mannsperson von der Welt. Er hatte einen guten natürlichen Verstand, und dabey eine Lebhaftigkeit, die er an auswärtigen Höfen, insonderheit am Französischen, vollends zur rechten Vollkommenheit gebracht hatte. Er wußte die heftigen Ausbrüche dieser Lebhaftigkeit mit vieler Klugheit zu mäßigen. In seinem Aeußerlichen hatte er nichts windiges und unbesonnenes; und er würde in Ländern, wo man ungestüme und muthwillige Manieren liebt, für einen jungen Menschen, wie er noch war, allzu gravitätisch geheissen haben.

Der Fürst, dem sein Umgang lieber als mit allen andern war, machte sich ein Vergnügen daraus, ihn oft mit sich zu seinen Prinzessinnen Töchtern zu bringen. Er ließ ihn sogar bisweilen

allein bey ihnen, wenn er sich um wichtiger Verrichtungen willen in sein Zimmer begab.

Die Prinzessinnen waren alle sehr liebenswürdig, und sie besaßen nicht weniger von Natur, als durch eine gute Erziehung, vortreffliche Gemüthsgaben, und eine Art zu denken, die ihrer Geburth würdig war; aber Adelheit, die kaum funfzehn Jahre alt war, übertraf ihre Schwestern an einnehmender Schönheit, an lebhaften und scharfsinnigem Witze, und an Scherzhaftigkeit. Ihr einziger Fehler war, daß sie von der Hoheit des Standes ein wenig zu sehr eingenommen war, weil sie ihre Vernunft noch nicht so weit gebessert hatte, daß sie das Wahre vom Scheine hätte unterscheiden können.

Weil sie viel Belesenheit, und dabey eine aufserordentliche Begierde alles zu wissen, besaß, so war es ihr ein großes Vergnügen, sich mit dem Hrn. v. Ransdorf von allerley Dingen zu unterreden, insonderheit was seine Reisen betraf. Sie war ganz entzückt, wenn er ihr erzehlte, wie prächtig es an fremden Höfen zugienge, und was für Lustbarkeiten angestellt würden, bey welchen die Könige ihren Unterthanen alles dasjenige zeigen, was Erfindung und Reichthum den Sinnen annehmliches verschaffen können.

Als er einsmals den Prinzessinnen eine solche Erzehlung gemacht hatte, so sagte Adelheit, nachdem sie mit gröster Aufmerksamkeit zugehöret hatte: Das ist doch war, Herr Baron, daß es eine große Glückseligkeit ist, von hohem Hause zu

seyn!

seyn! Und als sie bemerkte, daß er nichts darauf antwortete, so fuhr sie mit einer kleinen Hastigkeit fort: Reden sie doch, Ransdorf! Verdrießt es sie denn so gar sehr, daß sie nicht auch so glücklich sind, weil sie so still dazu schweigen? Allerdings (sagte er mit spöttischer Miene) sind hohe Personen sehr glückselig, und sonderlich, weil sie allemal Recht haben. Sie treiben ihren Spott mit mir, Ransdorf, sagte sie: fürstliche Personen machen sich lächerlich, wenn sie wollen, daß jedermann ihrer Meynung seyn soll; und ich bin nicht so gar einfältig, daß ich solches nicht für den dümmsten Hochmuth von der Welt hielte.

Weil dieses ist, gnädigste Prinzessinn, versetzte er, so erkühne ich mich ihnen zu sagen, daß ich sie für viel glückseliger hielte, wenn sie von niederm Adel, und nur so reich wären, daß sie bequemlich leben könnten. O! was dieses anlangt, sagte Adelheit hitzig, hierinnen irren sie gänzlich, und es kann nichts weniger mit der Vernunft bestehen, als was sie itzt sagen. Ransdorf machte hierauf der Prinzessinn einen tiefen Reverenz, und sagte kein Wort mehr. Reden sie doch, rief die Prinzessinn, sie sind heute sehr wunderlich, denn man muß ihnen alle Worte abbetteln. Nicht im geringsten, sagte der Baron: ich schweige nur, weil ich sehe, daß es ihnen nicht gefällig ist, bey ihnen Recht zu haben. Adelheit begriff vollkommen, was er hiermit sagen wollte. Sie erröthete vor Unwillen, daß sie so blindlings in einen Fehler verfallen war, den sie kurz zuvor selbst, für lächerlich erkläret hatte. Sie erholete sich jedoch

bald wieder von dieser Bestürzung, und sagte: Ich habe Unrecht, Ransdorf, und bin bereit, ihre Gründe anzuhören, ob ich gleich die größte Mühe von der Welt habe, mir vorzustellen, daß diese Gründe was taugen können. Aber nur keine Rednerkünste! diese verlange ich nicht. Ich will natürliche Ursachen angeführt sehen, die ungekünstelt sind, und die mich nicht hinters Licht führen können. Reden sie zwo Stunden lang, wenn sie wollen: ich will ihnen nicht in die Rede fallen; und sagen sie alles so ungescheuet, als wenn ich nur ein adeliches Fräulein wäre. Fragen und verhören sie mich, wie sie wollen, und setzen sie die große Höflichkeit beyseite. Aber sagen sie mir nur erstlich, ob sie die wunderliche Meynung, die sie vorgebracht haben, recht im Ernste hegen? In rechtem Ernste, gnädigste Prinzessinn, sagte der Baron: und ich bin versichert, sie werden bald eben der Meynung seyn.

Erlauben sie mir also, daß ich erst fragen darf, ob sie nicht lieber ein schönes und verdienstvolles adeliches Fräulein seyn wollten, als eine häßliche, einfältige und alberne Prinzessinn? Daran ist gar kein Zweifel, gab sie zur Antwort: aber hiervon ist itzt die Rede nicht. Ich wollte lieber eine schöne und verdienstvolle Prinzessinn seyn, als ein bloßes Fräulein, mit eben den schönen Gaben des Leibes und des Gemüths. Gnug für mich, sagte Ransdorf, daß sie Schönheit und gute Naturgaben dem höchsten Stande vorziehen. Ich mache hieraus diesen Schluß, daß wenn eine Dame, in einem mittelmäßigen Stande, ihrer Schönheit und ihres

Ver-

Verdienſts auf eine beſſere und vergnügtere Art genieſſen kann, als in dem höchſten Stande, ſo muß ſie, wenn ſie vernünftig iſt, den Mittelſtand für den glücklichſten ſchätzen. Sie werden mir nicht läugnen, gnädigſte Prinzeſſinn, daß die Schönheit zum wenigſten eben ſo gut bey mittelmäßigen und artigen Kleidern ſteht, als bey dem prächtigſten Anzuge, der ſie gleichſam erſtickt. Die Diamanten machen den Witz nicht glänzender, und die reinſten Perlen thun nichts zur Tugend. Bis itzo ſind alſo die Sachen auf beyden Seiten einander zum wenigſten gleich: aber nunmehr kömmt etwas, worinnen der Mittelſtand denjenigen, in welchem der Himmel ſie hat laſſen gebohren werden, augenſcheinlich übertrifft. Sie haben Witz und Vernunft; und ſie müſſen nothwendig empfinden, daß man kein größeres Vergnügen genieſſen kann, als wenn man überzeugt iſt, daß man hoch und werth gehalten wird. Wie iſts aber möglich, daß eine Prinzeſſinn hiervon wahrhaftig überzeugt ſeyn kann? Wie unterſcheidet ſie die Lobſprüche, ſo man ihr, als einer verdienſtvollen Perſon giebt, und die Schmeicheleyen, ſo man ihr als einer Prinzeſſinn vorſagt? Alle Höfe ſind voll von liſtigen und beredten Betrügern: und geſetzt, ſie ſelbſt, gnädigſte Prinzeſſinn, hätten keine einzige von allen dieſen Leibes- und Gemüthsgaben, welche rechtſchaffene Leute an ihnen bewundern, ſo würde man ihnen doch eben daſſelbe ſagen, was man ihnen itzo aufrichtig ſaget; ja, wie wiſſen ſie, ob nicht ſogar das Lob, ſo ich ihnen itzo gebe, nur Blümchen einer falſchen Redekunſt ſind? Ich weiß wohl,

in mir selbst, daß ich aufrichtig rede; aber Ihro Durchlauchten können hiervon nicht überzeuget seyn. In einem Mittelstande, in welchem sie aber noch eben so viel Vernunft und gesunden Verstand besässen, würde es ihnen sehr leicht seyn zu sehen, aus was für Ursachen man ihnen Ehre erwiese ... Ich begreife schon alles, was sie weiter sagen wollen, (fiel ihm die Prinzessinn in die Rede:) ich gestehe es ihnen, ich hatte über alles, was ich itzt höre, keine Betrachtungen gemacht. Allein, der Fürstenstand hat doch andere Vortheile, die gewiß auch ihren Werth haben; und wenn sie mir nichts anders als dieses zu sagen haben, so ergebe ich mich für dießmal noch nicht. Gnädigste Prinzessinn, sagte der Baron, ich habe noch von einem sehr wichtigen Stücke zu reden, ich meyne von den Vergnügungen der ehelichen Liebe, welche ein adliches Fräulein tausendmal besser, als eine Person von ihrem Stande geniessen kann. Eine Prinzessinn wird nicht gefragt, welchen Gemahl sie sich wählen will: vielmehr geräth sie zuweilen aus Staatsmaximen, in die Arme eines Prinzen, aus dem sie nicht gern ihren Stallknecht machen würde, wenn er wäre was er zu seyn verdient. Ihr hoher Stand giebt ihr alsdann nur die eitle Lust der Hoheit und der Pracht, die doch nicht fähig ist, das mindeste dauerhafte Vergnügen zu geben; da hingegen manche Person vom niedern Adel ihr Glück in Liebe und Gegenliebe bey einem Manne findet, den sie hochachtet und werth schätzt, und in dessen Besitze sie eine beständige Quelle der reinsten Vergnügungen findet. Ich weiß wohl, daß

es

es einer Frau von Mittelstande, sowohl als einer Prinzessinn, an diesem Glücke mangeln kann; allein, wofern sie wirkliches Gutes in sich besitzt, so kann sie es doch mit viel größerer Wahrscheinlichkeit hoffen: und ich bin versichert, daß Ihro Durchlauchten vollkommen davon überzeuget sind

Kaum hatte Ransdorf dieses gesagt, so wurde er zu dem Fürsten geruffen; und die Prinzessinn blieb, mehr als ihre Gewohnheit war, in tiefen Gedanken. Den folgenden Tag ließ sie dem Baron durch einen Edelknaben sagen, daß sie gern mit ihm sprechen wollte. Sobald er ins Zimmer trat, sagte sie zu ihm, mit einer gewissen vertraulichen und offenherzigen Miene: Ransdorf! sie haben in allem, was sie mir gestern sagten, vollkommen recht. Ich spührte es augenblicklich: aber es war mir gar nicht lieb, und verdroß mich vielmehr auf sie: es hat mir die ganze Nacht unruhige Gedanken gemacht, und ich habe fast kein Auge zugethan. Ich ergetzte mich vormals an den Einbildungen, die ich mir in den Kopf gesetzt hatte; itzt aber bin ich froh, daß ich derselbeu los geworden bin. Hören sie! ich habe noch unzehlige andere solche Einbildungen im Kopfe: ich halte sie für wahr, weil ich wünsche daß sie wahr seyn möchten; aber mein Wille ist, daß sie mich von allen diesen Possen befreyen helfen. Wenn ich alles beym lichte besehe, so werde ich allemal glücklicher seyn, wenn ich richtige Vernunftschlüsse mache, als wenn ich mir noch so viel Hirngespinnste von Glücke und Größe mache. Ich werde mich nicht mehr erzürnen, wenn sie Recht haben, ich gebe

ihnen

ihnen mein Wort darauf, und erinnern sie mich daran, wenn ich so lächerlich werde, daß ich mich nicht selber daran erinnere. Schon itzt kann ich sie dieses versichern, daß ich keinen Prinzen heirathen will: lieber wollte ich Zeit Lebens eine Jungfer bleiben, als daß ich meinen Willen darein gäbe. Voritzo gehen sie wieder fort, (sagte sie noch mit einer aufsteigenden Röthe,) kommen sie aber auf den Abend gewiß wieder, und schwatzen sie mit uns.

Der Baron hatte zwar wohl bemerkt, was für Unruhe die schöne Adelheit, bey allen diesen Reden, an sich blicken gelassen hatte; aber er besaß gar nicht die thörichte Vermessenheit gewisser Mannspersonen, nach der sie glauben, als verliebten sich alle Schönen in sie, so daß er sich hätte in den Sinn kommen lassen können, als wenn ihre Erröthung aus Liebe zu ihm herrührete. Des Abends fand er sich wieder bey ihr ein; und in den folgenden zweenen oder dreyen Monathen, da er die Prinzessinnen, so oft als er konnte, besuchte, ward er immer mehr gewahr, daß die junge Adelheit in ihren Gebehrden und Reden, anstatt ihres sonst scherzhaften Wesen, eine kleine Sehnsucht blicken ließ. Ihre Schönheit ward hierdurch immer reizender; und nichts als seine gebührende Ehrerbietung gegen die Tochter seines Herrn, konnte ihn abhalten, sich seiner Neigung zu dieser schönen Prinzessinn gänzlich zu überlassen. Eine gewisse kleine Eitelkeit, die mit dem Character eines rechtschaffenen Mannes zur Noth bestehen kann, trieb ihn auch nicht wenig an, sich von ihrer Schön-

heit

heit einnehmen zu lassen. Sie gab allem, was er sprach, ihren Beyfall, und zeigte ihm ihre aufrichtige Bewunderung über die Einsichten seines Verstandes. Sie wurde von Tage zu Tage sanftmüthiger und vernünftiger; und es gefielen ihm die verständigen Begriffe, so sie sich von Dingen, die sie vormals getäuscht hatten, zu machen wußte, weil sie ein Werk von ihm waren. Selbst in ihrer Kleidung befließ sie sich einer netten Einfalt, die sie ihn bemerken ließ, wenn er nicht zu verstehen gab, daß er solche bemerkte. Hierzu kamen noch gewisse zärtliche Blicke, die sie ihm nicht selten gab, und über die sie erröthete, wenn sie dachte, daß er sie bemerkt hätte. Man kann aus allem diesen leicht abnehmen, daß Ransdorf, bey aller seiner Bescheidenheit, nicht länger zweifeln konnte, daß ihn die junge Adelheit zärtlich liebte. Dieses Glück erfreuete ihn zwar, aber es machte ihn zugleich großen Kummer. Sein guter Verstand ließ ihn leicht sehen, welche Verdrießlichkeiten ihm ein Liebesverständniß mit der Prinzessinn zuziehen könnte. Er besorgte vornehmlich, es möchte daraus großer Verdruß für die Prinzessinn und für den Fürsten entstehen, dem er doch vorsetzlicher Weise nicht die mindeste Unlust machen konnte, ohne der undankbarste Mensch von der Welt zu werden. Unterdessen ward er von den hohen Vorzügen der schönen Adelheit immer mehr gerührt; und dieser innerliche Streit seiner Liebe und seiner Pflicht setzten sein Gemüth unaufhörlich in große Unordnung. In solcher Unruhe seiner Gedanken, hielt er es endlich für das beste Mittel, wenn er, so viel der

Wohl-

Wohlstand erlaubte, die Prinzessinnen so oft zu besuchen unterliesse.

Einen ganzen Monath lang, kam er nur in Gesellschaft des Fürsten zu ihnen. Denn weil dieser Herr keinen Sohn hatte, so war es sein angenehmster Zeitvertreib, täglich etliche Stunden bey seinen Prinzessinnen zuzubringen. Adelheit grämte sich hierüber heftig; und weil sie fast nicht mehr leben konnte, ohne die Ursache dieser Aenderung in des Barons Aufführung zu wissen, so ließ sie ihn einst des Morgens, da sie sich noch ankleidete, zu sich ruffen. Sie gab sich die größte Mühe von der Welt, da sie ihn ansichtig wurde, die innern Bewegungen ihres Gemüths zu verbergen. Wie kömmt es, sagte sie, daß man sie gar nicht mehr sieht? Mein armer Ransdorf! sie sind gar zu philosophisch: der Umgang mit Mägdchen macht ihnen nur lange Weile. Sie wollen nur mit Leuten umgehen, die eben so viel Einsichten, wie sie selber, besitzen.

Der Baron war von dem Anblicke der schönen Adelheit so bestürzt geworden, daß er nicht wußte was er redte. Er bemäntelte seine Nachläßigkeit mit sehr vielen schlechten Entschuldigungen, und brachte sie mit der größten Verwirrung von der Welt vor. Gut! sagte die Prinzessinn, ich will glauben, daß diese Ursachen recht gründlich sind, und daß sie auch noch viel gründlichere haben können, uns nur in Gesellschaft des Fürsten zu besuchen. Aber ich sage es ihnen hiermit, ich muß vertraulicher mit ihnen umgehen; und ich will, daß

sie

sie mich auf diese Art besuchen sollen. Ich brauche sie nöthig: ich habe alle Tage hunderterley Grillen im Kopfe, die niemand, als sie, zu vertreiben im Stande ist. So habe ich, zum Exempel, einen Streit mit meinen Schwestern gehabt, den ich ihnen kurz erzehlen will. Man sagte uns, daß eine Dame sich die Freyheit genommen, einem Cavalier selbst zuerst zu sagen, daß sie ihn liebte. Ich urtheilte, daß eine solche Aufführung wider alle gute Ordnung, und für eine tugendhafte Person ganz unanständig wäre; und meine Schwestern behaupteten dagegen, daß ein solches Verhalten, in gewissen Fällen, mit der strengsten Tugend bestehen könnte. Ich bitte sehr, sagen sie mir ihre Meynung hiervon. Gnädigste Prinzessinn, antwortete Ransdorf, diese Sache ist überhaupt sehr kitzlich; aber ich halte es doch mit ihren Prinzessinnen Schwestern. Wenn eine Dame, die eine solche Liebeserklärung zu thun waget, ungezweifelte Verdienste besitzt, und niemals ihre Tugend verdächtig gemacht hat, so glaube ich, ein rechtschaffener Mann müsse ihr ihre Freymüthigkeit Dank wissen, und ihre Liebe wenigstens mit wahrer Erkenntlichkeit vergelten, wenn es ihm auch unmöglich seyn sollte, sie mit Gegenliebe zu erwiedern. Sind sie im rechten Ernste dieser Meynung? antwortete sie ihm mit einem matten Tone der Stimme. Ja, sagte er, gnädigste Prinzessinn: seit dem sie mir die Erlaubniß gegeben, frey wider ihre Meynungen zu reden, habe ich ihnen meine Gedanken niemals verhöhlet. Gut, Herr Baron! sagte sie unter Vergiessung etlicher Thränen, ich sehe mich

gezwungen ein gleiches zu thun: ich liebe sie! Werde ich von ihnen nichts als Erkänntlichkeit dafür zu hoffen haben?

Der Baron, der über diese Reden, die er sich nicht im geringsten vermuthet hatte, höchst erfreuet war, warf sich der Prinzessinn zu Füssen, und dankte ihr mit der größten Entzückung für ihre so verbindliche Aufrichtigkeit. Er sagte ihr, daß er sie schon längst in der Stille geliebt habe, und daß ihm nichts als die Furcht, der vermessenste Mensch von der Welt zu heissen, ein ehrfurchtvolles Stillschweigen auferleget habe. Er schwur ihr eine ewige Liebe zu, und versetzte sie plötzlich aus der größten Traurigkeit in die stärkste Freude.

Adelheit hatte mit Fleiß ihre Kammerfrauen beyseite geschafft; und so lange also unsere Verliebten allein beysammen waren, wurde an nichts anders gedacht, als von ihrer Liebe zu reden, und einander alle diejenigen Proben davon zu geben, die mit der Ehrbarkeit bestehen konnten. Von diesem Tage an, besuchte Ransdorf die Prinzessinnen fleißiger als vorher; und weil er keinem Menschen verdächtig war, so wurde es ihm nicht schwer, seine liebe Adelheit auch oft allein zu sehen.

Indessen währte es nicht lange, so stöhrte das Nachdenken ihr Vergnügen im Lieben. Der Baron vornehmlich, erwägte mit Entsetzen seine Liebe, und konnte nicht ohne ein Schaudern an die Betrübniß denken, die sie seinem lieben Herrn machen würde, gegen den er doch so große Verbindlichkeit hatte. Weil man gegen Personen, die man

wahr-

wahrhaftig liebt, aus nichts ein Geheimniß zu machen pflegt, so konnte er sich nicht enthalten, der zärtlichen Adelheit seinen herzfressenden Kummer zu vertrauen. Sie empfand ihn eben so schmerzlich als er; allein, alle Ueberlegungen in der Welt waren viel zu schwach, als daß sie ihrer Zärtlichkeit hätten Schranken setzen können. Ach! mein lieber Ransdorf, sagte sie, wie stark empfinde ich nicht itzo das Unglück, welches mit meinem Stande verknüpft ist! Wie glücklich wäre ich, wenn ich von niedrigem Adel wäre, und ihr Herz besäße, so wie ich itzt überzeugt bin, daß ich es besitze. Wenn ich auch nichts im Vermögen hätte, so wäre ich doch nicht deßwegen unglücklicher: ihre Großmuth würde sich ein Vergnügen daraus machen, mich in bessere Umstände zu setzen; und mir würde es ein noch größeres und feineres Vergnügen seyn, wenn ich gegen den rechtschaffensten Mann von der Welt die größte Verbindlichkeit hätte. Jedoch, welch Unrecht thue ich aber auch in der That meinem Vater, wenn ich eine Standesperson liebe, die er selbst wie seinen Sohn liebt? Widersetzt er sich unserer Verbindung, so wird er ungerecht gegen uns seyn: denn wir haben Vernunft und Natur für uns, nach welchen die größten Vorzüge den höchsten Adel machen. Aber, er wird sich allerdings widersetzen: die Gewohnheit, und die Einbildungen in Ansehung der Ehre, werden bey ihm die Billigkeit überwiegen. O Himmel! da er Anlaß zu meinem Leben gab, hat er dadurch das Recht erworben, mich zur unglücklichsten Person auf der Welt zu machen? Was hindert uns, mein liebet

Baron, daß wir uns nicht heimlich weg begeben, und in einem Winkel des Erdbodens ein unbekanntes, aber ruhiges Leben führen? Glauben sie sicherlich, daß ihre Liebe zu mir den geringsten Stand für mich viel annehmlicher machen wird, als mir eine Krone ohne meinen Geliebten seyn würde. Wohlan, mein Liebster! lassen sie uns dieses Mittel großmüthig ergreifen. Es ist nichts in der Welt, das ich nicht gerne thäte, um ihnen die Stärke und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu zeigen.

Ransdorf dankte der Prinzessinn aufs allerverbindlichste für ihre schönen und großmüthigen Gesinnungen, und versprach ihr, daß er solches mit Vergnügen thun wolle, wenn er auf keine andere Art der Ihrige werden könne. Indessen rieth er ihr, nicht sogleich auf dieses Verzweiflungs-Mittel zu verfallen, sondern Geduld zu haben, und von der Zeit, auch selbst von der Gnade des Fürsten, die er gegen sie beyde trage, eine günstige Gelegenheit für ihre Liebe zu erwarten. Sie sind noch, sagte er, in der Blüthe ihrer Jahre: vielleicht wird dero durchlauchtigster Herr Vater noch in etlichen Jahren an keine Vermählung mit ihnen gedenken. Wenn aber auch das Gegentheil geschehen sollte, so dürfen sie ihn nur bitten, es noch einige Zeit aufzuschieben: er hat allzu viel väterliche Liebe für sie, daß er es nicht thun sollte. Unterdessen wollen wir uns beruhigen, anstatt sinnreich zu unserer Quaal zu seyn, und wollen die Süßigkeit unserer Liebe recht lange schmecken. Hierauf verliessen sie einander, noch stärker als erst verliebt.

Es

Es waren schon etliche Monathe nach dieser Unterredung verstrichen, und unser edles Paar gab einander mit gröſter Zufriedenheit unzehlige Merkmahle der zärtlichsten Liebe, ohne sich durch unzeitigen Kummer darinnen stöhren zu lassen, als einsmals der Fürst den Baron Ransdorf mit sich in sein Cabinet nahm.

Er sprach erst von allerley gleichgültigen Dingen mit ihm; kam aber hernach auf die Damen zu reden. Ransdorf! sagte er, ihr seyd ein Schalk, für einen Menschen von euren Jahren! Ich hasse die lockeren Brüder, leide auch nicht gern gewisse Spaß-Galane, die nichts anders thun, als ihre abgedroschnen Liebes-Legenden von Hause zu Hause tragen; aber ich mag auch nicht, daß ein junger Mensch einen Heuchler abgebe. Saget mir frey heraus, mein Sohn, habt ihr euch nicht hier oder anderwärts etwas ausgesucht? Es ist Zeit, euch zu verheirathen. Habt ihrs noch nicht gethan, so thut es noch, es wird mir lieb seyn; und seyd versichert, ich werde es so einzurichten wissen, daß keine Familie in meinem Lande seyn wird, die euch nicht mit Vergnügen annähme. Aber, ihr werdet gar sehr bestürzt, mein lieber Ransdorf! Ich sehe wohl, daß ihr nicht so kaltsinnig seyd, als ich gedacht hatte. Ihr müsset mir eure Liebste sagen: ich will schlechterdings eurer Vertrauter seyn, und euch selber mit gutem Rathe dienen.

Ransdorf, der sich dergleichen Reden gar nicht versehen hatte, war wirklich bestürzt geworden, als ihm der Fürst anfänglich seine Kaltsinnigkeit

verwiesen hatte, weil er in Furcht gewesen war, er möchte etwas von seiner Liebe zur Prinzessinn Adelheit bemerkt haben. Aber die letzten Worte des Fürsten brachten ihn wieder zu sich selber; und er gerieth plötzlich auf einen Einfall, wie er mit List zum Besitze seiner Geliebten kommen könnte. Gnädigster Herr, sagte er, Ihre Durchlauchten haben es vollkommen errathen. Ich bin sterblich verliebt; aber es findet sich bey meiner Liebe eine so große Ausschweifung, daß ich nicht das Herz habe, ihnen die Person zu nennen. Ich verstehe euch, antwortete der Fürst: eine Person vermuthlich, die an Stande so geringe für euch ist, daß ihr euch eine Niederträchtigkeit vorrücken müßtet, wenn ihr sie heirathetet? Es soll aber nicht darauf ankommen, mein lieber Ransdorf; du weißt wohl, daß der Stand ein bloßes Hirngespinnst, und nicht der Mühe werth ist, daß ein vernünftiger Mann sich um dessen willen des süßesten Vergnügens beraube. Wenn sie sonst nur wirklich viel Gutes an sich hat, so gebt euch zufrieden: ich bin euch nicht zuwider, und will selber eurer Liebsten die Ausstattung thun.

Ach! gnädigster Herr, antwortete Ransdorf, wie glücklich wäre ich, wenn ich nur eine eitle Meynung von Ehre zu besiegen hätte, um mein Gemüth wieder in Ruhe zu stellen. Anstatt daß ich eine Person von geringerm Stande lieben könnte, liebe ich vielmehr eine, deren hoher Stand mir alle Hoffnung untersaget. Es ist die Tochter eines regierenden Fürsten; und ich bitte mir von Euer Durchlauchten als die größte Gnade aus, mir zu

erlau-

erlauben, daß ich sie nicht nennen darf. Gut! sagte der Fürst: liebt sie euch aber auch? Ja, gnädigster Herr, antwortete der Baron; in diesem Stücke habe ich Ursache mich höchst glücklich zu schätzen; ich bin sogar versichert, daß sie mir, aus besonderer Gewogenheit, überallhin folgen würde; aber es sey fern von mir, eine solche Vermessenheit zu begehen: denn Eure Durchl. selbst würden mir ihre Gnade entziehen, und mich über ein solches Verbrechen bestrafen. Saget mir aber auch, fragte der Fürst, ob es die älteste Tochter im Hause ist? Nein, gnädigster Herr, gab Ransdorf zur Antwort, es ist eine jüngere Prinzessinn. Eine jüngere! sagte der Fürst; welch ein groß Unglück wird es wohl für ihren Vater seyn, wenn sie einem rechtschaffenen Manne, und der von Stande ist, zu theil wird, anstatt etwa in einer Abtey zu schmachten? Nehmet euch das Herz und waget es, Ransdorf: ich nehme alle Gefahr über mich, die etwa daraus entstehen könnte. Ihr dürfet nur einen gewissen Tag mit eurer Liebsten verabreden und es mir hernach zu wissen thun: ich will euch eine sechsspännige Kutsche geben, und allenthalben Pferde unterlegen lassen, die ihr, wo ihr wollet, in Bereitschaft halten lassen möget. Schreibet mir hernach, so bald ihr euren Fang gethan habt; ich nehme es auf mich, euch mit dem Vater eurer Schönen auszusöhnen, und will es so einzurichten wissen, daß ihr keine zu schlechte Partey für sie heissen sollet. Ich freue mich, Gelegenheit zu finden, euch zu zeigen wie sehr ich euch liebe.

Ransdorf stattete dem Fürsten seinen demüthigsten Dank ab, und eilte hernach, seiner geliebtesten Adelheit von allem diesen Nachricht zu geben. Sie war vor Freuden ganz ausser sich selbst, und bath ihren Geliebten, unverzüglich zu thun, was der Fürst ihm gerathen hatte. Es gieng ihm schwer ein, einen so gnädigen Herrn zu hintergehen, und er hätte viel lieber versuchet, die Prinzessinn durch Bitten und Thränen von ihm zu erhalten. Aber sie befürchtete sehr, daß es ihm auf diese Art nicht gelingen möchte, und that daher alles was sie konnte, um ihren Liebsten zu bewegen, daß er alles, was ihm der Fürst gesagt, aufs genaueste vollziehen möchte. Er konnte es endlich seiner hohen Gebietherinn nicht länger abschlagen; und damit er seine wahre Absicht verbergen möchte, reiste er auf etliche Tage von dem fürstlichen Hofe weg.

Nach dieser kurzen Abwesenheit, kam er des Morgens sehr eilfertig zum Fürsten, und sagte ihm, daß er nunmehro alle Anstalten getroffen, und schon die folgende Nacht der versprochenen Kutsche mit sechs Pferden nöthig habe. Der Fürst ließ seinen Stallmeister ruffen, und befahl ihm, alles aufs genaueste zu thun, was der Baron von Ransdorf ihm etwa befehlen würde. Dieser nahm seine Zeit so wohl in Acht, daß Adelheit gegen Mitternacht mit ihm aus dem Schloße gieng, ohne daß es ein Mensch gewahr wurde. Er führte sie an den Ort, wo er dem fürstlichen Kutscher zu

war.

warten befohlen hatte. Er fand überall die unterlegten Pferde, wie ers verlanget hatte; und kam also mit seiner schönen Beute, geschwind über die Gränzen seines Herren, und in das Gebiethe der General-Staaten. Sobald er sich in Sicherheit befand, ließ er sein erstes seyn, an den Fürsten zu schreiben, und ihn in den demüthigsten Ausdrücken um Vergebung wegen seiner That, die eine Betrügerey heissen konnte, zu bitten. Er versicherte ihn, daß er viel lieber unmittelbar seine Zuflucht zu der bekannten Gnade seines Herrn und Wohlthäters genommen haben würde, wenn nicht die Furchtsamkeit der schönen Adelheit ihn genöthiget hätte, sich dieses Mittels zu bedienen. Unser verliebtes Paar erwartete hierauf des Fürsten Antwort zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam sie, und versetzte beyde in eine unbeschreibliche Freude. Der Fürst scherzte nur in seinem Briefe mit dem glücklichen Ransdorf. Er versicherte ihn, er würde ihm seine Tochter gegeben haben, ohne ihm so viel Bemühungen zu machen, wenn er von ihrer heimlichen Liebe gegen einander etwas gewußt hätte. Nunmehr aber sey es ihm lieb, daß man ihm ein Geheimniß daraus gemacht, weil ihm der Streich, den man ihn zu betriegen gespielt, der lustigste von der Welt, und ohne Exempel zu seyn schiene. Endlich bath er beyde, sie möchten bald wiederkommen, und an seinem Hofe Beylager halten, welches ihm zum Vergnügen gereichen würde.

Sie weinten beyde vor Zärtlichkeit, da sie diese bewundernswürdige Güte des Fürsten sahen. Sie eilten eben so sehr wieder zurück, als sie erst abgereist waren. Sie wurden vom Fürsten und vom ganzen Hofe mit Freuden bewillkommet: und dieses würdige Paar wurde bald hernach mit den unauflöslichen Banden der Ehe verknüpft. Ransdorf ward vom Kayser in den Grafenstand erhoben; der Fürst gab ihm eine schöne Stadthalterschaft: und so genoß die schöne Adelheit, ohne sich weit von ihrem Stande herab zu lassen, eines ruhigen Vergnügens, das nur in demjenigen Mittelstande zu finden ist, der ihr vorher so verächtlich geschienen hatte.

Siebente Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Eine Dame, die sich als eine Mannsperson verkleidet hat, trifft unterwegs einen französischen Edelmann an, welcher, weil er sie für einen armen jungen Menschen hält, mit sich nach Hause, und zu seinem Bedienten annimmt. Seine Gemahlin verliebt sich in diese Person, uud sucht sie auf allerley Art zu ihrer Liebe zu bewegen. Die verkleidete Person entdeckt endlich der Edelfrau ihr Geschlecht und ihre Zufälle, damit sie ihr nicht weiter anliegen möge. Das Kammermägdchen der Edelfrau giebt (aus Eifersucht daß sie so vertraut mit der vermeynten Mannsperson umgeht) ihrem Herrn Nachricht davon. Als dieser sie mit seiner Gemahlinn auf dem Bette sitzend antrifft, so will er sie beyde ermorden. Er verwundet seine Gemahlinn durch einen Pistolenschuß. Der vermeynte Liebhaber überführt ihn seines Irrthums. Die Edelfrau stirbt an einem Fieber, so sie vom Schrecken bekommen hatte, und der Edelmann heirathet die verkleidete Person.

Ein französischer Edelmann, der ein Schloß bey Saumür besaß, hatte eine kleine Reise zu Pferde gethan. Als er wieder auf der Heimreise begriffen war, und auf einer Fähre über einen kleinen Fluß setzen wollte, so fand er hier

einen

einen jungen Menschen, der sich höflich erboth, sein Pferd zu halten, bis er wieder aufsitzen würde. Der Edelmann sah ihn an; und als er die feinsten Gesichtszüge, auch eine gute und vornehme Miene an ihm bemerkte, so fragte er ihn, woher er komme, und von welchem Stande er sey. Dieser antwortete, er sey ein Deutscher, und der Sohn eines Kaufmanns, der vor kurzem gestorben. Obwohl sein Vater in großem Credit gestanden, so hätten sich doch seine Schulden nach seinem Tode größer als das Vermögen befunden. Weil er nun solchergestalt in die äusserste Armut gerathen, so sey er Willens, lieber einen guten Herrn in Frankreich zu suchen, als armsälig in einem Lande zu leben, in welchem er vormals in den besten Umständen gestanden habe.

Diese Reden bewogen den Edelmann zu einem großmüthigen Mitleiden. Er sagte zu dem Jünglinge, er habe schon einen Herrn an ihm gefunden, wenn er wolle, und er dürfe nur mit ihm gehen, so solle er den besten Dienst bey ihm haben, wenn er sich wohl aufführen werde.

Der junge Mensch, den ich Friedrich nennen will, nahm dieses Anbiethen mit einer Art an, welche dem Edelmanne von seiner guten Erziehung vollends überzeugte. Er folgte seinem neuen Herrn zu Fuße nach; und dieser stellte ihn seiner Gemahlinn vor, sobald er zu Hause ankam. Ich bringe hier einen neuen Bedienten mit, sagte er, der keine andere Empfehlung, als seine gute Miene hat. Ich bin Willens, ihn unserm Sohne zuzugeben,

geben, welcher gewiß nichts als alles gutes von ihm lernen wird, wie ich hiervon aus den Gesprächen, die ich unterwegs mit ihm gehalten habe, versichert bin. Er hat eine gute Erziehung und sehr artige Manieren; und ich zweifle nicht, er werde sich wohl aufführen. Die Edelfrau fand in dem Gesichte dieses Menschen etwas so schönes, und eine so große Bescheidenheit in seinem ganzen Wesen, daß sie ihn mit Vergnügen in ihre Dienste nahm. Man ließ ihn wohl kleiden, aber nicht in Livrey; und diese Kleidung stand ihm so wohl, daß ein Frauenzimmer, wenn es nicht aller Zärtlichkeit entsagt hatte, ihn fast unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen konnte. Die Schönheit seines Gesichts vermehrten noch seine langen weissen Haare, die ihm bis an den Gürtel giengen, und natürliche Locken machten; und die Annehmlichkeit seines Witzes war seiner liebenswürdigen Gestalt vollkommen gleich. Etwas sehnsuchtvolles in seinen Augen, in welchen man einige Melancholie bemerkte, machte alle diese Reizungen noch rührender. Mit einem Worte, man konnte unmöglich eine Mannsperson sehen, die mehr fähig gewesen wäre, das härteste Herz zu erweichen.

Des Edelmanns Sohn, der kam zehn Jahre alt war, und der, als das einzige Kind, sehr geliebt ward, gewann diesen Friedrich in wenig Tagen ungemein lieb. Dieser Umstand machte, daß ihm der Edelmann noch mehr gewogen wurde; und eben dieser Umstand diente auch seiner Gemahlinn zum scheinbaren Vorwandte, daß sie ihre heimliche

Liebe

Liebe zu diesem Jünglinge weniger geheim hielt. Diese Frau, welche erst sechs und zwanzig Jahre alt, und sehr liebenswürdig war, hatte bisher ihren Gemahl ganz allein geliebt, welcher auch, um seiner guten Eigenschaften willen, ihrer Liebe würdig war, und sie noch immer im Ehestande, als eine Liebste verehrte. Sie sah unterdessen, daß ihr der schöne Friedrich ein wenig zu sehr gefiel; sie gab sich auch alle mögliche Mühe, diese angehende Liebe zu unterdrücken; ja, es würde ihr vielleicht gelungen seyn, wenn sie ihn nicht stets im Hause um sich gehabt hätte, und wenn vielmehr seine Abwesenheit ihrer ehelichen Treue und Keuschheit hätte zu Hülfe kommen können. Aber das beständige Sehen dieses Menschen hielt die Wunde ihres Herzens stets offen; und sie war viel zu schwach, als daß sie sich durch Nachdenken zu heilen vermocht hätte. Sie hielt sich jedoch etliche Monathe so standhaft, daß sie dem schönen Friedrich mit Wissen und Willen nicht das geringste Merkmahl von ihrer Leidenschaft gab: sie verbarg ihm vielmehr ihre gefährliche Liebe, die sie gern vor sich selber verborgen gehalten hätte. Der unaufhörliche Kampf, den sie mit einer so sanften Neigung führen mußte, verschlimmerte das Uebel nur immer mehr, und bemeisterte sich ihrer gänzlich. Um ihre Qual zu erleichtern, entschloß sie sich endlich, ein so kitzliches Geheimniß ihrem Kammermägdchen Leonoren zu vertrauen, weil sie sich völlig auf ihre Treue und Verschwiegenheit verließ. Zu allem Unglücke hatte sich dieses Mägdchen auch in Friedrichen verliebt; und sie suchte also vielmehr, alle

An-

Anschläge ihrer Frau auf ihn rückgängig zu machen, als selbige befördern zu helfen. Sie sagte ihr aber nichts davon; sondern damit sie Gelegenheit bekäme, desto leichter auf ihr eigenes Bestes bedacht zu seyn, versprach sie ihrer Frau, ihr aufs beste zu dienen. Diese hatte dem Mägdchen eine gute Gelegenheit verschafft, wie sie ihn ganz allein sprechen könnte. Leonore that also Friedrichen ihren Antrag, nicht aber für ihre Frau, wie ihr befohlen war, sondern für sich. Sie that dem schönen Jünglinge eine Liebeserklärung, und dieses mit so weniger Ehrbarkeit, und in so ungezogenen Ausdrücken, daß Friedrich, anstatt Liebe, nur Abscheu und Verachtung gegen sie bekam. Sie verließ ihn mit dem größten Unwillen über seine Kaltsinnigkeit, und sagte zu ihrer Frau, er habe alles, was sie ihm schmeichelhaftes in ihrem Namen gesagt, und was nur eine Mannsperson zu rühren geschickt sey, mit einer unerträglichen Sprödigkeit angehöret; und sie möchte diesen keuschen Joseph lieber selber anreden, weil sie vielleicht am meisten ausrichten würde. So ungern nun auch diese Dame daran gieng, so ließ sie sich durch ihre fast rasende Liebe doch endlich dazu bewegen. Als sie ihn bald darauf in ihres Sohns Zimmer allein fand, so entdeckte sie ihm erst ihre Gedanken durch Blicke, die gar nicht zweydeutig waren; und da sie sah, daß er diese stumme Sprache nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, so erklärte sie sich deutlich, und mischte in ihre Liebeserklärung Seufzer, Thränen, und sogar gewisse Caressen, die sonst die größte Keuschheit besiegen können; aber es war alles vergebens.

gebens. Friedrich schämte sich ihrer Schwachheit, erröthete anstatt ihrer, schlug die Augen sittsam nieder, und entsetzte sich über das Feuer, das er in ihren Augen bemerkte. Als er endlich sah, daß der heftigste Zorn auf diese Liebe folgte, und daß sie mit drohenden und grimmigen Blicken aus dem Zimmer gieng, so hielt er sie am Kleide, warf sich vor ihr nieder, und sagte: ich trage Mitleiden mit ihnen, gnädige Frau! erbarmen sie sich aber auch meiner! Ich muß ihnen ein Geheimniß entdecken: machen sie mich aber nicht dadurch unglücklich. Ich kann nicht, wie sie wünschen: sehen sie hier einen handgreiflichen Beweis davon! Bey diesen Worten knöpfte er seine Weste auf, und zeige ihr eine weibliche Brust, die vortrefflich schön, und weisser als Schnee war. Dieser Anblick betäubte sie wie ein Blitz. Sie konnte eine lange Weile nicht wieder zu sich selbst kommen, oder ein Wort reden. Als sie sich endlich wieder erholet hatte, fiel sie dieser schönen Person um den Hals; versprach ihr, daß sie ihr Geheimniß bey sich behalten wollte, und dankte ihr, daß sie auf solche Art ihre Tugend und ihr Leben aus der Gefahr gerissen habe. Sie bath sie hernach, sie möchte ihr vollends alles vertrauen, und die Ursachen entdecken, warum sie sich also verkleidet und nach Frankreich geflüchtet sey.

Die schöne Deutsche, weil sie wohl wußte, daß man sich den Leuten nicht halb, sondern ganz vertrauen muß, that es mit folgenden Worten, die sie aber mit beständigem Seufzen und Aechzen untermengte.

Ich

Ich heisse Isabelle. Ich bin aus einer deutschen Provinz gebürtig; mein Vater aber aus einem der ältesten adelichen Häuser, und heißt der Baron von Rasfeld. Er hat etliche Kinder, und unter anderen zwo Töchter, von welchen ich die jüngere bin. Wir verlohren unsere Mutter, da ich kaum sechs Jahre alt war. Sie wissen selbst, wie groß dieser Verlust, insonderheit für Töchter ist, die, wenn sie nicht unter der Aufsicht einer klugen und zärtlichen Mutter stehen, wie Schiffe ohne Steuerruder sind. Meine Schwester hatte erst ihr vierzehntes Jahr erreichet, so unterhielt sie mit einem jungen Edelmanne in unserer Nachbarschaft ein sehr zärtliches Liebesverständniß. Allein sie durfte ihn nicht heirathen: denn mein Vater, für welchen der Reichthum mehr reizendes als die besten Tugenden und Vorzüge hat, nöthigte sie, einen alten Mann zu ehlichen, für den es ihr unmöglich war, die mindeste Liebe zu hegen. Sie bekannte mir im Vertrauen, was für großen Verdruß ihr ein so betrübter Zustand verursachte. Ihre Ehe brachte ihr die Neigung zu ihrem jungen Liebhaber nicht aus dem Herzen; aber sie war doch so ehrbar, und ihrer Pflicht so sehr ergeben, daß sie ihm keinen Zutritt verstattete. In diesem kläglichen Zustande, der ihr noch schrecklicher als die Hölle selbst deuchte, verglich sie sich mit jenen elenden Menschen, die ein gewisser Tyrann des Alterthums an todte Leichname binden ließ, damit sie einen so langsamen als schrecklichen Tod ausstünden.

Das unglückliche Schicksal meiner Schwester machte mir große Angst, und ich beschloß bey mir, nicht

in ein gleiches zu gerathen, es erfolge auch daraus was nur wolle. Aber, ach! indem ich einer Klippe zu entgehen gesuchet, bin ich unbedächtiger Weise auf eine andere verfallen. Ein jüngerer Sohn eines vornehmen Hauses bekam mich zu sehen und liebte mich. Ich selbst fand an ihm so viel gutes und liebenswürdiges, daß es mir unmöglich war, ihn lange vergebens seufzen zu lassen. Wir lebten etliche Jahre in einer so vollkommenen Vereinigung, und fanden so viel Süssigkeit in unsern zärtlichen Gesinnungen, daß wir uns im höchsten Grade glücklich schätzten. Er ließ endlich bey meinem Vater um mich anhalten. Dieser aber, weil er sich in einem Alter befand, wo man insgemein die ganze Glückseligkeit des Lebens im Reichthum suchet, wollte seinen Willen schlechterdings nicht in diese Heirath geben. Ich befürchtete nunmehr, daß es mir eben so unglücklich, wie meiner Schwester ergehen möchte, und that also meinem Geliebten selbst den Vorschlag, (nachdem er bisher noch niemals Zucht und Ehrerbiethung bey mir aus den Augen gesetzt hatte,) in Gegenwart des Himmels eine heimliche Ehe mit einander zu schliessen. Er liebte mich viel zu sehr, als daß er dieses Mittel nicht hätte mit Freuden ergreifen wollen; worauf wir uns mit so vielen Eidschwüren verlobten, daß ich geglaubt haben würde, der Himmel hätte nicht Blitzstralen genug, mich zu bestrafen, wenn ich hätte meineidig werden wollen. Von diesem Tage an, hielt ich es nicht mehr für sündlich, meinem Liebsten alles zu erlauben, was eine Ehefrau ihrem rechtmäßigen

mäßigen Manne nicht abschlagen kann; und ich war bey mir versichert, mich nicht ins Unglück zu stürzen, da ich mich einem Manne überließ, welchen ich vollkommen hoch schätzte. Alles, was ich befürchtete, war die gewöhnliche Folge eines ehelichen Lebens; ich war aber fest entschlossen, wenn mir dieses Unglück begegnete, daß ich lieber mit meinem Liebsten die Flucht ergreifen, als mein oder sein Leben, wegen des Zorns meines Vaters, in Gefahr setzen wollte.

Mein Unglück entstand aber von einer andern Seite her, als von der ich es vermuthet hatte. Ein Mann von gutem Adel, der nur drey Jahre im Ehestande gelebt hatte, und zum Witwer geworden war, fand etwas in meiner geringen Bildung, das ihm gefiel. Er war reich, von schönem Ansehen, und kaum fünf und dreyßig Jahre alt. Er hielt bey meinem Vater um mich an; und dieser versprach mich ihm, ohne mir ein einziges Wort davon zu sagen. Es war allerdings eine Partey, die vielleicht niemand ausgeschlagen haben würde: so daß es nichts als ein wunderlicher Eigensinn von mir heissen konnte, wenn ich meinen Willen nicht darein gäbe.

Den folgenden Tag, nachdem mein neuer Liebhaber mit meinem Vater des Handels um mich einig geworden war, besuchte er mich, und eröffnete mir, was er für ein Absehen auf mich habe. Ich gab ihm zur Antwort, daß seine Erklärung ganz überflüßig sey, und daß es ihm gleich seyn könne, ob mir die Sache anstehe oder

nicht weil er sich, um mich zu bekommen, nur derjenigen Gewalt bedient habe, so die Natur dem Baron von Rasfeld über mich verliehen habe. Inzwischen, sagte ich, ist es nicht billig, daß man mit einer freyen Person, wider ihren Willen, auf solche Art schalte und walte; und ich muß ihnen sagen, mein Herr, daß ich zwar meines Vaters Tochter, aber nicht seine Sclavinn bin. Es kann ihnen auch die Tyranney, die er über mich ausübet, nichts helfen, denn ich gehöre einem grössern Herrn, als er ist, indem ich mich schon seit einer geraumen Zeit dem Klosterstande gewidmet habe. Hätten sie mich gefraget, ehe sie sich an meinen Vater wandten, so hätte ich ihnen entdeckt, daß ihr Anhalten vergeblich seyn würde, und daß sie mich nicht ohne eine Sünde begehren könnten.

Ich bediente mich dieser Ausflucht um so viel lieber, weil ich wußte, daß er fromm war, und alles was die Religion betrifft, hoch hielt. Weil er mich wirklich liebte, so war meine Anrede wie ein Donnerschlag für ihn. Jedoch antwortete er mir, wofern ich keine Abneigung von ihm habe, so könne man meine Gelübde allenfalls durch Geld aufheben. Ich sagte dagegen ganz kaltsinnig, daß ich es gar nicht für nöthig hielte, Gelübde zu brechen, die ich mit freyen und gutem Willen gethan hätte. Er stattete hierauf meinem Vater von allem, was zwischen uns vorgegangen war, seinen Bericht ab. So bald er fort war, ließ mich mein Vater vor sich kommen, und verwies mir die Sache sehr hart. Er bildete sich ein,

daß

daß mich nichts anders hierzu bewogen hätte, als weil er mich dem, den ich heimlich als meinen Ehemahl ansah, nicht hätte zur Ehe geben wollen. Er glaubte sogar, daß ich ganz nicht berechtiget gewesen sey, solche Gelübde ohne sein Vorwissen zu thun. Er befragte sich hierüber bey leichtsinnigen Gottesgelehrten: und diese riethen ihm, jemand nach Rom zu schicken, damit meine Gelübde für null und nichtig erkläret würden. Dieses gelang ihm besser, als ich es für meine Ruhe wünschte. Es wurden hierauf alle geschwinde Anstalten zu meiner Hochzeit gemacht. Wie sehr mich dieses alles in Angst setzte, kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Ich war viel zu schüchtern, als daß ich meinem Vater die heimliche Ehe, in der ich mit meinem Geliebten lebte, hätte endecken können: und es blieb mir also kein anderes Mittel übrig, als eine schnelle Flucht zu ergreifen. Mein Liebster, dessen Liebe zu mir, in der Zeit unsers heimlichen Ehestandes, mehr zu als abgenommen hatte, war gleicher Meynung mit mir. Er hatte etliche Feldzüge in Ungarn gethan, wo er das Glück gehabt hatte, mit etlichen jungen Herrn aus Bretagne eine genaue Freundschaft zu stiften. Er war versichert, daß sie ihn willig bey sich aufnehmen würden; und er beschloß also, wider den Zorn meines Vaters seine Zuflucht bey ihnen zu suchen.

Er brachte mir eine Mannskleidung; welche ich anlegte und den Weg mit ihm antrat. Wir kamen in Frankreich an, ohne daß uns ein schlimmer Zufall begegnete. Indem wir uns aber nichts

böses mehr befürchteten, wurden wir einst des Abends plözlich von dreyen Straßenräubern überfallen, welche sich hinter ein Gebüsche versteckt hatten. Mein Liebster hatte schon zwo Wunden bekommen, ehe er sich recht zur Gegenwehre seßen konnte. Kaum hatte er den Degen gezogen, so streckte er schon einen von diesen Bösewichtern auf die Erde hin. Aber wenige Augenblicke hernach, fiel er selbst todt unter sein Pferd nieder.

Der Anblick so vieler Degen hatte mich in so große Furcht gejaget, daß ich dieser traurigen Begebenheit nur vom weiten zusah, indem ich mich in den dickſten Wald versteckt hatte, wo diese Räuber meinen lieben Gemahl angriffen. Hier brachte ich die ganze Nacht in der tödtlichsten Betrübniß zu; und nachdem der Tag angebrochen war, suchte ich den Ort wieder, wo es geschehen war. Ich fand meinen Liebsten nackend, und mit vielen Wunden getödtet. Ich wurde bey seiner Leiche ohnmächtig, und ich weiß nicht, wie ich noch das Leben erhalten habe. Ich kam endlich wieder zu mir selber: ich benezte den werthen Leichnam mit meinen Thränen, und eilte hernach weg, damit ich nicht etwa selber dieses Mordes verdächtig werden möchte, wenn mich jemand dabey fände. Seit diesem unglücklichen Tage bin ich aus einer Provinz in die andere herumgeirret, bis ich zulezt ihren Herrn Gemahl angetroffen habe. Sie wissen nunmehr die geheimen Nachrichten, so meine Umstände betreffen, und die ich ihnen habe erzehlen sollen, gnädige Frau. Ich bitte ums Himmels willen, alles bey sich zu behal-

behalten. Thun sie es aus Erbarmung gegen eine Frau, die nur durch ihre Liebe zu einem würdigen Manne so unglücklich geworden ist!

Die Edelfrau, welche bey dieser ganzen Erzehlung ihre Thränen mit der Isabelle ihren vermischt hatte, umarmte sie nunmehr aufs zärtlichste, und versprach ihr nicht nur Verschwiegenheit, sondern auch eine unaufhörliche Freundschaft. Die Thorheit wich in ihr der Vernunft wieder; und die ausschweifende Wollustliebe machte der zärtlichsten Freundschaft in ihrem Gemüthe Platz. Sie lebte mit Isabellen in der größten Vertraulichkeit; und sie sagte zu Lenoren, welche sich sehr darüber wunderte: daß, weil sie Friedrichen für den ehrbarsten und tugenhaftesten Menschen von der Welt befunden habe, so habe sie so viel Verstand gehabt, und die unerlaubte Liebe zu ihm in eine vernünftige Freundschaft verwandelt.

Dem ungeachtet bildete sich dieses Mägdchen ein, (wie es auch in der That wahrscheinlich war,) als bediente sich ihre Frau nur dieses Vorwandts, um ihres schönen Adonis in der Stille und ungestöhrt zu genießen. Und weil sie ihn selber ganz rasend liebte, so nahm sie sich vor, beyde ihrer Eifersucht aufzuopfern. Sie verschob die Ausführung ihres Anschlages nicht lange, sondern sie entdeckte schon selbigen Tages ihrem Herrn den unzüchtigen Umgang, welchen seine Gemahlinn, wie sie vorgab, mit Friedrichen hatte, und gab

ihm hiervon Merkmahle, die (allem Scheine nach) so deutlich waren, daß er, ungeachtet aller guten Meynung, die er von seiner Gemahlinn, sowohl als von dem Bedienten hatte, unmöglich an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte.

Der Edelmann schwur, er wolle sich wegen einer so großen Untreue und schrecklichen Undankbarkeit rächen. Er stellte sich, als ob er auf etliche Tage verreisen wollte; kam aber, durch Vermittelung der eifersüchtigen Magd, heimlich wieder ins Haus, und versteckte sich, ohne daß es jemand gewahr wurde, hinter die Tapeten in seiner Gemahlinn Schlafzimmer. Weil sie nun Isabellen, wenn sie schon im Bette lag, zu sich kommen zu lassen pflegte, und sich sonderlich gern von allen Umständen bey ihren Unglücksfällen mit ihr zu unterreden gewohnt war, so geschah selbiges auch diesen Abend. So bald der Edelmann sah, wie der sogenannte Friedrich bey seiner Gemahlinn am Bette saß, und ihr viele Caressen machte, so sprang er mit zornigen Gebehrden, und mit dem Pistole in der Hand, aus seinem Winkel hervor, und schrieh: O du schandbares Weib! itzt sollst du nebst deinem Ehebrecher sterben, und nichts soll meine Rache abhalten. Bey diesen Worten drückte er das Pistol los, und gedachte sie in den Kopf zu treffen; weil sie aber eine glückliche Wendung machte, so traf er sie nur am Backen. Nunmehr wollte er seinen Vorsatz mit dem Degen vollbringen; sie aber schrieh aus allen Leibeskräften: halt ein! halt ein! Friedrich ist eine

Weibs-

Weibsperſon. Zu gleicher Zeit gab ihm die vor Schrecken halb todte Iſabelle eben denſelben Beweis von ihrem Geſchlechte, den ſie etliche Tage vorher ihrer Frau gegeben hatte.

Bey dieſem Anblicke blieb er ganz ohne Bewegung. Er konnte ſich über ſeinen Irrthum nicht zufrieden geben, und bath ſeine Gemahlinn tauſendmal um Vergebung, daß er eine ſolche Wuth gezeiget hatte. Iſabelle erzehlte ihm hierauf ihre Begebenheiten, die ſie ſchon ſeiner Gemahlinn vertrauet hatte: und ſeine Augen, die kurz zuvor nur Grimm und Verzweiflung gezeiget hatten, lieſſen nunmehr Thränen flieſſen.

Die Wunde der Edelfrau war zwar nicht tödtlich; allein das Schrecken, ſo ihr dieſer Zufall gemacht hatte, zog ihr ein Fieber zu, an dem ſie wenig Tage hernach ſtarb. Ihr Gemahl ſowohl, als Iſabelle, beweinten ſie herzlich.

Dieſe legte nunmehr wieder Kleider an, wie ſie ſich für ihr Geſchlecht geziemten: und in dieſem Aufzuge gefiel ſie dem Edelmanne dermaßen wohl, daß er ihr verſprach, ſobald die Trauerzeit vorbey ſeyn würde, ſie als die Witwe eines fremden Edelmanns, zu heirathen. Weil ſie ganz hülflos war, auch die guten Eigenſchaften ihres neuen Liebhabers ſehr hoch ſchätzte, ſo gab ſie ihren Willen darein. Man gab auch ihrem Vater von dieſer Verheirathung Nachricht, welcher ſeine Einwilligung dazu ertheilte, und ſeiner Tochter alles geſchehene vergab. Er ſtarb vier oder fünf Jahre hernach; und weil ſeine meiſten Söhne im Unga-

rischen Kriege ums Leben gekommen waren, so bekam diese Tochter noch ein so reiches Erbtheil, daß es sich ihr Gemahl nicht besser hätte wünschen können, wenn er auch schon nach Gelde geheirathet gehabt hätte.

Achte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein Marquis aus Arragonien verliebt sich in eine von seinen Unterthanen. Er findet Mittel, sie allein zu sehen. Sie aber, um ihre Ehre mit Verlust ihrer Schönheit zu retten, zerfleischet sich das Gesicht mit einer Scheere, damit sie dem Marquis nicht mehr gefallen möchte. Aus Hochachtung gegen ihre Tugend, verheirathet er sie an einen seiner Hausbedienten; und er selbst vermählet sich mit einer liebenswürdigen Gemahlinn, welche ohne Ursache eifersüchtig auf diese züchtige Person wird. Nachdem sie den Ungrund ihrer Eifersucht eingesehen, giebt sie die Tochter dieses tugendhaften Weibes ihrer eignen Tochter zur Gespielinn. Des Marquis Sohn, erster Ehe, gewinnt dieses Mägdchen lieb, da er noch selbst ein Kind ist; und nach dem Tode seines Vaters heirathet er sie.

Unter der Regierung Königs Philipp des zweyten, lebte im Königreiche Arragonien ein Marquis, der in seinen Ländereyen eine fast despotische Gewalt ausübte. Wiewohl ihn nun

nun sein Stolz bey seinen Unterthanen fürchterlich machte, so liebte man ihn doch auch wegen seines großmüthigen Bezeigens und seiner Freygebigkeit, auf die sich jedermann, wer sich ihm gefällig zu machen wußte, und ihm einige gute Dienste that, gewisse Rechnung machen konnte. Seine Gemahlinn, die im vierten Jahre ihres Ehestandes im Kindbette gestorben war, hatte ihm einen einzigen Sohn hinterlassen, den er herzlich liebte. Der Marquis stand in der Blüthe seiner Jahre; und weil er nicht Lust hatte wieder zu heirathen, ob er gleich dem Frauenzimmer so sehr als irgend ein Spanier ergeben war, so suchte er alle Gelegenheiten, die Lüste des Ehestandes zu geniessen, ohne sich der Sclaverey desselben zu unterwerfen. Die Schönen auf dem Lande, bey welchen die bloße Natur spielt, gefielen ihm wenigstens eben so gut als die Schönen am Hofe, die mit Putze so sehr überladen sind, daß man sagen kann, die Frauensperson sey nur der kleinste Theil ihrer selbst. Eine lange Zeit hatte er kaum etwas begehrt, so sah er auch schon seine Wünsche erfüllt: denn es fanden sich wenig Herzen, die für ihn, als einen vermögenden und reichen Herrn, unüberwindlich gewesen wären. Er wurde endlich der Lüste, die ihm so wenig Mühe kosteten, überdrüßig, und machte nunmehr seinen Anschlag auf ein Mägdchen aus dem Flecken, wo er wohnte, die nicht weniger wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer Tugend in großem Rufe stand. Er hoffte aber, es sollte ihm nicht schwer mit ihr werden, weil sie sehr arm war, und weil ihre Mutter,

die im Witwenstande lebte, sich mit dieser Tochter (die zu allem Glücke ihr einziges Kind war) kaum ernähren konnte.

Er ließ zuerst den Angriff auf die Ehre der schönen Sophie auf eben die Art thun, wie ehemals Philippus aus Macedonien die Städte und Festungen angreifen ließ; aber es gelang ihm sein Unternehmen nicht so, wie es insgemein diesem listigen Monarchen gelungen war. Sie schlug sein Anbiethen mit Widerwillen ab; und er sah wohl, daß ihr von dieser Seite nicht beyzukommen war.

Nachdem er auf diese Art nichts ausgerichtet hatte, so glaubte er, es würde das Geld mehr bey ihrer Mutter ausrichten, weil ihr Alter mehr zum Geize geneigt seyn würde: aber er irrte sich auch hier, und wurde gewahr, daß die tugendhaften Gesinnungen der Sophie ihren Grund in einem glücklichen Naturell hatten, welches durch die guten Lehren ihrer lobwürdigen Mutter noch mehr verbessert, und durch ihre guten Beyspiele gestärkt worden war. Der Marquis ließ sich dennoch nicht abschrecken; er wurde vielmehr immer begieriger seinen Endzweck zu erlangen: ja es dünkte ihm, als ob seine Ehre darauf beruhete, sich in dem Bezirke seiner kleinen Souveränität nicht vergebens um etwas bemühet zu haben.

Sophie hatte in eben diesem Flecken eine Muhme, die bey weitem nicht so gewissenhaft als sie selber war, ob sie gleich für eine ehrbare Frau angesehen wurde. Das Mägdchen besuchte sie oft;

oft; und der Marquis, der auf alle ihre Tritte und Schritte genau Achtung geben ließ, um sich bey Gelegenheit einige zu nutz zu machen, erfuhr dieses. Er gieng selbst zu dieser Frau, die so gut, als alle Einwohner des Orts, wußte, daß er ein verliebtes Absehen auf ihre Muhme hatte. Er bildete sich ein, daß weil seinen Abgeordneten die Sache nicht so sehr wie ihm selbst, am Herzen läge, sie nur nachläßig darinnen zu Werke giengen; und er wollte daher alles selbst thun.

Er fand bey diesem Weibe mit seinem Antrage erwünschten Eingang. Sie willigte ohne alles Bedenken, für etliche Pistolen, in die Schändung ihrer Familie, und versprach dem Marquis, daß sie ihm Gelegenheit verschaffen wollte, ihre schöne Muhme allein zu sehen. Dieser Herr hatte eine so gute Meynung von sich, daß er gewiß glaubte, es werde die Sache so gut als richtig seyn, wenn er sie nur einmal allein hätte.

Die Muhme der Schönen that was sie versprochen hatte, ohne daß es ihr schwer wurde. Denn als dieses schöne Mägdchen einsmals zu ihr kam, und mit ihren Töchtern arbeiten wollte, so ließ sie dem Marquis solches zu wissen thun. Sie befahl alsdann ihren Töchtern allerley Verrichtungen an, welche sie aus der Stube zu gehen nöthigten, so daß die schöne Sophie allein darinnen blieb. Aber, wie sehr erstaunte sie nicht, als sie den Marquis mit triumphirenden Gebehrden hineintreten sah, so daß es schien, als zweifle er ganz nicht an seinem Siege. Sie gerieth dermaßen

nicht weil er sich, um mich zu bekommen, nur derjenigen Gewalt bedient habe, so die Natur dem Baron von Rasfeld über mich verliehen habe. Inzwischen, sagte ich, ist es nicht billig, daß man mit einer freyen Person, wider ihren Willen, auf solche Art schalte und walte; und ich muß ihnen sagen, mein Herr, daß ich zwar meines Vaters Tochter, aber nicht seine Sclavinn bin. Es kann ihnen auch die Tyranney, die er über mich ausübet, nichts helfen, denn ich gehöre einem grössern Herrn, als er ist, indem ich mich schon seit einer geraumen Zeit dem Klosterstande gewidmet habe. Hätten sie mich gefraget, ehe sie sich an meinen Vater wandten, so hätte ich ihnen entdeckt, daß ihr Anhalten vergeblich seyn würde, und daß sie mich nicht ohne eine Sünde begehren könnten.

Ich bediente mich dieser Ausflucht um so viel lieber, weil ich wußte, daß er fromm war, und alles was die Religion betrifft, hoch hielt. Weil er mich wirklich liebte, so war meine Anrede wie ein Donnerschlag für ihn. Jedoch antwortete er mir, wofern ich keine Abneigung von ihm habe, so könne man meine Gelübde allenfalls durch Geld aufheben. Ich sagte dagegen ganz kaltsinnig, daß ich es gar nicht für nöthig hielte, Gelübde zu brechen, die ich mit freyen und gutem Willen gethan hätte. Er stattete hierauf meinem Vater von allem, was zwischen uns vorgegangen war, seinen Bericht ab. So bald er fort war, ließ mich mein Vater vor sich kommen, und verwies mir die Sache sehr hart. Er bildete sich ein,

daß

daß mich nichts anders hierzu bewogen hätte, als weil er mich dem, den ich heimlich als meinen Ehemahl ansah, nicht hätte zur Ehe geben wollen. Er glaubte sogar, daß ich ganz nicht berechtiget gewesen sey, solche Gelübde ohne sein Vorwissen zu thun. Er befragte sich hierüber bey leichtsinnigen Gottesgelehrten: und diese riethen ihm, jemand nach Rom zu schicken, damit meine Gelübde für null und nichtig erkläret würden. Dieses gelang ihm besser, als ich es für meine Ruhe wünschte. Es wurden hierauf alle geschwinde Anstalten zu meiner Hochzeit gemacht. Wie sehr mich dieses alles in Angst setzte, kann ich mit Worten nicht ausdrücken. Ich war viel zu schüchtern, als daß ich meinem Vater die heimliche Ehe, in der ich mit meinem Geliebten lebte, hätte endecken können: und es blieb mir also kein anderes Mittel übrig, als eine schnelle Flucht zu ergreifen. Mein Liebster, dessen Liebe zu mir, in der Zeit unsers heimlichen Ehestandes, mehr zu als abgenommen hatte, war gleicher Meynung mit mir. Er hatte etliche Feldzüge in Ungarn gethan, wo er das Glück gehabt hatte, mit etlichen jungen Herrn aus Bretagne eine genaue Freundschaft zu stiften. Er war versichert, daß sie ihn willig bey sich aufnehmen würden; und er beschloß also, wider den Zorn meines Vaters seine Zuflucht bey ihnen zu suchen.

Er brachte mir eine Mannskleidung; welche ich anlegte und den Weg mit ihm antrat. Wir kamen in Frankreich an, ohne daß uns ein schlimmer Zufall begegnete. Indem wir uns aber nichts

böses mehr befürchteten, wurden wir einst des Abends plötzlich von dreyen Straßenräubern überfallen, welche sich hinter ein Gebüsche versteckt hatten. Mein Liebster hatte schon zwo Wunden bekommen, ehe er sich recht zur Gegenwehre setzen konnte. Kaum hatte er den Degen gezogen, so streckte er schon einen von diesen Bösewichtern auf die Erde hin. Aber wenige Augenblicke hernach, fiel er selbst todt unter sein Pferd nieder.

Der Anblick so vieler Degen hatte mich in so große Furcht gejaget, daß ich dieser traurigen Begebenheit nur vom weiten zusah, indem ich mich in den dicksten Wald versteckt hatte, wo diese Räuber meinen lieben Gemahl angriffen. Hier brachte ich die ganze Nacht in der tödtlichsten Betrübniß zu; und nachdem der Tag angebrochen war, suchte ich den Ort wieder, wo es geschehen war. Ich fand meinen Liebsten nackend, und mit vielen Wunden getödtet. Ich wurde bey seiner Leiche ohnmächtig, und ich weiß nicht, wie ich noch das Leben erhalten habe. Ich kam endlich wieder zu mir selber: ich benetzte den werthen Leichnam mit meinen Thränen, und eilte hernach weg, damit ich nicht etwa selber dieses Mordes verdächtig werden möchte, wenn mich jemand dabey fände. Seit diesem unglücklichen Tage bin ich aus einer Provinz in die andere herumgeirret, bis ich zuletzt ihren Herrn Gemahl angetroffen habe. Sie wissen nunmehr die geheimen Nachrichten, so meine Umstände betreffen, und die ich ihnen habe erzehlen sollen, gnädige Frau. Ich bitte ums Himmels willen, alles bey sich zu behal-

behalten. Thun sie es aus Erbarmung gegen eine Frau, die nur durch ihre Liebe zu einem würdigen Manne so unglücklich geworden ist!

Die Edelfrau, welche bey dieser ganzen Erzehlung ihre Thränen mit der Isabelle ihren vermischt hatte, umarmte sie nunmehr aufs zärtlichste, und versprach ihr nicht nur Verschwiegenheit, sondern auch eine unaufhörliche Freundschaft. Die Thorheit wich in ihr der Vernunft wieder; und die ausschweifende Wollustliebe machte der zärtlichsten Freundschaft in ihrem Gemüthe Platz. Sie lebte mit Isabellen in der größten Vertraulichkeit; und sie sagte zu Lenoren, welche sich sehr darüber wunderte: daß, weil sie Friedrichen für den ehrbarsten und tugenhaftesten Menschen von der Welt befunden habe, so habe sie so viel Verstand gehabt, und die unerlaubte Liebe zu ihm in eine vernünftige Freundschaft verwandelt.

Dem ungeachtet bildete sich dieses Mägdchen ein, (wie es auch in der That wahrscheinlich war,) als bediente sich ihre Frau nur dieses Vorwandts, um ihres schönen Adonis in der Stille und ungestöhrt zu genießen. Und weil sie ihn selber ganz rasend liebte, so nahm sie sich vor, beyde ihrer Eifersucht aufzuopfern. Sie verschob die Ausführung ihres Anschlages nicht lange, sondern sie entdeckte schon selbigen Tages ihrem Herrn den unzüchtigen Umgang, welchen seine Gemahlinn, wie sie vorgab, mit Friedrichen hatte, und gab

ihm hiervon Merkmahle, die (allem Scheine nach) so deutlich waren, daß er, ungeachtet aller guten Meynung, die er von seiner Gemahlinn, sowohl als von dem Bedienten hatte, unmöglich an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte.

Der Edelmann schwur, er wolle sich wegen einer so großen Untreue und schrecklichen Undankbarkeit rächen. Er stellte sich, als ob er auf etliche Tage verreisen wollte; kam aber, durch Vermittelung der eifersüchtigen Magd, heimlich wieder ins Haus, und versteckte sich, ohne daß es jemand gewahr wurde, hinter die Tapeten in seiner Gemahlinn Schlafzimmer. Weil sie nun Isabellen, wenn sie schon im Bette lag, zu sich kommen zu lassen pflegte, und sich sonderlich gern von allen Umständen bey ihren Unglücksfällen mit ihr zu unterreden gewohnt war, so geschah selbiges auch diesen Abend. So bald der Edelmann sah, wie der sogenannte Friedrich bey seiner Gemahlinn am Bette saß, und ihr viele Caressen machte, so sprang er mit zornigen Gebehrden, und mit dem Pistole in der Hand, aus seinem Winkel hervor, und schrieh: O du schandbares Weib! itzt sollst du nebst deinem Ehebrecher sterben, und nichts soll meine Rache abhalten. Bey diesen Worten drückte er das Pistol los, und gedachte sie in den Kopf zu treffen; weil sie aber eine glückliche Wendung machte, so traf er sie nur am Backen. Nunmehr wollte er seinen Vorsatz mit dem Degen vollbringen; sie aber schrieh aus allen Leibeskräften: halt ein! halt ein! Friedrich ist eine

Weibs-

Weibsperſon. Zu gleicher Zeit gab ihm die vor Schrecken halb todte Iſabelle eben denſelben Beweis von ihrem Geſchlechte, den ſie etliche Tage vorher ihrer Frau gegeben hatte.

Bey dieſem Anblicke blieb er ganz ohne Bewegung. Er konnte ſich über ſeinen Irrthum nicht zufrieden geben, und bath ſeine Gemahlinn tauſendmal um Vergebung, daß er eine ſolche Wuth gezeiget hatte. Iſabelle erzehlte ihm hierauf ihre Begebenheiten, die ſie ſchon ſeiner Gemahlinn vertrauet hatte: und ſeine Augen, die kurz zuvor nur Grimm und Verzweiflung gezeiget hatten, lieſſen nunmehr Thränen flieſſen.

Die Wunde der Edelfrau war zwar nicht tödtlich; allein das Schrecken, ſo ihr dieſer Zufall gemacht hatte, zog ihr ein Fieber zu, an dem ſie wenig Tage hernach ſtarb. Ihr Gemahl ſowohl, als Iſabelle, beweinten ſie herzlich.

Dieſe legte nunmehr wieder Kleider an, wie ſie ſich für ihr Geſchlecht geziemten: und in dieſem Aufzuge gefiel ſie dem Edelmanne dermaßen wohl, daß er ihr verſprach, ſobald die Trauerzeit vorbey ſeyn würde, ſie als die Witwe eines fremden Edelmanns, zu heirathen. Weil ſie ganz hülflos war, auch die guten Eigenſchaften ihres neuen Liebhabers ſehr hoch ſchätzte, ſo gab ſie ihren Willen darein. Man gab auch ihrem Vater von dieſer Verheirathung Nachricht, welcher ſeine Einwilligung dazu ertheilte, und ſeiner Tochter alles geſchehene vergab. Er ſtarb vier oder fünf Jahre hernach; und weil ſeine meiſten Söhne im Unga-

rischen Kriege ums Leben gekommen waren, so bekam diese Tochter noch ein so reiches Erbtheil, daß es sich ihr Gemahl nicht besser hätte wünschen können, wenn er auch schon nach Gelde geheirathet gehabt hätte.

Achte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein Marquis aus Arragonien verliebt sich in eine von seinen Unterthanen. Er findet Mittel, sie allein zu sehen. Sie aber, um ihre Ehre mit Verlust ihrer Schönheit zu retten, zerfleischet sich das Gesicht mit einer Scheere, damit sie dem Marquis nicht mehr gefallen möchte. Aus Hochachtung gegen ihre Tugend, verheirathet er sie an einen seiner Hausbedienten; und er selbst vermählet sich mit einer liebenswürdigen Gemahlinn, welche ohne Ursache eifersüchtig auf diese züchtige Person wird. Nachdem sie den Ungrund ihrer Eifersucht eingesehen, giebt sie die Tochter dieses tugendhaften Weibes ihrer eignen Tochter zur Gespielinn. Des Marquis Sohn, erster Ehe, gewinnt dieses Mägdchen lieb, da er noch selbst ein Kind ist; und nach dem Tode seines Vaters heirathet er sie.

Unter der Regierung Königs Philipp des zweyten, lebte im Königreiche Arragonien ein Marquis, der in seinen Ländereyen eine fast despotische Gewalt ausübte. Wiewohl ihn nun

nun sein Stolz bey seinen Unterthanen fürchterlich machte, so liebte man ihn doch auch wegen seines großmüthigen Bezeigens und seiner Freygebigkeit, auf die sich jedermann, wer sich ihm gefällig zu machen wußte, und ihm einige gute Dienste that, gewisse Rechnung machen konnte. Seine Gemahlinn, die im vierten Jahre ihres Ehestandes im Kindbette gestorben war, hatte ihm einen einzigen Sohn hinterlassen, den er herzlich liebte. Der Marquis stand in der Blüthe seiner Jahre; und weil er nicht Lust hatte wieder zu heirathen, ob er gleich dem Frauenzimmer so sehr als irgend ein Spanier ergeben war, so suchte er alle Gelegenheiten, die Lüste des Ehestandes zu geniessen, ohne sich der Sclaverey desselben zu unterwerfen. Die Schönen auf dem Lande, bey welchen die bloße Natur spielt, gefielen ihm wenigstens eben so gut als die Schönen am Hofe, die mit Putze so sehr überladen sind, daß man sagen kann, die Frauensperson sey nur der kleinste Theil ihrer selbst. Eine lange Zeit hatte er kaum etwas begehrt, so sah er auch schon seine Wünsche erfüllt: denn es fanden sich wenig Herzen, die für ihn, als einen vermögenden und reichen Herrn, unüberwindlich gewesen wären. Er wurde endlich der Lüste, die ihm so wenig Mühe kosteten, überdrüßig, und machte nunmehr seinen Anschlag auf ein Mägdchen aus dem Flecken, wo er wohnte, die nicht weniger wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer Tugend in großem Ruffe stand. Er hoffte aber, es sollte ihm nicht schwer mit ihr werden, weil sie sehr arm war, und weil ihre Mutter,

die

oft; und der Marquis, der auf alle ihre Tritte und Schritte genau Achtung geben ließ, um sich bey Gelegenheit einige zu nutz zu machen, erfuhr dieses. Er gieng selbst zu dieser Frau, die so gut, als alle Einwohner des Orts, wußte, daß er ein verliebtes Absehen auf ihre Muhme hatte. Er bildete sich ein, daß weil seinen Abgeordneten die Sache nicht so sehr wie ihm selbst, am Herzen läge, sie nur nachläßig darinnen zu Werke giengen; und er wollte daher alles selbst thun.

Er fand bey diesem Weibe mit seinem Antrage erwünschten Eingang. Sie willigte ohne alles Bedenken, für etliche Pistolen, in die Schändung ihrer Familie, und versprach dem Marquis, daß sie ihm Gelegenheit verschaffen wollte, ihre schöne Muhme allein zu sehen. Dieser Herr hatte eine so gute Meynung von sich, daß er gewiß glaubte, es werde die Sache so gut als richtig seyn, wenn er sie nur einmal allein hätte.

Die Muhme der Schönen that was sie versprochen hatte, ohne daß es ihr schwer wurde. Denn als dieses schöne Mägdchen einsmals zu ihr kam, und mit ihren Töchtern arbeiten wollte, so ließ sie dem Marquis solches zu wissen thun. Sie befahl alsdann ihren Töchtern allerley Verrichtungen an, welche sie aus der Stube zu gehen nöthigten, so daß die schöne Sophie allein darinnen blieb. Aber, wie sehr erstaunte sie nicht, als sie den Marquis mit triumphirenden Gebehrden hineintreten sah, so daß es schien, als zweifle er ganz nicht an seinem Siege. Sie gerieth dermaßen

maßen auſſer ſich ſelbſt, daß ſie eine lange Weile kein Wort vorbringen konnte.

Nunmehr wandte der Marquis (ohne derer noch viel größern Geſchenke, als er ihr erſt verſprochen, zu erwähnen) alle ſeine ſchmeichleriſche Beredtſamkeit an, mit der er ſchon oft die härteſten Herzen beſieget hatte. Aber Sophie, die alles dieſes für nichts achtete, furchte ſich bloß vor der Gewalt, welche ſie bey den allzu freyen Careſſen des Marquis in der That zu befürchten hatte. Deßwegen ergriff ſie eine ſehr ſpitzige Scheere, die neben ihr lag, und ſagte zum Marquis: Weil ein Herr, wie ſie ſind, der vielmehr ein Beſchützer der Ehre ſeiner Unterthanen ſeyn ſollte, ſich durch meine geringe Bildung zu ſolchen Begierden wider ſeine Pflicht verleiten läßt, ſo will ich mich für dieſe Verführung ſelbſt beſtrafen; und wenn ſie fortfahren, mir ſo ſchlecht zu begegnen, ſo verſichere ich ſie, daß ich mir dieſe Scheere in die Bruſt ſtoße, und lieber das Leben als die Ehre einbüße.

Der Marquis machte hierauf eine Bewegung, um ihr die Scheere zu nehmen; welches ſie aber auf die Meynung brachte, daß er Gewalt brauchen wollte; deßwegen gab ſie ſich etliche ſchreckliche Stiche in die Backen, ſo daß ihr ganzes Geſicht augenblicklich voll Blutes wurde, wodurch alle ihre Schönheit unkenntlich gemacht wurde. Der Marquis entſetzte ſich über eine That, die ſo edel als auſſerordentlich war, und ſchrieh laut, bis das Weib im Hauſe und ihre

Töchter

Tochter zuliefen. Sie fanden die unglückliche Sophia fast im Blute schwimmend und in der Ohnmacht liegend. Man brachte es so weit, daß sie wieder zu sich selber kam; und der Marquis versicherte sie hoch und theuer, daß sie sich ohne Noth solche Angst gemacht, und daß er keine so gewaltsamen Absichten wider ihre Ehre gehabt habe. Man trug sie zu ihrer Mutter, welche nicht so viel Betrübniß über die verderbte Schönheit ihrer Tochter, als Freude über eine so tugendhafte Heldenthat an sich spühren ließ. Der Marquis, der sich diesen Zufall wirklich zu Gemüthe zog, schickte ihr seine eignen Wundärzte zu; und als er erfuhr, daß diese Sache ein großes Aufsehen machte, und ihm den Haß aller seiner Unterthanen zuzog, so ließ er ein Manifest bekannt machen, in welchem er zwar gestand, daß er Liebe zu diesem vortrefflichen Mägdchen gehabt, aber zugleich versicherte, daß er nicht im geringsten die Absicht gehabt, Gewalt zu brauchen. Er that noch mehr: er schickte ihr noch einmal so viel, als er versprochen hatte, wenn sie sich ihm ergäbe. Aber die schöne Sophie beharrete, mit Einstimmung ihrer Mutter, bey ihrem edlen Verhalten, wie sie es angefangen hatte, und ließ die Bedienten des Marquis ihrem Herrn alles Geld wiederbringen. Weil er aber seine Liebe in eine wahrhafte Hochachtung verwandelt hatte, so fand er ein anderes Mittel, seine Lasterthat durch Großmuth wieder gut zu machen, und die erbitterten Gemüther mit sich auszusöhnen. Er verheirathete sie an einen seiner Hausbedien-

bedienten, einen sehr rechtschaffenen Mann, und schenkte ihm die Summe Geldes, die Sophie und ihre Mutter so großmüthig abgeschlagen hatten: welche That deutlich beweiset, daß edle Gesinnungen nicht an edle Geburth gebunden sind. Dieser Hausbediente nahm die Sophie als einen unschätzbaren Schatz von seinem Herrn an. Man hatte so viel Sorge für ihre Heilung getragen, daß die Stiche mit der Scheere, die ihrer Ehre so vortheilhaft waren, ihre Schönheit nur sehr wenig vermindert hatten; und die kleine Verwüstung derselben war ein stets währendes Zeugniß von ihrer Tugend, welches mehr werth war, als ein wenig schönere Bildung; und welches sie in den Augen ihres Ehemannes nur desto kostbarer machen mußte. Der Marquis wollte noch klärer zeigen, daß er seine ausschweifende Liebe bezwungen hatte, und änderte deßwegen seinen Vorsatz, nicht wieder zu heirathen. Er vermählte sich mit einer sehr liebenswürdigen Person von Adel, die aber bey weitem nicht so schön als die tugendhafte Sophie war.

Sobald diese Frau bey ihrem Gemahle eingezogen war, verlangte sie die Heldinn zu sehen, von der sie so viel gehöret hatte. Sie wurde von ihrer Schönheit und von dem Guten, das sie besaß, ungemein eingenommen, hielt sie der größten Hochachtung würdig, und erzeigte sich überaus liebreich gegen sie. Aber es währte nicht lange, so setzte sie sich, (nach einem wunderlichen Einfalle, der unbegreiflich war,) in den Kopf, als glimmete das Liebesfeuer ihres Gemahls gegen diese Person noch

noch in der Asche, so daß es, wegen ihrer beständigen Gegenwart leicht wieder in helle Flammen ausbrechen könnte: ja sie hegte sogar einen Argwohn, als ob diese junge Frau einen heimlichen Liebeshandel mit ihrem Gemahle unterhielte, und ihm ihre Ehre, die sie mit ihrem Blute vertheidiget hatte, doch noch aufopferte. Sie konnte ihre Eifersucht nicht so sehr bergen, daß es die züchtige Sophie nicht bemerkt hätte: denn sie kam öfters ins Schloß, weil sie ihren Ehemann ungemein liebte, welchen der Marquis bey sich im Dienste behalten hatte. Dieser Herr, welcher die verkehrte Meynung seiner Gemahlinn wohl sah, trieb nur einen Spaß damit, und ließ keine Gelegenheit vorbey, diese Person, die er ehemals so heftig geliebt hatte, wegen ihrer Schönheit und Tugend aufs stärkste zu rühmen, welches die Marquisinn endlich zu solcher Ausschweifung brachte, daß sie, als ihr Gemahl einsmals nicht zu Hause war, der Sophie das Schloß zu meiden geboth.

Der Marquis erfuhr diese That seiner Gemahlinn, ohne den mindesten Unwillen darüber zu zeigen; und Sophia unterwarf sich ihrem Befehle mit solcher Sanftmuth, daß die Edelfrau bald sah, wie sie sich geirret hatte. Sie bemühte sich hernach, ihr hartes Verfahren gegen diese schätzbare Person auf allerley Art wieder gut zu machen. Inzwischen hatte Sophia fest bey sich beschlossen, nicht wieder zu solchem Verdachte Anlaß zu geben: und sie kam niemals wieder ins Schloß, (wohin sie auch ihrer Pflicht halber nicht mehr nöthig zu kommen hatte, weil der Marquis ihrem Ehemanne ein austräglis

ches Amt gegeben, und ihn nicht mehr bey sich im Dienste hatte). Die Marquisinn sowohl, als diese junge Frau, hatten inzwischen eine jede eine Tochter zur Welt gebracht; und als das junge Fräulein fünf bis sechs Jahre alt war, so entschloß sich ihre Mutter, um den der keuschen Sophia angethanen Schimpf wieder gut zu machen, ihre kleine Tochter, mit Namen Helena, zu sich zu nehmen, und sie eben so gut als ihre Tochter, die junge Dona Maria, erziehen zu lassen.

Schon damals prophezeyete das Gesicht der Helena eine große Schönheit, so daß es schien, als wollte ihr der Himmel alle Reizungen, die ihre Mutter der Ehre und Tugend aufgeopfert hatte, überflüßig ersetzen. Diese Schönheit nahm von Jahr zu Jahre bey ihr zu, und verstärkte sich noch durch die angenehmsten Manieren, und durch eben solche Gesinnungen, die ihrer Mutter so große Ehre gemacht hatten.

Es ist schon gesagt worden, daß der Marquis einen Sohn erster Ehe hatte. Er hieß Don Diego, und war nur drey Jahre älter als Helena. Dieser fieng an sie zu lieben, ehe er noch wußte, was Liebe sey, und gab ihr tausend kindische Beweise davon, an welchen sich der Marquis ungemein ergetzte, wenn er an die heftige Liebe dachte, die er ehemals zu der Sophia gehabt hatte. Mit nicht geringerm Vergnügen sah er, daß die kleine Helena den Don Diego wieder liebte, aber dieses mit einer Mäßigung, die ein deutliches Merkmahl von ihrer angebohrnen Ehrbarkeit war.

Diese verliebte Neigung nahm täglich in beyden jungen Herzen zu; aber je stärker sie wurde, desto

deſto mehr Vorſicht und Mäßigung bemerkte man an beyden: bis endlich Don Digo eine ſo große Ehrerbietung gegen ſie blicken ließ, wie ſie ſeiner Liebe zu ihr gemäß war. Er trieb die Studien und Leibesübungen mit vielem Eifer, um ſich ihrer würdiger zu machen, und ihren Ermahnungen, die ſie ihm oft zum fleißigen Lernen gab, nachzukommen. Er nahm dergeſtalt in allen Künſten zu, daß ſelbſt ſeine Lehrmeiſter darüber erſtaunten; aber es reuete ihn auch faſt, daß er ſo fleißig geweſen war, als er hörte, daß ſein Vater entſchloſſen wäre, ihn an den Hof zu ſchicken, um ſich beſſer hervorthun zu können. Es würde ihm ſehr ſchwer geworden ſeyn, ſeine kleine Liebſte ohne den größten Verdruß zu verlaſſen; aber ſie ermahnte ihn ſelbſt, muthig zu thun, was ihm befohlen wurde; und verſicherte ihn ihrer beſtändigen Liebe und Treue.

Er lebte drey bis vier Jahre zu Madrid, wo ihn jedermann liebte, und hoch und werth hielt. Die ſchöne Helena, deren Bild ihm ſtets vor Augen ſchwebte, bewahrte ihn abweſend vor Ausſchweifungen in der Liebe, worein junge Leute an Höfen insgemein verfallen. Die größten Schönheiten am Hofe machten nicht den mindeſten Eindruck in ihm: denn auch das Schönſte, was er an ihnen ſah, erinnerte ihn nur allezeit an das, worinnen ſie ſeiner Schönen nicht gleich kamen. Sie ſelbſt behielt für ihn die feinſte und uneigennützigſte Zärtlichkeit. Die Ehre, ſo er ſich durch ſein gutes Verhalten erwarb, erweckte ihr das größte Vergnügen. Ob ſie aber gleich die Welt immer mehr kennen lernte, ſo ſchmeichelte ſie ſich

doch nicht im geringsten; daß er noch an sie denken würde.

Inzwischen war der Marquis gefährlich krank geworden, und man ließ den Don Diego kommen. Er reiste mit der größten Eilfertigkeit von Madrid ab, fand aber doch seinen Vater schon todt. Er betrübte sich herzlich über dessen Verlust; und als die Zeit seinen gerechten Schmerz gemildert hatte, so brachte er seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, und dieses mit einem Fleisse und mit einer Klugheit, die man von seiner großen Jugend ganz nicht erwarten konnte. Er lebte in seinem Schlosse zwey ganzer Jahre dermaßen spahrsam, daß er in seinem Vermögen alles dasjenige wieder in Ordnung brachte, was ehemals sein Vater durch Verschwendung, sonderlich mit Dingen, die nichts als Reue bringen, nachdem man sie theuer bezahlt hat, in Unordnung gebracht hatte. Alle seine Bemühungen hatten nur die schöne Helena zur Absicht. Er hatte sich diese ganze zwey Jahre, in Ansehung ihrer, sehr vorsichtig und ehrbarlich verhalten. Er hatte wohl bemerkt, daß sie ihn noch liebte; er hatte auch Zärtlichkeit gegen sie blicken lassen, aber mit solcher Behutsamkeit, daß sie nicht Ursache zu glauben hatte, als würde die Liebe mehr als der Ehrgeiz bey ihm ausrichten können. Als er aber sein Vermögen wieder in der Verfassung sah, in welcher er es gewünschet hatte, und nachdem ihn jedermann zu einer guten Heirath zu bewegen suchte, so erklärte er sich öffentlich, daß er keine andere Gemahlinn als die schöne Helena begehrte. Seine

Anver-

Anverwandten ſuchten ihn auf alle mögliche Art davon abzurathen, weil ihnen eine ſolche Partey nicht anders als viel zu ſchlecht für ihn vorkommen mußte; ja ſelbſt ſeine Geliebte, ſuchte ihn, nach den weiſen Rathſchlägen ihrer Mutter, davon abzuhalten; aber er betrachtete nur ſeine Liebe und die auſſerordentlichen Vorzüge ſeiner liebenswürdigen Schönen, welche er mit vielen Bitten und Thränen bewegen mußte, daß ſie ihr Jawort gab. Seine Stiefmutter ward hierdurch hoch beleidiget. Es war ein Herzleid für ſie, daß ein Mägdchen, die ſie faſt als eine Kammerbediente der Dona Maria erzogen hatte, ihr am Stande gleich werden ſollte, und ſie wollte mit aller Gewalt wieder nach Catalonien, woher ſie gebürtig war. Don Diego, weil er ſein eigner Herr war, machte ſich wenig daraus. Er machte ihr ein Leibgedinge aus; und ſie begab ſich mit ihrer Tochter weg. Bald hernach heirathete er die Schöne, die er ſich, von ſeiner zarten Kindheit an, auserſehen hatte. Er blieb mit ihr, die ganze Zeit ſeines Lebens, auf ſeinen Gütern, und bekümmerte ſich nichts um Würden und Ehrenſtellen, die ohnedieß, für eine vernünftige Seele, mehr eine Laſt als eine Luſt ſind. Er verhalf der Familie ſeiner Gemahlinn zu Ehren; und damit er ſich nur mit ihr und ihrer Liebe beſchäfftigen könnte, ſo übergab er ſeinem Schwiegervater die Oberaufſicht ſeines ganzes Hausweſens.

Neunte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Zween gute Freunde begaben sich Studirens halber nach Bologna in Italien. Einer von ihnen wollte bey einem Doctor die Kunst der Liebe lernen. Der Doctor unterwies ihn in dieser Kunst; aber zu seinem eignem Schaden: den der Student machte an dessen Ehefrau seinen ersten Versuch damit; wie man aus folgender Geschichte sehen wird.

Zween junge Edelleute, welche in genauer Freundschaft mit einander lebten, begaben sich nach Bologna, wo einer die Rechte, und der andere die Arzneykunst studieren wollte. Der erste hieß Lucius, der andere Camillus. In Bologna wohnten sie beysammen, und waren drey ganzer Jahre sehr fleissig. Camillus der seine Studien eher als Lucius vollendet hatte, wollte sich alsdann wieder nach Rom begeben; allein Lucius bath ihn ganz inständig, und um ihrer zärtlichen Freundschaft willen, noch einen Winter da zu bleiben, damit sie im folgenden Frühjahre in Gesellschaft mit einander nach Hause reisen könnten. Camillus ließ sich also bewegen und blieb bey ihm. Damit er aber nicht diese ganze Zeit müßig zubringen möchte, so bekam er Lust, eine andere Wissen-

schaft

schaft zu lernen. Er gieng daher zu seinem Professor, und sagte zu ihm: Herr Doctor, ich muß aus Freundschaft zum Lucius, bis aufs nächste Frühjahr hier bleiben. Wollten sie mir in dieser Zeit Lehre und Unterricht in irgend einer hübschen Wissenschaft geben, so würde es mir überaus angenehm, und vielleicht nicht übel angewandt seyn. An mir soll es nicht fehlen, antwortete der Doctor: ich will sie alles lehren, was sie wollen. Camillus sagte: ich bin sehr begierig die Kunst der Liebe zu lernen; denn ich bin noch sehr unerfahren darinnen, und ich möchte sie gern nach der neuesten Mode, und auf eine galante Art treiben lernen. Ha! sagte der Doctor, das ist freylich eine schöne Kunst: eine Kunst, die ihre Regeln und Grundsätze hat, und die der Staatskunst sehr gleich kömmt. Ich kann mich rühmen, daß ich von dieser Wissenschaft etwas verstehe. Und wenn sie auch stark darinnen werden wollen, so folgen sie kühnlich meinen Lehren.

Wie muß ich den Anfang machen? fragte Camillus. Gehen sie, sagte der Doctor, an einem Sonn- oder Festtage, in die Franciscaner-Kirche, wenn hohes Amt gehalten wird. Beobachten sie das Frauenzimmer, so darinnen ist, recht genau; und wenn sie heraus gehen, so folgen sie derjenigen nach, die ihnen am besten gefallen hat. Lassen sie sie nicht aus den Augen, bis sie in ihr Haus gegangen ist. Sobald sie wissen wo sie wohnet, so kommen sie wieder zu mir.

Camillus verlohr keine Zeit. Am folgenden Sonntage gieng er sehr früh in die Kirche, und

stellte sich an einem Ort, wo er das Frauenzimmer recht bequemlich sehen, und von ihnen gesehen werden konnte. Er bemerkte unter andern eine, die ihm ganz vortrefflich gefiel. Sie hatte ein rundes Gesicht, schwarze Augen, eine klare und zarte Haut, einen kleinen wohlgebildeten Mund, einen Busen, der viel schönes denken ließ, eine mittelmäßige, aber geschickte Leibesgestalt: kurz, sie war ein Ausbund aller Schönheit und Vollkommenheit: daher verliebte er sich auch nicht wenig in sie. Er gieng, sogleich nach ihr, aus der Kirche, folgte ihr auf dem Fuße nach, und ließ sie nicht aus den Augen, bis sie in ihr Haus gegangen war. Inzwischen hatte diese Frau schon in der Kirche bemerkt, wie fleißig er sie betrachtet hatte; und nachdem sie auch sah, daß er ihr nachgegangen war, so schloß sie sogleich daraus, daß er eine Absicht auf sie haben müsse.

Camillus gieng hierauf zu seinem Doctor, um neuen Unterricht von ihm anzunehmen. Der Doctor hörte die Erzehlung seines Schülers mit Vergnügen an. Er befahl ihm, zwey bis dreymal vor seiner erwählten Schönen Hause vorbey zu gehen. Wenn sie sie sehen, sagte er, so grüssen sie sie recht ehrerbiethig, damit sie sehe, was für Neigung sie zu ihr haben. Aber, sehen sie sich wohl vor, daß es niemand als ihre Schöne bemerke. Hernach kommen sie wieder zu mir.

Der verliebte Student that, was ihm sein Lehrer befohlen hatte. Er gieng vor ihrem Hause vorbey, gab ihr verstohlene Blicke, und nahm

sich

sich sogar die Freyheit, sie im Vorbeygehen zu grüßen. Er that solches mit der größten Ehrerbiethung, und in einem Augenblicke, da fast kein Mensch auf der Gasse zu sehen war. Camillus, der eine schöne Mannsperson vorstellte, hatte das Glück, dieser Frau zu gefallen. Sie dankte ihm, und betrachtete ihn dabey aufmerksam, und mit holdsäligen Blicken. Was konnte Camillus anders hieraus schliessen, als daß diese Frau zärtliche Neigung zu ihm habe? Er irrte sich auch in der That nicht.

Er gieng voller Freuden zu seinem Lehrer, um ihm sein Glück zu erzehlen. Der Doctor lobte seine Aufführung, und hofte viel gutes von ihm. Deßwegen befahl er ihm, ein Briefchen an diese Frau zu schreiben, und es durch eine von denen Weibspersonen, welche hausieren gehen, und sich unter diesem Vorwandte leichtlich beym schönsten Frauenzimmer einschleichen, an sie bestellen zu lassen.

Camillus ergriff alsobald die Feder, und gewann fürs Geld eine solche Person, welche sich erboth, der Frau das Briefchen zu überbringen. Sie nahm es an; aber anstatt dem Weibe freundlich dafür zu begegnen, gab sie ihr unzehlige Schimpfreden, und warf ihr den Brief an den Kopf. Für wen sehet ihr mich an, ihr garstige Kupplerinn? sagte sie. Geht, packet euch fort! eure List hat meiner Tugend nichts an. Hier findet ihr eure Kundleute nicht, wie ihr sie suchet.

Das arme Weib besorgte, sie möchte noch etwas ärgers davontragen: sie packte also ihre Waaren ein, und eilte geschwinder fort, als sie gekommen war. Sie gab dem Camillus Nachricht davon, welcher sich nicht wenig darüber wunderte, und den Schluß daraus machte, daß diese Schöne viel zu hart sey, als daß sie sich erweichen lassen werde.

Er gieng wieder zu seinem Doctor, und erzehlte ihm mit traurigen Gebehrden, was vorgegangen war. Der Doctor antwortete ihm, er solle sich hierüber keinen Kummer machen: ein Baum falle auch nicht auf den ersten Hieb, und er müsse deßwegen den Muth noch nicht sinken lassen. Gehen sie nur, sagte er, fein fleißig bey ihrem Hause vorbey, und geben sie genau Achtung, was sie ihnen für Gebehrden machen wird.

Wie gesagt, so gethan. Der Student faßte einen Muth, und gieng wieder bey ihr vorbey. Kaum hatte ihn die Schöne wahrgenommen, so schickte sie ihm ihr Kammermägdchen nach, und befahl ihr, ihm zu sagen, daß er auf den Abend an die Gartenthüre kommen sollte, weil sie etwas mit ihm zu reden habe. Das Mägdchen traf ihn bey einer Kirche an, und bath ihn, ein wenig hinein zu gehen, weil sie ihm etwas zu sagen habe. Camillus, der sich sehr darüber wunderte, that es, und gieng ihr nach. Sie blieb in einem Winkel stehen, sagte ihm was sie zu sagen hatte, und bath ihn sehr inständig, daß er nicht ausenbleiben möchte. Camillus war vor Freuden ausser

sich:

sich: er versicherte sie, daß er zur gesetzten Stunde erscheinen, und hören werde, was ihre schöne Frau ihm zu befehlen habe.

Unterdessen gieng er zu seinem Doctor, und erzehlte ihm sein bevorstehendes Glück, das er sich gar nicht vermuthet hatte. Der Doctor blieb damals des Nachts in der Academie, weil die Tage kurz waren, und er bey spätem Abend Collegia lesen mußte. Deßwegen gieng Camillus in die Academie zu ihm; und der Doctor freute sich, auch diese neueste Begebenheit von ihm zu hören. Weil er aber zur Eifersucht geneigt war, (wie es alle Italiener im höchsten Grade zu seyn pflegen,) so überdachte er etlichemal bey sich, was für eine Beschreibung ihm Camillus von seiner Schönen gemacht hatte, so daß er sich endlich in den Kopf setzte, es könnte wohl gar seine Frau seyn. Der gute Mann, welcher im angehenden Alter stand, wußte wohl, daß seine Frau nicht völlig mit ihm zufrieden seyn konnte, weil er sie nicht so bedienen konnte, als es wohl hätte seyn sollen. Er wußte auch, daß eine Frau, in solchen Umständen, sich gern auf andere Art zu versorgen pflegt. Kurz, er besorgte, es möchte der junge Liebhaber die Kunst des Liebens auf seine Unkosten lernen. Er entschloß sich also, ihm von weitem nachzugehen; befahl ihm aber vorher an, daß er den nächsten Weg zu seiner Schönen gehen möchte. Camillus bewaffnete sich unterdessen mit einem Panzerhemde, mit einem Degen und einem Dolche, um sich wider alle Überfälle vertheidigen zu können.

Sobald

Sobald Camillus vor der Gartenthüre ankam, so wurde er eingelassen. Die Frau empfieng ihn mit offenen Armen, und gab ihm alsobald sichere Merkmale ihrer aufrichtigen Liebe. Herr Camillus, sagte sie, ich habe seit einiger Zeit leicht bemerken können, daß sie die Güte haben mich zu lieben; und sie können versichert seyn, daß ich weder undankbar noch grausam bin. Lassen sie uns mit einander vergnügt seyn, und die Ergetzungen der Liebe schmecken. Nehmen sie es nicht ungütig, daß ich ohnlängst ihren Brief so übel aufnahm: ich mußte es nothwendig thun, damit ich unser Liebesverständniß geheim halten könnte, weil solche Briefträgerinnen fürs Geld alles verrathen.

Hierauf verriegelte das Kammermägdchen die Thüre, und die Frau führte den jungen Camillus in ihr Zimmer. Hier sah er endlich, nach vielen Caressen, alle seine Wünsche erfüllt. Der Doctor hatte den Camillus in seinen Garten gehen gesehen, und zweifelte also an der Wahrheit der Sache nicht mehr. Seine Eifersucht brachte ihn fast zur Verzweiflung. Anstatt an die Thüre anzuklopfen, gieng er nach der Academie zurück, und wollte sich Gewehr holen, um seinem Ehrenräuber das Leben zu nehmen. Weil aber die Academie weit von seinem Wohnhause entfernt war, und die Frau mit ihrem Liebhaber keine Zeit versäumte, so hatten sie schon das beste mit einander gethan, als der Herr Gemahl sich noch zu rächen suchte. Endlich kam er, und klopfte stark an der Thüre an. Die Magd sah durchs Fenster,

erkannte ihren Herrn an der Stimme, und meldete es ihrer Frau.

Man kann sich selbst vorstellen, wie sehr unsere Verliebten darüber erstaunten. Die Magd, um ihrer Frau Zeit zu lassen, ihren Liebhaber zu verstecken, bediente sich folgender List. Weil sie sehr geschwind die Treppe herunter lief, so stellte sie sich als wenn sie gefallen wären, und löschte mit Fleiß das Licht aus, als ob solches durch ihren Fall geschehen wäre. Sie mußte also erst das Licht wieder anzünden: und hierdurch bekam der junge Edelmann Zeit, sich zu verstecken. Unterdessen klopfte der Doctor einmal übers andere an. Endlich machte ihm die Magd die Thüre auf, und stellte sich als wenn sie sich einen Schaden gethan hätte. Der Doctor lief mit dem blossen Degen in das Zimmer seiner Frau, und fragte sie kurz und gut, wo der junge Buler sey, den er durch die Gartenthüre habe ins Haus gehen sehen.

Die Frau stellte sich sehr erstaunt darüber, und antwortete ihm, daß kein Mensch, als sie und die Magd, im Hause wäre. Sie sagte, er möchte selber nachsuchen, und wenn er jemand fände, so wollte sie sich der schwersten Strafe unterwerfen. Hierauf nahm der gute ehrliche Mann ein Licht, und suchte, vom Keller an, bis auf den Kornboden, alle Winkel durch. Da er aber nichts fand, so that ihm die Frau, die mit einem andern Lichte nachfolgte, immer mehr Versicherungen, bis er sich endlich bereden ließ, daß er sich geirrt habe.

Der

Der Doctor steckte nunmehr seinen Degen wieder in die Scheide, und bildete sich ein, weil es finster, und er ziemlich weit entfernt gewesen sey, daß der Verliebte vielleicht zu einem seiner Nachbarn gegangen sey. Er machte also den Schluß, (der für seine Frau und ihren Liebhaber gar tröstlich war,) daß er sich geirrt haben könne. Er gieng wieder in die Academie, und nahm sich vor, am folgenden Morgen die Wahrheit von seinem Schüler in der Liebeskunst zu erfahren.

So bald er aus dem Hause war, so kroch Camillus aus seinem Gefängnisse hervor. Die Frau ließ eine gute Abendmahlzeit zurichten, begab sich mit ihrem Liebhaber zu Tische, und hernach zu Bette, wo sie die ganze Nacht vergnügt zubrachten. Nachdem sie lange gnug mit einander gewacht hatten, so schliefen sie bis zum anbrechenden Tage, worauf Camillus auf seinen Abzug bedacht war. Ehe er fortgieng, mußte er der Schönen versprechen, die folgende Nacht gewiß wiederzukommen.

Camillus gieng alsdann, nachdem er einige Geschäffte verrichtet hatte, in die Academie zu seinem Doctor, und erzehlte ihm, wie lustig er sich mit seiner Schönen gemacht habe, auch, wie sehr er durch einen eifersüchtigen Mann in seiner Lust gestöhrt worden sey. Der Doctor lachte darüber, ob es ihm gleich nicht von Herzen gieng, und fragte ihn, wo er sich versteckt gehabt habe. Camillus sagte, man habe ihn unter einem Haufen halb trockner Wäsche verborgen gehabt. Hernach be-

bedankte er sich bey ihm, daß er ihn durch seine guten Lehren zum Besitze des schönsten Weibsbildes in der Stadt verholfen; ja er versicherte ihn, daß selbst die Göttinn der Liebe und der Schönheit keinen schönern Leib haben könne. Endlich sagte er ihm noch, daß er die folgende Nacht wieder bey seiner Schönen zubringen werde: und weil er der Ruhe benöthiget sey, so wolle er nach Hause gehen und sich niederlegen, damit er des Nachts wohl bestünde. Der Doctor bath ihn, daß er zu ihm kommen möchte, ehe er hin gienge, welches ihm Camillus zum Abschiede versprach.

Nunmehr that der Doctor die Augen auf, ehe noch Camillus seine Augen zuthat. Er hatte sich schon fast nicht mehr halten können, da Camillus noch mit ihm redte; und als er weg war, so gerieth er dermaßen vor Eifersucht ausser sich selbst, daß er diesen Tag den Studenten keine Collegien lesen konnte. Er konnte sich gar nicht zufrieden geben, und sein einziger Trost war, daß er sich an seinem Weibe und an seinem Nebenbuler noch rächen wollte.

Des Abends kam Camillus zu ihm, und sagte ihm, daß er nun seine verliebte Reise antreten werde. Viel Glück auf den Weg, sagte der Doctor, und vergessen sie morgen nicht, mir ihr neues Glück zu erzehlen. Kaum war der Verliebte weg, so ergriff der Doctor sein Gewehr, nahm den Mantel um sich, und gieng ihm auf dem Fuße nach. Es fehlte nicht viel, so hätte er ihn an der Gartenthüre ergriffen. Allein die Frau Doctorinn

rinn, welche mit Schmerzen auf ihn gewartet hatte, hatte ihn kaum gesehen, so ließ sie ihn schon ein, und schloß die Thüre hinter ihm zu.

In dem Augenblicke kam auch der Doctor an die Thüre, schlug aus allen Leibeskräften an, und machte einen entsetzlichen Lärmen. Die Frau erstaunte; sagte aber sogleich zum Camillus, er solle hinter sie treten, und fragte hernach; wer ist da? Der Doctor fluchte und wetterte, und sagte, sie solle ihm aufmachen. Sie that es, und löschte zugleich das Licht aus. Sie ergriff mit einer Hand ihren Mann, und mit der andern stieß sie ihren Liebhaber zur Thüre hinaus, welcher alsobald entlief. Zum größten Glücke sah es der Doctor nicht. Alsdann schrieh die Frau: Hülfe, Hülfe! weil sie besorgte, daß ihr Mann sie umbringen möchte. Unterdessen, bis die Nachbarn zuliefen, hielt sie, und das Mägdchen, den Herrn Doctor fest am Arme, daß er sich nicht losreissen konnte. Nunmehr eilten die Nachbarn von allen Seiten herbey. Sie sahen einen Doctor, der vom Fuß bis auf die Scheitel gewaffnet war, welches einen sehr wunderlichen Anblick gab. Die Frau gab ihn für närrisch aus, und beredte ihre Nachbarn, daß er durch allzu vieles Studieren den Verstand verlohren habe. Sie glaubten es ihr leichtlich, weil es das Ansehen so hatte. Als man hernach dem Doctor zuredte, daß er sich zur Ruhe begeben möchte, so sagte er: was? ich sollte mich zur Ruhe begeben, indem mein verfluchtes Weib einen Buler bey sich im Hause hat, den ich mit meinen Augen habe hineingehen sehen? Ach!

(schrieh

(schrieh sie dagegen) ich unglückselige Frau! daß ich einen solchen Ehemann habe. Frage doch alle unsere Nachbarn, ob sie jemals was böses von mir gesehen haben. Nein, Herr Doctor, schriehen sie alle auf einmal, hegen sie nicht solche Gedanken von ihr: sie irren sich ganz gewiß, und die Frau Doctorinn ist viel zu tugendhaft, als daß man sie im geringsten Verdachte haben könnte. Ihr wisset alle nicht, was ihr redet, sagte der Doctor: ich habe erst diesen Augenblick einen jungen Kerl hineingehen sehen, und ich weiß gewiß daß er noch darinnen ist. Es ist eben derselbe, der auch gestern Abends bey ihr war, und den ich beynahe ertappt hätte; aber mein böses Weib hatte ihn unter einem Haufen halb trockner Wäsche versteckt, wo ich ihn nicht finden konnte; und er hat auch die ganze Nacht bey ihr geschlafen.

Indem er dieses noch sagte, kamen die Brüder der Doctorinn, welche sie hatte holen lassen. Sobald sie sie erblickte, lief sie ihnen weinend entgegen, und sagte zu ihnen: ach! tröstet mich, meine lieben Brüder, in dem unglückseligen Zustande, worinnen ich mich itzo befinde. Mein Mann ist närrisch geworden, und will mich umbringen. Er bildet sich ein, als hätte ich einen Liebhaber im Hause versteckt. Haltet ihr mich wohl für ein so treuloses Weib, wie er vorgiebt? Hierauf wandten sich die Brüder zum Doctor, und verwiesen ihm seine Thorheit und Ungerechtigkeit. Ich weiß aber gewiß, sagte der Doctor, daß ein junger Kerl drinnen ist, und daß ihn mein unzüchtiges Weib, kaum vor

einer Viertelstunde, vor meinen Augen eingelassen hat. Gut, sagten die Brüder, so wollen wir sehen, ob er zu finden ist. Sie können versichert seyn, Herr Doctor, daß wir unsere Schwester darüber bestrafen wollen, wie sie es verdient, und wie sie sichs selbst wünschen können. Hierauf fragte sie einer heimlich, ob wirklich eine Mannsperson im Hause wäre, damit sie ihre Ehre retten könnten. Weil sie nun wußte, daß er nicht mehr drinnen war, so schwur sie ihm, daß sie ganz unschuldig sey, und daß sie ihr Leben lassen wolle, wenn man sie für schuldig befände: welches dem Bruder sehr angenehm zu hören war.

Hierauf ließ man die Nachbarn an den Thüren stehen, damit der Mensch, der darinnen seyn sollte, nicht entwischen könnte; und der Doctor gieng mit seinen Schwägern ins Haus, und durchsuchte alle Winkel. Man kam zu dem Hausen Wäsche, welcher noch in dem Zimmer der Doctorinn lag, und worunter Camillus die vorige Nacht sich versteckt hatte. Der Doctor, welcher ihn hier zu finden hoffte, nahm das Wäschzeug Stück vor Stück weg, fand aber nichts. Hierauf fieng die Frau an zu schreyhen: sehet ihr nicht, daß er närrisch ist? Das ist augenscheinlich zu sehen, sagte einer von ihren Brüdern. Zum wenigsten, sagte der andere, wenn er auch nicht den Verstand verlohren hat, muß er doch ein boshafter Mann sey, daß er unsere Schwester um ihren guten Ruhm bringen will.

Unterdessen war der Doctor, der wohl wußte was an der Sache war, vor Zorne ganz auſſer sich selbst. Er hielt noch immer den blossen Degen in der Hand; allein seine Schwäger, die keine Degen bey hatten, ergriffen ein jeder einen derben Prügel, nahmen ihm sein Gewehr, und schlugen ihn ganz unbarmherziglich. Hierauf banden sie ihn als einen rasenden Menschen, und blieben die ganze Nacht in seinem Hause, damit er nicht ein Unglück anrichten möchte. Des Morgens liessen sie einem Arzt holen, welcher ausdrücklich befahl, daß niemand mit ihm reden sollte, und daß man ihm wenig oder nichts zu essen gäbe.

Alsobald breitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht aus, der Herr Doctor sey närrisch geworden; und ein jeder machte seine besonderen Anmerkungen darüber. Entsinnest du dich nicht, sagte ein Student zum andern, daß er uns gestern nicht Collegium lesen konnte? Ja, wahrhaftig, sagte der andere: er schien gar nicht mehr der vorige Mann zu seyn. Unterdessen wußte Camillus von allem, was geschehen war, noch kein Wort, bis er in die Academie kam und dem Doctor erzehlen wollte, was ihm in seiner Liebe zuletzt begegnet war. Hier erfuhr er von den andern Studenten, daß der Doctor närrisch geworden, und daß man ihn in seinem Hause bewachen müsse. Er bedauerte solches sehr, und entschloß sich sogleich, nebst etlichen andern Studenten ihn zu besuchen.

Camillus erstaunte nicht wenig, als er seinen Professor sehr zerschlagen, und an einem Bette,

neben dem Camine, angebunden liegen sah. Er wäre bey einem so traurigen Anblicke fast ohnmächtig geworden. Des Doctors Frau aber, die eben zugegen war, zog den Camillus beyseite, und erzehlte ihm alles was vorgegangen war. Er hingegen entdeckte ihr, daß ihr Mann ihn in der Liebeskunst unterrichtet, und ihm alle Anschläge gegeben habe.

Nachdem sie also einander das Räthsel erklärt hatten, so wollte Camillus wieder fortgehen, ohne den Doctor weiter zu sprechen. Aber seine Geliebte bath ihn, er solle zu ihm gehen: denn, sagte sie, ich bin versichert, mein Mann mag sagen was er nur will, die Umstehenden werden einem Menschen, den sie für närrisch halten, kein Wort glauben. Camillus trat also zum Doctor, und bezeugte ihm sein Beyleid über seine gegenwärtigen Umstände. Der Doctor sah ihn grimmig an, und sagte: geh zum Teufel, du Kerl! und treib nicht noch deinen Spott mit mir! Du hast die Liebeskunst zu meinem Schaden recht wohl gelernt! Mein Herr Ritter, sagte die Doctorinn, achten sie alles nicht, was er sagt, denn er hat seinen Verstand verlohren. Du thust recht daran, du ehrloses Weib, sagte der Doctor, daß du ihn deinen Ritter nennest: er ist es in der That mehr als mir lieb ist.

Bey diesem Worten winkte die Frau den Camillus mit den Augen, daß er in ihr Zimmer kommen möchte. Weil damals Lucius sich plötzlich entschlossen hatte, von Bologna abzureisen, so

sagte es Camillus seiner Schönen, welche sich herzlich darüber betrübte. Sie bath ihn inständigst, noch länger da zu bleiben; aber er konnte sich unmöglich dazu entschliessen. Endlich, nachdem sie einander ihre Liebe nochmals gezeigt, und sich stets zu lieben versprochen hatten, nahm Camillus von seiner Geliebten Abschied. Zum Andenken steckte er ihr einen schönen Demant-Ring an den Finger, und sie schenkte ihm eine goldene Kette, die sie vom Halse abnahm, zum Zeichen ihrer Liebe. Hierauf umarmten sie einander nochmals zum letzten Abschiede.

Des folgenden Tages reiste Camillus mit seinem Freunde Lucius ab. Unterwegs erzehlte er ihm seine Liebesgeschichte: und sie kamen, unter so lustigen Gesprächen, ganz gemächlich nach Rom.

Zehnte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Eine gewisse Frau wollte einen Edelmann, der sich in sie verliebt hatte, nur zum Narren haben. Aber dieser fand Mittel und Wege, sie selbst zum Gespötte zu machen, und doch seinen Wunsch bey ihr zu erlangen.

Zu Mantua, in Italien, lebte ehemals eine Frau, die eine Coquette und sehr eigensinnig war. Sie sahe gern, daß man sich Mühe um sie gab, aber bloß, um ihre Liebhaber zum Gelächter zu machen. Wenn ihr verliebte Anträge geschahen, so schien es anfänglich, als gefielen sie ihr; aber sie trieb hernach öffentlich ihren Spaß damit. Diese Aufführung machte sie unter allen denen Edelleuten, die ein Handwerk aus Liebeshändeln machten, ganz fürchterlich: denn wer seinen guten Namen ein wenig achtete, der scheuete sich, ihr zu nahe zu kommen. Allein, sie war gleichwohl eine vollkommene Schönheit, und wurde für die Schönste in der ganzen Lombardey gehalten. Dabey besaß sie ganz ausserordentliche Annehmlichkeiten in ihren Reden und in allem was sie that, so daß sie Augen und Ohren bezauberte. Dennoch war ihre Sprödigkeit und ihr spöttisches

We-

Wesen Ursache, daß auch die allerherzhaftesten den Muth sinken liessen.

Inzwischen fügte es sich, daß Pompejus, einer der vornehmsten von Adel in Mantua, sich heftig in sie verliebte. Und ob er gleich wußte, wie sie gesinnt war, so gefiel sie ihm doch dermassen wohl, daß er um ihrer Schönheit willen aller ihrer Fehler vergaß. Kurz, die Liebe bemeisterte sich seines Herzens so sehr, daß er sich vornahm, sich alle mögliche Mühe, und mit der größten Ehrerbiethung, um sie zu geben. Er sah, daß er seiner nicht mehr mächtig war, und daß Lucretia (so hieß diese Schöne) ihn gänzlich gefesselt hatte.

Er beschloß bey sich, der Lucretia seine Liebe in den bündigsten Ausdrücken vorzutragen. Um nun den Anfang seiner Bekanntschaft mit ihr zu machen, versäumte er keine Gelegenheit, so oft er sie an der Thüre oder am Fenster sah, sie sehr ehrerbietig zu grüssen. Als er sie einsmals an ihrer Hausthüre antraf, wo sie frische Luft schöpfen wollte, so gieng er sie an; aber er war zu schüchtern, ihr seine Liebe zu erklären, und that es nur durch Seufzer und sehnsuchtvolle Blicke. Lucretia, die im höchsten Grade fein und arglistig war, antwortete ihm durch Blicke, die ihm bis ins Innerste seiner Seele giengen, und die ihn in solche Umstände versetzten, daß er nicht mehr leben konnte, ohne ihr seine Liebeserklärung zu thun.

Pompejus hatte eine Schwester, welche Laura hieß, und neben der Lucretia wohnte. Sie war eine reiche Witwe; und Lucretia schätzte sie, sowohl wegen ihres Reichthums, als um ihres vor-

nehmen Standes willen, sehr hoch. Mit einem Worte, sie waren Herzensfreundinnen; und dieser vertraute Umgang, den sie mit einander hatten, machte endlich, daß Pompejus in seinem Unternehmen glücklich war.

Wenn er zu seiner Schwester gieng, so mußte er vor der Lucretia Hause vorbey gehen, welche ihn also wohl kannte. Nach vielen Besuchen, die alle zu nichts dienten, als daß sie die Liebe des Pompejus nur immer größer machten, entdeckte er endlich der Lucretia, wie er gegen sie gesinnet war. Er bath sie fußfällig, ihm günstig zu seyn, und seine Liebe genehm zu halten. Madame sagte er, machen sie es nicht wie die bösen Mordbrenner, die wenn sie Feuer an ein Haus gelegt haben, hernach die Flucht ergreifen. Lucretia hörte ihn mit einem lächelnden Gesichte an, und ertheilte ihm hernach diese seine Antwort: Um ihnen zu zeigen, mein Herr Pompejus, daß ich nicht Feuer bey ihnen angeleget habe, darf ich ihnen nur sagen, daß ich ganz von Eis bin. Das Feuer ist mir allzu sehr zuwider, und zu gefährlich für mich, wenn ich ihm zu nahe komme. Lassen sie mich also in meinem Elemente, und versorgen sie sich anderwärts.

Pompejus ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern bemühte sich mehr als jemals um sie. Er wußte wohl, daß das Frauenzimmer bisweilen läuft, wenn es erhascht seyn will; aber bey dieser irrte er sich. Je mehr er sie sah, desto weniger richtete er bey ihr aus. Dieses brachte ihn zu einer solchen Verzweifelung, daß er fast des Todes war.

Unter-

Unterdessen erfuhr Pompejus einsmals von ohngefähr, daß der Ehegemahl der Lucretia aufs Land verreist war. Ob sie ihn nun gleich schon etliche mal abgewiesen hatte, so nahm er nichts desto weniger alle seine Kräfte zusammen, um diese unbarmherzige Frau zu besiegen. Er achtete die üblen Zufälle, die ihm begegnen konnten, für nichts. Nachmittags um drey Uhr setzte er sich zu Pferde, und nahm einen Bedienten mit sich. Diesen ließ er bey seiner Schwester, und gieng ganz allein zur Lucretia ins Haus.

In dieser Stunde schliefen die sämmtlichen Bedienten der Lucretia, wie man in Italien, in heissen Sommertagen zu thun pflegt. Die einzige Lucretia schlief nicht, sondern sie arbeitete an Stickarbeit. Pompejus sah sie, ohne daß sie ihn anfangs sah. Bald hernach aber, als sie von ohngefähr den Kopf wandte, erstaunte sie, da sie ihn erblickte. Er grüßte sie, und sagte ihr mit wenigen Worten die Gelegenheit zu seinem Besuche. Ihr Besuch, sagte sie, könnte für sie und für mich sehr unglücklich ablaufen. Wie denken sie, Pompejus, auf solche Art ihr und mein Leben in Gefahr zu setzen? Mein Mann ist nicht weit weg: er ist zwar nach dem Mittagsessen einiger Verrichtungen halber ausgegangen, aber er hat mir gesagt, daß er gewiß um drey Uhr wiederkommen wolle. Hier sehen sie an der Wanduhr, daß es schon drey geschlagen hat. Ich bitte sehr, Herr Pompejus, wenn ihnen meine Ehre lieb ist, so gehen sie geschwind fort. Das Herz pocht mir vor Angst. Mir deucht alle Augenblicke, als sähe ich meinen

Mann kommen, und ich befürchte mir sehr gefährliche Folgen davon.

Kaum hatte sie dieses gesaget, so klopfte der Mann an der Hausthüre an. Nun erwäge man, wie bestürzt Lucretia war, und wie ihrem verwegnen Liebhaber zu Muthe seyn mußte. Beyde zitterten vor Furcht, und wußten nicht, wozu sie sich entschliessen sollten. Zu allem Glücke hielt sich ihr Mann vor der Thüre auf, und sprach mit einem Bekannten, der von ohngefähr vorbey gieng. Unterdessen mußte sich Pompejus auf eine große Kiste legen, die in dem Zimmer stand. Sie deckte ihn mit vielen Kleidern und andern Sachen zu, und rief hernach einer Magd, die ihrem Manne die Thüre aufmachen mußte.

Lucretia hatte sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholet. Ihr Mann, als er ins Zimmer getreten war, setzte sich aufs Bette, und brachte das Gespräch mit der Lucretia auf einen Degen mit einer damascirten Klinge, welchen er von einem armen Manne gekauft hatte. Das ist eine Klinge, mein Engel! (sagte er) die beste und feinste, die man vielleicht in ganz Rom findet. Sie schneidet wie ein Scheermesser. Ich werde sie mir aufs beste polieren lassen, und ein silbernes Gefäß, nebst einer sammtenen Scheide dazu machen lassen: hernach will ich unserm guten Freunde, dem Hauptmanne bey der fürstlichen Leib-Wacht, ein Geschenk damit machen. Nachdem er diesem Degen eine Lobrede gehalten hatte, ließ er ihn herbey bringen, und wies ihn der Lucretia. Je, mein Liebster! sagte sie, ist aber das eine Sache fürs Frauenzimmer? Ich bewundere einen Degen

nicht

nicht eher, als bis er mit Golde oder Silber beschlagen ist. Ja freylich, gab er zur Antwort, ihr bewundert nur eure Kopfzeuge, eure Bänder, eure Spitzen, und tausend andere Tändeleyen, mit denen ihr euch putzet. Allerdings, sagte Lucretia: man muß die Natur durch die Kunst verschönern. Wenn eine Frau nicht die Mode mitmacht, so wird sie von Manns- und Weibespersonen nur ausgelacht. Man spricht sogleich: seht doch das schmutzige Weib an! sie geht wie eine Bauersmagd! sie sollte stets in der Küche bleiben!

Unterdessen kam sie, bey Gelegenheit dieses Degens, auf den Einfall, dem Pompejus eine Furcht einzujagen: und dieses that sie auf folgende Art. Sie trat hin, wo er versteckt lag, und sagte zu ihrem Manne, sie wollte wohl wetten, so sehr er auch seinen Degen rühmte, daß er doch nicht den Rock, (welcher nebst anderen Kleidern, über dem Pompeius lag,) damit zerhauen könnte. Laß doch deine Kunst sehen, sagte sie, und zerhaue ihn hier, wo ich ihn halte. Indem sie dieses redte, hielt sie ihre Hand gerade über des Pompejus Schienbeine. Pompejus, der alle Worte hören konnte, hielt sich nunmehr für verlohren, und wurde fast toll vor Zorne. Er verfluchte heimlich die Lucretia, daß sie ihn so der Wuth ihres Mannes aufopfern wollte, anstatt daß sie ihm aus der Angst hätte helfen sollen. Er war sogar schon im Begriffe, plötzlich hervor zu springen und alles zu wagen um sein Leben zu retten. Als er aber bedachte, daß der Mann mit dem bloßen Degen vor ihm stand, und daß fünf bis sechs Bediente

diente zugegen waren, so vergieng ihm die Lust dazu. Er unterwarf sich also in Geduld allem, was Lucretia über ihn verhängen würde. Diese wettete also wirklich mit ihrem Manne, welcher vom Bette, wo er saß, aufstand, und mit dem bloßen Degen an die Kiste trat. Er fragte die Lucretia, an welchem Orte er den Rock zerhauen sollte. Hier, sagte sie, indem sie dabey ihre Hand mitten über des Pompejus Bauch hielt. So nimm deine Hand weg, sagte der Mann, und geh ein wenig bey Seite. Hierauf holete er mit dem Arme aus, und sagte zur Frau: itzt sollst du sehen, was mein Degen kann.

Zum größten Glücke für den Pompejus wandte Lucretia den Hieb ab, indem sie ihm den Arm hielt, und lächelnd zu ihm sagte: Wie? mein Liebster! du wirst doch nicht Ernst daraus machen wollen? Ich freue mich, daß ich dich daran gehindert habe. Du hättest nicht allein Schaden an meinen Kleidern gethan, sondern du würdest auch aller Leute Spott geworden seyn. Das hätte ich wahrhaftig nicht gedacht, daß du deine Klinge und deine Stärke an Weibskleidern versuchen würdest. Mit solchem Scherzen brachte sie ihn endlich aus dem Zimmer, und überredte ihn, daß er einen Gang in den Hof that.

So bald er aus dem Zimmer war, gab sie ihren Mägden allerley oben im Hause zu thun. Hernach kam sie wieder ins Zimmer, wo der unglückliche Pompejus lag, deckte ihn auf, und fand ihn fast todt vor Schrecken. Pompejus, sagte sie, gehen sie geschwind fort. Es ist mir lieb,

daß

daß ich ihre Vermessenheit bestraft habe. Werden sie mit ihrem Schaden klug, und seyn sie künftighin bescheidener. Merken sie was ich ihnen sage. Wenn sie noch einmal so verwegen seyn sollten, in dieser Absicht mein Haus zu betreten, so wird keine Rache so hart seyn, die ich nicht an ihnen ausüben könnte. Pompejus, wie sehr ihn auch diese Sache verdroß, antwortete ihr ganz demüthig, sein Fehler sey wohl zu entschuldigen, weil er von allzu großer Liebe herkomme.

Er gieng alsdann fort, wie Lucretia befohlen hatte, und zeigte ihr noch beständig, wie erst, seine Liebe aufs ehrerbiethigste, ohne den mindesten Verdruß über den schlimmen Streich, den sie ihm gespielt hatte, an sich bemerken zu lassen. Aber so oft Lucretia ihn sah, konnte sie sich des Lachens nicht enthalten. Pompejus sann inzwischen auf Mittel und Wege, wie er sich an ihr rächen könnte, und er fand endlich Gelegenheit dazu.

Der Ehegemahl der Lucretia hatte zu Rom einen Cardinal zum Oheim, welchen er lange Zeit nicht gesehen hatte; und er hatte noch überdieß wichtige Angelegenheiten, die ihn nöthigten, eine Reise nach Rom zu thun. Sobald Pompejus hiervon Nachricht bekam, so stellte er sich krank, und legte sich schon desselben Tages zu Bette. Alsobald kam das Gerücht in der Stadt aus, daß Pompejus sehr krank sey. Eine Zeit lang wollte er von niemanden Besuch annehmen, ausgenommen von seiner Schwester Laura, und von einem berühmten Arzte, auf den er sich verlassen konnte.

Beyde

Beyde verstanden sich mit ihm; aber Laura half ihm eigentlich seinen Anschlag ausführen.

Weil sie eine vertraute Freundinn der Lucretia war, so bath sie dieselbe einesmals des Mittags zu sich. Lucretia bedachte sich nicht lange, und stellte sich bey der Laura ein. Bey Tische sprachen sie von der Krankheit des Pompejus. Indem sie davon redten, kam ein Bedienter ins Zimmer, und sagte zur Laura: Madame, mein Herr liegt in den letzten Zügen, und hat schon die Sprache verlohren. Ach! mein Gott! schrieh Laura, unter Vergiessung vieler Thränen; und hernach befahl sie einem Bedienten, ihre Kutsche alsobald anspannen zu lassen. Lucretia suchte sie zu trösten, und sagte, sie möchte nicht alle Hoffnung fahren lassen: ihr Herr Bruder sey noch jung, und er werde vielleicht die Krankheit überstehen. Sie erboth sich sogar, mit ihr zu dem Pompejus zu fahren. Denn, ob sie gleich in der That keine Neigung zu ihm hatte, so war sie doch von seiner heftigen Liebe, die er zu ihr trug, nicht gänzlich ungerührt geblieben.

Sobald die Kutsche bereit stand, fuhren sie fort; und als sie in des Pompejus Haus gekommen waren, giengen sie gerades Weges in sein Zimmer, in welchem man es so dunkel gelassen hatte, daß man die Sachen kaum erkennen konnte. Pompejus war so gesund, als es ein Mensch seyn kann, und nichts als die Dunkelheit konnte seinen Betrug verbergen. Lucretia und Laura traten vor sein Bette. Laura fragte ihn etwas; aber Pompejus antwortete so leise, und so mattherzig, daß man

ihm

ihm nichts verstehen konnte. Laura, die nicht aufhörte zu weinen, sagte zu ihm: mein lieber Bruder, nimm dir doch einigen Muth. Sieh, hier ist Frau Lucretia, die dich besucht. Bemühe dich, so viel möglich, für ihre große Güte erkenntlich zu seyn.

Die Bedienten giengen hierauf aus dem Zimmer, und liessen das Frauenzimmer allein beym Pompejus. Bald hernach stellte sich Laura, als ob sie etwas für ihren Bruder holen wollte. Sie gieng ganz sachte hinaus, und schloß die Thüre hinter sich zu.

In dem Augenblicke nahm Pompejus die Larve ab, sprang aus dem Bette, und ergriff seine Beute. Er warf sich der schönen Lucretia um den Hals und umfaßte sie. Madame, sagte er, sie sind meine Gefangene. Lucretia war vor Schrecken halb todt, und wurde in des Pompejus Armen ohnmächtig. Er trug sie aufs Bette, und brachte sie mit Küssen und andern Caressen, wieder zu sich selber. So bald sie sich wieder besonnen hatte, suchte sie sich von ihm los zu reissen; und da sie nichts ausrichten konnte, so schrieh sie etliche mal; und weil auch dieses nichts half, so nahm sie ihre Zuflucht zu den Thränen, welche insgemein die Waffen der Schönen sind. Sie bath ihn, mit thränenden Augen, daß er sich ihrer erbarmen möchte; und dabey verwünschte sie einmal übers andere die Laura, daß sie sie so schrecklich betrogen hatte. Pompejus wurde nunmehr zärtlich gerührt, und suchte sie mit Liebkosungen zu besänftigen. Er bath sie, doch endlich einmal seiner

heftigen Liebe Gehör zu geben, und nicht mehr zu weinen. Er sagte ihr freymüthig, daß er sein Leben gern verlieren wolle, um nur seines Wunsches bey ihr theilhaft zu werden, und daß er sie nicht eher aus dem Zimmer lasse, bis er befriediget sey. Ich will mich rächen, sagte er, aber auf eine angenehme Art, weil sie mir in ihrem Hause Todesangst gemacht haben.

Lucretia war in Verzweiflung, daß sie sich in Umständen sah, aus welchen sie nicht mit Ehren zu kommen wußte. Ponipejus hatte sie einige Zeit so gelassen, nahm sie aber hernach wieder in seine Arme, und küßte ihr unzehlige mal Mund und Brust. Er erinnerte sie an das, was zwischen ihnen vorgegangen war. Sie wissen, Madame, sagte er, wie lange ich sie liebe, und wie ich alles in der Welt für sie gethan habe. Meine Liebe war so heftig, daß ich alle Lust zum Essen und allen Schlaf verlohr. Sie stellten sich öfters gütig gegen mich, so daß ich hoffte, sie würden sich noch erbitten lassen. Dieses machte mich so kühn, in ihr Haus zu kommen, als mir gesaget worden war, daß ihr Gemahl auf dem Lande wäre. Entsinnen sie sich, wie ehrerbiethig ich mich gegen sie erwies, und wie hart hingegen sie mir begegneten? Ich muß ihnen sagen, Madame, und bitte es nicht ungütig zu nehmen, daß ich nicht dergleichen von ihnen verdient hatte, und daß sie mir itzo billig Gnugthuung dafür geben müssen. Liebe und Rachbegier haben mir also die List, durch die ich sie hierher gebracht, eingegeben: und ich freue mich, daß es mir so gelungen ist. Und weil sie doch einmal

in

in meiner Gewalt sind, warum wollten sie nicht in der Güte geschehen lassen, was ich mit Gewalt, und ohne es ihnen Dank zu wissen, thun kann? da hingegen, wenn sie es aus Gütigkeit thun, ich ihnen mein ganzes Leben lang dafür ergeben seyn werde.

Pompejus wußte seine Person so gut zu spielen, daß er die Lucretia, nach vielem Widerstande, endlich besiegte. Die Liebe schlich sich in dieses eiskalte Herz ein, und sie gab ihm zu erkennen, daß sie sich ihm gänzlich überließ. Sie kleideten sich aus, und Lucretia legte mit ihren Kleidern zugleich alle ihre natürliche Sprödigkeit ab. Sie ergab sich dem Pompejus auf Gnade und Ungnade.

Endlich stand Pompejus vom Bette auf, nahm seine Schöne bey der Hand, und ersuchte sie, daß sie aufstehen möchte, welches sie that. Pompejus gab ihr einen Schlafrock, und führte sie in ein anderes Zimmer, das prächtig ausgeziert war, und dessen sich eine Prinzessinn nicht hätte schämen dürfen. Das Bette, so darinnen stand, war so prächtig als man eins sehen kann: mit vier baumwöllenen durchnähten Matratzen, mit Tüchern von der feinsten Leinwand, und mit venedischen Spitzen. Die Bettdecke und Vorhänge waren von Damast mit goldenem Grunde, und mit goldenen Fransen besetzt. Das Zimmer prangte mit den reichsten Tapeten, auf welchen Historien vorgestellt waren, und mit vier kostbaren Gemählden von Raphaeln. An der Wand

sah man einen prächtigen Spiegel, mit einem Rahmen von getriebner Gold- und Silberarbeit; zween künstliche Schränke, und Leuchterstühle, so schön als sie jemals aus China gebracht worden, und ein halb Dutzend Stühle, die mit dem Bette übereinkamen. Der Camin war mit Brandböcken von getriebener Gold- und Silberarbeit versehen, und auf dem Gesimse prangten die kostbarsten Gefäße. In zweenen Winkeln des Zimmers standen prächtige Räucherpfannen, in welchen Aloeholz brannte, welches einen vortrefflichen Geruch von sich gab.

Als Lucretia in dieses Zimmer getreten war, so ließ Pompejus sie ganz nackend ins Bette legen. Er bath sie, sie möchte nicht von der Stelle weichen, und nichts sagen, es möchte auch vorgehen was wollte. Hierauf bedeckte er ihr das Gesicht mit einem sehr dünnen Schleyer, und zog die Vorhänge zu. Mittlerweile hatte Laura zwölf bis funfzehn der vornehmsten Edelleute aus der Stadt, die alle gute Freunde des Pompejus waren, ersuchen lassen, daß sie zu ihr kommen möchten. Sie kamen, und Pompejus empfieng sie aufs beste. Aber wie erstaunten sie nicht, als sie den Pompejus mit munterm Gesichte und mit rothen Backen antrafen, da sie doch geglaubt hatten, er sey schon halb todt. Pompejus aber benahm ihnen ihre Verwunderung, indem er zu ihnen sagte: Es ist wahr, meine Herren, ich bin tödtlich krank gewesen; aber heute habe ich eine Cur gebraucht, die mich plötzlich aus aller Gefahr gerissen, und so munter gemacht hat. Ich glaube,

es

es wird ihnen angenehm seyn, wenn ich ihnen dieses Wunderwerk zeige; aber sie müssen mir schwören, daß sie aus Neugierigkeit nicht weiter gehen, als ich will. Die ganze Gesellschaft ließ sich solches gefallen; und alsdann führte sie Pompejus ins Zimmer, wo Lucretia war.

Die Edelleute erstaunten über das prächtig ausgezierte Zimmer; aber noch viel mehr, als Pompejus die Vorhänge am Bette aufzog, und sie etwas schönes sehen ließ, wobey sie die schönen Sachen im Zimmer geschwind vergaßen. Hier sehen sie, sagte er, meine Herren, das Hülfsmittel, welches mich gesund gemacht hat. Seyn sie so gütig und treten sie ein paar Schritte vom Bette weg, so will ich es ihnen Stück vor Stück zeigen. Lucretia wußte nicht was sie denken sollte, daß sie so zur Schau ausgestellt wurde. Sie lag ganz nackend im Bette, zwischen zweyen Tüchern, und ihr Gesicht war mit einem so dünnen Schleyer bedeckt, daß sie alles, was um sie herum vorgieng, erkennen konnte. Sie sah, daß in der Gesellschaft einige von ihren Anverwandten waren, worüber sie sich fürchterliche Gedanken machte. Inzwischen rührte sie sich doch nicht, und sagte auch kein Wort, wie es ihr Pompejus befohlen hatte.

Pompejus trat nunmehr zwischen die Wand und das Bette, und deckte die Lucretia auf. Zwar ließ er ihr den Schleyer über dem Gesichte; er war aber, wie schon gesagt worden, so dünne, daß sie alles erkennen konnte.

Sie lag auf dem Rücken, hatte die Oberschenkel geschlossen, und die Hände ausgestreckt. Zuerst hob Pompejus das Tuch ein klein wenig auf; und man erblickte ein Paar schneeweisse Füsse, die ein wenig lang waren. Die Zeehen daran, schienen als wären sie von Elfenbein, und die Nägel von Perlmutter. Hernach deckte er die Beine bis an die Knie auf. Diese waren eben so weiß, wohl gestaltet, und mit geschickten Waden versehen. Die Knie waren sehr gerade. Weiter zeigte er den Zuschauern ein Paar Oberschenkel, welche sie ganz entzückt machten. Sie waren weiß und rund, und in der schönsten Proportion.

Man erwäge selbst, welche Bewegungen bey diesen Herren entstehen mochten, als ihnen Pompejus noch heimlichere Schönheiten zeigte. Die Ehrbarkeit verbiethet mir, alles zu beschreiben.

Als die Zuschauer dieses Meisterstück der Natur eine Zeit lang bewundert hatten, so erwarteten sie nunmehr, ein englisches Gesicht zu sehen. Aber Pompejus deckte die Schöne vom Kopfe bis auf die Füße wieder zu, zog die Vorhänge vors Bette, und bath seine Gäste, sich auf den Saal zu begeben, wo Laura eine prächtige Collation hatte auftragen lassen.

Sobald ein jeder Platz genommen hatte, bath Pompejus seine Schwester, sie möchte sich, und ihn, bey der Lucretia, die noch immer im Bette lag, aufs beste entschuldigen. Nun, Madame! sagte Laura zu ihr, sie sind nunmehr quitt mit einander, sie und mein Bruder: er hat sie mit baarer

baarer Münze bezahlt. Aber ich bitte sehr, bleiben sie deßwegen gute Freunde. Machen sie Friede mit einander, und vergessen sie was geschehen ist. Lucretia blieb ganz untröstlich, und der Schimpf, der ihr widerfahren war, war noch viel zu neu, als daß sie ihn hätte vergessen können. Sie erzürnte sich wider die Laura, warf ihr ihre Verrätherey vor, und sagte, sie sey an allem ihren Unglücke Schuld; wogegen sich Laura so gut als sie konnte entschuldigte.

Nachdem unterdessen die Gesellschaft fort gegangen war, so gieng Pompejus zu seiner Schönen, als sie sich anzog und fortgehen wollte. Er küßte sie, er caressirte sie, und erweichte sie endlich durch seine süßen Reden dermaßen, daß sie alles gut seyn ließ. Also schlossen sie völlig Friede mit einander; aber Pompejus drang darauf, daß sie sogleich die Tractaten zeichnen und unterschreiben müßten. Sie thaten dieses, als sie sich wieder ins Bette legten; ja sie nahmen sogar Abrede, wie sie mehrmal zusammenkommen könnten. Laura vertrug sich ebenfalls mit der Lucretia, und sie wurden nach der Zeit noch bessere Freundinnen als vorher.

Lucretia kleidete sich an, und fuhr, nebst der Laura, in ihrer Kutsche nach Hause, wohin sie Laura begleitete. Sie blieben einige Zeit in Vergnügen beysammen, und umarmten einander beym Abschiede nach Herzenslust, welches erst des Nachts um zwey Uhr geschah. Lucretia brachte die Nacht mit angenehmen Träumen zu. Sie nahm sich

vor, niemand mehr spöttisch zu halten, und sie ward nach der Zeit eben so sanftmüthig und gefällig, als sie vorher spröde und eigensinnig gewesen war.

Eilfte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Eine sehr vornehme Frau zu Toledo wird durch die unvergleichliche Geschicklichkeit einer alten Kupplerinn, auf die listigste Art zu Liebeshändeln verführt.

An den Ufern des Tagus in Spanien liegt die berühmte Stadt Toledo, aus welcher wir folgende Liebesgeschichte von einem jungen Edelmanne, Don Pedro, und einer Frau, welche Lucinde hieß, herholen wollen. Don Pedro war ein wohlgestalter und reicher Jüngling aus einem der edelsten Häuser in bemeldeter Stadt; und Lucinde, des Dom Garcia C *** Gemahlinn, eine der vornehmsten Frauen daselbst. Ihre Schönheit wurde von allen, die das Glück sie zu sehen hatten, bewundert, und ihre Tugend noch mehr. Nichts desto weniger verliebte sich Don Pedro in sie, und bemühte sich auf alle mögliche Art, ihr

solches zu erkennen zu geben. Er that alles, was Verliebte in solchen Umständen zu thun pflegen; und wo Lucinde bey einer Lustbarkeit war, da stellte sich auch Don Pedro unfehlbar ein.

Don Garcia bemerkte bald, daß Don Pedro seine Gemahlinn liebte. Weil er aber von ihrer Treue gnugsam versichert war, so wurde er nicht eifersüchtig darüber. Er bedauerte vielmehr bisweilen diesen jungen Edelmann, scherzte aber auch bey gewissen Gelegenheiten über ihm. Lucinde hatte in der That keine böse Absicht. Sie war viel zu gut erzogen, und wurde von ihrem Gemahle allzu sehr geliebt, als daß sie hätte in Verdacht kommen können. Inzwischen freute sie sich doch heimlich, daß Don Pedro sie liebte, und daß er ihr hierdurch vor so vielen andern Schönen in Toledo den Vorzug gab. Sie ließ es sich aber nicht im geringsten bemerken; und obwohl Don Pedro keine Gelegenheit vorbey ließ, die etwa seiner Liebe zuträglich seyn konnte, so war es ihm doch nicht möglich, auch nur einen günstigen Blick von ihr zu bekommen.

Zum größten Glücke für ihn, lebte damals zu Toledo eine andächtige Kupplerinn, die ihm bey dieser Gelegenheit gute Dienste leistete. Es war ein ehrliches altes Weib, die aber sehr schlau war, und ihr Handwerk vortrefflich verstand. Man hielt sie überall für eine sehr rechtschaffene Frau, wovon nur etliche junge Herren das Gegentheil wußten, welchen sie zuweilen in ihren Liebeshändeln bedient gewesen war. Weil Don Pedro

dro ein wenig Nachricht davon hatte, so wandte er sich mit Freuden an sie. Er besuchte sie einsmals, und sagte ohngefähr folgendes zu ihr. Frau Mokine, (so hieß sie) es wendet sich hier ein unglücklicher Liebhaber an sie, dessen Leben in ihrer Gewalt stehen wird. Suchen sie, das Herz der schönen Lucinde gegen mich zu erweichen, so soll ihnen mein ganzes Vermögen zu Dienste stehen. Ich weiß, daß sie klug und geschickt sind, und daß sie mich, wenn sie nur wollen, glücklich machen können.

Don Pedro! (antwortete sie,) für was sehen sie mich an? Sie müssen wissen, daß ich kein so schlechtes Handwerk treibe, und daß ich die Tugend weit mehr als alle Schätze liebe. Wenn ich zu solchen Dingen Lust hätte, so habe ich ein Paar Töchter, die gewiß nicht zu verachten sind. Aber bewahre mich der liebe Gott vor solchen Gedanken! Wie lange werde ich noch in der Welt leben? Ich will mein bißchen Leben vollends Gott und der heiligen Mutter Gottes zum Dienste anwenden, in die Kirchen gehen, und Ablaß für meine Sünden suchen.

Ja, Gott weiß es! (fuhr sie weiter fort,) ich bin gar oft um solche Dinge angesucht worden; und wenn es was hülfe, so könnte ich ihnen recht vornehme Leute mit Namen nennen, die mir um meine Töchter angelegen, und mir göldene Berge versprochen haben, wenn ichs geschehen liesse. Aber ein gutes Gewissen ist besser als alles! Es ist wahr, meine Töchter haben manche

schöne

schöne Kleinodien von solchen Herren bekommen: bald ein schönes Kleid, bald eine Halskette; eine einen Demant, und die andere einen Smaragd. Gleichwohl kann ich sie versichern, daß sie allemal in den Gränzen der Ehrbarkeit geblieben sind. Aber es ist doch fürwahr billig, daß solche Herren die Zeit, die sie einem verderben, mit was bezahlen müssen. So gar sehr gewissenhaft bin ich eben nicht, daß ich nicht einen ehrbarn Gewinnst mitnähme.

Was sie selber anlangt, Herr Don Pedro, so muß ichs gestehen, daß ich ihrem Hause die größte Erkänntlichkeit schuldig bin, und daß ich mir den ärgsten Undank vorrücken müßte, wenn ich ihnen nicht so viel zu dienen suchte, als der Wohlstand erlaubt. Ich habe von ihrer seligen Frau Mutter, Gott habe sie selig! recht viel Gnade genossen: sie war die freygebigste Dame von der Welt! Aber, da sie nun todt ist, und keine Frau mehr in ihrem Hause ist, so schickte sichs nicht mehr, daß ich da aus und eingienge. Man muß sich nicht tiefer ins Wasser einlassen, als man darinnen fortkommen kann.

Sind sie aber nicht ein recht allerliebster junger Herr! sagte sie weiter. Sie sind in den letzten drey Jahren recht groß gewachsen: denn dazumal waren sie nur noch ein Kind. Sie sehen ihrem seligen Herrn Vater so ähnlich, als wenn sie ihm aus den Augen geschnitten wären. Es war auch ein recht schöner lieber Herr! der artigste Cavalier in ganz Toledo! Nun, Gott gebe ihnen Glück

und Segen in allem ihren Vornehmen! Damit wir aber zur Sache schreiten, mein lieber Herr Don Pedro, ich will ihnen herzlich gern dienen, so viel ich kann: ich glaube so gar, daß ichs Gewissens halber thun muß, da ich von ihrem hochadlichen Hause so viel Gutes genossen habe. Und wenns gleich nicht eigentlich mein Werk ist, Verliebten zur Mittelsperson zu dienen, so will ich mich doch dasmal zwingen, und nicht so gar genau darauf sehen, ob die Sache recht ist oder nicht, bloß, um die Ehre ihrer Freundschaft zu geniessen. Ich mag nicht noch mehr sagen, Herr Don Pedro! ja fürwahr! wenn sie mir nur ein Wörtchen wegen meiner leiblichen Töchter gesagt hätten, ich glaube, ich hätte ihnen nichts in der Welt abschlagen können.

Es ist wahr, die Frau Lucinde (denn sie meynen doch vermuthlich des Don Garcia C *** Gemahlinn?) ist eine vollkommene Schönheit, über die nichts geht. Ja, die meyne ich eben, sagte Don Pedro, es ist eine englische Schönheit, die mich in ihre Fessel gelegt hat. Gut, gut! seyn sie getrost! (antwortete die Kupplerinn:) ich kenne sie ganz wohl, und getraue mir auch, sie ihnen in die Arme zu liefern.

Dieses letzte machte, daß Don Pedro vor Freuden in die Höhe sprang. Er bath sie, so sehr als er konnte, ihm zu dieser Glückseligkeit zu verhelfen, und versprach ihr, recht dankbar dafür zu seyn. Sie gab ihm ihr Wort, daß sie den folgenden Tag zur Lucinde gehen wollte, und gieng alsdann fort.

Den

Den Tag hernach, nach der Vesper, als Don Garcia nicht zu Hause war, gieng Mokine in der Lucinde Haus, um ihr Kleinodien zum Verkauf anzubiethen. Lucinde fragte, was ihr Anbringen sey. Madame, sagte sie, ich habe hier allerley schöne Sachen zum Kaufe; vielleicht ist ihnen etwas davon anständig. Indem Lucinde die Sachen ansah, sprach Mokine von der guten Bekanntschaft, die sie mit ihrer seligen Frau Mutter, Elvira, gehabt, und wie viel gutes sie von derselben genossen hätte.

Nachdem sie ihr viel davon vorgeschwatzt hatte, brachte sie das Gespräch auf den Don Pedro, und zwar folgendergestalt. Ach, Madame! sagte sie, wie schlimm geht es itzt in der Welt zu! Nein gewiß! die Jugend ist noch niemals so arg gewesen als itzo! Seyn sie so gütig und hören sie, was ich ihnen erzehlen will, so werden sie mir gestehen müssen, daß nichts ausschweifender seyn kann, als ein junger Mensch in seinen Liebeshändeln. Da ich hier herkam, und nur noch ein paar Schritte von ihrem Hause war, so kam ein junger, schöner und artiger Cavalier auf mich los, und unterstand sich mir zu sagen, daß wenn ich ihn zu ihnen ins Haus führen wollte, so wollte er sich unter meinen Mantel verstecken. Ich wollte fast wetten, daß es Don Pedro d'Albicenai war; zum wenigsten sah er ihm sehr ähnlich.

Lucinde sagte kein Wort; aber sie fieng an zu lächeln, und bildete sich nicht ein, daß es eine bloße Erfindung des Weibes wäre. Als Mokine ihre

ihre Schwäche bemerkte, so fuhr sie fort, und sagte: wahrhaftig, Madame, sie kommen mir itzt schöner als jemals vor; und es ist gar kein Wunder, wenn sie alle verliebte junge Herren zur Liebe reizen. Wie glücklich hat sich nicht einer zu schätzen, der sie besitzt! Was werden sie aber sprechen, Madame, wenn ich ihnen sage, daß eben dieser junge Herr mich gebeten hat, sie seines demüthigen Respects zu versichern?

Diese Reden machten, daß Lucinde sich zwar im Gesichte veränderte, aber sich doch heimlich darüber freute. Inzwischen war sie so klug, und erzürnte sich zum Scheine über das alte Weib, ja sie verboth ihr sogar das Haus. Aber die ehrliche Kupplerinn wußte sich so gut zu entschuldigen, und die Sache so fein herum zu drehen, daß sie vom neuen die Erlaubniß bekam, wieder in der Lucinde Haus zu kommen.

Einige Zeit hernach stattete sie dem Don Pedro Bericht ab, wie es mit der ersten Gesandtschaft abgelaufen war. Seyn sie getrost, sagte sie, es wird alles nach Wunsche gehen: ich gebe ihnen mein Wort. Die Frau Lucinde mag sich wehren wie sie will; lassen sie sich dadurch nicht abschrecken: die Damen ergeben sich nicht auf den ersten Angriff. Das Widerstehen hat etwas Edles an sich; und wer sich gleich ergiebt, der heißt eine feige Memme. Sie müssen mir selber gestehen, daß ein Sieg nicht süße ist, wenn er nicht Mühe gekostet hat. Ich bin versichert, daß Frau Lucinde sich erst in einiger Zeit ergeben wird, weil

es

es nicht allein die Ehre so erfordert, sondern auch damit ihnen der Sieg hernach desto angenehmer sey.

Nach diesen schönen Reden, die dem Don Pedro in anmuthige Verwunderung setzten, versprach sie ihm, ihre Sachen so zu machen, wie sie zu seinem Vergnügen gereichen könnten. Er hingegen versicherte sich seiner Freundschaft und Erkenntlichkeit. Er bewies es ihr auch schon den Tag hernach, indem er ihr ein schönes Geschenk ins Haus schickte.

Das alte Weib wurde hierdurch noch muthiger gemacht. Sie gieng schon des Tages hernach wieder zur Lucinde, und brachte ihr etliche Raritäten aus Italien, um ihr ein Geschenk damit zu machen. Sie wurde erst von der Lucinde sehr kaltsinnig angenommen; allein die alte Kupplerinn blieb munter und lustig, und sagte folgendes zu ihr: Madame, ich kann fast nicht leben, wenn ich nicht die Ehre habe, ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich ehre sie als eine der vornehmsten Damen in Toledo. Und ob ich gleich ehegestern so unglücklich war, mich ihnen durch gewisse Erzehlungen mißfällig zu machen, so hoffe ich doch, daß ich itzo das Glück haben werde, ihnen angenehmer zu seyn. Es gehe aber auch wie es wolle, ich lasse mir alles gefallen. Ich thue alles in der Welt um ihrer hohe Gewogenheit zu verdienen; und vielleicht, wenn sie mich genauer kennen lernen, werden sie mich noch einiger Gnade würdigen. Ich weiß manches Geheimniß, das sie viel-

vielleicht nicht wissen, und das ich ihnen noch mit der Zeit entdecken kann. Voritzo bitte ich sie unterthänig, dieses crystallene Fläschchen anzunehmen. Es ist ein vortrefflich wohlriechendes Wasser darinnen, und ich habe es von einer Freundinn geschenkt bekommen. Hernach schenkte sie ihr andere italienische Raritäten mehr.

Lucinde bedankte sich, und erboth sich, ihr auf andere Art zu dienen. Hierauf sprachen sie von allerley gleichgültigen Dingen, bis endlich Mokine das Gespräch wieder auf den Don Pedro brachte. Lucinde sagte ihr freymüthig, wenn er eine Absicht auf sie habe, so könne er selbige nur fahren lassen: sie sey eine ehrliebende Frau, und wollte eher ihr Leben lassen, als ihrem Gemahle untreu werden. Ja fürwahr, Madame! sagte das Weib, sie reden auch wirklich wie eine ehrliebende Dame! Aber man muß zu unseren Zeiten recht gesetzt seyn, um nicht die Galanterie ein wenig mitzumachen: ich meyne zu einer Zeit, da die Ehemänner sich so wenig Gewissen daraus machen, den heiligen Ehestand zu brechen. Ach, Madame! wie wenig sind ihrer doch, die sich an ihren Frauen begnügen lassen! Uberall caressiert einer das Kammermägdchen, ein anderer die Amme im Hause: der eine schleicht sich zur Frau Nachbarinn; der andere giebt vor, einen Spaziergang aufs Land zu thun, und läuft doch wohl nur einem Bauermägdchen nach. Je! warum wollte man sich da nicht rächen?

Lucinde konnte bey diesen Reden ihre Ernsthaftigkeit nicht länger behalten: sie fieng überlaut an

an zu lachen; versicherte aber hernach die Mokine, daß es gar nicht ihr Werk sey, sich um ihres Gemahls verdächtige Gänge zu bekümmern; sie selbst aber wolle schlechterdings untadelhaft leben. Nach etlichen Antworten und Gegenwarten, fragte endlich Mokine die Frau Lucinde: Was machen wir nun aber mit dem armen Don Pedro? Es ist doch gleichwohl ein hübscher junger Herr, und von vornehmen Hause? Er ist sterblich in ihre schöne Person verliebt, und ich weiß gewiß, daß wenn sie ihm gänzlich abschlägige Antwort geben, er entweder den Verstand oder das Leben verlieren wird. Erbarmen sie sich über ihn! und seyn sie nicht so grausam, daß sie einen Cavalier, der sie so zärtlich liebt, und der so liebenswürdig ist, wollten umkommen lassen! Erzeigen sie sich lieber nur ein klein bischen gefällig gegen ihn.

Mokine, sagte Frau Lucinde, meine Ehre ist mir lieber als die Liebe des Don Pedro. Warum liebt er mich denn, da ich mich nicht ohne Sünde kann von ihm lieben lassen, wie er will? Ich bin des Don Garcia Gemahlinn, und nicht des Don Pedro seine. O, Madame! sagte das Weib, ihre schöne Person kann beyden gnug thun. Don Garcia würde dabey nichts einbüßen, und Don Pedro könnte doch glücklich werden. Warum wollte man sich nicht ein wenig in die Welt schicken lernen? Vielleicht gefällt es ihnen hernach. Kurz und gut, Madame, ich muß ihnen sagen, daß ich nicht eher fortgehe, bis sie mir eine geneigte Antwort für den Don Pedro geben, damit er mich nur in Ruhe läßt.

Alles

Alles was ich euch sagen kann, antwortete Lucinde, ist dieses: wenn Don Petro mir was zu sagen hat, so mag er kommen wenn mein Gemahl bey mir ist, und so will ich ihm Gehör geben. Daß heißt also so viel, sagte Mokine: wenn Don Pedro in seiner Liebe bey ihnen glücklich seyn will, so soll er sich von ihrem Gemahl Erlaubniß dazu ausbitten? Wahrhaftig, Madame! das ist nicht das rechte Mittel. Lucinde brach hierauf plötzlich das Gespräch ab, stellte sich erzürnt, und gieng in ein anderes Zimmer.

Eine jede andere, (nur nicht Mokine,) würde nunmehr alle Hoffnung aufgegeben haben; aber das ehrliche Weib verstand ihr Handwerk viel zu gut. Sie gieng sogleich zum Don Pedro, und sagte zu ihm, sie hätte ihm gute Zeitungen zu bringen. Ehe sie ihm aber dieselbe mittheilte, forderte sie zwo Pistolen für das Geschenk, so sie der Lucinde, ihm zum Besten gemacht hatte. Don Pedro gab ihr dafür vier Pistolen.

Hierauf erzehlte sie ihm, was sie mit der Lucinde gesprochen, und setzte vieles aus ihrem eignen Kopfe dazu. Endlich erzehlte sie ihm auch, was Lucinde zuletzt gesagt hatte. Ach! (schrieh er,) was soll ich mir von einer so harten Antwort gutes versprechen? So soll ich mich also an ihren Gemahl wenden, und mir sie von ihm ausbitten? Sorgen sie doch für nichts, gab sie ihm zur Antwort: ich habe schon ein Mittel erfunden, wie sie durch ihren Gemahl selber, zum Besitze der Lucinde gelangen sollen. Lassen sie mich nur meine Dinge machen, es soll alles gut von statten gehen. Don

Pedro

Pedro erstaunte nicht wenig, als sie ihm hierauf die ausgesonnene List erzehlte; und er versprach sich sogleich viel gutes davon.

Des Tages hernach, um die Mittagszeit, kam sie zu dem Don Pedro, und zog ihn für ein Bauersweib an. Sie setzte ihm eine Hülle von grober Leinwand auf den Kopf, und legte ihm ein Bund Werg oben darauf. Sie band ihm einen Spinnrocken an die Seite, gab ihm einen Korb in die Hand, und steckte ihm einen silbernen Ring an den Finger. Zur Gesellschaft gab sie ihm ein altes Weib, die ebenfalls das Kupplerhandwerk trieb. Um allen Verdacht zu meiden, führte ihn dieses Weib, nachdem er so verkleidet war, in eine Gasse, die nach einem Stadtthore führt. Von dar giengen sie zum Don Garcia, und bathen, daß sie mit ihm reden dürften. Don Garcia ließ sie beyde in den Saal kommen, wo auch Lucinde zugegen war.

Don Pedro gebehrdete sich wie ein erschrockenes Bauerweib, das eine sichere Zuflucht suchte. Als er in den Saal trat, so lief er auf den Don Garcia los, und redte ihn, unter Weinen und Gluchzen folgendergestalt an: Ach! gnädiger Herr! ich nehme meine Zuflucht zu ihnen, verlassen sie mich nicht! Hernach weinte das verstellte Weib noch mehr. Don Garcia, den ihre Betrübniß rührte, suchte sie zu trösten. Was ist euch, meine ehrliche Frau? sagte er: erzehlet mir es, so will ich sehen wie ich euch helfen kann. Die Kupplerinn, (weil sie den Don Pedro nicht viel wollte reden lassen, damit er nicht etwa an der Stimme erkannt würde)

führte nunmehr das Wort für ihn, und sagte: Gnädiger Herr! diese junge Person, die sie hier für eine Bäuerinn ansehen, ist eine vornehme Frau, und die Gemahlinn eines braven Cavaliers, der Montebro heißt. Er hat das Unglück gehabt, jemand ums Leben zu bringen. Dieses nöthigte ihn aus der Stadt zu weichen, und sich bey einem Freunde zu bergen. Weil es nahe bey der Stadt war, so ließ dieser seiner Gemahlinn sagen, sie sollte sich in ein Bauerweib verkleiden und zu ihm kommen. Sie verlangte, daß ich sie dahin begleiten sollte, und wir hofften ohne alle Hindernisse aus der Stadt zu entkommen; aber wir wurden plötzlich unter dem Thore angehalten, weil der Vicekönig kurz zuvor Befehl gegeben hatte, niemand ohne genaue Untersuchung aus der Stadt zu lassen. Man konnte es dieser Dame leicht ansehen, daß sie sich verkleidet haben müsse; und es sagte ein Soldat von der Wache: Bey meiner Treue, Madame! sie sehen gar nicht wie ein Bauerweib aus, und es wird am besten seyn, wenn sie in der Stadt bleiben. Gehen sie nur mit ihrem Werge wieder heim. Wir sagten kein Wort dawider, sondern wir giengen ganz stille fort, und sahen uns nicht einmal um, ob jemand hinter uns her käme. Da wir ein wenig weg waren, so hielten wirs fürs sicherste Mittel, uns unter ihren Schutz zu begeben. Aus Furcht, entdeckt zu werden, wenn wir gerades Weges nach Hause gegangen wären, und weil Sie überall als ein sehr großmüthiger Herr bekannt sind, haben wir uns diese Freyheit genommen. Gnädiger Herr! (sagte sie weiter,)

wir

wir hoffen gewiß von ihnen, daß sie uns eine sichere Zuflucht bey ihnen verstatten werden. Die liebe Dame, ja Gott weiß es! ist ohne dieß schon betrübt genug, und darf nicht noch mehr betrübt, werden!

Indem das alte Weib ihre Lügen nach einander hersagte, stellte sich Don Pedro ungemein betrübt, hielt den Kopf zur Erde, rieb sich bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Augen fast aus, und trocknete sich alle Augenblicke Thränen ab, wo keine waren, um recht betrübt auszusehen.

Dieser jämmerliche Anblick, und die traurige Erzehlung des Weibes, rührte beydes den Don Garcia nicht wenig. Er befahl seinen Bedienten, die Hausthüre zu verschliessen, und sie niemanden, ohne seine besondere Erlaubniß, zu eröffnen. Hernach sagte er zu dem Don Pedro: Madame, ich bedaure das Unglück, so ihnen wegen ihres Herrn Gemahls begegnet ist. Fürchten sie sich aber nunmehr nicht länger: ich nehme sie, und ihre Begleiterinn, in meinen Schutz, es soll ihnen nichts böses wiederfahren: es wird sie auch noch niemand gekannt haben. Im übrigen ist es mir sehr angenehm, daß sie ein so gutes Vertrauen zu mir gehabt haben.

Alsdann redte er seine Gemahlinn an, und empfahl ihr diese betrübte Dame aufs beste. Tröste sie, sagte er, so gut als du kannst, führe sie in dein Zimmer, und mache ihr auf alle mögliche Art ein Vergnügen. Bald hernach mußte er einiger Verrichtungen wegen ausgehen. Lucinde nahm beyde

mit sich in ihr Zimmer, und erwies ihnen vielerley Höflichkeit, (denn sie hatte noch nicht den mindesten Verdacht.) Kurz darauf machte sich das alte Weib ein Gewerbchen aus dem Zimmer zu gehen, damit Don Pedro mit der Lucinde allein bliebe.

Als diese hinaus war, riegelte Don Pedro unvermerkt die Thüre zu. Hernach nahm er seine Weiberhülle vom Kopfe ab, und gab sich der Lucinde zu erkennen, worüber sie dermaßen erschrack, daß sie fast ohnmächtig wurde. Don Pedro bath sie vor allen Dinge, daß sie nicht etwa Lärmen machen möchte: denn, sagte er, wenn man mich hier, so wie sie mich itzt sehen, bey ihnen anträfe, so würden sie mein Leben, und zugleich ihre Ehre, in Gefahr setzen. Wer müßte nicht glauben, daß es mit ihrem Willen geschehen sey? Alle Entschuldigungen, die sie machen könnten, würden ihnen von niemanden geglaubt werden. Ach! Verräther! sagte Lucinde, meynest du, daß du auf solche Art meiner Tugend obsiegen willst? Du sollst wissen, daß mir meine Ehre mehr als mein Leben gilt, und daß ich lieber sterben, als dir zu Willen seyn will. Und ich, sagte Don Pedro, will entweder siegen oder sterben. Was hilft ihnen auch ein solcher Widerstand? Sie können mich itzo zum glücklichsten Menschen von der Welt machen, ohne ihre Ehre in Gefahr zu setzen. Es ist hier nur Verschwiegenheit nöthig. Was habe ich aber auch in der That gethan, womit ich ihren Zorn so sehr verdiente? Ists eine Sünde sie zu lieben? Es wäre vielmehr eine, wenn man sie nicht liebte. Warum

heissen

heiſſen ſie mich einen Verräther, da ich doch nur auf ihren Befehl hergekommen bin? Mokine muß es bezeugen: ſie hat mir in ihrem Namen geſagt, daß wenn ich etwas bey ihnen anzubringen hätte, ſo ſollte ich es im Beyſeyn ihres Herrn Gemahls thun, und ſo wollten ſie mir Gehör geben. Dieſes habe ich gethan, Lucinde! ohne ihre Ehre in Gefahr zu ſetzen: ich ſehe alſo nicht, worüber ſie ſich mit Recht beklagen können. Hat nicht Don Garcia ſelbſt mich ihnen aufs Beſte empfohlen, und geſagt, daß ſie mich tröſten, und mir auf alle mögliche Art Vergnügen machen ſollten? Warum folgen ſie alſo nicht ſeinem Befehle, da itzt die Sache ſo eilig, und die Gelegenheit ſo gut iſt? Liebenswürdigſte Lucinde! erbarmen ſie ſich eines Verliebten, der ſie anbethet, und laſſen ſie ſich ſeine demüthigen Dienſte gefallen. Ich kann unmöglich leben, wenn ich ſie nicht lieben ſoll. Soll ich aber lieber ſterben als ſie lieben, ach! ſo bringen ſie mich mit eigner Hand um!

Don Pedro wußte dieſen Worten mit Thränen einen großen Nachdruck zu geben; und Lucinde fieng an weichherzig zu werden. Sie antwortete aber noch nichts. Don Pedro fuhr alſo mit Reden fort, und küßte ſie öfters dazwiſchen, ohne daß ſie es ihm wehren konnte. Lucinde! meine liebſte Lucinde! habe ich denn nimmermehr Gegenliebe, und nicht die mindeſte Zärtlichkeit zu hoffen? Die Billigkeit erfordert es, und der Wohlſtand auch. Machen ſie es, wie es andere machen! Nichts in der Welt geht über ſolche verſtohlne Lüſte; und je geheimer die Liebe iſt, deſto ſüſſer iſt ſie. Es iſt die

Art der heutigen Welt, einige Liebeshändel zu treiben: und warum wollten sie etwas besonderes vor allen andern voraus haben? Ich wollte wohl viel wetten, daß Don Garcia gar nicht ihres Sinnes ist. Er ist viel zu galant, als daß er alles so genau nähme, und viel zu geheim, als daß er ihnen Anlaß zum Verdachte gäbe. Und es ist wahr: alsdann versteht man sich erst recht aufs Lieben, wenn man geheim ist. Was hindert uns aber, Lucinde, daß wir es nicht auch seyn? Wir können itzt vergnügt mit einander seyn, ohne daß ein Mensch in der Welt etwas davon erfährt: und wenn es niemand weiß, wer kann es uns vorrücken?

Lucinde hatte schon alle ihre Thränen und Seufzer erschöpft, und die verführerische Beredtsamkeit des Don Pedro gab ihr vollends den Rest. Itzt war sie nicht mehr die Lucinde, die sich für beleidiget hielt: sie glich an Zärtlichkeit der Liebesgöttinn, und war bereit, einen treuen Liebhaber glücklich zu machen. Ich bin besiegt, Don Pedro! (sagte sie) und kann ihren Wünschen nicht länger widerstehen. Bey diesen Worten fiel sie ihm um den Hals. Sie küßten einander mit unaussprechlicher Entzückung; und doch war es nur noch ein Vorspiel von dem, was sie weiter genossen.

Sie nahmen hernach Abrede, wie sie künftighin wieder zusammen kommen könnten, ohne des Diensts der Mokine dabey nöthig zu haben. Endlich, nachdem sie einander eine ewige Liebe geschworen hatten, wurde es Zeit, daß Don Pedro Abschied nähme. Er gieng also mit seinen Weibsklei-

kleidern, die ihm zu seinem Glücke verholfen hatten, wieder fort.

Da es Zeit Abends zu essen war, kam Don Garcia wieder nach Hause, und fragte sogleich seine Gemahlinn, wo das hübsche Bauerweib wäre, die er bey ihr gelassen hatte. Lucinde antwortete, sie sey zu einer ihrer Anverwandten gegangen. Es ist eine Person, mit der sichs überaus angenehm umgehen läßt: sie besitzt viel Witz, Anmuth und bescheidenes Wesen. Ich habe mich mit ihr recht wohl vergnügt, und habe ihr, wie du mir befohlen hast, viel Liebe und Gefälligkeit bewiesen. Aber sie ließ sich nicht länger halten, so sehr ich sie auch nöthigte. Es wäre mir lieb gewesen, sagte Don Garcia, wenn ich sie wieder angetroffen hätte, und wenn ich noch einige Zeit mit ihr hätte umgehen können. Inzwischen freuet es mich, daß du ihr alle Liebe und Gefälligkeit erzeigt hast.

Hierauf setzte sich der gute Mann zu Tische, und versah sich nichts weniger, als daß er an diesem Tage ein Mitglied der großen Brüderschaft geworden wäre.

Zwölfte Geschichte

von

glücklichen Liebhabern.

Eine Frau zu Florenz ließ ihren Pachter bey sich schlafen, und ihr Mann kam unvermuthet dazu Si versteckte den Pachter; er aber verrieth sich aus Dummheit selber. Dennoch half sich die listige Frau aus diesem schlimmen Handel auf eine wunderbare Art heraus.

Ehe noch die Portugiesen den Weg nach Ost-Indien über das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden hatten, lebte zu Florenz ein Kaufmann, welcher sich mit vielen Reisen nach Alexandrien und Cairo, große Reichthümer erworben hatte, als man nämlich die Waaren aus Indien noch über das rothe Meer kommen ließ. Dieser Kaufmann hatte einen Sohn, mit Namen Alexander. Er ließ ihn studiren, auch alle diejenigen Leibesübungen erlernen, welche Söhne von hohem Stande zu lernen pflegen. Dieser junge Mensch ward in diesen Künsten und Wissenschaften so vollkommen, daß, ob er schon nicht von adlichem Stande war, er dennoch von den Edelleuten selbst sehr hoch gehalten, und in den besten Gesellschaften gern gesehen wurde. Er war wohlgestaltet, galant, geschickt, und hatte Herz; kurz er besaß Eigen-

genschaften, die ihn über seines Gleichen erhoben; und ob er gleich nicht edel hieß, so hatte er doch eine edle Seele. Vielleicht schätzte man ihn auch deßwegen hoch, weil er eines sehr reichen Mannes Sohn war, welcher einen ansehnlichen Aufwand machte. Aber wer kann sich um alles bekümmern?

Sein Vater, welcher ihn zärtlich liebte, entschloß sich, ihm eine Frau zu geben, weil er sehr begierig war, Kindeskinder zu erleben. Er trug es dem Alexander vor, und sagte, er möchte sich wehlen, welche Person er wollte. Der Sohn war nicht sonderlich begierig, sich ins Joch der heiligen Ehe zu begeben: weil er jedoch viel Ehrerbietung gegen seinen Vater hatte, so zwang er sich, und warf die Augen auf eine sehr schöne Person, welche Isabelle hieß.

Sobald der Vater des Sohns Neigung erfuhr, so eilte er, die Heirath zu Stande zu bringen. Er ließ um die Isabelle anhalten: sie wurde ihm nicht abgeschlagen, und die Hochzeit gieng bald hernach vor sich. Schon im ersten Jahre bekam Alexander einen Sohn von der Isabelle, worüber die ganze Familie eine große Freude hatte, am allermeisten aber Alexanders Vaters, welcher nicht lange hernach vor Freuden starb. Als die tiefste Trauer vorbey war, fieng Alexander seine vorige Lebensart wieder an. Er hatte sehr schöne Güter in der Gegend von Florenz. Am liebsten hielt er sich auf einem Landhause am Flusse Arno auf, wo die Strasse nach Pisa durchgeht, vier Stunden von Florenz.

Hier war es, wo ihm Isabelle eine kleine Galanterie spielte. Sie befanden sich mit einander auf diesem Landgute, zur Zeit als das Korn gedroschen wurde; und Alexander mußte plötzlich um einiger Geschäffte willen, nach Florenz reisen. Er that es der Isabelle zu wissen, und sagte ihr, sie dürfte ihn nicht eher als den folgenden Tag wieder zu Hause erwarten. Isabelle, die nicht gern allein schlief, bath ihn sehr, er möchte des Abends schon wiederkommen. Alexander versprach es ihr, wofern es möglich seyn wollte, sagte aber dabey, er glaube kaum, daß es ihm seine Verrichtungen erlauben würden.

In dieser Ungewißheit wollte Isabelle doch lieber auf einen Beyschläfer bedacht seyn. Es war aber keiner von den galanten Herrn, welche die härtesten Herzen erweichen, und bisweilen durch ihre Galanterie mit den sprödesten Schönen fertig werden; es war vielmehr ein Bauersmann, und folglich einer von denen, welchen das Frauenzimmer ihrer Liebe selbst antragen muß, wenn es Lust zu ihnen bekommt: kurz, es war ein Pachter ihres Herrn Gemahls, ein gar wohlgestalteter junger Mann, der stark von Knochen, munter und lustig, frisch und gesund war, und der alles besaß, was Isabelle hoffen und wünschen konnte. Er hatte sich aus großer Müdigkeit von der Arbeit, unter einen Baum geleget, um ein wenig zu ruhen, bis die größte Hitze vorbey war. Er lag, so lang er war, auf dem Rücken, im Hemde, und ohne Schuhe, im Grase ausgestreckt, und schlief. Der

Wind hatte ihn an gewissen Theilen des Leibes entblößet; aber er schlief so fest, daß er von allem nichts wußte.

Es fügte sich von ohngefähr, daß Isabelle, als sie unter dem Schatten der Bäume spatzieren gieng, ihren Pachter in diesem Zustande erblickte. Dieser Anblick machte daß sie eine halbe Stunde lang hinter einer Hecke stehen blieb; ja sie wäre vielleicht noch nicht fortgegangen, wenn es ihr nicht plötzlich eingefallen wäre, daß sie leichtlich von jemanden über dieser Betrachtung angetroffen werden könnte: weßwegen sie sich endlich weg begab. Sie hatte den Kopf von dem, was sie gesehen hatte, so voll, daß sie die Dinge, die ihr vor Augen kamen, kaum unterscheiden konnte. Sie dachte auf nichts, als wie sie sich mit ihrem Pachter ergetzen möchte.

Es fragte sich nunmehr, wie sie ihm ihre Liebe antrüge; wem aber? Einem Bauer, einem jungen Pachter, der vielleicht nicht die Gabe des Stillschweigens besaß. Allein, die Sache war gar zu nothwendig; und sie sah wohl, daß sie sich dieser Gefahr bloßstellen müßte. Des Abends ließ sie ihn zu sich ruffen, und gab ihm allerley im Hause zu verrichten. Sie sprach sehr freundlich mit ihm, und bewunderte alles was er machte. Mittlerweile fügte es sich, daß des Pachters Eheweib einen Bothen bekam, der ihr meldete, daß ihre Schwester, die etliche Meilen von diesem Landgute wohnte, sterben wollte. Sie kam also und bath Isabellen, ihr Erlaubniß zu geben, daß sie

sich

sich zu ihr begeben dürfte. Isabelle erlaubte es ihr mit großem Vergnügen, weil sie sich hernach desto leichter mit dem Pachter lustig machen konnte.

Sie freuete sich ungemein, da sie mit ihrem lieben Dominico (so hieß der Pachter) allein seyn konnte, und daß sie nunmehr die Stelle seiner Ehefrau vertreten würde. Um also zu ihrem Endzwecke zu gelangen, schaffte sie alle ihre Bedienten aus dem Wege, und behielt den Pachter allein bey sich. Hernach caressierte sie ihn auf eine Art, daß der Pachter, der nicht dumm war, sich gewisse Freyheiten bey ihr nahm, bloß um zu sehen, ob sie es in Ernste so meynte. Als er sah, daß sie es ihm nicht wehrte, sondern ihn vielmehr selbst dazu anreizte, so gieng er immer weiter, und erhitzte sich dergestalt, daß er der innern Gluth nicht länger widerstehen konnte, sondern zu Isabellen sagte: Madame! ich kanns nicht länger ausstehen; was wollen wir da lange tändeln? Ihr Herr Gemahl ist nicht da, meine Frau auch nicht, und ich brenne lichterloh. Wenn sie wollen, so lassen sie uns zum Werke schreiten.

Es ist wohl wahr, sagte Isabelle, (die es eben gern so haben wollte,) es scheint, als hätte es das Glück so gefügt, daß wir uns mit einander ergetzen sollen. Aber, wenn ich es thun soll, so mußt du mir schwören, daß du verschwiegen seyn willst. Es ist eine Sache, die meine Ehre betrifft; und wenn es ein Mensch erführe, so wäre es um meinen guten Namen geschehen. Madame! sagte Dominico, von mir erfährt es in Ewigkeit keine leben-

dige

dige Seele. Und sie dürfen gar nicht denken, wenn ich gleich nur ein Bauer bin, daß ich so dumm, oder auch so undankbar wäre. Ja wahrhaftig! ich wollte mir lieber die Zunge aus dem Halse reissen lassen, als daß ich ein einzig Wörtchen sagte. Versprich es mir also bey deiner Ehrlichkeit, gab sie zur Antwort. Ja, sagte Dominico, so wahr als ich ein ehrlicher Kerl bin! Glauben sie mirs, mein schöne, liebe Madame! daß ich lieber sterben wollte, als ihnen ein solches Herzeleid anthun. Wohlan, sagte Isabelle, du sollst mir deinen ehrlichen Namen nicht umsonst zum Pfande gesetzt haben: halte dich nur wohl! Du bist allezeit ein guter Arbeiter gewesen. Kaum hatte sie dieses gesagt, so ergriff er mit seinen rauchen und schmuzigen Fäusten die zarten und schneeweissen Hände der Isabelle. Er umfaßte sie, und vergnügte sie besser, als Alexander jemals gethan hatte.

Sie wurde vor Freuden wie ohnmächtig, und ihre fünf Sinnen rückten alle zusammen. Sie hatte die Augen verdreht, sie redte nichts, und ihr ganzer Leib lag einige Zeit ohne Bewegung. Dominico erschrack über eine so große Veränderung, und dachte, er hätte sie ums Leben gebracht; ja, er wollte schon einpacken und entlaufen, als Isabelle wieder den Mund aufthat, und zu ihm sagte: bleib da, mein lieber Dominico! es fehlt mir nichts.

Er erstaunte, da er sie wieder lebendig werden sah. Er fuhr fort zu thun, was sie nicht besser haben wollte. Kaum war sie wieder zu sich selber gekommen, und kaum hatte er sich von

seiner

seiner Furcht wieder erholet, so sagte sie zu ihm: mein lieber Dominico! fürchte dich vor nichts. Alle diese Mattigkeit rührt bloß von meiner großen Freude her, und weil mir deine Gesellschaft so angenehm ist. Ich würde eher vor Verdruß sterben, wenn ich dieser Lust entbehren müßte, als daß ich vor Freude sterben sollte.

Hernach standen sie auf, und hielten Abendmahlzeit mit einander. Isabelle hatte schon in voraus alles besorgt, und einen fetten Capaun an den Spieß stecken lassen; auch allerley Gewürz in die Brühe gethan. Sie gab ihm vom besten Weine zu trinken, und zuletzt noch starken Rossoli.

Nach dem Essen legten sie sich wieder zu Bette. Die guten Speisen, und die starken Getränke thaten ihre Wirkung. Aber Dominico, welcher sonst gewohnt war, zeitig zu Bette zu gehen, schlief endlich ein, und fieng an wie ein Bauer zu schnarchen, als unterdessen Isabelle nur an die gehabte Freude dachte.

Es war schon ohngefähr früh um ein Uhr, und Isabelle wollte eben einschlafen, als sie plötzlich ein Pferd kommen hörte, und hernach auch, daß an die Hausthüre geklopft wurde. Aus Besorgniß, daß es ihr Gemahl seyn möchte, that sie Augen und Ohren weit auf; sie schwieg aber doch noch, und rührte sich nicht, bis sie ihres Mannes Stimme hörte. Nunmehr suchte sie ihren Pachter zu erwecken, welcher nach Herzenslust schlief. Was machen wir, mein lieber Dominico? sagte sie, mein Mann ist an der Hausthüre! Aber Dominico schlief

viel

viel zu fest, als daß er diesen betrübten Zufall hätte begreifen können. Je! sagte er, Madame, was wollen sie denn schon wieder? In dem Augenblicke darauf schnarchte er schon stärker als erst.

Unterdessen schlug Alexander immer heftiger an der Thüre an. Dominico! Dominico! (sagte ihm Isabelle stark ins Ohr,) steh auf, wir sind verlohren! Was denkest du denn? Höreſt du nicht meinen Gemahl an der Hausthüre anklopfen? Kaum hatte sie dieses gesagt, so schlug der Mann noch viel stärker an. Endlich besann sich der Pachter, und verstand erst, was die Frau sagen wollte.

Du mußt (sagte Isabelle) fort zu kommen suchen, ohne daß dich mein Mann gewahr wird. Wenn er dich hier findet, so kostet es uns beyden das Leben. Je! nicht doch! nicht doch! sagte der Pachter: und wenn sie mir folgen wollen, so getraue ich mir mit meiner Holzaxt, die ich hier bey mir habe, uns alle beyde in Sicherheit zu setzen. Ach! mein Gott! sagte sie, rede nicht so dumm! wenn ich nun mit dir davon laufen müßte, da wäre mir recht geholfen!

Inzwischen klopfte Alexander aus allen Leibeskräften an, und machte vollends Lärmen im Hause. Und als nunmehr Isabelle auf alle mögliche Mittel gedacht hatte, wie sie ihren Pachter entkommen lassen wollte, so ließ sie ihn endlich in eine Kiste kriechen. Die Kiste war sehr groß, und zu allem Glücke ganz leer. Dominico kroch also hinein, und Isabelle bath ihn um Gottes willen, nicht das mindeste Geräusch zu machen. Ich will gehen,

sagte

sagte sie, und meinem Manne, dem Freudenstöhrer, die Thüre aufmachen; und hernach will ich wohl eine Gelegenheit finden, wie ich ihn wieder aus dem Zimmer bringe, und ihn irgendwo einige Zeit aufhalte, damit du entlaufen kannst, ohne daß er dich gewahr werde.

Nach dieser genommenen Abrede gieng sie, und machte ihren Eheherrn die Thüre auf. Ach! sagte sie, mein Allerliebster! unsere Leute schlafen wie die Ratzen: ich mochte schreyhen so sehr als ich wollte, es hörte mich kein Mensch. Sobald ich aber deine Stimme hörte, so kam ich den Augenblick selber, um dich einzulassen, und im Hemde, wie ich lag, und bin noch ganz voll Schlafs.

Alexander, der sich lieber gezankt hätte, wurde gleich wieder freundlich, da er sein dienstfertiges Weibchen so vor sich sah. Sein erstes Wort war, daß er ihr dankte, weil sie sich in so später Nachtzeit so viele Mühe haben geben wollen. Mit einem Worte, es waren da nichts als Caressen und Liebesbezeugungen von beyden Seiten

Nimm dich in Acht, mein Allerliebster, sagte Isabelle, ein andermal so spät zu reisen, und dich so in Gefahr zu setzen, daß dir was Böses begegnen könnte: denn ich würde mich nimmermehr darüber zufrieden geben. Die Tage sind itzt so lang! hättest du denn deine Sachen nicht geschwinder zu Stande bringen können, um eher nach Hause zu reisen? Wenn ich gedacht hätte, daß du um diese Zeit erst kommen würdest, so hätte ich gar nicht ans Schlafengehen gedacht. Aber du sagtest

test ziemlich gewiß, daß dich deine Verrichtungen nöthigen würden, diese Nacht in Florenz zu bleiben. Uebrigens freuet es mich recht herzlich, dich gesund und frisch wieder zu sehen.

Du weißt wohl antwortete ihr Alexander, daß ich nicht gern des Nachts zu reisen pflege; aber es war bloß ein unvermutheter Zufall Ursache, warum ich so spät heimkommen mußte. Ich stifftete einen Vergleich zwischen zweenen Brüdern, die mich zum Schiedsmann angeruffen hatten; und hernach erlustigten wir uns auf dem Lande bey einem von ihnen. Als es Abend wurde, so wollte ich wieder nach Florenz reiten, wo ich noch unterschiedenes zu thun hatte; allein, die Thore waren schon geschlossen. Ich entschloß mich also, nach Hause zu reisen, und Gott sey Dank, daß ich wieder bey meiner lieben Isabelle bin.

Ja wohl! sagte Isabelle, Gott sey Dank dafür! denn es ist eine große Gnade von ihm, daß du nicht den Strassenräubern in die Hände gefallen bist. Aber, sage mir doch, wo dein Bedienter geblieben ist? Er erwartet mich vermuthlich (antwortete er) noch in Florenz, wo ich ihn gelassen hatte. Nun! das geht ja recht gut, sagte Isabelle mit lächelnder Miene, so muß ich itzt dein Bedienter und auch deine Magd seyn. Unsere Leute sind gar zu müde und der Ruhe höchst benöthiget.

Was ich dich bitten will, sagte er, ist dieses, daß du mir was zu essen gebest, wenn du was vor-

räthig hast: diese kleine Reise hat mich gar sehr hungrig gemacht, und ich werde gut anbeissen, ehe ich mich schlafen lege. Ich will unterdessen den Tisch selber decken.

Indem er dieses thun wollte, besann sich Isabelle plötzlich auf was, wie sie dem Pachter eine gute Gelegenheit, aus seinen Kerker zu entkommen, an die Hand geben könnte. Alexanders Reitpferd stand noch an der Hausthüre, und es hatte niemand für selbiges gesorget. Sie bediente sich also dieses Vorwandtes, ihren Mann einige Zeit aus dem Zimmer zu bringen; und es würde alles glücklich von statten gegangen seyn, wenn nicht Dominico den Schlaf itzt mehr als alles geliebt hätte.

Je! sagte Isabelle, es fällt mir eben ein, daß dein Pferd noch unten steht; und weil es sehr warm geworden ist, so könnte es ihm leichtlich schaden, wenn es zu kalt würde. Ja, wahrhaftig! sagte Alexander, ich danke dir für deinen klugen Einfall: denn es ist ein sehr gutes Pferd. Es ist der Mühe werth, daß wir uns selber mit ihm Mühe machen. Sey so gut, und nimm das Licht, damit ich es in den Stall führen kann.

Isabelle war froh, daß sie eine so gute Gelegenheit bekam, ihren Mann aus dem Zimmer zu bringen. Sie nahm ein Licht, und leuchtete ihm in den Stall. Sie dachte nunmehr gewiß, es würde Dominico Zeit genug haben, zu entkommen, und sie aus aller ihrer Angst zu reissen. Aber er

schlief

schlief so fest in seiner Kiste, daß er von allem nicht das mindeste hörte.

Der Mann und die Frau blieben wenigstens eine halbe Stunde im Stalle; und es wäre dem dummen Bauer bey weitem nicht so viel Zeit nöthig gewesen, um sich in sein Pachterhaus zu begeben, weil es nicht weit von Herrnhause entfernt war. Isabelle, weil sie gar nicht zweifelte, daß Dominico unterdessen sich abgeführt haben würde, kam recht vergnügt mit ihrem Manne wieder ins Zimmer. Sie wärmte die Brocken auf, welche der Pachter übrig gelassen hatte; sie setzten sich zu Tische, und giengen hernach zu Bette.

Alexander war erst halb eingeschlafen, als der Pachter in der Kiste entsetzlich zu schnarchen anfieng. Er erstaunte nicht wenig, und meynte anfangs, es wäre des Pachters Hund. Endlich aber hörte er deutlich, daß ein Mensch im Zimmer war. Er weckte also seine Frau auf, welche schon schlief. Aber, wie sehr erschrack sie nicht, als sie ihren lieben Pachter noch in der Kiste schnarchen hörte. Sie gerieth ganz in Verzweiflung, und verfluchte den Narren tausendmal bey sich selber.

Der Mann rief endlich: wer ist da? Ich bins, sagte der Pachter, was beliebt ihnen, Herr? Isabelle, wie sie witzig und schlau war, sagte alsobald: was machest du hier, du Schelm? du hast gewiß etwas böses in Sinne gehabt? Ja, wahrhaftig! sagte sie zu ihrem Manne, der gottlose Kerl! er ist unfehlbar Willens gewesen, mich

zu ermorden, und hernach unsere besten Sachen zu stehlen. Wir müssen ihn umbringen! Steh auf, mein lieber Mann! nimm deinen Degen, und ich will was anders ergreifen, um uns an dem Schelme zu rächen.

Der Pachter, der in Todesangst war, hatte mehr als einmal Lust, dem Herrn zu sagen, warum er hier sey. Weil er aber wohl einsah, daß ihn dieses nicht retten konnte, so schwieg er davon. Unterdessen suchte ihn Alexander in allen Winkeln, und sonderlich unter dem Bette. O! du Schelm! sagte er, bitte Gott, daß er deiner Seele gnädig sey: deines Leibes will ich nicht schonen! Du bist des Todes, ich mag dich finden wo ich will.

Indem aber Alexander den Pachter (auf Isabellens Bitte) unter dem Bette suchte, trat sie vor die Kiste, damit der Mann ihn nicht sähe. Dieses machte sie so künstlich, daß Dominico ganz sacht aus der Kiste stieg und die Flucht nahm. Im Vorbeygehen stieß er Isabellen so sehr, daß sie zur Erde fiel. Auch diesen Zufall machte sie sich zu nutz: Ach! schrieh sie, mein lieber Mann! ich bin des Todes! der Spitzbube hat mich so stark verwundet, daß ich das Leben schwerlich erhalten werde.

Diese Erdichtung machte, daß Alexander, welcher den Pachter verfolgen wollte, ihn auch unfehlbar eingeholet hätte, im Zimmer blieb, und Isabellen genau betrachtete. Als er sah, daß ihr kein großer Schade geschehen war, und daß er, wenn

wenn er länger wartete, den Dominico nicht einholen würde, so eilte er ihm wieder mit dem bloßen Degen nach.

Die Bedienten im Hause, die endlich über diesem Lärmen erwacht waren, standen alle in größter Eil auf. Sie sahen daß ihr Herr, mit dem bloßen Degen in der Hand, so sehr als er konnte, lief, und Diebe! Diebe! schrieh. Sie rannten also auch, einer da hin, der andere dort hin. Es war aber alles vergebens. Der Pachter, der Dieb, rettete sich so schnell mit der Flucht, daß ihn niemand einholen konnte. Unterdessen fand Isabelle seine Holzart in einem Winkel des Zimmers, und legte sie in die Kiste. Hernach trat sie an die Hausthüre, und schrieh laut: Schlaget den Schelm todt, der mich hat ums Leben bringen wollen.

Ihre Leute wurden hierdurch immer begieriger, den Dieb zu finden. Bald hernach kam ihr Mann wieder, und schwamm in Schweisse. Der Dieb, sagte er, ist fort, und es ist nicht möglich gewesen, ihn zu bekommen. Wenn er mir jemals in die Hände geräth, so soll er, ohne alle Barmherzigkeit, seinen verdienten Lohn bekommen. Wie befindest du dich aber, mein Liebchen? Du bist doch nicht etwa verwundet worden? Nein, Gott sey Dank! sagte das treue Eheweib, es ist nicht so schlimm, als ich dachte. Es verdreußt mich nichts mehr, als daß der Spitzbube entkommen ist. Da siehst du aber doch, mein lieber Mann,

was daraus entsteht, wenn du mich in einem Landhause allein lässest. Der liebe Gott weiß es, ob der böse Bube mir nicht gar meine Ehre hat rauben wollen. Wenn mir nun ein solches Unglück widerfahren wäre! Tröste dich wieder, mein Herzchen, sagte Alexander. Dank sey Gott und der heiligen Jungfrau, daß die Furcht größer gewesen ist als das Unglück!

Isabelle wußte alles so fein zu machen, daß sie nicht in den mindesten Verdacht kam. Damit sie aber noch sicherer wäre, und ihr Mann gar keinen Argwohn hegen könnte, so sagte sie: wir müssen nunmehr ein Licht anzünden, und suchen, wo dieser Schelm sich versteckt gehabt hat; denn wer weiß, ob nicht noch ein anderer Dieb im Hause verborgen ist.

Hierauf suchte man mit dem Lichte in allen Winkeln nach. Man sah, daß die Kiste offen stand, und man fand einen Sack und eine Axt drinnen. Nunmehr legte Isabelle ihre Unschuld vollends recht klar an den Tag. Sieh! sagte sie zu ihrem Manne, sieh, wo sich der boshafte Kerl versteckt gehabt hat. Was will dieser Sack anders sagen, als daß er unsere besten Sachen darein hat packen wollen? Und diese Axt! (o! du undankbares Thier!) zu was sollte sie ihm anders dienen, als mich aufs grausamste ums Leben zu bringen? Ach! mein lieber Mann! eine so abscheuliche Schandthat darf nicht ungestraft bleiben. Du mußt dir die Mühe geben, so bald

als

als es Morgen wird, selber nach Florenz zu reisen, und im großen Rathe alles anzugeben, was du von dieser Bosheit gesehen und gehöret hast. Die Beweise sind allzu handgreiflich, und solche Bosheiten müssen bestrafet werden.

Alexander, der sich nicht gnug wundern konnte, wie sie einer solchen Gefahr hatten entgehen können, reiste mit frühem Morgen nach Florenz, um diese Sache anhängig zu machen. Isabelle wußte sich diese Zeit zu nutz zu machen. Sie stellte sich, als wollte sie einen Spatziergang thun, und gieng in ein kleines dichtes Gehölz, das nicht weit vom Hause war, weil sie gewiß vermuthete, Dominico würde sich in demselben versteckt haben. Kaum war sie etwa hundert Schritte hinein, so sah sie ihn hinter einem Busche vorkommen. Hier machten sie einander die ärgsten Vorwürfe: er, daß sie ihn in solche Gefahr gesetzt hatte; und sie, daß er so dumm gewesen war, zu einer Zeit, als Lebensgefahr dabey war, einzuschlafen. Du tölpischer Schnarcher! sagte sie, du wärest werth, daß man dich todt schlüge. Du mußt wohl toll gewesen seyn, bey einer solchen Gefahr einzuschlafen! Es war ein Glücke für mich und dich, daß ich so geschwind war und Ueberlegung hatte, wie ich mich herauswickeln könnte. Danke Gott dafür, denn sonst wärest du schon todt.

Im übrigen habe ich dir nur noch dieses zu sagen, daß du den Augenblick entlaufen mußt, um mich und dich zu retten. Mein Mann ist

schon nach Florenz gereist, damit du sollst eingezogen werden. So bald man dich bekömmt, so wird dir der Proceß gemacht, und du wirst gehenkt. Geh in die Mark Ancona, woher du gebürtig bist; aber schlaf unterwegs nicht ein! Hier hast du funfzig Ducaten, die ich dir schenken will. Nimm deine besten Sachen zu dir, und eile, daß du aus dem Lande kommest, damit man dich nicht beym Kopfe nehme. Was deine Frau anlangt, so will ich es so einrichten, sobald als sie wieder nach Hause gekommen ist, daß sie dir nachkommen soll.

Dominico, der in seinem Leben noch nicht funfzig Ducaten in Händen gehabt hatte, wurde ganz blind davon. Er dankte ihr, küßte ihr die Hände, wünschte ihr alles Gute, und lief fort. Isabelle war froh, daß sie sich aus einem so kitzlichen Handel gewickelt hatte, und beschloß fest bey sich, künftighin stets als eine ehrbare Frau zu leben.

Dreyzehnte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein Statthalter in Griechenland verursachete durch seine unmäßige Eifersucht, daß ihm seine Gemahlinn einen sehr listigen Streich spielte. Er gab sie ihrem Liebhaber mit eigner Hand zur Ehe, und bemerkte seinen Irrthum nicht eher, als bis sie mit einander abgeschifft waren.

Zur Zeit als der Kayser Justinianus in Griechenland regierte, lebte an seinem Hofe ein Edelmann, welcher Alcidor hieß. Er hatte einen Theil seiner Jugend im Kriege wider die Gothen unter dem Feldherrn Belisarius, in Italien zugebracht, und sich insonderheit allda, durch Tapferkeit und gutes Verhalten viel Ehre erworben. Er war der erste gewesen, der die Stadtmauer zu Rom überstiegen hatte. Er ermunterte die Soldaten durch sein Beyspiel dermaßen, daß er sich dieser Stadt bemächtigte, welche seit vielen Jahrhunderten die Hauptstadt der Welt gewesen war. Nachdem Rom eingenommen war, gieng er mit dem Belisarius nach Constantinopel zurück, wo der Kayser beyden große Ehre erwies.

Alcidor war damals ohngefähr acht und funfzig Jahre alt, und hatte stets ausser dem Ehe-

stande gelebt. Der Kayser wollte ihn gern verheirathet sehen, und gab ihm die Cornelia, eine der vornehmsten Staatsdamen der Kayserinn zur Ehe. Sie stammte aus einem edlen Geschlechte her, und war die Schönste am ganzen Hofe.

Im vierten Jahre seines Ehestandes mit ihr, machte ihn der Kayser, auf zehn Jahre, zum Statthalter in Peloponnesus. Hier hielt er eine sehr prächtige Hofstatt, und handhabte die Gerechtigkeit in seiner Statthalterschaft aufs beste. Die Völker, die unter ihm standen, waren so wohl mit ihm zufrieden, daß sie Abgeordnete nach Constantinopel schickten, und dem Kayser danken liessen, daß er ihnen den Alcidor zum Statthalter gegeben hatte.

Als die Zeit seiner Statthalterschaft fast verflossen war, so bemeisterte sich die schreckliche Furie der Eifersucht seines Gemüths. Dieser berühmte Kriegsheld ließ sich von dieser Leidenschaft besiegen; und ob er wohl mit Lorbern bekrönet war, so hatte er doch das Unglück, in seinen alten Tagen ein Sclav der Eifersucht zu werden. Kurz, er wurde dergestalt eifersüchtig auf seine Gemahlinn, daß er sich einbildete, als hätte ein jeder, der an seinen Hof kam, ein Absehen auf sie.

In dieser Qual verfiel er auf ein wunderliches Mittel, sein Gemüth zu beruhigen. Neben seinem Palaste stand ein alter Thurm: diesen ersah er sich zu seiner Gemahlinn Wohnung aus. Er ließ darinnen ein Zimmer aufs prächtigste auszieren: man sah überall nichts als Gold und die kost-

kostbarsten Gemälde aus Griechenland. In dieses Zimmer verschloß er die Cornelia, mit dem festen Vorsatze, sie sehr selten heraus zu lassen. Er ließ etliche Thüren mit den festesten Schlössern vormachen, zu welchen er die Schlüssel stets bey sich trug. Auf solche Art hoffte Alcidor die Eifersucht los zu werden, wenn er seine Gemahlinn zu seiner Gefangenen machte.

Cornelia erstaunte nicht wenig, da sie sich in diesen Zustand versetzt sah. Sie bekam inzwischen Erlaubniß, an Festtagen, und wenn Lustbarkeiten waren, heraus zu gehen. Allein, dieses war nicht hinlänglich, sie zufrieden zu stellen. Sie beschloß also, sich bey erster guter Gelegenheit selbst in Freyheit zu setzen.

Der gemeine Ruff hatte ihre Schönheit nicht allein im ganzen Griechenlande, sondern auch in Italien bekannt gemacht. Lucidor, ein reicher Cavalier aus Syracusä, hörte von ihr so viel gutes, daß er sich, noch ehe er sie kennen lernte, in sie verliebte, und sich zur Reise nach Peloponnesus anschickte. Er miethete ein eignes Schiff, auf dem er sich bis nach Coron begab, von dar er vollends zu Lande an des Statthalters Hof reiste.

Nachdem er sich aufs beste nach der Cornelia erkundiget hatte, miethete er sich ein Haus neben dem Thurme, wo sie stack, und ließ dieses Haus prächtig auszieren. Hernach fieng er an, einen großen Staat zu führen. Er machte dem Statthalter seine Aufwartung: und weil er freygebig, prächtig, galant, auch ungemein witzig war, so er-

erwarb er sich in kurzer Zeit die Hochachtung und Freundschaft des Alcidors. Er sagte ihm aber niemals, woher er eigentlich gebürtig, oder wo er wohnhaft war; sondern nur, daß er aus Italien wäre, und daß er sein Vaterland hätte verlassen müssen, weil er einen Edelmann im Zweykampfe erleget habe.

Endlich kam der glückliche Tag, an welchem Lucidor seine unbekannte Liebste kennen lernte. Es war ein Festtag, da Cornelia in die Kirche gehen durfte; und Lucidor, der hiervon benachrichtiget worden war, hatte sich einen Ort ausgesucht, wo er sie recht bequem sehen konnte. Sie hatte sich ausserordentlich geputzt, wodurch ihre Schönheit um ein großes vermehrt wurde. Sie hätte aber dieß alles nicht nöthig gehabt, um des Lucidors Herz zu fesseln, weil ihre Schönheit, ohne alle Zierden, ihn im höchsten Grade verliebt machen konnte. Er betrachtete, er bewunderte sie, er wurde von ihr wie bezaubert. Sie hingegen, als sie den Lucidor von ohngefähr sah, bemerkte sogleich, daß er ein Fremder war: er mochte aber auch fremd oder nicht fremd seyn, er gefiel ihr, und sie wurde mit Vergnügen gewahr, daß er sie unaufhörlich ansah; ja es schien ihr sogleich, als ob sie ihm eine heftige Liebe zu ihr ansehen könnte.

Cornelia, die aus vielerley Ursachen schlecht mit ihrem Gemahle zufrieden war, machte sich von diesem Augenblicke an, Hoffnung, sich wegen seiner Grausamkeit, durch den verliebten Lucidor zu rächen. Wie glücklich wäre ich, sagte sie bey sich

sich selbst, wenn ich einen Gemahl von so guter Miene hätte! aber wie unglücklich hingegen, daß ich in den Händen des alten eifersüchtigen Alcidors bin! Indem sie diese für Lucidorn vortheilhaften Betrachtungen machte, beantwortete sie seine Blicke mit ihren; und durch diese Augensprache sagten sie einander alles, wornach sie sich sehnten, ob sie gleich noch keine Hoffnung hatten, einander jemals näher zu sehen.

Nichts desto weniger machte sich Cornelia (recht als wenn es ihr ahndete) sogleich die Vorstellung, daß Lucidor vielleicht derjenige sey, der sie aus ihrer schweren Sclaverey erlösen werde. Die Liebe, die sie schon für ihn fühlte, ließ ihr fast keine Schwierigkeit mehr sehen, ihres Wunsches theilhaft zu werden.

Als der Gottesdienst vorbey war, stand Lucidor sowohl als Cornelia auf. Im Fortgehen betrachteten sie einander sehr fleißig, und verwandten die Augen nicht von einander, bis Cornelia in ihr Zimmer gieng.

Lucidor gieng nach Hause, und setzte sich in tiefen Gedanken zu Tische. Er überlegte alles genau bey sich, was bey dieser Gelegenheit vorgegangen war, und machte den Schluß daraus, daß Cornelia ihm schon ziemlich gewogen seyn müsse. Dieß war gnug für ihn, daß er anfieng auf alle mögliche Mittel und Wege zu sinnen, wie er sich mit ihr besprechen könnte. Aber die großen Schwierigkeiten, welche er vor sich sah, schreckten ihn beynahe wieder ab.

Jedoch,

Jedoch, die Liebe, die alles möglich machen kann, zeigte ihm Wege, wie er alle diese Hindernisse überwinden könnte. Belisarius, der Feldherr, dessen wir schon erwähnt haben, hatte einen großen Sieg über die Persianer erfochten. Der Statthalter wollte auch seine Freude darüber öffentlich zeigen, und ließ deßwegen einen Turnier ausschreiben, bey welchem ein großer Demant-Ring der Preis des Siegers seyn sollte. Lucidor wollte diese Gelegenheit nicht verabsäumen, der Cornelia, welche den Vorsitz bey dieser Ceremonie führen sollte, seine Geschicklichkeit zu zeigen.

Sie nahm ihren Platz auf einer prächtigen Bühne, die man besonders hierzu errichtet hatte. Sie hatte eine Menge edler Frauen um sich, unter welchen sich ihre Schönheit noch mehr ausnahm. Lucidor stellte sich an einen Ort, wo er sie sehen, und von ihr gesehen werden konte. Er stand noch nicht lange auf seinem Platze, als Cornelia, die ihn überall mit den Augen suchte, ohngeachtet er sehr vermummet war, ihn gewahr wurde und kannte. Sie gab ihm manchen verliebten Blick, und er ließ ihr keinen einzigen unbeantwortet. Hier wurden sie vollends überzeugt, daß sie einander liebten.

Als der Turnier seinen Anfang nahm, so schlich sich Lucidor heimlich weg, und begab sich unvermerkt an den Ort, wohin er sein Pferd und seine Waffen hatte bringen lassen. Das Pferd war weiß, mit rothen Flecken, und trabete sehr stolz einher. Die Rüstung war von blau angelaufe-

nem

nem Stahle, mit vergoldeten und gestochenen Rändern. Der Helm hatte einen sehr dichten Federbusch, der fleischfarbig und weiß gemischt war; und auf dem Schilde sah man ein Gefäß, aus welchem ein wenig Rauch aufstieg, mit dieser italienischen Ueberschrift, in goldenen Buchstaben: Mal puo celarsi il fuoco; d. i. das Feuer läßt sich schwerlich verbergen; und fast niemand konnte begreifen, was damit gemeynt sey.

Als er in der Laufbahn erschien, (wobey er das Visier tief herunter gezogen hatte,) so betrachteten ihn alle Menschen vom Fuße bis auf die Scheitel; aber es kannte ihn niemand. Bald darauf bewunderte man ihn noch viel mehr, als er etliche Lanzen brach, und durch seine Geschicklichkeit und Tapferkeit den Sieg davontrug.

Die Zuschauer konnten es kaum erwarten, zu wissen wer er wäre, und insonderheit der Statthalter. Cornelia, welche längst bemerkt hatte, daß er nicht mehr an seinem vorigen Orte war, zweiflete fast nicht, daß es ihr Geliebter seyn müsse. Lucidor stieg vom Pferde ab, und gieng auf die Bühne, wo Cornelia saß, um den Preis aus ihren Händen zu erhalten. Alcidor bath ihn, sich zu erkennen zu geben: er nahm also seinen Helm ab, machte ihm einen tiefen Reverenz, und sagte: ich bin ihr gehorsamster Diener Lucidor.

Der Statthalter, der viel Freundschaft für ihn hegte, wünschte ihm Glück zu seinem Siege, und erzeigte sich sehr erfreuet darüber. Hernach

gab

gab er seiner Gemahlinn ein Zeichen, daß sie ihm den Demant-Ring, als den Preis des Kampfs, überreichen möchte. Sie stand von ihrem Sitze auf, steckte den Ring an seinen Finger, und machte ihm ein ungemein gütiges Compliment wegen seines Sieges. Er beantwortete es ihr aufs beste; und die Gesellschaft gieng mit großem Vergnügen über das Schauspiel, aus einander. Der Sieger wurde, auf Befehl des Statthalters, mit einem ansehnlichen Geleite, und unter dem Schalle der Trompeten, nach Hause gebracht.

Etliche Tage hernach entschloß er sich zu einem wunderlichen Mittel, wodurch er sich zum Besitze der Cornelia verhelfen möchte. Er ließ einen geschickten Mäurer zu sich kommen: er setzte ihm gute Speisen und kostbarn Wein vor, und ließ sich einen Eid von ihm schwören, daß er niemanden dasjenige Geheimniß sagen wolle, das er ihm anvertrauen werde. Hierauf sagte er ihm, er solle ihm ein Loch in den Keller seines Hauses machen, und hernach mit Werkzeugen, die kein großes Geräusch machten, eine Oeffnung durch den Grund des Thurms bohren. Er versprach ihm eine sehr große Belohnung, wenn er alles glücklich zu Stande bringen würde. Der Mäurer, der sehr geschickt war, nahm es über sich, und ließ sich Werkzeuge machen, wie er sie nöthig hatte.

Wenig Tage hernach fieng er seine Arbeit an; und Lucidor, der gern die Sache beschleuniget haben wollte, half ihm selbst die Erde ausführen.

Nach-

Nachdem sie die Mauer durchbohret hatten, so fanden sie auch Mittel, einen Gang hinaufwärts zu machen, der bis unter das Zimmer gieng, wo Cornelia schlief. Zu allem Glücke wohnte niemand unten im Thurme. Als ihnen auch dieses gelungen war, so standen sie einige Zeit in Ungewißheit, wie sie die Oeffnung, durch welche Lucidor in der Cornelia Zimmer gehen wollte, am besten machen könnten. Lucidor wollte sie durch den Fußboden gemacht haben; weil aber der Mäurer ihm vorstellte, daß solches nicht ohne Geräusch abgehen könnte, so mußten sie eine gute Gelegenheit abwarten.

Sie warteten nur bis zum ersten Festtage, an welchem Lucidor sich krank stellte, damit er zu Hause beiben könnte. Als der Mäurer, seine Arbeit zu vollenden kam, so sagte Lucidor zu ihm: das Volk ist auf dem Turnierplatze, und Cornelia auch: dieser Tag ist recht für uns, itzt dürfen wir nicht säumen, damit ich glücklich werde. Der Mäurer legte geschwind Hand ans Werk, durchschnitt den Fußboden, und dieses recht unter der Bettstelle der Cornelia, welches wieder ein sehr glücklicher Zufall war.

Lucidor gieng sogleich hinein. Er sah eine offene Kiste stehen, worein Cornelia ihre Kleider und Geschmeide zu legen pflegte. Er steckte zwischen die Falten eines Rockes ein Briefchen, das er schon vorher geschrieben hatte. Alsdann gieng er fort; das Loch wurde wieder zugelegt, und er begab sich mit dem Mäurer in sein Haus. Es

kam ihm der Gedanke in den Sinn, den Künstler umzubringen, damit er nichts ausplaudern könnte; er verabscheuete aber diesen Einfall bald wieder, und suchte ihn lieber mit großen Geschenken zur Verschwiegenheit zu bewegen.

Kaum war Cornelia wieder in ihr Gefängniß gekommen, so legte sie ihr Geschmeide in die Kiste. Indem sie es that, sah sie das Briefchen vom Lucidor. Wer war mehr erstaunet als sie? Sie konnte nicht begreifen, wie es durch so viel Schlösser hätte kommen können, und bildete sich ein, es müsse durch Zauberey geschehen seyn.

Mit diesen Gedanken legte sie sich ins Bette, und konnte in etlichen Stunden nicht einschlafen. Endlich überfiel sie der Schlaf doch, und die Liebe ließ sie im Traume einen Theil der Wahrheit erblicken. Sie träumte, als wenn ihr Geliebter unten am Thurme stünde und wider die Mauer seufzete, daß sie ihn am Eingange hinderte; daß aber die Mauer sich seiner gleichsam erbarmete und sich ihm öffnete, daß er hineingehen könnte, hernach aber sich wieder zuschlösse.

Indem sie so träumte, kroch Lucidor durch das Loch im Fußboden in die Kammer, und setzte sich auf den Rand ihres Bettes. Er legte die Hand ganz sachte der Cornelia auf den Busen, und sie erwachte über diesem Berühren mit Schrecken. Ach! mein Gott! sagte sie, wer ist da? Ich bin Lucidor, sagte ihr Geliebter: Lucidor, der die schöne Cornelia anbethet, und der aus brünstiger Liebe so glücklich gewesen ist, bis hierher zu kom-

kommen; kurz, derjenige Lucidor, der itzt aus ihrem Munde, das Urtheil hören will, ob er leben oder sterben soll. Ach! sagte sie, noch ganz erschrocken, wie sind sie an diesen Ort gekommen, wohin es unmöglich zu kommen scheint? Die Liebe, gab er zur Antwort, läßt sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken: sie überwindet sie alle.

Hierauf umarmte ihn Cornelia, und zeigte ihm, was für Liebe und Hochachtung sie für ihn hegte. Ich danke ihnen tausendmal, sagte sie, daß sie sich die Mühe gemacht haben, in diese traurige Einsamkeit, um mich zu trösten, zu kommen. Ich thue alles in der Welt für sie, nachdem sie so vieles für mich gethan haben. Aber ich bitte sie, ehe wir weiter gehen, sagen sie mir, wie sie dieses bewerkstelliget haben. Lucidor erzehlte ihr alles, um ihre Neugier zu befriedigen, aber alles recht kurz und bündig, um nicht die Zeit zu versäumen, die er lieber flugs besser angewandt hätte.

Cornelia erstaunte über die Schwierigkeiten, so er zu überwinden gehabt hatte, und both ihm, zur schuldigsten Dankbarkeit, einen Platz in ihrem Bette an, welchen er ohne alle Weigerung annahm. Hernach nahmen sie Abrede, wie sie einander künftighin in Freyheit besitzen könnten. Cornelia entschloß sich, den Lucidor zu ihrem Gemahl zu erwehlen, und mit ihm die Flucht zu ergreifen. Sie trug es ihm vor: er nahm den Antrag mit Freuden an, dankte ihr aufs beste, und versicherte sie, daß ihm nichts in der Welt angenehmer seyn könnte. Sie müssen thun was ich

ihnen rathen werde, sagte sie, hernach will ich ganz die Ihrige seyn. Ich will meinen Mann recht eifersüchtig machen, und ihm selbst Verdacht geben. Nehmen sie diesen Ring zu sich, welchen er mir zum Maalschatze gegeben hat, und tragen sie ihn am Finger, so bald sie ihn besuchen werden. Er wird ihn ohne Zweifel sogleich kennen; und wenn er sie fraget, woher sie ihn haben, so antworten sie ihm, er sey von ihrer Frau Mutter. Ich weiß es gewiß, er wird augenblicklich zu mir kommen, und sehen ob ich meinen Ring habe. Also vergessen sie nicht, den Augenblick zu mir zu kommen, und mir ihn wiederzugeben.

Lucidor nahm den Ring, und gieng mit ihm noch selbiges Tages zum Statthalter. Als dieser den Ring an Lucidors Hand sah, so bath er ihn, daß er ihn ihm näher zeigen möchte, und ward alsobald eifersüchtig darüber. Ich erstaune über diesen Ring, sagte er: je mehr ich ihn betrachte, desto mehr kömmt er mir wie derjenige vor, den ich meiner Gemahlinn zum Maalschatze gegeben habe. Lucidor antwortete ihm, wie er die Abrede mit der Cornelia genommen hatte. Allein, der Statthalter, der sichs nicht aus dem Sinne schlagen konnte, daß es wirklich sein Ring seyn müsse, gieng sogleich in den Thurm, um die Wahrheit zu erfahren. Lucidor eilte auch dahin, um ihr ihn wiederzugeben, und kam eher in ihrem Zimmer an.

Als der Statthalter bey seiner Gemahlinn anlangte, so sprach er erst von gleichgültigen Din-

gen

gen mit ihr, machte ihr auch die süße Hoffnung, die folgende Nacht bey ihr zuzubringen. Und weil er den Ring nicht an ihrer Hand sah, so fragte er, wo sie ihn habe. Sie stellte sich als wenn sie ihn recht ängstlich suchte; fand ihn aber bald, und und steckte ihn an den Finger. Er betrachtete ihn sehr genau, um zu sehen, ob es der rechte wäre; und als er nichts dawider einzuwenden fand, so erstaunte er noch mehr, daß zwey Dinge (nach seiner Meynung) einander so vollkommen ähnlich wären.

Lucidor und Cornelia hatten sich mit einander verabredet, daß sie allemal ein gewisses Zeichen ans Loch im Fußboden machen wollte, so oft Alcidor des Nachts bey ihr schlafen würde: und als nun Lucidor dieses Unglückszeichen gewahr wurde, so begab er sich wieder weg; aber die folgende Nacht hatten sie das Vergnügen, auf Unkosten des Herrn Statthalters, einander zu sehen. Sie belachten eine gute Weile die Eifersucht des alten Mannes, bey Gelegenheit des Ringes. Uebrigens bewunderte Cornelia den großen Unterschied zwischen den verliebten Umarmungen eines fast siebenzigjährigen Greises, und eines jungen Herrn von fünf und zwanzig Jahren. Ach! Lucidor! sagte sie, wie schlecht brachte ich die vorige Nacht mit meinem alten Eifersüchtigen zu! Ein Mann, der nichts thut als husten und scharren! Er ist wie von Eise; und sie hingegen sind von lauter Feuer!

Den Tag hernach fiel es der Cornelia ein, Alcidors Eifersucht aufs neue rege zu machen. Nehmen sie mein Schooßhündchen, sagte sie, und

bringen sie es mit sich in den Palast, damit es mein Gemahl sehe. Sobald er es sehen wird, wird er unruhig werden, und ohne allen Zweifel wieder zu mir kommen, um nach dem Hunde zu sehen. Eilen sie aber, ihn herzubringen, ehe er zu mir kömmt.

Wie gesagt, so gethan. Lucidor gieng mit dem Hunde gerades Weges nach dem Palaste. Vorher aber schickte er einen Bedienten nach dem Schloßhofe, der Achtung geben mußte, ob der Stadthalter am Fenster stünde, und ihn kommen sehen könnte. Dieser kam, und meldete seinem Herrn, daß Alcidor aus dem Balcon getreten sey, und seinen Hofleuten etliche Schiffe, von welchen man nur noch die Segel sah, vom weiten gezeiget habe.

Lucidor kam in den Schloßhof, und sein Hündchen wackelte hinter ihm her. Der Statthalter, welcher von ohngefähr auf ihn sah, wurde den Hund gewahr, und kannte ihn alsobald. Er sah, daß er hinter dem Lucidor her lief, und daß er ihm liebkosete. In dem Augenblicke verließ er, voll Zorns und Eifersucht, die Gesellschaft, und lief nach dem Thurme. Lucidor, der alles dieses bemerkt hatte, ohne es an sich bemerken zu lassen, eilte fort, so bald er den Statthalter abgehen sah, und brachte seiner Geliebten den Hund wieder.

Als Alcidor in ihr Zimmer trat, so erstaunte er, da ihm der Hund entgegen kam. Er schämte sich innerlich, und nahm sich vor, sich um solcher Dinge willen keine Angst mehr zu machen.

Nun-

Nunmehr fieng Lucidor an, die Cornelia zu bewegen zu ſuchen, daß ſie nicht länger ſäumen möchte, mit ihm nach Italien zu gehen, wie ſie es ihm verſprochen hatte. Ich werde mein Wort gewiß halten, antwortete ſie; aber ich will nicht heimlich entlaufen. Alcidors Eiferſucht iſt unerträglich; und ich will mir die Freude machen, mich auf eine unerhörte Art an ihm zu rächen. Dieſer unglückliche Mann ſoll allen Ehemännern, die ihre Frauen ohne Urſache im Verdachte haben, zum Exempel dienen; und ſie ſollen von mir lernen; daß ihnen alle ihre Vorſichtigkeit nichts hilft, wenn wir ſie betriegen wollen.

Alcidor, der alte Eiferſüchtige, ſoll mich ihnen ſelbſt zur Ehe geben, ehe ich mit ihnen abreiſe, und dieſes ſoll er am hellen Tage thun, ohne daß er mich kenne. Dieſes ins Werk zu richten, dürfen ſie, mein lieber Lucidor, nur thun, was ich ihnen ſagen werde. Fürs erſte laſſen ſie eine wohl ausgerüſtete Galeere aus Sicilien kommen: wenn dieſe angelangt ſeyn wird, ſo will ich ihnen mehr ſagen.

Lucidor ſchrieb ohne Verzug an einen ſeiner beſten Freunde in Sicilien, und bath ihn, ihm geſchwind eine Galeere zu ſchicken, und dem Befehlshaber derſelben zu gebiethen, daß er nichts anders ſagen ſolle, als überhaupt, er komme aus Sicilien, ohne den Ort zu nennen.

Die Galeree langte an, und Lucidor ließ alle ſeine Sachen einſchiffen. Den folgenden Tag gieng Cornelia durch das Loch aus dem Thurme, und ließ einen Brief für den Alcidor zurück. Von dar

begab sie sich sogleich in Lucidors Haus, wo er sie, nach italienischer Mode aufs prächtigste umkleiden ließ. Hierauf ließ er sie heimlich in die Galeere bringen.

Hernach ward beschlossen, daß Lucidor beym Statthalter Abschied nehmen, und ihn zugleich bitten sollte, eine Mahlzeit auf seiner Galeere zu halten. Er gieng also in den Palast, wo Alcidor im Begriffe war, auf die Jagd zu gehen. Sobald er Lucidorn sah, so bath er ihn, er möchte mit ihm auf die Jagd gehen. Lucidor dankte dafür, und sagte ihm, daß er ihm nur seinen Respect vor seiner Abreise habe bezeugen wollen. Wie? sagte Alcidor, wollen sie uns so plötzlich verlassen? Lucidor wandte seine häuslichen Angelegenheiten vor, welche es nothwendig erforderten. Meine Anverwandten, sagte er, haben in Italien Sicherheit für mich ausgewirkt, und mir eine eigene Galeere geschickt, mit der ich geschwind abgehen soll. Sie steht völlig bereit: meine Leute und Sachen sind am Bord, und der Wind ist gut. Ich bedaure herzlich, sagte Alcidor, daß ich sie verliehren soll: ihre Gesellschaft ist mir jederzeit angenehm gewesen, und ich würde sie schwerlich abreisen lassen, wenn es nicht ihre Angelegenheiten nothwendig erforderten. Erlauchter Herr Statthalter, sagte Lucidor, die wenige Zeit, so mir noch übrig bleibt, ist zu kurz, ihnen für alle Gnade und Güte, so sie mir erzeigt haben, gebührenden Dank zu sagen; aber ich hoffe, sie werden versichert seyn, daß ich an allen Enden der Welt ihrer Wohlthaten eingedenk seyn werde. Eine einzige Gnade habe ich mir

noch

noch von ihnen auszubitten: sie besteht darinnen, daß sie diesen Morgen eine kleine Mahlzeit auf meiner Galeere einnehmen wollen; und ich bitte besonders, daß es ohne alle Ceremonien geschehe, wie sie gehen und stehen.

Alcidor ließ es sich gefallen, und versprach ihm, daß er sogleich nach der Jagd gewiß kommen wolle. Lucidor empfahl sich ihm, und gieng hernach eiligst zur Cornelia, welche mit Schmerzen auf Nachricht wartete, was vorgefallen sey. Sie freute sich herzlich, als sie hörte, daß ihr Gemahl des Mittags auf der Galeere speisen wollte, und versprach sich allen glücklichen Erfolg von ihren Anschlägen. Lucidor ritt um zwölf Uhr mit etlichen Freunden dem Statthalter entgegen, als er von der See-Seite herkam, und sie begleiteten ihn aufs Schiff.

Nachdem sie die ersten Complimente gewechselt hatten, machte der Statthalter Lucidorn eine Erzehlung von seiner Jagd. Dieser hingegen sagte zu Alcidorn: erlauben sie mir, erlauchter Hr. Statthalter, daß ich ihnen etwas eröffne, das mir am Herzen liegt. Die Galeere, die mir geschickt worden ist, hat mir einen Schatz mitgebracht, ich will sagen, meine erste Liebe, eine edle, reiche, schöne, tugendhafte und witzige Person. Sie hat an meinem Unglücke mehr als jemand Antheil genommen, und hat, aus großer Liebe zu mir, ihr Leben zur See gewaget, um mich, der ich aus meinem Vaterlande vertrieben war, zu besuchen, und mir die erste Zeitung von meiner wieder erlangten Freyheit zu bringen. Ich bin also entschlossen, mich

vor meiner Abreise mit ihr zu vermählen; und ich ersuche sie gehorsamst, itzt bey mir Vaters Stelle zu vertreten, und sie mir sie zur Ehe zu geben. Der Statthalter freute sich, ihm eine Gefälligkeit erweisen zu können, und ließ es sich willig gefallen. Sie erzeigen mir, sagte er, viele Ehre dadurch, und sie können versichert seyn, daß es mir ein Vergnügen ist, wenn ich auf solche Art gewissermaßen das Werkzeug ihres Glücks werden kann.

Sobald sie auf der Galeere ankamen, trug man die Speisen auf: die Gesellschaft setzte sich zur Tafel, und Cornelia nahm ihren Platz neben dem Statthalter. Kaum hatte er sie angesehen, so sah er, daß sie sehr viel Aehnlichkeit mit seiner Gemahlinn hatte. Weil sie aber nach italienischer Art gekleidet war, auch ganz andere Manieren an sich nahm, so kam sie ausser allen Verdacht bey ihm. Ueberdieß entsann sich auch Alcidor auf die Geschichte mit dem Ringe und dem Hunde, und er beruhigte sich also völlig.

Nach der Mahlzeit ward die Vermählung ordentlich vollzogen. Alcidor nahm die Cornelia bey der Hand, und gab sie Lucidorn zur Gemahlinn. Er gab ihnen seinen Segen, wünschte ihnen eine glückliche Reise, und dankte zuletzt Lucidorn für seine Gute Bewirtung. Sobald sie von einander Abschied genommen hatten, ließ Lucidor Segel und Ruder dermaßen ansetzen, daß die Galeere wie ein Pfeil schoß, und in kurzer Zeit im Hafen unsichtbar wurde.

Als Alcidor wieder nach Hause gieng, so hörte er, daß jemand von seinem Gefolge (ohne jedoch die

die Cornelia zu nennen) sagte, er habe in seinem Leben noch nicht zwo Personen gesehen, die einander so ähnlich sähen, als diese Frauen. Diese Worte verursachten dem Statthalter eine heftige Gemüthsbewegung; und seine Eifersucht, die erloschen zu seyn schien, entbrannte plötzlich wieder. Jedoch suchte er, sie in sich zu unterdrücken, weil ihm zu seinem Troste einfiel, daß es unmöglich sey, aus dem Thurme zu entgehen. Um sich aber doch völlig zu beruhigen, beschloß er, sobald er nach Hause gekommen seyn werde, selbst zu sehen, was an der Sache sey.

Er gieng ganz allein in den Thurm, wie er jederzeit zu thun pflegte, und öffnete die Schlösser eilfertig. Als er in der Cornelia Zimmer kam, so sah er niemand. Er rief Cornelia! und niemand antwortete ihm. Er dachte, sie ruhte vielleicht auf dem Bette, aber er fand sie, zum größten Erstaunen, auch da nicht. Meine liebste Cornelia! rief der ehrliche Greis, wo steckst du denn? (und weinte dabey die bittersten Thränen.) Er suchte sie überall, und fand sie nirgends. Endlich fand er, aber zu seinem Unglücke, das Loch, wodurch sie entwischet war, und den Brief von ihr.

Bey diesem Anblicke, der ihn an seinem Verluste nicht länger zweifeln ließ, gerieth er in die entsetzlichste Wuth. Der Unwille, daß man ihm einen solchen Streich gespielt hatte, und der große Verdruß, eine Gemahlinn, die er wahrhaftig liebte, zu verlieren, quälten ihn einige Zeit schrecklich. Als er aber endlich bedachte, daß kein Hülfsmittel dawider

wider sey, so gab er sich zufrieden, und nahm sich vor, seinen Verdruß geheim zu halten. Er ließ das Gerücht ausstreuen, es sey seine Gemahlinn plötzlich gestorben. Er vertraute sich einem einzigen Bedienten, auf welchen er sich verlassen konnte, und trug ihm auf, ein Begräbniß für sie zu bestellen. Dieser ließ eine Baare und alles, was sonst nöthig war, zurecht machen, und ein so prächtiges Leichenbegängniß anstellen, wie es sich für die Cornelia gebührt hätte. Es glaubte also jedermann, ausgenommen der Statthalter und dieser Bediente, daß Cornelia wirklich todt und begraben sey.

Nachdem die Zeit der Statthalterschaft verflossen war, so gieng Aleidor wieder nach Constantinopel, wo er einige Zeit hernach starb. Lucidor und Cornelia langten glücklich in Sicilien an. Sie vermählten sich allda mit allen gehörigen Ceremonien, liebten einander zärtlich, und lebten viele Jahre höchst vergnügt beysammen.

Vierzehnte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Eine vornehme Frau in Venedig, die mit ihrem Gemahle nicht vergnügt war, erwählte sich einen guten Freund vom Hause zu ihrem Liebhaber. Der Mann bekam Wind davon, und überraschte sogar den Liebhaber, als er einsmals heimlich zu seiner Frau gieng. Aber sie fand ein Mittel, sich völlig aus dem Verdachte zu wickeln, und dem Manne schuld zu geben, als ob er ihr das größte Unrecht thäte.

Vor nicht langer Zeit lebte in Venedig ein Edelmann, mit Namen August von G * *. Er hatte einen großen Theil seines Lebens in Candia zugebracht, zur Zeit als die Türken daselbst mit den Venetianern Krieg führten, und hatte sich, bey verschiedenen Vorfällen große Ehre erworben. Nach geendigtem Kriege begab er sich nach Venedig; und er war damals in sein funfzigstes Jahr getreten. Er hatte kaum ein halbes Jahr zu Venedig gelebt, so verliebte er sich in die Virginia, eine junge wohlgebildete Person, aus dem edlen Geschlechte derer von C * *. Er wollte nicht lange einen Liebhaber abgeben, sondern er ließ sogleich um sie zur Ehe anhalten. Seine edle Geburth, sein großes Vermögen, und sein guter Ruff, machten

ten daß er sie ohne Weigerung bekam. Ihre Aeltern sahen nicht so genau auf den großen Unterschied in den Jahren, sondern sie freueten sich, einen Eydam, wie August war, zu bekommen.

Nicht lange hernach ward die Heirath vollzogen. Er wußte sich bey seiner Gemahlinn in Liebe zu setzen, und lebte drey Jahre sehr vergnügt mit ihr. Nachhero aber wurde er ungemein kaltsinnig gegen sie, weil er sah, daß er, für einen Mann von seinem Alter, in der Liebe zu viel gethan hatte. Er wurde krank und schwächlich, und konnte sich kaum wieder erholen. Ob er nun wohl endlich wieder aufkam, so half es doch der Virginia wenig oder nichts. Denn aus Furcht, wieder in die vorige Schwächlichkeit zu verfallen, hielt er eine so genaue Diät, welche der Virginia gar nicht anstand.

Dieß war noch nicht alles: Augusts Unvermögen machte ihn im höchsten Grade eifersüchtig. Er hielt es für unmöglich, (und irrte sich vielleicht wenig) daß eine hübsche junge Frau, wie Virginia war, in den Schranken der Ehrbarkeit bleiben könnte, wenn ein Mann nicht seine Schuldigkeit thäte.

Um nun allem Uebel, das er aus Eifersucht befürchtete, zuvor zu kommen, dankte er alle seine Bedienten ab, ausgenommen einen alten Kerl, dessen Treue er auf vielerley Art geprüfet hatte. Seiner Gemahlinn gab er eine Kammerfrau, die taub und stumm war, und die ihr folglich zu Liebeshändeln nichts nütz war.

Der eifersüchtige August hob auch alle Gesellschaft mit Freunden auf, und hielt nur noch mit dem

dem einzigen Alcipp Umgang. Dieſer Alcipp war ſein Vetter, und hatte mit ihm etliche Jahre den Venetianern in Candia gedient. Auguſt trug ganz beſondere Freundſchaft zu ihm, und ſein Haus ſtand ihm Tag und Nacht offen.

Virginia brachte wegen ſo vielerley Unglücks, wegen des Unvermögens ihres Mannes, wegen ſeiner unbilligen Eiferſucht, auch wegen des abſcheulichen Anblicks ihrer Kammermagd, die ſie ſtets um ſich haben mußte, ihr Leben ſehr betrübt zu, und wußte nicht, wozu ſie ſich entſchlieſſen ſollte. In dieſen traurigen Umſtänden bekam ſie einsmals Beſuch von einer ihrer Anverwandten, mit der ſie Freundſchaft hielt. Sie waren ſo vertraut mit einander, daß ſie ſich auch aus ihren geheimſten Gedanken keine Geheimniſſe machten. Nachdem ſie erſt von allerley gleichgültigen Dingen geſprochen hatten, ſo entdeckte Virginia ihrer Muhme ihre unglücklichen Umſtände, ohngefähr mit folgenden Worten.

Meine liebe Muhme, ich habe etwas auf dem Herzen, das ich dir vertrauen will. Du weißt, daß ich ſchon länger als drey Jahre mit Auguſten verheirathet bin. Ich habe dieſe Zeit in der That ganz angenehm und vergnügt zugebracht. Aber ſeit ſeiner Krankheit hat ſich alles ſehr geändert. Entweder er kann nicht mehr als Ehemann mit mir leben, oder er liebt mich nicht mehr. Ich muß mehr faſten und wachen, als im Kalender gebothen iſt.

Dieſes iſt noch nicht alles. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht eiferſüchtig iſt. Du ſiehſt, wie

wie er mit mir verfährt. Er hat alle meine Mägde, auch alle Diener abgeschafft, und hat mir diese elende Person, die taub und stumm ist, zur Kammermagd gegeben. Erwäge selbst, wie ich bedient werde, und ob ein solches Betragen meinem Stande gemäß ist. Hierzu kömmt noch, daß ich wie seine Gefangene bin: denn ich habe kaum noch die Erlaubniß, in die Messe zu gehen.

In Wahrheit, sagte Isabelle, (so hieß ihre Muhme) man sieht wohl, daß du seit etlichen Monathen nicht mehr vergnügt lebest, und daß eine große Veränderung mit deinem Gemahl vorgegangen ist. Ich bedaure dein Schicksal, daß du einen Mann hast, der so schlecht mit dir verfährt: aber es ist doch dieses Uebel nicht ganz unheilbar. Wähle dir einen Liebhaber, der sich deiner annehme; der anstatt des Mannes thue, was er nicht thut, und der dich wegen seiner Eifersucht räche.

Ich habe auch schon selber daran gedacht, antwortete Virginia; aber ich kann mich nicht dazu entschliessen. Ich habe noch niemals meine Pflicht übertreten, und ich bin zu christlich gesinnt, als daß ich Böses mit Bösem vergelten wollte. Das ist nur Schwachheit! sagte Isabelle, man muß nicht allzu gewissenhaft seyn. Eine gute Absolution nimmt noch wohl grössere Sünden weg: und dein Beichtvater wird es selbst bekennen müssen.

Allein, sagte Virginia, wie könnte ich auch thun was du mir räthst? Und wie soll ich mir einen Liebhaber zulegen, da ich mich in solche Umstände ver-

versetzt sehe? Ich habe niemand, dem ich mich anvertrauen könnte. Es ist wahr, fuhr sie fort, Alcipp stünde mir an: er ist jung und galant, und er könnte meinen Mann leichtlich hintergehen; aber sie sind beyde so gute Freunde, daß ich es nicht mit ihm wagen möchte, weil ich befürchten müßte, er verriethe mich. Gleichwohl habe ich schon manchmal bemerkt, daß er mir Blicke gab, die was zu bedeuten hatten; und ich müßte mich sehr irren, wenn er mir nicht günstig ist.

Schon genug! sagte Isabelle: Alcipp muß dein Geliebter werden. Gieb ihm zu erkennen, daß du ihn liebest, und befürchte nicht, daß er eine so liebenswürdige Person, wie du bist, verrathen werde. Die Liebe wird mehr bey ihm gelten, als die Freundschaft zu deinem Manne.

Virginia ließ sich den Rath der Isabelle gefallen, und nahm sich vor, ihr zu folgen. Sie bekam auch bald eine Gelegenheit, den Anschlag auszuführen, weil Alcipp fast täglich bey ihrem Gemahle war. Er kam einsmals, als dieser nicht zu Hause war. Isabelle nahm also diese Zeit in Acht, und trug ihm ohne alle Umstände ihre Liebe an. Er beantwortete ihr ihre Erklärung wie ein galanter Mann thun kann, und versprach ihr eine unverbrüchliche Treue. Damit sie aber Augusts Bedienten keinen Verdacht geben möchten, so geschah für dießmal nichts weiter. Ehe sie aber von einander giengen, beschlossen sie, durch welche List Virginia ihren Mann hintergehen sollte, damit sie beyde ihre Absichten erreichten.

Als August nach Hause kam, so stellte sie sich unbäßlich. Beym Abendessen setzte sie sich zwar zu Tische, aber sie aß nichts. Der Mann fragte sie, was ihr fehlte. Ich habe Magenschmerzen, sagte sie, und noch überdieß den Schwindel. Er bath sie, sich ins Bette zu legen, und sagte, er wollte bald nachkommen. Im Bette war sie sehr unruhig, wandte sich immer von einer Seite zur andern, und that nichts als wehklagen und ächzen. Gegen Mitternacht stellte sie sich, als ob sie einen heftigen Bauchfluß bekäme, und gieng, unter dem Vorwandte, als wollte sie zu Stuhle gehen, aus dem Bette. August wachte darüber auf, und seine Eifersucht gab ihm sogleich ein, daß sie vielleicht jemand bestellt hätte. In dieser Meynung stand er ganz sachte auf, und gieng ihr nach. Aber er war nicht so listig wie sie; denn weil sie es schon vermuthet hatte, so horchte sie, und hörte ihn alsobald, welches ihr ungemein lieb war. Sie schryh vor Schmerzen, und gebehrdete sich so ängstlich, als ob sie die heftigste Pein ausstünde; hernach legte sie sich wieder zu Bette.

Kaum hatte sie sich zurecht gelegt, so kam der verstellte Durchfall schon wieder, und nöthigte sie abermals aus dem Bette. Ihr Mann, der noch immer Argwohn hatte, gab sich wieder die Mühe ihr nachzugehen. Weil er aber wieder nichts entdeckte, so ließ er seinen Argwohn fahren.

Diese Verstellung wiederholte sie etlichemal. Ihr Mann glaubte nunmehr für gewiß, daß sie zu Stuhle gienge, und gab sich nicht mehr die

Mühe

Mühe ihr nachzugehen. Gut! sagte sie bey sich, morgen soll deine Mühe, die du dir etlichemal gegeben hast, ihren Lohn bekommen. Ach! Alcipp! (seufzete sie) warum bist du nicht hier? denn unsere Sachen gehen recht gut von statten. Ich kanns kaum erwarten, bis mein eifersüchtiger Mann in die große Brüderschaft eingeschrieben ist.

Den folgenden Tag blieb Virginia im Bette liegen, und stellte sich sehr krank. Ihr Mann wollte nach einem Arzte schicken; aber sie ließ es ihm nicht zu: denn, sagte sie, obgleich mein Bauchfluß sehr heftig ist, so wird er mir doch wohl bekommen, wie ich schon aus der Erfahrung weiß.

Des Nachts um drey Uhr kam Alcipp mit einer Gondel hinter Augusts Hause an, und begab sich durch den Garten, ohne daß ihn jemand gewahr wurde, ins Haus. Weil er alle Zugänge darinnen wußte, so kam er leicht ins Vorzimmer, wo der Nachtstuhl stand, welchen Virginia so fleißig besuchte. Hier wartete er, bis der Durchfall, von dem er sie heilen sollte, wiederkommen würde.

Er hatte kaum eine Viertelstunde gewartet, so hörte er die Virginia kommen, welche sich ihm sogleich in die Arme warf. Alcipp trug sie auf ein Bette. Ihr Herr Gemahl, ob er gleich wachte, hatte nicht den mindesten Argwohn. Virginia, um ihn recht zum Narren zu haben, ächzte und stöhnte sehr oft, in der That aus Freude, aber doch so, daß August immer mehr glauben mußte,

als ob es aus Schmerze geschähe. Unter andern kam ein so lauter und anhaltender Seufzer, der ihrem Manne recht durchs Herz gieng. O! mein liebes Herz! (rief er) du hast dich gewiß erkältet? Ach! antwortete sie, du bist selbst schuld daran: warum hast du mich nicht im Bette wärmer gehalten?

Wenn es nicht zu gefährlich für den Alcipp gewesen wäre, so hätte er über ein so lustiges Gespräch zwischen Mann und Frau gern überlaut gelacht; aber, bey diesen Umständen hielt er das Lachen mit aller Gewalt an sich. Jedoch bath er seine Geliebte, sie möchte dergleichen nicht noch einmal sagen.

Bald hernach kam das Weibchen wieder zum Manne ins Bette, verweilte sich aber nicht lange darinnen. Ihr Bauchfluß war noch nicht völlig geheilt: und sie gieng also fleißig zu ihrem Doctor Alcipp.

Endlich gieng Alcipp fort, und Virginia legte sich nunmehr im Ernste nieder, um diese Nacht nicht weiter aufzustehen. Mein lieber Engel, sagte ihr Gemahl, dieser starke Durchfall ist gefährlich, und könnte dir wohl das Leben kosten. Ich muß morgen früh nothwendig den Arzt holen lassen, daß er dir Linderung schaffe, und die Krankheit aus dem Grunde hebe. Die Frau aber, die schon aufs beste curiert war, und die keinen andern Arzt als ihren Alcipp verlangte, gab ihm lächelnd zur Antwort: mein lieber Mann! ich habe keinen Arzt mehr nöthig. Der Bauch thut mir nicht mehr weh, der Schwindel ist weg, und ich bin

wieder

wieder frisch und gesund. Alles dieses habe ich meinem Bauchflusse zu danken. Es ist dieses ein Hülfsmittel, das mir allemal wieder zur Gesundheit verhilft. Der gute Mann glaubte ihr treuherzig was sie ihm sagte.

Noch am selbigen Tage bekam August Nachricht von einem Unfalle, der ihm zugestoßen war. Er hatte ein schönes Landhaus am Flusse Brente, sieben Stunden von Padua, in welchem Feuer ausgekommen war. Weil es aber bey hellem Tage geschehen war, so hatte das Feuer nicht weit um sich gegriffen, sondern nur zwey Zimmer verzehrt. Er wollte aber doch dieses kleine Unglück selber in Augenschein nehmen, um alles wieder in guten Stand setzen zu können. Ehe er abreiste, empfahl er dem treuen Diener seine Gemahlinn und sein Haus aufs beste. Ich reise auf mein Landhaus, sagte er, um den Feuerschaden zu besehen, und werde vermuthlich etliche Tage dort bleiben. Gieb wohl aufs Haus Achtung, aber noch besser auf meine Frau. Spühre alle ihre Tritte und Schritte aus, und lasse sie nicht ausgehen.

Dem allen ungeachtet bediente sich Virginia der Gelegenheit, und ergetzte sich mit ihrem Alcipp. Zu allem Unglücke versäumte dieser, in der letzten Nacht, die Zeit fort zu gehen, weil er die Geliebte nicht gern verlassen wollte, so daß die Morgenröthe das verliebte Paar noch beysammen antraf. Als Alcipp durch den Garten fortging, so wurde er gewahr, daß Augusts Diener gesehen, und vermuthlich auch gekannt hatte.

Was war in dieser Noth zu thun? Er gab Achtung, bis sein Freund August vom Lande kam. Er machte ihm sogleich auf der Gasse sein Compliment, und begleitete ihn nach Hause. Hier suchte er Gelegenheit, einen Augenblick mit Virginia allein zu reden, und sagte ihr mit wenigen Worten, daß der Bediente ihn des Morgens habe weggehen gesehen, und daß sie auf ein Hülfsmittel dawider bedacht seyn möchte.

Sobald Alcipp aus dem Hause war, so gieng August mit seinem Diener beyseite, und erkundigte sich, was in seiner Abwesenheit vorgegangen sey. Dieser antwortete ihm, er möchte sich vor Alcippen hüten, denn er sey ein besserer Freund von seiner Gemahlinn als von ihm: er habe ihn diesen Morgen sehr früh aus dem Hause gehen gesehen. Ich glaube nicht, (setzte er hinzu) daß er kömmt, sie zu bestehlen, sondern vielmehr, sich auf ihre Unkosten zu ergetzen.

August entsetzte sich über dieser Erzehlung. Da er im höchsten Grade eifersüchtig war, so kann man sich leichtlich vorstellen, wie groß sein Verdruß hierüber war. Es war ihm die Sache, in Ansehung der Virginia, sehr wahrscheinlich; aber er konnte sich noch nicht einbilden, daß Alcipp derjenige sey, der sie verführen würde: Alcipp! sein bester Freund! sein Vetter! der in seinem Hause, und auch anderwärts, so viel gutes von ihm genossen hatte. Nein, nein! sagte er zum Diener, du mußt dich irren: es kann nicht Alcipp gewesen seyn; er kann mir unmöglich ein

solches Herzleid anthun. Aber der Diener versicherte es ihm mit so vielen Schwüren, daß ers beynahe glaubte.

Dennoch wollte er die Sache nicht eher kund werden lassen, als bis er ihn auf frischer That ertappt hätte. Er ließ also nunmehr dieses seine vornehmste Sorge seyn. Alcipp kam, wie vorher, in sein Haus, und August gab genau Achtung auf ihn, ohne es an sich bemerken zu lassen; aber er konnte nicht das mindeste wahrnehmen, was ihm Anlaß zu einigem Vedachte hätte geben können.

Dieses war Ursache, warum er aufs neue zu zweifeln anfieng, ob es Alcipp habe seyn können: weßwegen er den Diener nochmals in Verhör nahm; und dieses that er auf einem Kornboden, wohin er ihn kommen ließ. Hier legte er dem Diener hunderterley Fragen vor, wie der Mann, der früh aus dem Hause gekommen, eigentlich ausgesehen; wie lang er gewesen; was er für ein Kleid getragen, was er für einen Degen gehabt; wie sein Gang beschaffen gewesen, und dergleichen mehr. Der Diener beantwortete alles so, daß er nicht länger zweifeln könnte, es sey wirklich Alcipp.

Weil nun August wider seinen Willen überzeugt worden war, daß sein einziger guter Freund ihn zum Hahnrey gemacht hatte, so war er darüber fast untröstlich. Das muß ich gestehen, sagte er, daß ich ein recht unglücklicher Mann bin. Es hat mir auch schon längst immer geahndet, daß mein verdammtes Weib mir noch

einmal einen solchen Streich spielen würde. Aber, (setzte er hinzu,) ich kann mirs noch gar nicht vorstellen, daß Aleipp mich in dieses Unglück bringen wollte. Jedoch, ich muß nothwendig ein Mittel erfinden, die Wahrheit zu erfahren. Itzt fällt mir eins ein! (sagte er, nachdem er sich ein wenig bedacht hatte:) Ich willmich einmal stellen, als wenn ich eine kleine Reise thun wollte; hernach will ich mich verstecken, damit ich hinters Licht komme. Sobald ich ihn mit meinen Augen gesehen habe, so will ich meiner Frau ihren Vater und ihre Brüder holen lassen, und will sie vor ihren Augen zu schanden machen. Hernach kann ich mich von der Hure scheiden lassen.

Zum größten Unglücke hörte Virginia diese ganze Unterredung, weil sie überall laurete und alles was er that ausspührte. Sie hatte gehört, daß er den Diener auf den Kornboden zu sich bestellt hatte: und weil sie sogleich einigen Argwohn darüber geschöpft hatte, so war sie ihm heimlich nachgeschlichen.

Als sie sah, daß ihr Mann mit dem Diener wieder vom Boden herab gieng, so schlich sie sich sacht in ihr Zimmer. Hier beschloß sie, ihrem Manne einen sehr verwegenen Streich zu spielen, welcher itzt erzehlt werden wird.

Sobald sie den Tag erfuhr, an welchem er seine verstellte Reise aufs Land anstellen wollte, so gab sie ihrem Aleipp davon Nachricht, und bath ihn, zu ihr zu kommen. Als dieser Tag kam, so nahm August Abschied von ihr, und sagte,

er

er müsse nothwendiger Geschäffte halber eine Reise aufs Land thun, und werde wohl fünf bis sechs Tage dort bleiben. Er reiste fort, aber nicht weiter als zu einem Freunde, der etwas weit von der Stadt wohnte. Gegen Abend kam er heimlich in sein Haus zurück, und der Diener, welcher auf ihn gewartet hatte, versteckte ihn an einem Orte, wo er den verliebten Alcipp bequemlich kommen sehen konnte.

Nach Verlauf einer Stunde kam Alcipp, gieng bey ihm vorbey, und gerades Weges in der Virginia Zimmer, welche ihn mit Schmerzen erwartete. August sah ihn vorbey gehen, und kannte ihn, ob er sich gleich vermummt hatte; aber er sagte ihm kein Wort. Er gieng alsobald aus seinem Winkel, und befahl dem Diener, da stehen zu bleiben, und nicht von der Stelle zu weichen, es möchte auch geschehen was nur wolle, bis er wieder ins Haus käme; auch genau Achtung zu geben, ob Alcipp etwa herausgienge.

Hierauf lief August gerades Weges zu seinem Schwiegervater, und eröffnete ihm, warum er komme. Ich bedaure sehr, sagte er, daß ich ihnen eine Zeitung bringen muß, die sie erschrecken wird, und die ich nicht eher habe glauben wollen, als bis ich die Sache mit meinen Augen gesehen habe. Nach diesen Worten schöpfte er erst ein wenig Luft, (denn er hatte sich ganz aus dem Athen gelaufen;) und sagte alsdann folgendes. Die Frau, die sie mir gegeben haben, ist ein Abscheu eines Weibes, das ihr und mein Haus beschimpfet. Diesen

Augenblick habe ich ihren Hurenschelm gesehen, da er heimlich zu ihr ins Zimmer gieng.

Der alte ehrliche Schwiegervater, welcher die Virginia mehr als alle seine Kinder liebte, war fast des Todes, als er ihn so reden hörte. Er erholte sich aber doch wieder, und fragte seinen Schwiegersohn, ob er ihren Verführer kenne. Ja, sagte er, es ist Alcipp, der Schelm! der boshafte Kerl! dem ich bisher gar zu viel gutes zugetrauet habe.

Da sehen sie doch, sagte der Alte, was daraus entsteht, wenn man eine so wohlgebildete Mannsperson, wie Alcipp ist, im Hause aus und eingehen läßt. Sie haben eine Schlange im Busen getragen. Und wenn auch das wahr ist, was ich höre, daß sie nicht mehr ihre Pflicht als Mann bey ihrer Frau gethan haben, mein lieber Herr Schwiegersohn, so ists eben kein großes Wunder, wenn eine junge Frau einen jungen Menschen, wie Alcipp ist, zum Nothhelfer macht. Aber, bey dem allem, kann ichs noch schwerlich glauben, daß sie die Tugend so sehr vergessen haben könne. Gesetzt aber, sie hätte es gethan, so wollte ich doch wohl behaupten, daß sie es mehr aus Unwillen, als aus Liebe gethan hat. Jedermann weiß es, wie sie ihr seit einiger Zeit mitgespielt haben. Sie haben ihr die Mägde, die Diener, und auch alle Freyheit genommen. Man müßte blind seyn, wenn man nicht sehen wollte, daß ihnen die Eifersucht im Kopfe steckt, und daß sie sich, wie ein elender Sclav, von dieser Leidenschaft regieren lassen. Was soll das stumme und taube Mensch,

die

die sie ihr zur Kammermagd gegeben haben? Ob sie gleich stumm ist, so sagt sie doch in der That, zu ihrer Schande, daß sie auf eine thörichte Art eifersüchtig sind.

O! sagte August, ich habe ziemlich gute Ursache zur Eifersucht; und wenn es ihnen gefällig ist, so bemühen sie sich in mein Haus: ich weiß gewiß, sie sollen Alcippen mit ihr hinter verschlossenen Thüren antreffen.

Wenn dieses ist, sagte der Schwiegervater, so rächen sie sich an Alcippen, wie sie wollen; und ich selbst will ihre Frau bestrafen. Bewahre mich Gott, daß ich ihnen nicht Recht widerfahren lassen wollte! Alsdann sagte er zu seinen Söhnen, welche zugegen waren: kommt mit mir, um zu sehen was vorgeht. Ein solches Verbrechen muß in unserer Familie nicht unbestraft bleiben.

Mittlerweile ergetzte sich Virginia mit ihrem liebsten nach bester Bequemlichkeit, und bekümmerte sich um nichts. Unter ihrem Bette war eine niedrige Schlafstelle, in welcher die stumme Magd des Nachts liegen muße, so oft August verreist war. Diesesmal hatte Virginia die Magd in eine andere Kammer gesperrt, und an ihrer Stelle Alcippen hineingeleget, welcher ihre Person vorstellen sollte: weßwegen sie ihm ein Hemde und eine Haube von dieser elenden Person gab. Hernach nahm sie Alcippens Kleider, und versteckte sie aufs beste. Sie brachte auch das Bette wieder in so gute Ordnung, daß man es ihm unmöglich ansehen konnte, ob zwo Personen darinnen

innen gelegen hätten. Nach allen diesen klugen Anstalten erwartete sie ihren Mann mit großer Standhaftigkeit.

Bald hernach kam er mit dem Vater und den Brüdern an. Als er seinen Diener noch auf der Schildwacht fand, so fragte er ihn, ob Alcipp noch darinnen wäre; und als dieser ja sagte, so nahm ihn August mit sich ins Schlafzimmer.

Als die ganze Gesellschaft an der Thüre des Zimmets ankam, so stieß der Mann mit Händen und Füssen an. Virginia stellte sich, als ob sie mit Schrecken erwachte, und rief: wer ist da? Ich bins, sagte er, mach geschwind auf! So? (sagte sie,) itzt ists die rechte Zeit nach Hause zu kommen! Indem sie es sagte, kam sie im Hemde, und that die Thüre auf. Sie hatten so viel Lichter bey sich, daß jedermann augenblicklich Alcippen (aber in der Gestalt der stummen Magd) unter dem Bette liegen sah. Er stand sogleich auf, und stellte sich als ob er aufwachete, worüber er nicht wenig murrte. Er legte sich einen Rock von dieser Magd an, verhüllte sich das Gesicht, und gieng zur Thüre hinaus. August zweifelte nicht im geringsten, daß es nicht die Magd wäre, und ließ ihn bey sich vorbey gehen. Also kam Alcipp glücklich davon.

August sah nunmehr seine Frau grimmig an, und sagte: wo ist der Kerl, den ich vorhin in dein Schlafzimmer gehen sah, und den du bestellt hattest? Ich glaube, gab sie zur Antwort, du willst deinen Spaß mit mir treiben? Du armer Mann! die

die Eifersucht wird dich noch rasend machen: halb närrisch bist du schon. Es freuet mich, daß mein Vater und meine Brüder hier sind: itzt können sie Zeugen von deiner Narrheit und von meiner Unschuld seyn. Suche doch in allen Winkeln nach, öffne alle Kisten und Schränke, und suche auch unter dem Bette. Findest du jemand, so bring mich alsobald ums Leben. Du hast die Thüre von innen verschlossen gefunden, und hast auch gesehen, daß niemand als die stumme Magd im Zimmer war. Du weißt, daß ich sie allzeit, wenn du verreiset bist, um nicht ganz allein zu seyn, unter dem Bette schlafen lasse. Und weil du mir, bey deiner Abreise, sagtest, du würdest fünf bis sechs Tage aussen bleiben, so sollte sie diese Nächte hier schlafen.

Nachdem Virginia ihre Schutzrede zu Ende gebracht hatte, so fieng man an, Alcippen überall zu suchen; aber er war nirgends zu finden. Man besah das Bette: und es war deutlich zu sehen, daß es an einem einzigen Orte eingedrückt war. Was konnte man aus diesem allen schliessen? Nichts anders, als daß der Mann närrisch, und die Frau unschuldig war. Der Schwiegervater führte nunmehr das Wort, und sagte zum Schwiegersohne mit autoritätischen und drohenden Gebehrden: Erinnert ihr euch, daß ihr vorhin in meinem Hause behauptetet, ihr hättet Alcippen in meiner Tochter Schlafzimmer gehen sehen? Er sollte ganz gewiß bey eurer Frau im Bette liegen, und ich sollte sie mit meinen Augen beysammen liegen sehen. Wir sind hergekommen: aber wo

ist

ist Alcipp? wo ist jemand, der mit ihr die Ehe gebrochen hat? Jtzt sieht man klar, wer von euch beyden Recht oder Unrecht hat. Eure Eifersucht läßt euch Dinge sehen, die nirgends sind. Wir haben das Bette besehen: ist wohl das mindeste Anzeichen zu finden, daß mehr als eine Person darinnen gelegen habe? Wäre Alcipp in diesem Bette gewesen: meynet ihr wohl, daß es nicht mehr eingerissen wäre, als es ist? Sehet auch noch einmal die Schlafstelle hier unten an, ob sonst jemand, als die stumme Magd, darinnen gelegen haben könne? Wahrhaftig! Schwiegersohn! ihr habt Unrecht! die tolle und ungerechte Leidenschaft, ich meyne die Eifersucht, die euch quälet, macht euch unglücklich, und auch lächerlich. Meine Tochter hat alles gelitten, was eine ehrbare Frau von der Eifersucht leiden kann; und wenn eure Phantaseyen nicht bald aufhören, so müssen wir euch ins Narrenhäuschen einsperren. Jedoch, ich will hoffen, daß ihr, nach so unläugbaren Beweisen, die alle wider euch sind, dieser verdammten Leidenschaft, die euch beherrscht, Abschied geben werdet, nachdem sie euch lange gnug so murrisch und beschwerlich gemacht hat.

Nachdem er seine pathetische Rede beschlossen hatte, so that die unschuldige Frau ihren Mund auf, wandte sich zum Vater und zu den Brüdern, und sagte zum erstern, unter Vergiessung unzähliger Thränen: Wollte Gott, Herr Vater, sie hätten mir einen viel geringern Mann zur Ehe gegeben, der aber Hochachtung für meinen Stand und für meine Frömmigkeit gehabt hätte. Jch Un-

Unglückselige! daß ich einen Mann habe, der mich zur Verzweiflung bringt, und mich wie eine Sclavinn hält: einen Mann, der mich ohne alle Ursache eines Lasters, dessen bloße Vorstellung mir Abscheu erweckt, verdächtig hält; einen Mann, der mir Ehre und Leben rauben will. Hernach wandte sie sich zum Manne selbst, und sagte: Kannst du sagen, August! daß du die mindeste Ursache habest, über mich zu klagen? Hast du mir jemals etwas befohlen, das ich nicht gethan hätte? Habe ich dich nicht stets als meinen Eheherrn geehrt, und dir, wie es einer Frau geziemt, Folge geleistet? Kannst du sagen, daß ich einen Geliebten gehabt hätte? Hast du einen Brief, oder etwas anders, aufgefangen, das dir Anlaß zum Verdachte gäbe? Du mußt wissen, daß ich allzu viel Ehrliebe besitze, und viel zu tugendhaft bin, als daß ich mich in so niederträchtige und schimpfliche Dinge einlassen wollte. Ich weiß meine Pflichten so gut, und bin in meines Vaters Hause so wohl erzogen worden, daß ich meinen guten Namen durch eine so schändliche und ärgerliche Lebensart nimmermehr beflecken werde. Aber, es ist wahr, du verdientest, daß man dirs machte, wie es so vielen Ehemännern ergeht; und eine jede andere Frau, nur ich nicht, würde es gethan haben. Kannst du es läugnen, (um nichts von anderm schlechten Bezeigen gegen mich zu sagen,) daß du mich schon seit mehr als dreyen Monathen nicht berührt hast? Und ich bin doch, Gott sey Dank! nicht so gar häßlich, daß ich nicht Liebhaber haben könnte.

Hier-

Hierauf sagte einer von ihren Brüdern zu ihr: Schwester, dein Mann hat uns itzo gesagt, sein Diener habe vor etlichen Tagen, des Morgens sehr früh, eine Mannsperson aus deinem Schlafzimmer kommen gesehen, der niemand anders als Alcipp gewesen sey; und diese Nacht habe er selbst, und auch der Diener, ihn hineingehen gesehen.

So? sagte sie darauf, mit einer verächtlichen Miene: ist er der Schurke, der meinem Manne einen Floh ins Ohr gesetzt hat? Dieser boshafte Kerl? der den Galgen verdient hätte, weil er mich hat zur Unzucht verleiten wollen! Hat er sich auf eine solche Art an meiner Tugend zu rächen gesuchet? und hat er mich deßwegen bey ihm angeschwärzet, weil ich ihm dasjenige verweigert habe, was nur meinem Manne gehört? Weißt du noch wohl, du Bösewicht! (sagte sie zum Diener selbst) wie du mein Unglück bedaurtest, daß mir Diener und Mägde genommen würden, und daß ich einen Mann hätte, der mir so hart begegnete? Weißt du noch, ehrvergeßner Kerl! wie du so frech warest, mich um unehrbare Dinge zu bitten? Und noch den Tag vorher, ehe mein Mann wieder vom Lande kam, hast du mich nicht nothzüchtigen wollen, nichtswürdiger Bube! kannst du es läugnen? Weil du nun also deinen bösen Willen nicht hast erfüllen können: deßwegen verfolget mich mein Mann so schrecklich? Ach! ich unglückselige Frau! Meine Keuschheit macht mich strafbar! und weil ich mich mit dir nicht habe einlassen wollen, so heisse ich itzt eine Hure!

Der

Der Diener erstaunte über diese Beschuldigungen, daß er hätte des Todes seyn mögen, und wollte sich rechtfertigen. Indem er aber den Mund aufthat, so warf sich einer von den Brüdern über ihn her, und würde ihn auf der Stelle ermordet haben, wenn ihn nicht der Vater davon abgehalten hätte. Er drohte ihm, daß er ihn wollte ums Leben bringen lassen, wenn er nicht augenblicklich aus Venedig gienge. Der Diener bedachte sich nicht lange: er gieng fort, packte seine Sachen zusammen, und begab sich in größter Eilfertigkeit aus der Stadt.

Nunmehr erwäge man selbst, wie bestürzt und verwirrt August, der unglückliche Ehemann, gewesen seyn müsse. Er wußte nicht, ob er ein Knabe oder ein Mägdchen war; nicht, ob er wachte oder träumte; nicht, ob er reden oder schweigen sollte. Von einer Seite blies ihm die Eifersucht noch immer ein, daß Virginia Unrecht habe: (und diese Eifersucht hatte nicht sehr Unrecht,) denn er hatte Alcippen mit seinen Augen in ihr Schlafzimmer schleichen gesehen. Von der andern Seite kamen ihm die Reden der Frau, und die Umstände, wie man sie so unschuldig befunden hatte, als die stärksten Beweise zu ihrer Rechtfertigung vor.

Nach angestellter Ueberlegung glaubte er nunmehr fast selbst, daß er nicht recht gesehen haben müsse, da er gemeynt habe, als sähe er Alcippen ins Schlafzimmer gehen; und er beurtheilte

seine Frau nach der christlichen Liebe. Er dachte, sie könnte wohl unschuldig seyn, ob er schon erst die stärkste Ursache gehabt, sie für strafbar zu halten. Jedoch, (sagte er wieder, in seiner großen Ungewißheit) ich habe gleichwohl, mit diesen meinen eignen Augen, eine Mannsperson in dieses Zimmer gehen gesehen, die vollkommen wie Alcipp aussah! Und ich weiß gewiß, daß ich damals nicht träumte.

Es kann wohl möglich seyn, gab ihm Virginia zur Antwort, daß du jemand gesehen hast, der wie Alcipp ausgesehen hat; und ich wollte beynahe darauf wetten, daß dir dein treuer Diener diesen Possen gespielt hat, damit er dich recht hinters Licht führen könnte. Er hat ganz gewiß jemand kommen lassen, der hernach wieder hat weggehen müssen, als du aus unserm Hause zum Herrn Vater gegangen bist.

August konnte hierauf kein Wort mehr vorbringen; und wenn der Diener noch da gewesen wäre, so hätte er ihn vielleicht selbst ermordet. Als Virginia sah, daß die Sache immer besser für sie gienge, so bediente sie sich dieser Gelegenheit, ihrem Vater ihre schwere Sclaverey wehmüthig vorzustellen. Ich habe nicht die geringste Freyheit, (sagte sie,) und ich führe ein elendes Sclavenleben. Anstatt daß er mich billig in Gesellschaften gehen lassen sollte, läßt er mich kaum in die Kirche gehen. Ich darf nur mit dem frühesten Morgen die Messe besuchen,

und dennoch muß das stumme Mensch bey mir seyn. Er schafft mir Geschmeide und Kleider genug; aber es sind nur vergrabne Schätze, die ich niemanden darf sehen lassen.

Kurz, sie wehklagte dem Vater und den Brüdern so vieles vor, daß diese letzteren sich unfehlbar an Augusten vergriffen hätten, wenn sie nicht der Vater und die keusche Frau davon abgehalten hätten: jener mit seinem Befehl, und diese mit ihren Thränen. Er mußte aber seine Frau um Vergebung bitten, und überdieß schwören, daß er seinen Diener, wofern er ihn jemals wieder zu sehen bekäme, auf die Galeeren bringen lassen wolle.

Alles dieses war der listigen Virginia noch nicht genug. In der Absicht, ihren Endzweck vollkommen zu erlangen, warf sie sich dem Vater zu Füssen, und bath ihn mit Thränen, daß er sie wieder in sein Haus nehmen möchte. Lieber Herr Vater! sagte sie: wenn sie noch einige Liebe zu mir haben, so lassen sie mich nicht in dieses Mannes Händen. Ich befürchte, seine Eifersucht werde einmal in eine Wuth ausbrechen, und ich werde ein Schlachtopfer derselben werden. Diese Worte rührten den ehrlichen Alten zärtlich: denn er liebte die Virginia um so viel mehr, weil sie seine einzige Tochter war. Er befahl alsobald den Dienern, die er bey sich hatte, daß sie seiner Tochter sämmtliche Sachen wegschaffen sollten; und er erklärte sich öffentlich, daß er sie wider alle Verfolgung in Schutz nehmen wolle.

Nach diesen Worten fiel August seiner Frau zu Füßen, und bath sie um Gottes willen, sie möchte ihm nicht diesen Schimpf anthun. Sie aber bestand darauf, und blieb eine lange Zeit unerbittlich. Endlich versprach ihr der Mann, er wolle ihr Diener und Mägde, welche sie selbst begehren würde, halten; er wolle in Ewigkeit nicht wieder eifersüchtig seyn, und ihr noch sechs tausend Ducaten zum Leibgedinge zulegen. Hierauf ergab sie sich endlich, aber doch so, daß erst der Vater und die Brüder noch ihre Vorbitten einlegen mußten. Sie behielt sich aber ausdrücklich die Bedingung vor, wenn sie bey ihrem Manne bleiben sollte, daß Alcipp nicht mehr ins Haus kommen dürfte, damit ihr Mann keinen Verdacht weiter haben könnte.

Aber ihr Vater war anderer Meynung, und sagte: meine liebe Tochter, du mußt deines guten Ruffes wahrnehmen. Die ganze Stadt weiß, wie gute Freunde Alcipp und dein Mann sind: wenn ihm also euer Haus verbothen wird, so denkt jedermann, daß es um deinetwillen geschieht; und du würdest ein Mährchen des Volks, und ein Spott des Adels werden. Alcipp scheint mir ein rechtschaffener Mann zu seyn: und ich halte es fürs Beste, daß er noch wie vorher bey euch aus und eingehe, und daß man sich nichts von der ganzen Sache bemerken lasse.

August lobte den guten Rath seines Schwiegervaters, und versicherte, daß es ihm die größte

Mühe

Mühe gekostet, ehe er einen Verdacht auf diesen Freund habe werfen können. Als Virginia sah, daß alles so gut von statten gieng, so sagte sie endlich, sie wolle sich auch hierinnen ihres Mannes Willen unterwerfen.

Nachdem nun aller Streit beygelegt war, so machte sich die ganze Gesellschaft bis zum andern Morgen lustig. Der Vater bath seinen Schwiegersohn und seine Tochter, als er Abschied nahm, künftighin in Liebe und Eintracht mit einander zu leben, und wünschte ihnen alles Glück und Wohlergehen herzlich an. August lebte nach dieser Zeit prächtig; er legte glücklich alle Eifersucht ab, und brachte ein vergnügtes Leben zu. Er erwähnte gegen den Alcipp kein Wort von der ganzen Geschichte; aber Virginia unterließ nicht, ihm alles zu erzehlen. Sie hatten nachmals oft Gelegenheit, sich mit einander zu vergnügen, ohne daß Virginia nöthig hatte, einen Durchfall zu erdichten, oder Alcipp, eine stumme Magd vorzustellen.

Funfzehnte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein eifersüchtiger Mann, der für seine junge Frau viel zu alt war, gab ihr ein altes Weib zur Aufseherinn. Diese erbarmte sich ihrer, und verschaffte ihr einen Liebhaber, mit welchem sie sich über dem Verdrusse, welche ihr der Mann machte, zu trösten wußte.

Jedermann weiß, daß die Eifersucht in Italien ausserordentlich herrschet, und daß die Ehemänner in diesem Lande alle mögliche Vorsicht anwenden, ihre Weiber vor Liebhabern zu bewahren. Anstatt aber dieselben hierdurch treuer zu machen, geben sie ihnen oft selber Anlaß, untreu zu werden, und daß sie alle Gelegenheiten, die sich bisweilen zeigen, mit großem Vergnügen ergreifen. Es ist auch in der That nichts annehmlicher als verstohlne Lüste, und nichts süsser für Personen, die wie Gefangne gehalten werden, als wenn sie einige Zeit ihrer Freyheit geniessen können. Die Frau eines Edelmanns zu Meiland wird uns hiervon einen Beweis geben können.

Dieser Edelmann hieß Palezzo. Er hatte seine Jugend an verschiedenen europäischen Höfen zugebracht, auch etlichen Feldzügen, unter dem Kriegsheere

heere Kaisers Rudolf des zweyten, beygewohnet. Dieser Kaiser schätzte ihn sehr hoch, und suchte ihn auf alle Art an seinem Hofe zu behalten, indem er ihm große Ehrenstellen anboth. Aber Palezzo, der damals schon funfzig Jahre alt war, und sein Vaterland lange Zeit nicht gesehen hatte, hätte sich nicht halten lassen, wenn ihm auch das römische Reich angebothen worden wäre: so sehr begierig war er, wieder in seine Vaterstadt Meiland zu kommen.

Bey seiner Ankunft wurde er von seinen Verwandten sehr wohl aufgenommen, auch von allen alten guten Freunden besuchet. Das erste Jahr brachte er mit Lustbarkeiten, und sonderlich mit Jagden zu. Am Carneval des folgenden Jahrs war er mit bey einem Bal, welchen einer von seinen Freunden gab. Als man einige Zeit getanzet hatte, ließ der, welcher den Bal gab, alle, die er kannte, in ein anderes Zimmer kommen, wo sie eine prächtige Collation fanden. Palezzo war auch dabey. Sowohl Manns- als Frauenspersonen legten hier ihre Masken ab; und weil die Mannspersonen zu Meiland viel freyer, als in irgend einer italienischen Stadt, mit dem Frauenzimmer umgehen, so unterhielten sie die gegenwärtigen Damen mit allerley Gesprächen.

Unserm Palezzo gefiel unter allen die schöne Leonore, ein Fräulein von kaum vierzehn Jahren. Ob er nun wohl eine große Liebe zu ihr spührte, so erkühnte er sich doch nicht, sie ihr anzutragen. Die Liebe machte ihn wie stumm: und so uner-

schrocken er auch in der größten Gefahr war, so schüchtern war er, der Leonore seine Liebe zu entdecken. Er hatte seine Augen noch immer auf ihr schönes Gesicht gerichtet, als die Gesellschaft wieder die Masken anlegte, und sich in den Tanzsaal zurück begab. Palezzo gieng mit dem Freunde, der den Bal gab, beyseite, und erkundigte sich nach etlichen schönen Personen, die er gesehen hatte, und unter andern auch nach der, die ihn zur Liebe gereizet hatte. Er freute sich, da er hörte, daß Leonore aus dem edlen Geschlechte derer von B *** war, welches mit seinem Hause in gutem Vernehmen stand.

Er gab sich einige Zeit viel verliebte Bemühungen um Leonoren; sie aber gab ihm niemals die geringste Hoffnung. Sie sah wohl, daß er zu alt für sie war, und daß ein junger Mensch von etwa fünf und zwanzig Jahren mehr der Mann wäre, welcher sich für sie schickte. Allein, ob er wohl täglich ihre Sprödigkeit empfand, so ließ doch seine Liebe nicht nach, sondern sie wurde immer stärker; bis er endlich durch einen seiner Verwandten um sie zur Ehe anhalten ließ.

Ihr Vater, welcher den Palezzo ungemein hoch schätzte, nahm den Antrag ohne alles Bedenken an, und gab seiner Tochter Nachricht davon. Sie erfuhr diese Neuigkeit mit dem größten Verdrusse. Sie warf sich ihrem Vater zu Füssen, und bath ihn mit thränenden Augen, sie unverheirathet zu lassen, und ihr zu erlauben, in ein Kloster zu gehen. Er aber, als ein strenger Vater,

sagte

sagte ihr mit gebietherischer Art, sie solle und müsse den Herrn Palezzo heirathen.

Ein zum Tode Verurtheilter kann nicht mehr bestürzt werden, als es Leonore nach diesem Urtheile wurde. Damals vergieng ihr die Schönheit. Furcht und Traurigkeit, die sie plötzlich überfielen, machten daß ihr Farbe und Sprache zugleich entgiengen. Als sie sich wieder erholte, und die Sprache sich wieder einfand, so beklagte sie sich ohngefähr mit folgenden Worten. So soll ich einen Mann heirathen, den ich nicht liebe? und so soll ich einen solchen lieben, den ich doch hasse? O! grausames Schicksal! Ein Mann von funfzig Jahren, und ein Mägdchen von vierzehn! Gute Nacht, Vergnügen meines Lebens! Ich wäre glücklicher wenn ich stürbe, als daß ich gezwungen werden soll, mich auf meine Lebenszeit einem Manne zu übergeben, dem es eine größere Ehre wäre, mein Vater, als mein Mann zu seyn.

Hernach zerfloß sie fast in Thränen, die einen jeden gerührt haben würden. Nur ihr Vater blieb unbeweglich. Anstatt sich ihrer zu erbarmen, gerieth er in den heftigsten Zorn, und schwur, daß sie keinen andern Mann als Palezzo haben sollte. Sie mußte ihn also wider ihre Neigung heirathen. Nachdem die Ehe vollzogen war, so erzeigte sich Palezzo in den ersten zweyen Jahren überaus gefällig gegen sie: er schaffte ihr schönes Geschmeide, kostbare Kleider, und alles was diesen gemäß war. Leonorens Wille war sein Gesetz. Sie hatte Freyheit, nach eignem Belieben auszu-

gehen, und Palezzo ließ sich alles, was sie that, gefallen: kurz er that alles in der Welt, um sich bey seiner Gemahlinn in Liebe zu setzen.

Er hatte seinen Enzweck beynahe erreichet, als alle diese Merkmale seiner Liebe plötzlich aufhörten, weil er im höchsten Grade eifersüchtig wurde. Von diesem Augenblicke an wurde er ganz unerträglich. Er schaffte in kurzer Zeit alle seine Leute ab, und ließ Leonoren nur ein altes Weib, mehr in der Absicht, um auf sie Achtung zu geben, als sie zu bedienen. Kaum erlaubte er ihr, an Festtagen in die Messe zu gehen; und wenn sie zuweilen durchs Fenster sah, so schien es nicht anders, als fürchtete er sich, es möchte ein Raubvogel kommen und sie wegholen. Die Freyheit, so sie in den ersten Jahren gehabt hatte, machten ihr ihre Sclaverey nur noch unerträglicher. Etliche junge Edelleute vom ersten Range waren ihr schon längst nachgegangen; aber sie hatte noch niemals etwas wider ihre Ehre gethan. Nichts als ihres Mannes Eifersucht war Ursache, daß sie endlich ihre Pflicht übertrat. Und weil er stets allein schlief, so nahm sie sich vor, jemand zu suchen, der an seiner statt bey ihr schliefe. In dieser Absicht warf sie die Augen auf einen sehr wohlgestalteten Edelmann; allein sie sah noch nicht, wie sie ihren Endzweck würde erreichen können, weil sie eine Kammerfrau hatte, die auf alle ihre Tritte und Schritte genau Achtung geben mußte.

Um dieses Weib auf ihre Seite zu bringen, erwies sie sich ganz ungemein gütig und höflich gegen sie. Sie lobte alles was sie machte; sie nennte

nennte sie ihre Mutter, und versicherte sie, daß sie ihr eben so lieb wäre, als ob sie es wirklich wäre. Durch solche Schmeicheleyen machte sie sich in kurzer Zeit diese Frau zur Freundinn, so daß sie aus einer Spioninn ihre beste Vertraute wurde. Als Leonore sah, daß sie ihr ganz ergeben war, so beklagte sie sich gegen sie, über ihr hartes Schicksal, und sagte: Ihr wisset, daß ich wider meinen Willen verheirathet worden bin, und daß mich mein Mann, seit einigen Jahren, mehr wie eine Sclavinn als wie eine Ehefrau hält. Ich lebe in meinen besten Jahren bey einem Manne, der unzehliche Leibesschwachheiten an sich hat, und der mir nicht das mindeste Vergnügen machen kann; und überdieß ist er, wie ihr wohl wisset, so eifersüchtig geworden, daß er sich über alles ärgert. Die wenigen Caressen, so er mir zuweilen macht, sind leider! nur gezwungen, und machen mir mehr Verdruß als Lust. Deßwegen habe ich mir fest vorgenommen, mich von dieser elenden Sclaverey zu befreyen.

Diese Rede bewog die alte Frau zum herzlichen Mitleiden. Sie versprach ihr, daß sie ihr in allem dienen wolle. Madame, sagte sie, verlassen sie sich gänzlich auf mich: sie sollen von meiner Treue bald überzeuget werden. Ich thue alles in der Welt gern, um einer Dame, die bey aller ihrer Schönheit so unglücklich ist, ihr Unglück erleichtern zu helfen. Sagen sie mir frey, ob sie irgend einen Liebhaber haben? Ich versichere sie, daß ich ihnen zusammenhelfen will, ohne daß sie die mindeste Gefahr besorgen dürfen.

Leonore

Leonore umarmte ihre Kammerfrau zärtlich, und dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken dafür. Man hat mir, sagte sie, schon oft angelegen, mich an meinem Manne, wegen seines schlechten Verfahrens gegen mich, zu rächen. Bis itzo hat mich die Ehrbarkeit und die eheliche Pflicht davon abgehalten; aber meine Geduld wird endlich müde, und ich bin Willens, mir die Schwermuth zu vertreiben. Derjenige, den ich liebe, ist Marcus Antonius, welchen ihr vermuthlich kennet. Je! fragen sie doch, ob ich ihn kenne, (sagte das Weib:) es ist ein junger schöner Herr; und wenn ich mich nicht sehr irre, so liebt er sie auch schon selber.

Dieser Marcus Antonius hatte sich wirklich in Leonoren verliebt. Er hatte einige Zeit vorher einem getauften Juden, der ihm in der Kirche stets im Wege saß, daß er Leonoren nicht recht bequem sehen konnte, einen schlimmen Possen gespielt. Dieser Neubekehrte, (welcher allemal sehr schlecht gekeidet war,) gieng fleißig in die Frühmessen, und benahm also dem Marcus Antonius sehr oft seine schöne Aussicht, auf die er seine Andacht richtete. Marcus Antonius wollte es nicht länger leiden, und dachte auf Mittel, wie er ihn von diesem Orte vertriebe. Dieses that er auf folgende Art. Er gieng zum Pfarrer desselben Kirchspiels, und sagte zu ihm: Eure Hochehrwürden wissen vermuthlich, daß täglich ein alter Mann an jenem Orte (den er ihm beschrieb) in der Kirche sitzt, der so und so gekleidet ist. (Es war ein reicher Jude, der alle sein Vermögen den Armen

men schenkte, als er ein Christ wurde.) Dieser arme Mann ist in sehr elenden Umständen, und dennoch schämet er sich zu betteln. Sie würden ein Werk der Barmherzigkeit thun, wenn sie ihn morgen ihren Zuhörern bestens empfehlen wollten. Man sieht es mit Jammer, daß ein Mensch in die äusserste Armut verfällt, bloß, weil er ein Christ geworden ist. Der Priester lobte seine christliche Liebe gegen diesen armen Mann, und sagte, daß wenn er des Tages hernach in die Kirche kommen würde, er selbst sehen sollte, wie eifrig er ihn seinen Kirchkindern empfehlen wolle. Marcus Antonius unterließ nicht zu kommen, um diese Comödie mit anzusehen.

Sobald der Priester Messe gelesen hatte, und ehe er den Segen sprach, redte er seine Zuhörer mit folgenden Worten an. Ich habe dieser christlichen Gemeine etwas vorzutragen, das ihrer Aufmerksamkeit werth ist. Es befindet sich ein getaufter Jude hier unter uns. Und weil die Kirche diese Leute nicht eher aufnimmt, als bis sie ihr unrecht erworbnes Gut ersetzt, und es den Armen gegeben haben, so ist er hierdurch selbst in die äusserste Armut gerathen; und es ist ihm doch unmöglich zu betteln. Seyd also gegen diesen elenden Menschen barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig ist. Er sitzt dort auf jener Bank; er trägt einen dunkelgrauen Mantel, und ein violetblaues Band auf dem Huthe.

Kaum hatte der Pfarrer ausgeredt, so stand jedermann auf; und Männer und Weiber drängten

ten sich zu dem Juden, als ob ein jeder der erste mit dem Almosen seyn wollte. Der Neubekehrte, der über diese wunderliche Begebenheit ganz erstaunet war, weigerte sich mit einer verächtlichen Miene etwas anzunehmen; allein man hielt seine Weigerung nur für eine allzugroße Bescheidenheit, wodurch die Barmherzigkeit der christlichen Gemeine noch immer hitziger wurde. Man kam also von allen Seiten her auf ihn zu: einer steckte ihm einen Thaler, der andere einen Gulden, in die Taschen. Endlich kam es so weit, daß man ihm Geld in die Aermel und in die Schuhe steckte. Der christliche Jude wehrte sich so gut als er konnte, wider eine für ihn so schimpfliche Freygebigkeit, und stieß alle diejenigen tapfer zurück, die ihm eine so barmherzige Schande anthaten. Als er aber sah, daß er nichts ausrichtete, und daß er das Almosen kaum mehr ertragen konnte, so hüllte er sich in seinen Mantel, drückte den Huth tief ins Gesicht, damit ihn niemand kennen möchte, und gieng zum Tempel hinaus, mit dem festen Vorsatze, nimmermehr wieder hinein zu kommen. Marcus Antonius ergetzte sich nicht wenig, daß sein Anschlag so gut gelungen war, und hielt es für eine ausgemachte Sache, daß dieser Mann, der ihm so lange ein Stachel im Auge gewesen war, niemals wieder zwischen ihm und seiner Schönen in dieser Kirche sitzen würde.

Einige Zeit hernach, als Leonore ihren Geliebten in der Kirche zu Gesichte bekam, zeigte sie ihn ihrer Kammerfrau, und bath sie, daß sie mit ihm sprechen möchte. Die gute alte Frau machte

sich

sich fertig, ihr diesen Liebesdienst zu erweisen. Sie gieng hinter einen Pfeiler, näherte sich ihm, und gab ihm ein Zeichen, daß sie etwas mit ihm zu reden habe. Marcus Antonius, welcher sie gar wohl kannte, auch wußte daß sie bey Leonoren im Dienste war, errieth fast, was es seyn möchte, und ließ sich nicht lange bitten, ihr nachzugehen, (weil sie sich von ihm entfernt hatte, nachdem sie durch Zeichen mit ihm geredt hatte.) Als sie wieder zusammen kamen, sagte sie zu ihm: Mein Herr! Cupido schickt mich zu ihnen, und läßt ihnen melden, daß er ihrer Person für Madame Leonoren nöthig hat. O! sagte Marcus Antonius, ihr machet mir eine unerwartete Freude, mit dieser Bothschaft. Versichert den Herrn Cupido, daß ich willig und bereit bin, ihm meine Anbethung zu machen; und Madame Leonoren, daß ich ihr zu Liebe alles in der Welt thun werde. Sie ist die einzige Göttinn, die ich verehre, weil sie allein diejenige ist, die mich glückselig machen kann.

Das ist noch nicht alles, sagte die Frau: lassen sie uns aber ohne Bilder und Gleichnisse reden. Leonore liebt sie, und sie weiß auch daß sie von ihnen geliebt wird. Sie will sie glücklich machen, wenn sie anders ihr Glück recht geheim halten wollen. Sie müssen mir vor allen Dingen einen Eid ablegen, daß sie verschwiegen seyn wollen; und zum andern, daß, wenn sie alles was sie wünschen können, bey ihr erlanget haben werden, sie ihr Zeit Lebens getreu bleiben wollen. Wie? (sagte Marcus Antonius) ist solche Vor-

sicht

sicht bey mir nöthig? Ich weiß gewiß, das kömmt nicht von Leonoren her.

Es ist wahr, antwortete die Unterhändlerinn, daß diese Vorsicht bloß von mir herkömmt, und von der großen Liebe, die ich zu Leonoren trage. Ich wollte nicht, daß sie um ein wenig Vergnügens willen ihren guten Namen einbüßete. Durch mich, gab er zur Antwort, soll es nimmermehr geschehen. Aber es gefällt mir gar nicht, daß ihr ein solches Mißtrauen in mich setzet; und ich sähe lieber, wenn Leonore mein Schweigen bloß meiner Verschwiegenheit, und der großen Ehrerbiethung, die ich für sie hege, zuzuschreiben hätte. Damit ich euch aber doch diesen Gefallen erzeige, so schwöre ich bey dem Gott, den man hier anbethet, daß ich die Gunstbezeugungen der Leonore stets geheim halten, und Zeit meines Lebens der Ihrige bleiben will.

Genug! sagte die Frau: nunmehr müssen wir Mittel und Wege ausfindig machen, wie sie ohne alle Gefahr zusammen kommen können. Sie wissen daß der alte eifersüchtige Palezzo mich deßwegen bey Leonoren hält, um auf alle ihre Tritte und Schritte Achtung zu geben. Aber eben dieses soll uns zur Sache behülflich seyn; und ich habe eine List ausgedacht, die unfehlbar gelingen muß. Hierauf entdeckte sie ihm ihren Anschlag, und er hielt ihn für sehr wohl ausgesonnen. Alsdann zog er einen Demant-Ring vom Finger, und bath die Frau, sie möchte ihn der Leonore, als ein Unterpfand seiner Liebe und Treue, übergeben. Er dankte der Abgesandtinn aufs beste; er bath

sie

sie um Fortsetzung ihrer guten Dienste bey Leonoren, und versicherte sie, daß er ihr eine Belohnung nach Würden geben wolle: wodurch sie ihm vollends gänzlich ergeben wurde. Nach diesem gieng er aus der Kirche nach Hause, und freute sich über das Glück, von Leonoren geliebt zu werden.

Zween Tage hernach spielte er die List, die ihm die Kammerfrau eingegeben hatte. Er gieng, als es anfieng dunkel zu werden, vor des Herrn Palezzo Hause vorbey, und ließ sich an seiner Thüre von drey wohlbewaffneten Leuten überfallen. Er vertheidigte sich zum Scheine, aufs beste wider sie, und that als ob es rechter Ernst wäre. Leonore und ihre Kammerfrau (die sich mit ihm verstanden) meldeten dem Herrn Palezzo, was vor seiner Thüre vorgienge, und bathen ihn, er möchte diesem Edelmanne beystehen, weil er sonst, aller Vermuthung nach, ermordet werden würde.

Palezzo war sogleich bereit es zu thun. Er lief eiligst, und stand dem Marcus Antonius als Secundant bey. Dieses that er mit solchem Muthe, daß die verstellten Banditen geschwind die Flucht ergriffen. Im Abzuge sagten sie zum Marcus Antonius, er solle sich nur bald auf einen neuen Anfall bereit halten. Dein tapferer Beystand, (sagten sie) der dich itzo vom Tode errettet, wird nicht allzeit bey dir seyn; und wir haben es fest beschlossen, dir das Leben zu nehmen. Diese letzten Worte bewogen den Palezzo, sich des Marcus Antonius rechtschaffen anzunehmen. Er nahm

ihn mit sich ins Haus, um ihn vor dem angedroheten Unglücke in Sicherheit zu setzen. Marc. Antonius nahm diesen Liebesdienst mit dem größten Danke an, und gestand ihm, daß er ihm sein Leben zu danken habe. Palezzo nahm ihn mit sich in einen Saal unten im Hause, und besah ihn, ob er etwa verwundet sey. Als er keine Wunde an ihm fand, so ließ er ihm kalte Küche vorsetzen. Indem sie mit einander aßen und tranken, fielen dem Hrn. Palezzo die Banditen wieder ein, und er sagte zum Marc. Antonius: Wahrhaftig! die bösen Buben hatten die besten Panzerhemden an, denn ich konnte ihnen keinen Stoß beybringen, obgleich mein Degen sich dreymal wie ein Sprengel bog. Sie müssen gefährliche Feinde haben, und ich rathe ihnen, sich aufs beste vorzusehen.

Ich glaube, antwortete Marc. Antonius, daß sie mich für einen andern angesehen haben. Vergeben sie mir (sagte jener:) denn es war noch nicht so finster, daß man nicht die Gesichter hätte unterscheiden können. Ich sollte fast glauben, sie müßten etwa einen Nebenbuler haben, der es so gut mit ihnen meynet.

Was das anlangt, sagte Marc. Antonius, so kann ich nicht in Abrede seyn, daß ich in eine schöne Frau verliebt bin, die mich mit ihrer Gegenliebe beehret. Diese Schöne hat mich diesen Abend an einen gewissen Ort bestellt; und es könnte also wohl seyn, daß ihr Mann, der so eifersüchtig als einer in der Welt ist, Wind davon bekommen hätte: denn ich wüßte sonst keinen Menschen, von dem ich mir dergleichen zu befürchten hätte.

Das

Das wird es ganz gewiß seyn, sagte Palezzo, wie leicht zu sehen ist. Ich rathe ihnen also: lassen sie ihre verliebte Unternehmung nachbleiben. Sie wissen, was für große Gefahr bey solchen Dingen ist, und daß man schwerlich mit ganzer Haut davon kömmt. Sie sehen es itzt an ihrem eignen Exempel.

Es ist wahr, sagte Marcus Antonius, daß es dabey auf Tod und Leben geht; allein, wer so verliebt ist, wie ichs bin, der wagt alles. Ich wollte mein Leben lieber tausendmal in Gefahr setzen, als nicht an dem bestimmten Orte erscheinen. Meine Liebste vergäbe es mir nimmermehr.

Palezzo suchte alle seine Beredtsamkeit hervor, um ihn daran abzurathen, und ihn bey sich zu behalten; als er aber sah, daß alles Zureden vergebens war, so sagte er, er wolle erst, ehe er ihn gehen liesse, selbst zusehen, was auf den Gassen etwa zu spühren wäre. Er steckte also seinen Degen an die Seite, verhüllete sich in einen Mantel, und gieng aus. Unterdessen hatten sich die verstellten Banditen (wie ihnen Marc. Antonius anbefohlen hatte) in einen dunkeln Winkel versteckt, um ihm folgenden schlimmen Streich zu spielen.

So bald Palezzo etliche Schritte bey ihnen vorbey war, so sprangen sie plötzlich aus ihrem Winkel hervor, griffen ihn an und nahmen ihm den Degen. Palezzo suchte sich mit aller Gewalt loszureissen, und sie liessen ihn endlich mit Fleiß los, als ob es wider ihren Willen geschähe. Er ergriff sogleich die Flucht: und ohne sich zu besinnen, wohin er sich am besten wenden könnte, lief er von

einem Ende der Stadt bis zum andern. Die verstellten Banditen, weil sie ihn nur gern recht weit von seinem Hause entfernen wollten, um den Marcus Antonius indessen Zeit zu lassen, sich mit seiner Liebsten zu ergetzen, liefen ihm stets mit bloßen Degen nach, als ob sie recht begierig auf seinen Tod wären.

Palezzo war einen so weiten Weg, in so kurzer Zeit, in seinem Leben noch nicht gelaufen. Die Furcht vor dem Tode gab ihm wie Flügel, so daß er von dem Lodischen Thore an, wo er wohnte, bis zum Novaresischen Thore, noch keine Stunde zubrachte, (und weiter hätte ein junger Mensch schwerlich laufen können.) Als er endlich bis dort hin war, so stellten sich seine Nachläufer, als wenn er ihnen aus dem Gesichte gekommen wäre, und giengen an einen Ort, wohin Marcus Antonius sie bestellt hatte, und wo sie ihn erwarteten.

Kaum hatte die ehrliche Kammerfrau, die auf alles genau Achtung gab, gesehen, daß ihr Herr aus dem Hause gienge, so kam sie herunter und empfieng den verliebten Marc. Antonius, welcher im Saale auf sie wartete. Vor allen Dingen schloß sie die Hausthüre zu, und führte ihn hernach in ihrer Frau Zimmer. Leonore, die ihn mit Schmerzen erwartet hatte, empfieng ihn mit offenen Armen. Wir haben große Ursache, (war ihr erstes Wort) diese liebe Frau wegen ihrer Klugheit zu rühmen und sie zu belohnen. Allerdings, Madame, sagte er: denn ohne sie hätte ich itzo das Glück nicht, sie zu besitzen. Wir haben ihren eifersüchtigen Herrn, mit guter Escorte, weit genug weggeschickt, und

ich

ich glaube, daß er unter dreyen Stunden nicht wiederkommen wird. Aber lassen sie uns keine Zeit versäumen. Die Kammerfrau verstand, was das gesagt war, und sah wohl, daß sie hierbey überflüßig seyn würde. Sie ließ also diese Verliebten das Eisen schmieden, so lange es heiß war, und gieng fort. Es gieng alles ohne viel Ceremonien vor sich, und die Vorrede währte nicht lange. Die liebe Vertraute hatte das Zimmer fest verschlossen. Sie machten sich die Zeit aufs beste zu nuß, und genossen mit einander Süßigkeiten, von denen Marc. Antonius und Leonore am meisten würden erzehlen können.

Die Kammerfrau hatte sie schon zwo Stunden, und folglich lange gnug beysammen gelassen, als sie kam und sagte, daß sie auch endlich wieder von einander müßten. Die liebe Frau mochte wohl wissen, daß den Verliebten, bey solcher Gelegenheit, die Zeit niemals zu lang wird. Genug für dießmal! sagte sie: Herr Palezzo möchte kommen, und den Herrn Marc. Antonius finden, wo er ihn nicht finden will. Lassen sie sich aber das Scheiden nicht zu bitter eingehen: ich will sie bald wieder zusammenbringen.

Die Verliebten gehorchten ihrer Befehlshaberinn; aber es gieng schwer damit her. Sie herzten und küßten einander wohl tausendmal, und immer zum letztenmal. Sie schwuren sich eine ewige Treue; endlich schieden sie, bis auf baldiges Wiedersehen, von einander: und es war nunmehr der Kammerfrau ihre Sorge, wie sie bald wieder zusammenkämen.

Itzt lasse man uns auch noch sehen, was Palezzo macht. Er kam endlich zu sich selber, und sah beym Mondenscheine, daß er sehr weit von seinem Hause abgekommen war. Zudem besann er sich, daß er einen jungen artigen Edelmann zu Hause verlassen hatte. Dieser Gedanke brachte seine Eifersucht in Wallung, und er beschloß bey sich, aufs geschwindeste nach Hause zu eilen, es möchte ablaufen wie es wollte. Er konnte vor Müdigkeit kaum stehen, als er an seiner Hausthüre ankam. Sobald er anklopfte, machte ihm die Kammerfrau die Thüre auf.

Seine erste Frage war, wo der Edelmann geblieben sey, den er im Saale gelassen habe. Er erwartete sie (sagte die treue Bediente) noch eine gute Viertheistunde; und weil er hernach, wichtiger Geschäffte wegen, nicht länger warten konnte, so bath er mich, ihn bey ihnen zu entschuldigen, und gieng fort. Er versicherte auch, daß er ihr großmüthiges Bezeigen überall zu rühmen wissen werde; und daß er bemüht seyn wolle, ihnen auf alle mögliche Art wieder zu dienen, nachdem sie ihr Leben für ihn gewaget hätten. Palezzo war mit dieser Antwort ungemein wohl zufrieden, und sagte: ich wünsche nur, daß die drey Eisenfresser ihn nicht noch irgendwo angetroffen haben mögen. Meines Theils, Gott sey Dank! bin ich noch ziemlich gut weggekommen.

Sech-

Sechzehnte Geschichte
von
glücklichen Liebhabern.

Ein gewisser Edelmann zu Meiland hatte sich lange Zeit um eine Dame bemüht, aber nichts bey ihr ausgerichtet. Nachdem er es endlich überdrüßig geworden war, und nicht mehr an sie dachte, erhielt er durch einen unvermutheten Zufall, was er sich längst gewünschet hatte.

Alexander, einer der vornehmsten von Adel in Meiland, verliebte sich in die Angelica, eine junge und ausserordentlich schöne Frau, die einen jeden, der sie sah, gleichsam bezauberte. Man konnte nichts anmuthigers sehen als ihr Gesicht. Sie hatte eine sehr schöne Leibesgestalt, die feinste Haut, blitzende Augen, und krauses Haar. Alexander hatte sich, wie andere, von ihr fesseln lassen, und gab sich lange Zeit durch allerley kleine Gefälligkeiten große Mühe um sie. Als er es endlich überdrüßig wurde zu sehen, daß sie sich stellte als sähe und bemerkte sie alles nicht, so that er ihr seine ordentliche Liebeserklärung. Allein Angelica, weil sie ihr Herz schon anderwärts verschenkt hatte, gab ihm kein Gehör: und so war alles, was er um diese Schönheit that, vergeblich. Ein gewisser Poliarch war der einzige, den sie liebte, und dessen Bemühungen ihr angenehm waren.

Alexander grämte sich hierüber fast zu Tode, und er würde vielleicht sein Leben dabey eingebüßt haben, wenn er sich nicht von Meiland, wo der Ursprung seines Uebels war, wegbegeben hätte. Er reiste nach Rom, um sich seiner Liebe zu entschlagen; und wie die Veränderung der Luft die Liebeskrankheit oftmals zu heilen pflegt, so brachte er sein Gemüth wieder in so gute Ordnung, daß er endlich, nachdem er sich einige Zeit in Rom aufs beste ergetzt hatte, seine Plage zu Meiland vergaß. Wenigstens spührte er, so oft er an die Angelica dachte, keinen andern Verdruß, als allein diesen, in sich, daß er sich um eine Frau, die so grausam gegen ihn gewesen war, so große Mühe gegeben hatte.

Er war kaum ein Jahr von Meiland abwesend gewesen, so mußte er, um seiner Angelegenheiten willen, wieder dahin. Als er einige Zeit daselbst gelebt hatte, und einst des Nachts vor dem Hause der Angelica vorbey gieng, mußte er, gewisser Ursachen halber, ein wenig an der Mauer stehen bleiben. In dieser Zeit hörte er, daß eine Mannsperson ein Zeichen gab, um in dieses Haus eingelassen zu werden. Es war niemand anders als Poliarch, der glückliche Liebhaber der Angelica.

Rutula, das Kammermägdchen und die Vertraute der Angelica, welche das Zeichen gehört hatte, sagte heimlich zu ihm: Mein Herr, sie müssen sich noch gedulden. Es ist diesen Abend ein Bruder meiner Frau von Novara angekommen. Sie ist sehr verdrießlich darüber: denn sie muß ihm nothwendig das Zimmer einräumen, in dem sie so vergnügte Stunden mit ihr zuzubringen pflegen. Aber

sie

sie hat das Zimmer unten, nach dem Garten hinaus, für sie zurecht machen lassen: und sie werden sich dort eben so gut mit ihr ergetzen können. Es ist eben dasselbe Zimmer, wo sie sich damals, als mein Herr sie fast ertappt hätte, verstecken mußten. Kommen sie in einer halben Stunde wieder: ich hoffe gewiß, ihr Freudenstöhrer werde sich hernach schon zu Bette geleget haben.

Poliarch gieng hierauf sogleich fort, um nicht etwa von jemanden gesehen zu werden. Hierauf bemerkte Alexander erst, daß es der Angelica Haus war, und er wunderte sich nicht wenig über eine solche Entdeckung, weil er nicht anders gemeynet hatte, als daß Angelica eine Heilige und ein Muster der Keuschheit wäre. Gleichwohl hörte er hier einen Liebhaber, der zu einer solchen Stunde zu ihr wollte; den sie, aller Vermuthung nach, bestellt hatte; und der gewiß nicht Bethens wegen kam. O! wie hattest du dich geirrt, Alexander! da du geglaubt hattest, es stünde nur die Tugend der Angelica deinem Vergnügen im Wege.

Zu allem Glücke hatte Alexander zween Diener bey sich, die ihm von weitem folgten. Diesen befahl er, näher zu kommen, um dem Poliarch eine Furcht einzujagen. Als er sie auf sich los gehen sah, wich er sogleich aus, und kam nicht wieder. Alexander hatte also was er wollte: er trat vor der Angelica Haus, und seine Diener mußten, ein jeder an einem Ende der Straße, Wache halten.

Sobald der Bruder der Angelica und seine Leute zu Bette waren, ließ sie das Kammermägdchen nachsehen, ob Poliarch wieder da sey, und befahl

ihr, ihn ohne Licht ins Haus, und ganz sachte unten ins Zimmer zu führen. Als Alexander gewahr wurde, daß jemand an die Hausthüre kam, so nahm er sich vor, Poliarchs Person vorzustellen. Rutula legte sich ans Fenster, und gab das vorige Zeichen. Alexander beantwortete es eben so wie Poliarch gethan hatte. Das Mägdchen machte hierauf die Thüre auf, und Alexander gieng ohne viel Umstände hinein.

Im Hause wollte er ihr heimlich etwas sagen; aber sie bath ihn, er möchte schweigen und nicht das mindeste Geräusch machen, wenn er sich nicht selber verrathen wollte. Sie nahm ihn bey der Hand, und führte ihn ins Zimmer.

So bald er hinein getreten war, löschte er das Licht, so auf dem Tische stand aus, damit Rutula ihn nicht kennen möchte; er nahm auch den Degen, und legte ihn hinter das Kopfküssen ins Bette. Hernach setzte er sich aufs Bette, und überlegte bey sich, wie er Poliarchs Person recht spielen wollte, um nicht von der Angelica erkannt zu werden.

Unterdessen gab Rutula ihrer Frau Nachricht, daß Poliarch sie unten im Zimmer erwartete. Angelica befahl sogleich, daß alle ihre Bedienten geschwind zu Bette gehen sollten. Nicht lange hernach kam sie durch eine heimliche Treppe herunter zu ihrem Geliebten, und zwar ohne Licht. Als sie ins Zimmer trat, wunderte sie sich, daß sie kein Licht darinnen fand. Wo sind sie, sagte sie, mein lieber Poliarch? und warum so im Finstern? Madame, antwortete er, (und so heimlich als er konnte,) ihre Schönheit ist mir in meiner Vorstellung so klar vor

Augen,

Augen, daß ich kein Licht dazu nöthig habe. Bey diesen Worten schloß er sie in seine Arme, umarmte sie fest, und gab ihr eine Menge Küsse. Hernach trug er sie aufs Bette, und that vollends was Poliarch hatte thun sollen.

Anglica bemerkte an der Stimme und aus den Thaten des Liebhabers etwas anders als sonst, worüber sie so stutzig wurde, daß sie aufstand und Licht anzündete. Alexander wußte nun nicht mehr, was er anfangen sollte. Endlich, als er Licht brennen sah, legte er sich auf den Bauch, und stellte sich als schliefe er. Zu allem Glücke hatte er eben so krauses Haar, und von gleicher Farbe wie Poliarch: so daß das Geheimniß noch nicht entdeckt wurde.

Angelica, da sie ihn in dieser Stellung fand, glaubte als ob er wirklich schliefe. In dieser Meynung setzte sie sich beym Lichte hin, und wollte warten bis er aufwachte. Unterdessen bedachte sie alles, was vorgegangen war, und wurde dadurch so unruhig, daß ihr endlich die Geduld vergieng. Sie trat ans Bette, legte ihre schönen Hände aufs Alexanders Schultern, und schüttelte ihn ein wenig, damit er aufwachen möchte. Wachen sie doch auf, Herr Langschläfer! (sagte sie.) Ist das eine Aufführung eines Verliebten bey seiner Liebsten? Das steht fürwahr artig, mich da so allein zu lassen, ohne an was bessers zu gedenken!

Alexander stellte sich immerfort, als wenn er schliefe: er streckte Hände und Füße lang aus, rieb sich die Augen, und gähnte alle Augenblicke. Als endlich Angelica nicht abließ, ihm erwecken zu wollen, so stellte er sich als erwachte er aus einem tie-

fen

fen Schlafe, und rief, wie man aus Erstaunen thut: wer ist da? wer weckt mich auf? An diesen Worten erkannte ihn Angelica, und es überfiel sie Erstaunen, Furcht und Schrecken so sehr, daß sie halb todt war. Alexander sprang aus dem Bette, und bemühte sich, sie wieder zu sich selber zu bringen.

Unterdessen kam Rutula, die allzeit in ihrer Frau Zimmer schlief, und wollte zu Bette gehen. Und weil sie von der Betrügerey noch nichts wußte, so sagte sie lachend zu beyden: mein glückseliges verliebtes Paar! es wird bald Zeit daß sie sich schlafen legen. Sie wissen wohl nicht, daß es schon nach Mitternacht ist? Ach! Rutula! sagte Angelica, mit betrübten Gebehrden: du weißt nicht, was für ein Unglück mir widerfahren ist. Es ist nun um meine Ehre geschehen, und ich darf mich vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Das wolle der Himmel nicht! gab das Mägdchen zur Antwort. Es ist aber mehr als zu wahr, sagte Angelica. Siehst du nicht, in wessen Hände ich gerathen bin, und bey wem ich gelegen habe? Rutula trat näher ans Bette, und sah anstatt des Poliarch, eine Mannsperson, die ihr unbekannt war, worüber sie nicht wenig erstaunte; ja sie würde vielleicht laut geschryhen haben, wenn nicht der Bruder der Angelica so nahe dabey gelegen hätte.

Angelica fieng an zu weinen, und Rutula weinte zur Gesellschaft mit. Sie schwammen beyde in Thränen, und gluchzten so erbärmlich, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Unterdessen hielt Alexander die hochbetrübte Angelica beständig in seinen Armen, und ließ sie nicht los, so

sehr

sehr sie sich auch darum bemühte. Er ließ aber ihre Betrübniß erst ein wenig vorbey gehen, ehe er sie anredte. Alsdann fieng er an, sie zu trösten, und sagte folgendes zu ihr.

Madame! es thut mir sehr Leid, daß sie sich so betrüben; aber ich hoffe, daß sich ihre Betrübniß in Freude verwandeln wird. Sie wissen es, meine liebste Angelica, daß ich wenigstens zwey Jahre lang um sie geseufzet, und immer gehofft hatte, sie zur Liebe zu bewegen. Sie haben meine Bemühungen und meine Ehrerbietung gesehen; aber sie wissen auch selbst, was mein Dank für alles gewesen ist. Haben sie mir jemals die mindeste Gewogenheit gezeiget? Vielmehr konnte ich in ihren schönen Augen, aus denen so viel Güte und Sanftmuth blickt, für mich nichts als Härte erblicken. Je mehr ich mich um sie bemühte, desto unglücklicher wurde ich; und meine große Ehrerbietung gegen sie, machte sie nur immer grausamer gegen mich. Dem allen ungeachtet, blieb ich ihnen stets treu, und ihre Grausamkeit übte und prüfte nur meine Liebe immer mehr.

Sie wissen, wie sehr ihr Herr Gemahl darüber erzürnet wurde, und wie scheel er mich allzeit ansah. Ich war in seinen Augen ein Ungeheuer, das nur seine schöne Angelica verschlingen wollte. Ungeachtet wir, von unserer Kindheit an, Freunde gewesen waren, so warf er doch eine solche Eifersucht auf mich, daß er mich überall zu meiden suchte. Wenn ich mich in der Kirche neben ihm setzte, so gieng er alsobald von seinem Sitze weg. Wenn er mich in einer Gesellschaft antraf, so lief er plötzlich

fort.

fort. Mit einem Worte, anstatt daß wir die besten Freunde gewesen waren, wurde ich, um ihrer willen, ein Abscheu in seinen Augen.

Zwar würde ich mich leichtlich hierüber zufrieden gegeben haben, wenn er wirklich Ursache gehabt hätte, so eifersüchtig auf mich zu seyn. Aber, ach! zu eben der Zeit, da er mich für ihren Geliebten hielt, war ich ihr Märtyrer, und das Ziel ihrer Grausamkeit! Also hatte ich das Mißvergnügen die Freundschaft ihres Herrn Gemahls zu verlieren, ohne das Vergnügen zu haben, ihre Gunst zu erlangen.

Wie vieles habe ich gleichwohl nicht um sie gethan? Erwägen sie, wie weit meine Liebe zu ihnen gieng. Ich bedachte, es könnte vielleicht ihr Herr Gemahl um meinetwillen seinen Zorn an ihnen auslassen. Um ihm also nicht mehr Anlaß zum Argwohne zu geben, beraubte ich mich des Vergnügens, durch ihre Gasse zu gehen, wo ich sie bisweilen sehen konnte. Und weil ich sah, daß alles dieses nichs helfen wollte, so entschloß ich mich endlich, von Meiland weg, und nach Rom zu gehen.

Hier that ich ein ganzes Jahr die strengste Buße. Aber, ach! wenn würde ich fertig werden, wenn ich ihnen alle Qual, die mir meine Entfernung von ihnen, machte, erzehlen wollte? Ich bin versichert, so grausam sie auch gegen mich sind, wenn sie nur einen Theil davon wüßten, es würde sie zur Erbarmung bewegen. Endlich aber konnte ich nicht länger leben, ohne sie bisweilen zu sehen: und ich kam also wieder hierher.

Seit-

Seit dem ich wieder in dieſer Stadt bin, o! wie oft habe ich nicht (im Vorbeygehen vor ihrem Hauſe) die Thüre und die Mauren geküßt, und mich gegen ſie beklaget! Ich bildete mir ein, es ſollten dieſe ſinnloſen Dinge empfindlich werden, und anſtatt der ſchönen Angelica, die ſo fühllos und unerbittlich blieb, ein Mitleiden mit mir tragen.

Unterdeſſen erfuhr ich, daß ſie einen heimlichen Liebhaber hätten; und dieſes brachte mein Unglück vollends aufs Aeuſſerſte. Ich hielt mich für denjenigen, der ihrer Gunſt am meiſten werth geweſen wäre, weil ich mir ſo viele Mühe um ſie gegeben hatte. Alſo gab ich ihnen Ungerechtigkeit und Undank ſchuld. Allein, alle ihre Härte gegen mich, alle Ungerechtigkeit und aller Undank, waren doch nicht vermögend, meine Liebe zu ihnen erkalten oder verloſchen zu laſſen. Alle dieſe ſcheinbaren Fehler (ſo groß ſie auch zu meinem Schaden waren) deuchten mir nur wie die Flecken, die, wie man ſagt, in der Sonne ſind: der große Glanz ihrer Schönheit machte ſie mir unſichtbar, oder ließ mich ſie doch nicht lange betrachten.

Nach allem dieſen, nach ſo vielen Merkmalen der Liebe, der Ehrerbietung, und der größten Beſtändigkeit, die ich ihnen gegeben habe: bleibt ihnen noch wohl einige Urſache übrig, liebſte Angelica! ſich über das Glück, ſo ich gehabt habe, zu betrüben? Es iſt vielmehr ein Geſchenk des kleinen Liebesgottes, als der Glücksgöttinn. Cupido, der in der ganzen Welt herrſchet, hat mich wie bey der Hand hergeführet, um mich endlich einmal für meine ſchlafloſen Nächte, und für alle Bemühung

und

und Qual, zu belohnen. Sein Beystand hat mir zuletzt den Sieg verschaffet, und mir eine Schöne, der ich mich mit Leib und Seele ergeben habe, in die Hände geliefert.

Sie werden vielleicht sagen, ich habe sie nur durch Hinterlist bezwungen? Es ist allerdings wahr; aber es ist nichts schändliches bey dieser List. Soll ich ihnen, mein Engel! mit wenigen Worten sagen, wie es zugegangen ist? Sie werden sehen, daß ich nichts unrechtes dabey gethan habe.

Als ich diesen Abend spät vor ihrem Hause vorbey gieng, so sah ich im Dunkeln, daß eine Mannsperson, die etliche Schritte vor mir war, gerade auf ihre Hausthüre zu gieng. Ich blieb stehen, um zu sehen was er vorhabe; und ich bemerkte, sobald er an der Thüre war, daß er ein gewisses Zeichen gab. Ihre Kammerjungfer (wie sie sie hier vor sich sehen,) kam sogleich an ein Fenster, unten im Hause, und fragte wer da sey; worauf er seinen Namen nennte. Sie sagte ihm, es sey eben itzo erst ihr Herr Bruder von Novara angelangt, und sie könnten nicht eher von ihm wegkommen, bis er zu Bette sey: er möchte also noch etliche Gassen auf und nieder gehen, bis dieser Freudenstöhrer schlafen gegangen wäre.

Dieser glückliche Liebhaber gieng hierauf wieder fort, und ich nahm seinen Posten ein, um ihn zu hintergehen. Die Liebe gab mir ein, daß dieses das Schäferstündchen sey, und daß man die gute Gelegenheit bey den Haaren ergreifen müsse. Kurz, ich nahm mir vor, (es möchte auch gehen wie es wollte,) meinen Anschlag auszuführen, um

den

den längst erwünschten Endzweck zu erlangen. Die Sache dünckte mir leicht zu bewerkstelligen zu seyn, und ich ließ mich durch nichts davon abhalten.

Diesen glücklichen Eingebungen zu folge, bin ich in ihr Haus gekommen, und habe Poliarchs Person vorgestellt. Ich habe gethan, was er gethan haben würde, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre. Ich bitte sie also herzlich, beruhigen sie sich, und glauben sie, daß ich ihnen gänzlich ergeben bin. Wenn sie an meiner Treue zweifeln, so stellen sie mich auf die Probe. Sie werden sehen, daß ich noch hurtiger bin, ihnen Gehorsam zu leisten, als sie es werden seyn können, mir ihre Befehle zu geben.

Bey diesen Worten warf er sich der Angelica zu Füssen, und bath sie, wegen der angewandten Hinterlist, nochmals um Vergebung. Zugleich versicherte er sie, daß er nicht eher fortgehen würde, als bis er Beweise von ihrer Versöhnung und Freundschaft bekommen habe. Kurz, er wußte ihr so zu schmeicheln und sie so einzunehmen, daß sie sich ihm endlich ergab.

Nachdem also der Friede geschlossen war, so zogen sie sich aus, und legten sich zu Bette. Der Besitz der Angelica deuchte ihm das größte Glück zu seyn, das er jemals hätte hoffen und wünschen können. Sie war ebenfalls so vergnügt mit Alexandern, daß sie von dieser Stunde an, ihn zu lieben anfieng.

Indem sie sich mit einander ergetzten, kam Poliarch wieder vors Haus, und hoffte recht vergnügte Stunden mit der Angelica zuzubringen:

aber seine Stelle war schon besetzt. Er gab sein gewöhnliches Zeichen etlichemal; allein Rutula stellte sich zu allem taub und stumm. Endlich gieng er sehr unwillig nach Hause, und verfluchte bey sich unzehliche mal den Bruder seiner Schönen, welcher (nach seiner Meynung) an seinem Unglücke Schuld hatte.

Damit wir endlich fertig werden: Angelica war mit ihrem Alexander so sehr vergnügt, daß sie ihm ihr Herz ganz allein schenkte. Und damit sie dem verunglückten Liebhaber zuvorkäme, so ließ sie ihm sagen, er möchte sich keine Mühe mehr geben, zu ihr zu kommen: sie habe sehr wichtige Ursachen, warum sie ihre bisherige Lebensart ändern müsse. Alexander hingegen bekam sie sehr oft allein zu sehen; und dieser Zufall gab ihnen hernach reiche Materie sich zu erlustigen, und alles auf Unkosten des armen Poliarchs.

Zweyter

259

Zweyter Theil.

Von

betrogenen und unglücklichen

Liebhabern.

Digitized by Google

Erste Geschichte

von

betrogenen Liebhabern.

Clarisse, ein römisches Mägdchen von geringem Stande, wird von einem jungen Edelmann geliebt, welcher sie, unter dem Vorwandte, daß er sie heirathen wolle, zu verführen suchet. Ihre Mutter, da sie seine List entdecket, und befürchtet, es möchte der Edelmann ihre Tochter entführen, thut sie in des Hrn. Frangipani Haus, welcher eine Pathe der Clarisse war. Dessen Sohn verliebt sich in sie. Eine Jungfer, die in diesem Hause erzogen, und von eben diesem Sohne geliebt worden war, bestellt ihn, im Namen der Clarisse, zu einer heimlichen Zusammenkunft; und währender Zeit stellt sich der andere Edelmann bey der Clarisse heimlich ein. Die Mutter der Clarisse wird von diesen verliebten Zusammenkünften durch die bemeldete Jungfer im Hause benachrichtiget: sie kömmt mit Gerichts-Bedienten dazu; und beyde junge Herren müssen ihre Jungfern heirathen.

In Rom lebte vor einiger Zeit ein junges Mägdchen, Clarisse, welche von so geringer Herkunft war, daß sie sogar keinen Geschlechtsnamen führte: hingegen war sie vollkommen liebenswürdig; und der Titel, die

schöne Römerinn, welchen ihr jedermann gab, hatte sogar ihren Taufnamen beynahe ins Vergessen gebracht. Sie hatte sehr wenig im Vermögen; und weil sie dabey doch so eitel war, sich artig und galant in Kleidung zu halten, so mußte sie, mit ihrer Mutter, Beatrix, allerley Arbeit treiben, um sich zu nähern. Diese Mutter war eine ehrliebende Frau. Und weil sie wohl wußte, was für eine gefährliche Naturgabe die Schönheit für Mägdchen ist, so stärkte sie ihre Tochter so viel sie konnte, wider die listigen Anläufe der jungen Herren, und brachte ihr die besten Tugendlehren und Klugheitsregeln bey, ohne welche eine junge Schöne auf dem stürmischen Meere der Liebe leichtlich Schiffbruch leidet.

Wiewohl nun die junge Clarisse an ihrer Mutter Lehren guten Geschmack fand, so war sie doch viel zu sehr in ihre Schönheit verliebt, als daß sie sich nicht mit großem Vergnügen von Mannspersonen hätte anbethen gesehen. Sie wollte Liebhaber haben; aber sie wollte doch die Liebe meiden: Anschläge, die sich nicht lange glücklich ausführen lassen.

Es war ihr ein Vergnügen, sich öfters am Fenster sehen zu lassen, um Herzen zu fesseln. Wenn sie ihren Endzweck erreicht hatte, und sich ein junger Mensch hatte fangen lassen, so ergetzte sie sich, wenn sie ihn noch mehr verstricken konnte: und es war eine Herzenslust für sie, wenn sie ihn etliche Tage nach einander vor ihren Fenstern die Strasse auf und nieder traben sah, fast wie die Mücken, wenn sie um ein brennendes Licht herum

schwär-

schwärmen. Sie vergaß nicht, wenn er sie grüßte, ihm auf eine holdsälige Art zu danken, und ihm also süße Hoffnung zu machen. Wenn er aber dachte, er wäre bald fertig mit ihr, so benahm sie ihm plötzlich alle Hoffnung wieder: sie ließ sich nicht mehr am Fenster sehen; und der junge Herr mochte sich hernach die Beine ablaufen, so lange als er wollte.

Allem Vermuthen nach, konnte Clarisse so bald keinen Mann bekommen. Sie war viel zu eitel, als daß sie etwa einen Handwerksmann begehrt hätte. Und obgleich die vornehmsten jungen Leute aus der Stadt ihr Hoffnung zur Heirath gemacht hatten, so sah sie doch ihre wahren Absichten wohl ein, weil sie alle zuerst tändeln und küssen, hernach aber erst bey gelegener Zeit heirathen wollten. Es gieng selten ein Tag vorbey, an dem sie nicht, durch allerley Mittel und Wege, ein Liebesbriefchen in den zärtlichsten Ausdrücken, und mit den herrlichsten Versprechungen bekam. Aber sie war fein, und ließ sich in solchen groben Netzen nicht fangen: sie scherte vielmehr öfters mit ihrer Mutter über die vergeblichen Bemühungen ihrer unzehligen Liebhaber, derer täglich mehr wurden.

Sie besuchte insgemein, in Gesellschaft ihrer Mutter, die Kirche zu Santa Maria Majora, welche in ihrer Nachbarschaft war. Hier sah sie einsmals ein junger Herr vom gräflichen Hause Belmonte, dem sie so ausserordentlich schön vorkam, daß er sich von diesem Augenblicke an, sterblich in sie verliebte. Er gieng ihr (wie gewöhnlich)

wöhnlich) aus der Kirche nach, um zu sehen, wo sie wohnte, und lief hernach des Tages wohl zwanzig mal vor ihren Fenstern vorbey. Sie trieb ihr gewöhnliches Spiel mit ihm: und nachdem sie ihm, durch ganz bezaubernde Blicke, einige Zeit große Hoffnung gemacht hatte, dachte sie, sie dürfte sich nunmehr nur auch nicht mehr sehen lassen, so würde gleich alles vorbey seyn; aber mit diesem gieng es nicht so an, und er blieb standhafter als alle, die vor ihm gewesen waren. Dieses kitzelte die Eitelkeit der schönen Römerinn nicht wenig. Hierzu kam noch, daß er ihr viel besser gefiel, als alle, die ihr bisher was hatten weis machen wollen. Sie fühlte allmälig in sich, daß sie ihm nicht abgeneigt war; und (ohne mich darum zu bekümmern, ob sie sich nicht viel gutes zutraute, oder ob sie den artigen jungen Herrn durch ihre Flucht zum Nachsetzen bewegen wollte,) sie bath ihre Mutter, daß sie sich einige Zeit auf einem kleinen Weinberge bey Rom, der ihr einziges väterliches Erbtheil war, mit ihr aufhalten möchte; welches sich ihre Mutter gefallen ließ.

Der junge Graf vermißte seine Schöne geschwind in der Stadt, und er erfuhr bald hernach wo sie war. Er hörte auch, daß nicht weit von diesem Weinberghause eine gewisse Winzersfrau wohnte, die mit der Mutter der Clarisse Umgang hielt, und die sich ungemein wohl zu einer Unterhändlerinn in seinem Liebeshandel schicken würde. Er begab sich also zu ihr, und zwar unter dem Vorwandte, als sollte ihm ihr

Mann

Mann Wein einkaufen. Sobald er allein mit ihr war, so drückte er ihr etliche Ducaten in die Hand, und bath sie, daß sie ihm bey seiner Schönen dienen möchte. Die Winzerinn versprach ihm den Augenblick göldene Berge: und es ist wahr, wenn irgend eine Frau in der Welt im Stande war, ihr Wort in einer solchen Sache zu halten, so war es diese gewiß. Die Mutter der Clarisse kannte sie nur als eine Bauerfrau, die mehr Verstand und gute Manieren als andere hatte; wenn sie aber die Geschichte von ihrer Jugend gewußt hätte, so würde sie sich wohl gehütet haben, sie nur ein Wort mit ihrer Tochter reden zu lassen. Diese Frau war lange Zeit das Ziel der römischen Wollust gewesen, und hatte ihr Handwerk aufs feinste, und mit großem Ruhm getrieben. Nachdem sie dabey reich geworden war, hatte sie doch endlich den einfältigen Streich begangen, und sich mit einem Landstreicher eingelassen, die ihr alle reiche Beute, die sie in vielen Jahren einzeln gemacht, auf einmal wieder abnahm: und sie hatte sich also glücklich schätzen müssen, die Neige von ihrer halb versauerten Schönheit an einen Winzer zu bringen, welcher sein mäßiges Auskommen hatte.

Sobald sie das gelbe Metall sah, welches in ihrem ganzen Leben unumschränkt über sie geherrschet hatte, so zog sie aus. Sie traf Clarissen allein, und über der Arbeit an, indem ihre Mutter häusliche Verrichtungen vorhatte. Ihr erstes war, daß sie ihr viel von ihrer Schönheit vorschmeichelte, und ihre armen unglücklichen Anbether

beklagte, die wegen ihrer Abwesenheit aus der Stadt, nothwendig untröstlich seyn müßten. Clarisse antwortete ihr, sie mache sich hierüber gar wenig Kummer. Und wenn sie auch allenfalls so viel Angenehmes besäße, daß sich jemand nach ihr sehnen könnte, so wäre es ihr doch tausendmal lieber, wenn sie den verliebten jungen Herren Pein machte, als wenn sie sich in Gefahr setzte, von ihnen betrogen und betrübt zu werden.

O! wie irren sie sich, meine schöne Clarisse! (sagte die gute alte Frau) und wie sehr ist die Weisheit, die sie da vorgeben, wider Vernunft und Natur! Haben sie die Kostbarkeit der Jugend noch nie erwogen, die, wenn sie vorbey ist, nur einen herzfressenden Gram hinter sich läßt, wenn man so einfältig gewesen ist, und sie nicht aufs beste gebraucht hat? Ihre Jugend biethet ihnen alles an, was die Eitelkeit und die Sinne vergnügen kann: tausend Lüste und Ergetzungen, Reichthum, Pracht und alles: und sie wollten so wenig Geschmack zeigen, alle Lust nicht zu achten? Die Mannspersonen sind Betrüger, dawider habe ich kein Wort einzuwenden; aber dieses muß ich ihnen auch sagen, daß keine Weibsperson von ihnen betrogen wird, als die nicht witzig gnug ist, oder die so läppisch ist, daß sie nur redlich mit ihnen umgehen will. Betriegen sie diese guten Leute selber, so werden sie gewiß nicht von ihnen betrogen: und es ist in der Welt nichts leichter als dieses. Das schwächste und leichtgläubigste Geschöpfe auf dem Erdboden

ist

t ein Verliebter; und ich wollte wohl behaupten, aß noch kein einziger sich aus den Fesseln einer chönen Weibsperson losgemacht hat, als weil sie icht witzig und listig gnug gewesen ist, ihn fest zu halten. Sie dürfen nur meinen Rathschlägen olgen, so lernen sie gewiß die Kunst, wie sie die Liebesgluth einer Mannsperson, die von ihrer großen Schönheit einmal entzündet ist, stets vom neuen anfachen müssen, und wie sie dieselbe in eine vollkommene Sclaverey verwandeln können. Nicht etwa, liebenswürdige Clarisse, (fuhr sie fort, da sie sah, daß dieses schöne Mägdchen etwas dawider einwenden wollte,) als wollte ich ihnen anrathen, daß sie ihre Reizungen mit vielen Liebhabern beschimpfen sollten: nein, nein! mein liebes Kind! ihre Annehmlichkeiten sind viel zu kostbar, als daß sie zu etwas so niederträchtigem angewandt werden dürften.

Meine Meynung wäre, sie wählten sich einen einzigen liebenswürdigen jungen Herrn, der verschwiegen, aber hauptsächlich reich, und auch freygebig wäre; und daß sie diesem recht treu blieben, ohne jedoch andere, die sich um sie bewürben, immer mit gleicher Härte abzuweisen. Es ist schlechterdings nothwendig, daß sie von Zeit zu Zeit, recht mit Fleiß, Kaltsinnigkeit gegen ihren Liebhaber, und Neigung zu ihren übrigen Anbethern an sich blicken lassen. Er wird sie allezeit nur nach Proportion der Menge seiner Mitbuler hochschätzen; und je mehr er befürchten muß, daß sie ihm genommen werden möchten, desto begieriger wird er werden, sie zu behalten.

Aber

Aber diese abwechselnde Kaltsinnigkeit darf nicht lange anhalten: sie muß alsobald wieder nachlassen, wenn sie sehen, daß ihr Geliebter betrübt und unruhig genug ist, so daß ers ihren Dank weiß, wenn sie ihn wieder aus einem so gewaltsamen Zustande reissen; wodurch seine Liebe zu ihnen verdoppelt wird. Entdecken sie mir ihr Herz, mein liebes Kind! (bey welchen Worten sie sie mit Inbrunst umarmte) ich will ihre Vertraulichkeit nicht mißbrauchen. Wäre es wohl möglich, daß eine so große Schönheit ganz unnütze seyn könnte, und daß nicht ein zärtliches Herz in ihnen wohnete? Haben sie noch niemals einen jungen Herrn zu sehen bekommen, dessen Blicke sie unruhig und ein wenig zärtlich machten? Ich kenne einen, der sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt halten würde, wenn er so viel über ihr Herz vermocht hätte. Sie müssen ihn nothwendig auch kennen, denn er ist der beständigste und liebenswürdigste von allen ihren Anbethern. Es ist der Graf von Belmonte; und ich kann sie hoch und theuer versichern, daß dieser recht wie für sie gemacht ist. In der ganzen Stadt schickt sich kein junger Herr besser, als er, sie aus diesem unlustigen und schwermügen Zustande zu reissen, in welchen sie ihre unweise Weisheit versetzt hat. Er ist sein eigner Herr; er besitzt ein sehr ansehnliches Vermögen; und es ist gewiß, daß seine natürliche Freygebigkeit, wenn vollends die Liebe dazu kommt, recht verschwenderisch werden wird: welches nicht unrecht für sie seyn würde. Sagen sie mir aufrichtig

richtig, ob er so unglücklich gewesen ist, ihnen nicht zu gefallen?

Clarisse, die von der höllischen Beredtsamkeit der Nerine (so hieß dieses gefährliche Weib) schreckliche Eindrücke im Gemüthe bekommen hatte, achtete gleichwohl die Grundsätze der Ehre und Tugend, welche ihr die Mutter von der zartesten Kindheit an, eingepräget hatte, noch allzu hoch, als daß sie einem so mißlichen Antrage hätte Gehör geben wollen. Sie gestand ihr freymüthig, daß Belmonte ihr mehr als alle andere gefiele, und daß sie ihn gern lieben wollte, wenn er sie heirathete; daß er aber unter keiner andern Bedingung in der Welt, etwas hoffen dürfte.

Die listige Nerine suchte ihr zwar beyzubringen, daß ein kluger und dauerhafter Liebeshandel mit einem artigen Manne viel schmackhafter sey als die Ehe, weil diese nach einem kurzen Genuß, die Liebe eines Ehemannes allezeit erkalten lasse; aber alle ihre Beredtsamkeit war vergebens. Als sie dieses bemerkte, so war sie viel zu schlau, als daß sie sich länger dabey hätte aufhalten wollen; sondern sie bath nur Clarissen, sie möchte den Grafen ein einziges mal selbst hören, denn sie sey versichert, er werde ihr alles in der Welt eingehen, wenn er ihre Schönheit erst recht in der Nähe sähe, und die bezaubernde Anmuth ihres Witzes und Umganges kennen lernte. Clarisse war so einfältig, und versprach ihr, dem Grafen diese Freude zu machen; aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihr nicht wieder

Digitized by Google

der vor Augen kommen dürfte, wenn sie bemerkte, daß er Absichten wider ihre Ehre habe.

Nerine freute sich wie ein Held, der eine Schlacht gewonnen hat, und stattete sogleich dem Grafen Bericht von ihrer Unterhandlung ab. Er belohnte sie reichlich für ihre Bemühungen, und hielt es für eine ausgemachte Sache, daß, wenn er mit Clarissen nur einmal allein seyn könnte, sein Wunsch schon so gut als erlangt seyn würde, ohne daß er sich unter das schwere Joch der Ehe begeben dürfte.

Etliche Tage hernach besuchte Clarisse nebst ihrer Mutter die Nerine; und diese Kupplerinn wußte alles so artig zu karten, daß Clarisse den Grafen in einer andern Stube zu sehen bekam, ohne daß die Mutter den mindesten Verdacht hatte. Weil diese Verliebten keinen Augenblick Zeit zu verlieren hatten, so kam das Gespräch alsobald aufs Heirathen. Belmonte war nicht so dumm, seine rechte Meynung davon zu sagen, sondern er schwur seiner Schönen, daß eben dieses sein einziger Endzweck sey, und daß er seine ganze Glückseligkeit darinnen suche; aber er bath nur, sich noch ein wenig zu gedulden, bis sein alter und kränklicher Oheim, der ihn zum Universal-Erben machen wolle, vollends todt sey. Dieses Versprechen begleitete er mit Merkmalen einer so heftigen und aufrichtigen Liebe, daß Clarisse fast nicht anders glauben konnte, als daß sie mit ehestem seine Gemahlinn seyn würde. Sie fand aber doch noch für dienlich, die hitzige Liebe des künftigen Herrn Gemahls ein wenig zu

dämpfen

ämpfen und verrauchen zu lassen, und ihm nicht lles, was er gern fluchs in voraus gehabt hätte, zu ewilligen. Sie wollte vielmehr, daß er es mit em ehelichen Jaworte bezahlen möchte: wer be- ahlt aber gern etwas so theuer, das er schon hat? Sie erlaubte ihm nur gewisse kleine Freyheiten, ie mehr den Appetit reizen, als vertreiben kön- en; und beym Weggehen war er so verliebt, ls jemals ein junger Herr auf Erden gewesen yn mag.

So sinnreich auch Nerine seyn konnte, so war s ihr doch unmöglich, das verliebte Paar noch- als in ihrem Hause zusammen zu bringen. Vermuthlich vermied Clarisse selbst eine nochma- ge Zusammenkunft mit dem Grafen deßwegen, eil sie ihrem Fleische und Blute nicht viel zu- aute. Sie sprach nur alle Abende mit ihm urch ein Fenster, das die Aussicht in ein Gärt- en hatte, über dessen niedrige Wand der Graf ringen konnte; und Nerine kam täglich, brachte larissen Liebesbriefchen, und nahm die Antwor- n wieder mit.

Die kluge Beatrix schöpfte endlich einigen Verdacht, daß dieses Weib so sehr oft kam, und ellte sich vor, daß sie für ihre Tochter gefähr- ch werden könnte. Sie ließ sich jedoch nichts egen sie bemerken, und beschloß nur, sich wie- er nach Rom zu begeben. Clarisse fand aber uch in der Stadt Mittel und Wege, ihren Um- ang mit ihm fort zu setzen. Sie sagte ihm urchs Fenster, er solle sich alle Abende in ein nges Gäßchen ohne Ausgang schleichen, wohin

ein

ein kleines Fenster in ihrem Hause gieng: hier wolle sie ihm ihre Briefchen herunter werfen, und seine an einem Faden hinaufziehen.

Er war viel zu verliebt, als daß er sich ihre Nachricht nicht zu nutz gemacht hätte; und diese kleine Wirtschaft währte lange so fort, ohne daß die Mutter etwas davon bemerkt hätte. Als sie aber gewahr wurde, daß dieser junge Herr alle Tage um ihr Haus herum lief, (und dieses Haus lag doch in einer Gegend der Stadt, wohin selten vornehme Leute kamen,) so nahm sie in ihren Gedanken die häufigen Besuche der Nerine auf dem Weinberge dazu, und machte sogleich den Schluß daraus, daß er ein verliebtes Absehen auf ihre Tochter haben müsse.

Sie entdeckte solches einem alten römischen Herrn, aus dem edlen Hause von Frangipani, welcher der Clarisse Pathe war, und ihre Mutter werth schätzte, weil sie in ihrer Jugend bey seiner Gemahlinn Kammermägdchen gewesen war. Dieser stellte einen treuen Bedienten, nicht weit von der Clarisse Wohnung, auf die Schildwacht; und es währte nicht lange, so erfuhr er, daß es der junge Graf von Belmonte war.

Der alte Frangipani, welcher ihn sehr wohl kannte, ließ ihn zu sich bitten, und fragte ihn, ohne viel Umstände, mit einer ernsthaften und gravitätischen Art, was er für ein Absehen mit seiner Liebe zur Clarisse habe? Als er sah, daß der junge Graf bestürzt wurde, und die Sache lieber geläugnet hätte, so sagte er: Mein lieber Herr Graf! sie sind viel zu ehrliebend, als daß sie

mir

mir Unwahrheiten vorsagen wollten. Gesetzt aber auch, sie wollten es läugnen, so liesse ich mich doch nicht hintergehen. Ich habe unläugbare Beweise von der Sache: ich weiß daß sie Clarissen lieben, und gleichwohl wissen sie selbst, daß sie keine Partey für sie ist. Aber sie wissen vielleicht nicht, daß ich ihr Pathe bin, der sich ihrer als Vater annehmen will und muß, und daß derjenige mich selbst beleidiget, der sie um ihre Ehre zu bringen suchet. Bedenken sie sich also, Herr Graf, ob sie dieses Mägdchen für gut gnug halten, sie zu heirathen, ohne auf den großen Unterschied des Standes zu sehen: und so habe ich nicht das mindeste dawider. Meynen sie aber etwa, nur ihre Bulschaft aus ihr zu machen, so bitte ich sie, lassen sie von ihr ab: sie werden mir einen großen Gefallen damit thun, und mich ihnen sehr verbindlich machen.

Belmonte ward durch diese ernsthafte und dringende Anrede sehr verwirrt gemacht. Er mischte wieder seinen alten kränklichen Oheim ins Spiel, und sagte, daß das große Vermögen, so er von ihm zu hoffen habe, wohl werth sey, daß er eine solche Heirath, in die der Oheim vermuthlich nicht willigen würde, so lange verschiebe, bis er etwa stürbe. Diese Ausflüchte brachte er mit so elender Art vor, daß Frangipani, ein Mann von großer Erfahrung und gutem natürlichen Verstande, leicht sah, daß er nicht aufrichtig redte. Er schickte also seinen Sohn zu der Beatrix, und ließ ihr sagen, daß er ihre Tochter in einer so abgelegenen Gegend der Stadt nicht für sicher gnug,

hielte; und er erböthe sich, sie so lange zu seiner Gemahlinn zu thun, bis sie etwa heirathen würde. Die kluge Mutter nahm dieses Anbiethen mit vielen Freuden an, und bath den jungen Don Flavio, seinen Herrn Vater zu versichern, daß sie diese große Wohlthat mit Freuden annehme.

Flavio, der die Clarisse (indem er mit ihrer Mutter redte) zum erstenmal sah, that die Augen bey einer so seltenen Schönheit weit auf; und ehe er wieder zum Hause hinausgieng, war er so verliebt in sie, als Belmonte selber. Er hatte schon vom weiten gehört, daß seine Aeltern von Belmonts Liebe zu diesem Mägdchen gesprochen hatten; und weil er itzt selbst in ihr Haus geschickt worden war, so kam er auf die Meynung, als sollte sie nur deßwegen in seines Vaters Haus kommen, damit dieser Graf sie mit besserm Wohlstande heirathen könnte.

In dieser Meynung, wollte er seine Liebe zu ihr so lange verspahren, bis sie verheirathet wäre. Er bekam eine andere Nerine auf die Seite, und schrieb ihr einen zärtlichen Liebesbrief, in welchem er sie bath, sie möchte ihn, wenn sie verheirathet seyn würde, zu ihrem Cavalier annehmen: (denn so heißt in Italien der Liebhaber einer Ehefrau.) Clarisse, welche viel Witz besaß, nahm sich alsobald vor, durch die Liebe, die Don Flavio zu ihr trug, ihre Heirath mit Belmonten zu befördern. Sie antwortete ihm aufs höflichste, sie nähme das Anbiethen eines so vollkommenen Cavaliers mit Vergnügen an; aber es sey eher nichts für ihn zu

hoffen,

hoffen, (wie er schon selbst sehe,) als bis sie des Grafen Belmonte Gemahlinn sey: folglich möchte er dem Herrn Grafen in seiner Liebe behülflich seyn, damit er seines Wunsches desto eher gewähret würde. Sogleich hernach meldete sie ihrem Geliebten die Liebeserklärung, die ihr geschehen, und was verabredet worden war. Sie bath ihn, er möchte Freundschaft mit dem Don Flavio suchen, um hierdurch Gelegenheit zu bekommen, sie in des Herrn Frangipani Hause zu sehen, weil Don Flavio ihn gern ins Haus bringen würde, in Hoffnung, eine Ehe, von der er sich so große Dinge verspräche, beschleunigen zu helfen.

Belmonte freute sich herzlich, hierdurch Gelegenheit zu bekommen, seine Liebste und seinen Mitbuler beyde zugleich zu betriegen. Er suchte sogleich des Don Flavio Bekanntschaft; und dieser ließ sich nicht lange bitten, weil er keine kleinere Begierde, als jener, darnach hatte. In kurzer Zeit waren sie wie Leib und Seele vereiniget; und ob sie gleich wenig oder gar keine Liebe zusammen hatten, so hätte man doch denken mögen, Oreles und Pylades wären wieder in ihnen vom Tode auferstanden.

Sobald Clarisse in des Hrn. Frangipani Hause war, so vertraute Don Flavio seine Liebe zu ihr einer jungen Person, die in des Herrn Frangipani Hause erzogen worden war, und die zwar von eben so edlem Hause als er selbst, aber dabey arm war. Da sie, wie leicht zu erachten, mit der schönen Clarisse wohl bekannt war, so bath Don

Flavio dieselbe, ihm Gelegenheit zu verschaffen, die Clarisse allein zu sprechen, welches sie ihm sogleich versprach. Sobald sie zu Clarissen ins Zimmer kam, so sagte sie zu ihr: Meine liebe Clarisse! wenn sie mir ein Geheimniß anvertrauen wollen, so will ich ihnen dafür ein anders entdecken; und ich versichere sie, wenn sie sich mir vertrauen wollen, daß es uns beyden nützlich seyn soll. Ich weiß alle ihre Angelegenheiten; aber ich weiß noch nicht, wie ihr Herz gesinnt ist. Belmonte und Flavio lieben sie beyde, sagen sie mir also freymüthig, welcher von ihnen so glücklich ist, ihnen zu gefallen? Clarisse sagte ihr aufrichtig, daß sie den Grafen liebte, und daß sie dem Don Flavio bloß deßwegen Hoffnung machte, damit er, wider seinen Willen, ihre Liebe zum Grafen glücklich machen hülfe. Das erfreuet mich sehr, antwortete jene: denn ich muß ihnen sagen, daß mir Don Flavio ehemals auch etwas von Liebe vorgeschwatzt hat. Weil ich nun meynte, er liebte mich wirklich, ob ich gleich wenig Beweise davon hatte, so schenkte ich ihm ohne Bedenken meine Gegenliebe. Nachdem ich aber gewahr wurde, daß es nur Galanterie war, so verbarg ich die wahre Gesinnung meines Herzens, und stellte mich als hätte ich nur noch Freundschaft gegen ihn. Aber ich liebe ihn noch herzlich; und wenn sie mir in meinen Anschlägen behülflich seyn wollen, so getraue ich mir, ihn zu meinem Gemahl, und den Grafen zu ihrem zu machen.

Schreiben sie ihrem Geliebten, daß sie nicht länger leben können, ohne ihn zu sehen; und wenn

er

er den folgenden Abend, mit einbrechender Nacht, kommen wolle, so solle er in ihr Zimmer geführt werden. Hernach will ich ihnen sagen, was sie ferner zu thun haben. Mein Anschlag kann nicht fehlen, wenn sie meinen Rathschlägen folgen. Clarisse ließ sich alles gefallen, und schrieb an den Grafen. Noch niemals ist vielleicht ein Mensch erfreuter gewesen, als es Belmonte war, da er ihren Brief empfieng. Unterdessen gieng die falsche Vertraute des Don Flavio zu ihm, und erzehlte ihm, was sie bey Clarissen ausgerichtet haben wollte. Sie sagte, Clarisse liebte ihn; und weil sie bald verheirathet werden sollte, so würde es ihr keine Gefahr bringen können, wenn sie ihm die stärksten Beweise von ihrer Liebe gäbe. Er möchte sich also mit einbrechender Nacht in das kleine Cabinet, nach dem Garten zu, begeben, wo er sie gewiß antreffen würde.

Nach diesen gemachten Anstalten, schickte sie durch einen unbekannten Menschen einen Brief an die Mutter der Clarisse, worinnen sie ihr meldete, daß ihre Tochter Abends um zehen Uhr eine heimliche Zusammenkunft mit dem Grafen Belmonte haben werde, und daß sie also sorgen möchte, wie sie ihn vom Herrn Frangipani, auf frischer That ertappen liesse, damit ihre Tochter auf solche Art diesen artigen und reichen Cavalier zum Gemahle bekäme. Beatrix unterließ nicht, zu rechter Zeit in den Palast des Herrn Frangipani zu kommen, und Gerichtsbediente mit sich zu bringen. Sie erzehlte diesem alten gütigen Herrn, was ihr gemeldet worden war, und bath ihn, selbst mit in

Aber diese abwechselnde Kaltsinnigkeit darf nicht lange anhalten: sie muß alsobald wieder nachlassen, wenn sie sehen, daß ihr Geliebter betrübt und unruhig genug ist, so daß ers ihren Dank weiß, wenn sie ihn wieder aus einem so gewaltsamen Zustande reissen; wodurch seine Liebe zu ihnen verdoppelt wird. Entdecken sie mir ihr Herz, mein liebes Kind! (bey welchen Worten sie sie mit Inbrunst umarmte) ich will ihre Vertraulichkeit nicht mißbrauchen. Wäre es wohl möglich, daß eine so große Schönheit ganz unnütze seyn könnte, und daß nicht ein zärtliches Herz in ihnen wohnete? Haben sie noch niemals einen jungen Herrn zu sehen bekommen, dessen Blicke sie unruhig und ein wenig zärtlich machten? Ich kenne einen, der sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt halten würde, wenn er so viel über ihr Herz vermocht hätte. Sie müssen ihn nothwendig auch kennen, denn er ist der beständigste und liebenswürdigste von allen ihren Anbethern. Es ist der Graf von Belmonte; und ich kann sie hoch und theuer versichern, daß dieser recht wie für sie gemacht ist. In der ganzen Stadt schickt sich kein junger Herr besser, als er, sie aus diesem unlustigen und schwermügen Zustande zu reissen, in welchen sie ihre unweise Weisheit versetzt hat. Er ist sein eigner Herr; er besitzt ein sehr ansehnliches Vermögen; und es ist gewiß, daß seine natürliche Freygebigkeit, wenn vollends die Liebe dazu kommt, recht verschwenderisch werden wird: welches nicht unrecht für sie seyn würde. Sagen sie mir aufrichtig

ichtig, ob er so unglücklich gewesen ist, ihnen
icht zu gefallen?

Clarisse, die von der höllischen Beredtsam-
eit der Nerine (so hieß dieses gefährliche Weib)
chreckliche Eindrücke im Gemüthe bekommen hatte,
chtete gleichwohl die Grundsätze der Ehre und
Tugend, welche ihr die Mutter von der zartesten
Kindheit an, eingepräget hatte, noch allzu hoch,
ls daß sie einem so mißlichen Antrage hätte Ge-
hör geben wollen. Sie gestand ihr freymüthig,
aß Belmonte ihr mehr als alle andere gefiele,
nd daß sie ihn gern lieben wollte, wenn er sie
eirathete; daß er aber unter keiner andern Be-
ingung in der Welt, etwas hoffen dürfte.

Die listige Nerine suchte ihr zwar beyzubrin-
en, daß ein kluger und dauerhafter Liebeshandel
nit einem artigen Manne viel schmackhafter sey
ls die Ehe, weil diese nach einem kurzen Ge-
uß, die Liebe eines Ehemannes allezeit erkalten
asse; aber alle ihre Beredtsamkeit war verge-
ens. Als sie dieses bemerkte, so war sie viel
u schlau, als daß sie sich länger dabey hätte
ufhalten wollen; sondern sie bath nur Clarissen,
ie möchte den Grafen ein einziges mal selbst hö-
en, denn sie sey versichert, er werde ihr alles in
er Welt eingehen, wenn er ihre Schönheit erst
echt in der Nähe sähe, und die bezaubernde An-
nuth ihres Witzes und Umganges kennen lernte.
Clarisse war so einfältig, und versprach ihr, dem
Grafen diese Freude zu machen; aber mit der
usdrücklichen Bedingung, daß er ihr nicht wie-

der

der vor Augen kommen dürfte, wenn sie bemerkte, daß er Absichten wider ihre Ehre habe.

Nerine freute sich wie ein Held, der eine Schlacht gewonnen hat, und stattete sogleich dem Grafen Bericht von ihrer Unterhandlung ab. Er belohnte sie reichlich für ihre Bemühungen, und hielt es für eine ausgemachte Sache, daß, wenn er mit Clarissen nur einmal allein seyn könnte, sein Wunsch schon so gut als erlangt seyn würde, ohne daß er sich unter das schwere Joch der Ehe begeben dürfte.

Etliche Tage hernach besuchte Clarisse nebst ihrer Mutter die Nerine; und diese Kupplerinn wußte alles so artig zu karten, daß Clarisse den Grafen in einer andern Stube zu sehen bekam, ohne daß die Mutter den mindesten Verdacht hatte. Weil diese Verliebten keinen Augenblick Zeit zu verlieren hatten, so kam das Gespräch alsobald aufs Heirathen. Belmonte war nicht so dumm, seine rechte Meynung davon zu sagen, sondern er schwur seiner Schönen, daß eben dieses sein einziger Endzweck sey, und daß er seine ganze Glückseligkeit darinnen suche; aber er bath nur, sich noch ein wenig zu gedulden, bis sein alter und kränklicher Oheim, der ihn zum Universal-Erben machen wolle, vollends todt sey. Dieses Versprechen begleitete er mit Merkmalen einer so heftigen und aufrichtigen Liebe, daß Clarisse fast nicht anders glauben konnte, als daß sie mit ehestem seine Gemahlinn seyn würde. Sie fand aber doch noch für dienlich, die hitzige Liebe des künftigen Herrn Gemahls ein wenig zu

dämpfen

impfen und verrauchen zu lassen, und ihm nicht
les, was er gern fluchs in voraus gehabt hätte, zu
willigen. Sie wollte vielmehr, daß er es mit
m ehelichen Jaworte bezahlen möchte: wer be-
hlt aber gern etwas so theuer, das er schon hat?
ie erlaubte ihm nur gewisse kleine Freyheiten,
e mehr den Appetit reizen, als vertreiben kön-
n; und beym Weggehen war er so verliebt,
s jemals ein junger Herr auf Erden gewesen
yn mag.

So sinnreich auch Nerine seyn konnte, so war
ihr doch unmöglich, das verliebte Paar noch-
als in ihrem Hause zusammen zu bringen.
Vermuthlich vermied Clarisse selbst eine nochma-
ge Zusammenkunft mit dem Grafen deßwegen,
eil sie ihrem Fleische und Blute nicht viel zu-
aute. Sie sprach nur alle Abende mit ihm
urch ein Fenster, das die Aussicht in ein Gärt-
en hatte, über dessen niedrige Wand der Graf
ringen konnte; und Nerine kam täglich, brachte
larissen Liebesbriefchen, und nahm die Antwor-
n wieder mit.

Die kluge Beatrix schöpfte endlich einigen
Verdacht, daß dieses Weib so sehr oft kam, und
ellte sich vor, daß sie für ihre Tochter gefähr-
ch werden könnte. Sie ließ sich jedoch nichts
gen sie bemerken, und beschloß nur, sich wie-
r nach Rom zu begeben. Clarisse fand aber
uch in der Stadt Mittel und Wege, ihren Um-
ng mit ihm fort zu setzen. Sie sagte ihm
urchs Fenster, er solle sich alle Abende in ein
ges Gäßchen ohne Ausgang schleichen, wohin

ein

ein kleines Fenster in ihrem Hause gieng: hier wolle sie ihm ihre Briefchen herunter werfen, und seine an einem Faden hinaufziehen.

Er war viel zu verliebt, als daß er sich ihre Nachricht nicht zu nutz gemacht hätte; und diese kleine Wirtschaft währte lange so fort, ohne daß die Mutter etwas davon bemerkt hätte. Als sie aber gewahr wurde, daß dieser junge Herr alle Tage um ihr Haus herum lief, (und dieses Haus lag doch in einer Gegend der Stadt, wohin selten vornehme Leute kamen,) so nahm sie in ihren Gedanken die häufigen Besuche der Nerine auf dem Weinberge dazu, und machte sogleich den Schluß daraus, daß er ein verliebtes Absehen auf ihre Tochter haben müsse.

Sie entdeckte solches einem alten römischen Herrn, aus dem edlen Hause von Frangipani, welcher der Clarisse Pathe war, und ihre Mutter werth schätzte, weil sie in ihrer Jugend bey seiner Gemahlinn Kammermägdchen gewesen war. Dieser stellte einen treuen Bedienten, nicht weit von der Clarisse Wohnung, auf die Schildwacht; und es währte nicht lange, so erfuhr er, daß es der junge Graf von Belmonte war.

Der alte Frangipani, welcher ihn sehr wohl kannte, ließ ihn zu sich bitten, und fragte ihn, ohne viel Umstände, mit einer ernsthaften und gravitätischen Art, was er für ein Absehen mit seiner Liebe zur Clarisse habe? Als er sah, daß der junge Graf bestürzt wurde, und die Sache lieber geläugnet hätte, so sagte er: Mein lieber Herr Graf! sie sind viel zu ehrliebend, als daß sie

mir

mir Unwahrheiten vorsagen wollten. Gesetzt aber auch, sie wollten es läugnen, so liesse ich mich doch nicht hintergehen. Ich habe unläugbare Beweise von der Sache: ich weiß daß sie Clarissen lieben, und gleichwohl wissen sie selbst, daß sie keine Partey für sie ist. Aber sie wissen vielleicht nicht, daß ich ihr Pathe bin, der sich ihrer als Vater annehmen will und muß, und daß derjenige mich selbst beleidiget, der sie um ihre Ehre zu bringen suchet. Bedenken sie sich also, Herr Graf, ob sie dieses Mägdchen für gut gnug halten, sie zu heirathen, ohne auf den großen Unterschied des Standes zu sehen: und so habe ich nicht das mindeste dawider. Meynen sie aber etwa, nur ihre Bulschaft aus ihr zu machen, so bitte ich sie, lassen sie von ihr ab: sie werden mir einen großen Gefallen damit thun, und mich ihnen sehr verbindlich machen.

Belmonte ward durch diese ernsthafte und dringende Anrede sehr verwirrt gemacht. Er mischte wieder seinen alten kränklichen Oheim ins Spiel, und sagte, daß das große Vermögen, so er von ihm zu hoffen habe, wohl werth sey, daß er eine solche Heirath, in die der Oheim vermuthlich nicht willigen würde, so lange verschiebe, bis er etwa stürbe. Diese Ausflüchte brachte er mit so elender Art vor, daß Frangipani, ein Mann von großer Erfahrung und gutem natürlichen Verstande, leicht sah, daß er nicht aufrichtig redte. Er schickte also seinen Sohn zu der Beatrix, und ließ ihr sagen, daß er ihre Tochter in einer so abgelegenen Gegend der Stadt nicht für sicher gnug,

hielte; und er erböthe sich, sie so lange zu seiner Gemahlinn zu thun, bis sie etwa heirathen würde. Die kluge Mutter nahm dieses Anbiethen mit vielen Freuden an, und bath den jungen Don Flavio, seinen Herrn Vater zu versichern, daß sie diese große Wohlthat mit Freuden annehme.

Flavio, der die Clarisse (indem er mit ihrer Mutter redte) zum erstenmal sah, that die Augen bey einer so seltenen Schönheit weit auf; und ehe er wieder zum Hause hinausgieng, war er so verliebt in sie, als Belmonte selber. Er hatte schon vom weiten gehört, daß seine Aeltern von Belmonts Liebe zu diesem Mägdchen gesprochen hatten; und weil er itzt selbst in ihr Haus geschickt worden war, so kam er auf die Meynung, als sollte sie nur deßwegen in seines Vaters Haus kommen, damit dieser Graf sie mit besserm Wohlstande heirathen könnte.

In dieser Meynung, wollte er seine Liebe zu ihr so lange verspahren, bis sie verheirathet wäre. Er bekam eine andere Nerine auf die Seite, und schrieb ihr einen zärtlichen Liebesbrief, in welchem er sie bath, sie möchte ihn, wenn sie verheirathet seyn würde, zu ihrem Cavalier annehmen: (denn so heißt in Italien der Liebhaber einer Ehefrau.) Clarisse, welche viel Witz besaß, nahm sich alsobald vor, durch die Liebe, die Don Flavio zu ihr trug, ihre Heirath mit Belmonten zu befördern. Sie antwortete ihm aufs höflichste, sie nähme das Anbiethen eines so vollkommenen Cavaliers mit Vergnügen an; aber es sey eher nichts für ihn zu

hoffen,

hoffen, (wie er schon selbst sehe,) als bis sie des Grafen Belmonte Gemahlinn sey: folglich möchte er dem Herrn Grafen in seiner Liebe behülflich seyn, damit er seines Wunsches desto eher gewähret würde. Sogleich hernach meldete sie ihrem Geliebten die Liebeserklärung, die ihr geschehen, und was verabredet worden war. Sie bath ihn, er möchte Freundschaft mit dem Don Flavio suchen, um hierdurch Gelegenheit zu bekommen, sie in des Herrn Frangipani Hause zu sehen, weil Don Flavio ihn gern ins Haus bringen würde, in Hoffnung, eine Ehe, von der er sich so große Dinge verspräche, beschleunigen zu helfen.

Belmonte freute sich herzlich, hierdurch Gelegenheit zu bekommen, seine Liebste und seinen Mitbuler beyde zugleich zu betriegen. Er suchte sogleich des Don Flavio Bekanntschaft; und dieser ließ sich nicht lange bitten, weil er keine kleinere Begierde, als jener, darnach hatte. In kurzer Zeit waren sie wie Leib und Seele vereiniget; und ob sie gleich wenig oder gar keine Liebe zusammen hatten, so hätte man doch denken mögen, Orestes und Pylades wären wieder in ihnen vom Tode auferstanden.

Sobald Clarisse in des Hrn. Frangipani Hause war, so vertraute Don Flavio seine Liebe zu ihr einer jungen Person, die in des Herrn Frangipani Hause erzogen worden war, und die zwar von eben so edlem Hause als er selbst, aber dabey arm war. Da sie, wie leicht zu erachten, mit der schönen Clarisse wohl bekannt war, so bath Don

er den folgenden Abend, mit einbrechender Nacht, kommen wolle, so solle er in ihr Zimmer geführt werden. Hernach will ich ihnen sagen, was sie ferner zu thun haben. Mein Anschlag kann nicht fehlen, wenn sie meinen Rathschlägen folgen. Clarisse ließ sich alles gefallen, und schrieb an den Grafen. Noch niemals ist vielleicht ein Mensch erfreuter gewesen, als es Belmonte war, da er ihren Brief empfieng. Unterdessen gieng die falsche Vertraute des Don Flavio zu ihm, und erzehlte ihm, was sie bey Clarissen ausgerichtet haben wollte. Sie sagte, Clarisse liebte ihn; und weil sie bald verheirathet werden sollte, so würde es ihr keine Gefahr bringen können, wenn sie ihm die stärksten Beweise von ihrer Liebe gäbe. Er möchte sich also mit einbrechender Nacht in das kleine Cabinet, nach dem Garten zu, begeben, wo er sie gewiß antreffen würde.

Nach diesen gemachten Anstalten, schickte sie durch einen unbekannten Menschen einen Brief an die Mutter der Clarisse, worinnen sie ihr meldete, daß ihre Tochter Abends um zehen Uhr eine heimliche Zusammenkunft mit dem Grafen Belmonte haben werde, und daß sie also sorgen möchte, wie sie ihn vom Herrn Frangipani, auf frischer That ertappen liesse, damit ihre Tochter auf solche Art diesen artigen und reichen Cavalier zum Gemahle bekäme. Beatrix unterließ nicht, zu rechter Zeit in den Palast des Herrn Frangipani zu kommen, und Gerichtsbediente mit sich zu bringen. Sie erzehlte diesem alten gütigen Herrn, was ihr gemeldet worden war, und bath ihn, selbst mit in

das ihrer Tochter eingeräumte Zimmer zu gehen. Dieser freute sich darüber, und gieng mit ihr, nahm auch die Gerichtsbedienten mit sich. Man fand also den jungen Grafen mit der schönen Clarisse im Bette, und er erstaunte nicht wenig, daß er so viel unerwartete Gäste und Zeugen bey seiner Hochzeitlust bekam. Die Gesetze in Italien sind bey solchen Fällen sehr scharf: und Belmonte mußte Clarissen auf der Stelle seine Eheversprechung thun, nachdem er als Mann mit ihr umgegangen war. Da er sah, daß nichts dawider zu thun war, so that er es in der Güte. Er umarmte seine neue Gemahlinn, und sagte, er freue sich, daß die Gerichte so gütig wären und ihm bey seinem Oheim eine gültige Entschuldigung zu dieser Heirath gäben.

Frangipani freute sich sehr, daß alles so gut abgieng; aber seine Freude dauerte nicht lange. Clarisse sagte zur ganzen Gesellschaft, es müsse auch noch eine andere Sache zur Richtigkeit kommen; und man möchte nur mit ihr gehen, so würde man sehen, was sie meynte. Sie führte sie alle in das Cabinet, wo ihre gute Freundinn (unter der Clarisse Namen) den Don Flavio bey sich hatte. Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr der Vater sowohl, als der Sohn, in Erstaunen geriethen. Der letztere meynte, er wäre bey Clarissen; und da ers beym Lichte besah, so hatte er eine Person bey sich, die er nur für seine Freundinn gehalten hatte. Weil aber Frangipani, in Ansehung des Grafen Belmonte, auf Vollziehung der Gesetze so stark gedrungen hatte, so konnte

er,

er, ohne Verletzung seiner Ehre, nicht umhin, auch mit seinem Sohne ein gleiches geschehen zu lassen: und Don Flavio mußte seiner unerwarteten Liebsten auf der Stelle die Ehe zusagen. Und so betrogen zwey junge unerfahrne Mägdchen ein Paar Edelleute, die sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihre Liebsten und einander selbst zu betriegen.

Zweyte Geschichte von betrogenen Liebhabern.

Santi, ein Edelmann aus Parma, der in seiner ersten Kindheit von seiner Mutter wie ein Mägdchen erzogen worden war, begiebt sich Studierens halber nach Bologna. Daselbst verliebet er sich in ein junges Frauenzimmer von hohem Stande. Er bringt sich in Mägdchenskleidern in ihrer Mutter Haus, und entdeckt seiner Geliebten seine Liebe zu ihr. Aldobrandin, ein junger Edelmann, verliebet sich in ihn, weil er ihn für eine Frauensperson hält; und bringt es hernach, durch den Schutz, den er ihm leistet, so weit, daß Santi in seiner Liebe glücklich wird.

Lavinia, eine adeliche Frau in Parma, war zeitlich zur Witwe geworden, und hatte einen Sohn und eine Tochter: jener hieß Santi, und diese Octavia. Es waren nicht nur ein Paar

ausserordentlich schöne Kinder, sondern sie waren auch einander so ähnlich, daß wenn Santi sich als ein Mägdchen anzog, man ihn fast gar nicht von seiner Schwester unterscheiden konnte. Ihre Mutter, die diese Kinder fast abgöttisch liebte, ergetzte sich sehr an dieser Aehnlichkeit, und ließ den jungen Santi nicht allein völlig als eine Tochter kleiden, sondern ihn auch alle weibliche Künste lernen. Viele, wenn sie den jungen Santi in dieser Kleidung, und über solcher Arbeit sahen, liessen es sich gar nicht ausreden, daß es nicht ein Mägdchen wäre. Seine Mutter gab ihm diese weibische Erziehung bis in sein achtes Jahr; hernach ließ sie ihn wieder Knabenkleider anlegen, und in die Schule gehen, wo er die ersten Gründe der Wissenschaften erlernte. Jedermann wußte, was für Thorheiten sie mit diesem Knaben getrieben hatte, und seine Mitschüler nennten ihn nur Santine, anstatt Santi.

So lange er noch ein Kind war, verdroß ihn dieser Spottname sehr wenig; als er aber sah, daß man ihn noch immer so hieß, da er schon sechzehn Jahre alt war, so wurde es ihm unerträglich. Und weil er Herz und Ehre im Leibe hatte, so zog ihm dieser Weibsname fast täglich Händel zu, welche leichtlich verdrießliche Folgen hätten nach sich ziehen können. Seine Mutter machte sich große Unruhe darüber; und damit sie diesen Sohn, den sie so zärtlich liebte, keiner Gefahr bloßstellen möchte, so schickte sie ihn nach Bologna, um allda, unter der Aufsicht eines sehr guten Freundes von ihrem verstorbnen Manne,

der

)er ihn zu sich ins Haus nahm, und ein wachsa-
nes Auge über ihn zu haben versprach, sein Stu-
)ieren weiter fortzusetzen.

Dieser rechtschaffene Mann war mit Santi in
llen Stücken wohl zufrieden, denn er war lehr-
)egierig, fleißig, ehrliebend, und that allen seinen
Pflichten eine Gnüge: kurz, er hielt ihn für wür-
)ig, sich seiner Erziehung bestens anzunehmen.
Er verstattete ihm wenig Freyheit, und bemerkte
)och nicht, daß es ihm zur Last geworden wäre,
)der daß er freyer zu leben gewünschet hätte.

Der junge Santi nahm also in den ersten fünf
)der sechs Monathen in den Studien sowohl als
n den Leibesübungen ungemein zu; und wenn er
ie so fortgesetzt hätte, so würde er in kurzer Zeit
lle seine Mitstudierenden übertroffen haben. In-
wischen kam die Carnaval-Zeit herbey. Sein
Freund, welcher Hofmeisters Stelle bey ihm ver-
:rat, hielt es für dienlich, ihm in dieser Freuden-
zeit etwas freyern Lauf zu lassen. Er erlaubte
hm, sich mit anderen jungen Leuten zu maskiren,
und an allen Lustbarkeiten der Stadt Theil zu
nehmen, weil er hoffte, er würde hernach sein
Studieren desto fleißiger wieder vornehmen.

Damals führte das Frauenzimmer in Italien
noch kein so eingezognes Leben, wie es itzo ge-
schieht; und die Mütter gaben sich nicht die Mühe,
ihre Töchter in allen Alleen und Spatziergängen
zu begleiten. Indem nun Santi mit andern Stu-
denten überall herum lief, so bekam er von ohn-
gefähr die Flavia, eine junge Person von sehr vor-

nehmen Stande, zu sehen, welche für die schönste Person in der ganzen Stadt gehalten wurde. Santi wurde von ihrer Schönheit dermaßen eingenommen, daß er gar nicht müde wurde sie anzusehen, und daß er ihrer Kutsche den halben Tag lang nachlief, nicht allein, damit er eine so ungemein schöne Person so lange als möglich sähe, sondern auch, damit er erführe wo sie wohnte.

Des folgenden Tages maskierte er sich anders, und laurete vom frühen Morgen an, bis zum Abend, an ihrer Hausthüre, da sie erst, mit ihrer Mutter und anderm jungen Frauenzimmer, ausfuhr. Ob sie gleich sehr vermummt war, so kannte er sie doch geschwind an ihrer Stellung und Leibesgestalt. Er trieb es wieder wie den vorigen Tag; und da er immer neben und hinter der Kutsche her trabete, so war er endlich so glücklich, daß er die Mutter der Flavia ihre Freundinn, die neben ihr saß, bitten hörte, sie möchte ihr ein ehrbares Mägdchen zuweisen, die mit allerley Arbeit wohl umzugehen wisse, und die bey ihrer Tochter Flavia seyn könne.

Nicht lange hernach sah Santi, daß diese Frau, an welche diese Bitte ergangen war, in der Nachbarschaft seiner Schönen abstieg, und in ein Haus gieng. Das, was er gehöret hatte, brachte ihn auf einen Einfall, welcher vielleicht der verwegenste ist, der einem Jünglinge von seinen Jahren jemals in den Sinn gekommen ist.

Er gieng zu einem Kleiderhändler, und kaufte sich alles was nöthig war, um sich auf eine feine

aber

ber ehrbare Art als eine Jungfer anzukleiden. Des folgenden Tages gieng er, in dieser Tracht, ehr früh aus, und trug etliche halb fertige Hemden unter dem Arme. Er gieng in das Haus dieser Frau, und verlangte sie zu sprechen. Sobald er sie sah, redte er sie mit sittsamen Gebehren, und mit einer starken Erröthung im Gesichte die von seiner Kühnheit herrührte, von der Dame aber als ein Zeichen seiner Sittsamkeit angenommen wurde,) mit folgenden Worten an.

Gnädige Frau! sie werden sich vielleicht sehr wundern, daß ich mir die Freyheit nehme, sie anzugehen, da ich doch nicht die Ehre habe ihnen bekannt zu seyn. Aber man hat mir einen so grossen Begriff von ihrer Gutthätigkeit gemacht, daß ich mich, in dem betrübten Zustande, darein ich mich durch meine Einfalt versetzt sehe, an niemand besser, als an sie, zu wenden weiß. Ich bin aus einem Flecken zwischen Parma und Placenz gebürtig. Ein gewisser Edelmann, der viel Güter in dieser Gegend hat, sah mich, und fand etwas in meinen Gesichtszügen, das ihm nicht übel gefiel, so daß er mir seine Liebe antrug, und die theuersten Schwüre that, daß er sein gröstes Glück darinnen suche, mich zu heirathen. Ich junges unerfahrnes Mägdchen glaubte seinen betrieglichen Reden und Schwüren. Er sagte, er habe die wichtigsten Ursachen von der Welt, die Ehe, so er mit mir eingehen wollte, vor seinen Aeltern geheim zu halten; und es werde auch wohlgethan seyn, wenn ich bey meinen Verwandten ein gleiches thäte, damit die Sache nicht vor der Zeit

bekannt

bekannt würde. Unter diesem Vorwandte hat er mich aus meines Vaters Hause entführt und hierher gebracht. Aber ich sah bald ein, daß er mich nur um meine Ehre zu bringen suchte, welche mir doch, dem Himmel sey Dank! lieber als mein Leben ist. Sobald ich diese betrübte Entdeckung gemacht hatte, gieng ich heimlich von ihm, und beschloß fest bey mir, lieber in meinem ganzen Leben zu dienen, als mich diesem Betrüger aufzuopfern. Ich habe also gehofft, gnädige Frau! sie werden Mitleiden mit meinem Unglücke und mit meiner Unschuld tragen, und mich bey vornehmen Personen in Dienste bringen helfen, wo meine Tugend vor solchen Nachstellungen sicher seyn kann.

Santi, (welchen ich nunmehr die Octavia nennen werde, weil er sich seiner Schwester Namen beygeleget hatte,) begleitete und verstärkte diese Anrede mit etlichen Thränen. Hierzu kam seine Schönheit und eine gute Miene, welche allezeit die beste Empfehlung ist: so daß die Dame ein wahres Mitleiden mit ihm, (der vermeynten Octavia) trug. Sie erboth sich alsobald, auf eine sehr gütige Art, sie mit ihren Aeltern auszusöhnen; aber Octavia fieng noch stärker zu weinen an, warf sich ihr zu Füßen, und sagte: Meine gnädige Frau! versuchen sie dieses ums Himmels willen nicht! Ich weiß, wie hart mein Vater ist, und ich wollte mich lieber ums Leben bringen, als meiner Familie, die ich durch meine Unbesonnenheit so heftig beleidiget habe, wieder vor Augen kommen. Die Dame suchte alle ihre Beredtsamkeit

mkeit hervor, um sie des Gegentheils zu über-
den; aber Octavia blieb dabey, daß es unmög-
ch sey, und bath demüthigst, ihr lieber in ein
aus zu verhelfen, wo sie in schlechten Umstän-
en, aber doch ehrlich leben könnte.

Die Dame ließ die Octavia im Hause bleiben,
nd probierte sie den ganzen Tag in allerley Arbeit.
Sie befand sie in allen Stücken so geschickt, auch
abey so stille und sittsam, daß sie meynte, sie
önnte die Mutter der Flavia mit diesem Mägd-
hen recht wohl versorgen. Des folgenden Tages
ahm sie die Octavia mit sich zu ihr, sagte sehr
iel gutes von ihr, und brachte es mit leichter
Mühe dahin, daß sie zum Dienste der jungen Fla-
ia angenommen wurde, welche sie in wenigen
Tagen ungemein lieb gewann.

In der Carnaval-Zeit wurden in diesem Hause
llerley kleine Lustbarkeiten angestellt, bey welchen
ur junge Herren und Fräulein von den vornehm-
ten Häusern in der Stadt waren. Unter allen
ungen Edelleuten, die fast jeden Abend da waren,
hat sich keiner mehr hervor, als Aldobrandin, der
us einem der edelsten Häuser in ganz Italien her-
tammte. Er besaß, ausser den Annehmlichkei-
en des Leibes, einen so lebhaften Witz und so viel
cherzhaftes Wesen, daß er das Kleinod der Ge-
ellschaften war. Er behauptete allemal, es sey
iel mehr Vergnügen dabey, mit Kammermägd-
hen verliebt zu thun, als sich um ihre Fräulein
der Frauen zu bemühen. Er bewies seine Mey-
nung mit unzehlichen lustigen Ursachen, die aber

immer

immer etwas gründliches an sich hatten; und er bestätigte auch in der That, was er mit Worten zum Scherze behauptete. Seine Zärtlichkeit zu dergleichen Mägdchen war allemal nur im Spaße gemeynt; aber kaum hatte er die Octavia erblickt, so wurde es Ernst. Er machte ein Geschrey über ihre Schönheit, daß die ganze Gesellschaft laut lachen mußte. Octavia lachte darüber so artig, und wußte ihr Mündchen so fein zu ziehen, daß sie noch viel schöner wurde, und daß mans ihr deutlich ansah, daß sie witzig war.

Als die Mutter der Flavia ihre Verwandten an einem Abend bey sich hatte, und ihnen hernach einen kleinen Bal gab, so zog Aldobrandin die Octavia, so oft es nur möglich war, zum Tanze auf. Er war bey allen adelichen Personen wie zerstreut und stumm, und suchte nur stets Gelegenheit, mit diesem hübschen Kammermägdchen zu reden. Er sagte ihr tausend verliebte Dinge vor; aber sie nahm alles für Scherz an, und beantwortete es ihm mit Gegenscherze. Er ärgerte sich hierüber nicht wenig, und hätte gewünscht, daß er in seinem Leben nicht mit Liebessachen geschertzet hätte, bloß, damit ihm Octavia itzo alles im Ernste auslegen möchte. Aber seine Mühe war alle vergebens: sie sprach aus einerley Tone fort; so daß er mit seiner Geschäfftigkeit um die Octavia, den ganzen Abend der Gesellschaft zum Gelächter wurde.

Nachdem die Gäste weg waren, scherzte Flavia mit dem Kammermägdchen nicht wenig, daß sie

e den jungen Aldobrandin so verliebt gemacht atte, und bath sie, daß sie ihr die artigen Gehwätze, die er ihr vorgesagt, erzehlen möchte. Die verstellte Octavia hätte lieber von Aldobrans ins Liebe Gelegenheit genommen, von ihrer eigen Liebe zu reden; jedoch hielt sie es noch für zu rühzeitig, insonderheit itzo, da sie (oder vielmehr r, Santi) mit der geliebten Flavia um Mitternacht allein war, und also ihren Kräften zu wenig utraute. Octavia gab ihr also zur Antwort, sie ollten sich des Morgens früh satt darüber lachen, tzt aber bäthe sie, sich lieber zur Ruhe zu begeen. Nein, nein! sagte Flavia, ich habe noch ar nicht Lust zu schlafen: du mußt mir itzt erzehen, was ich wissen will. O! gnadiges Fräulein, sagte sie, lassen sie meine Bitte statt finden, nd legen sie sich schlafen. Die gnädige Frau würde ns reden hören: ihre Gesundheit ist ihr lieb, und ie würde mirs schlechten Dank wissen, wenn ich ie so lange vom Schlafe abhielte. Hernach ünschte sie ihr eine gute Nacht, und gieng in hre Schlafkammer, wo sie aber, weil ihr Herz nd Sinn viel zu sehr mit der schönen Flavia beschäfftiget war, wenig oder nicht schlief.

Octavia hatte kaum eine halbe Stunde im Bette gelegen, so hörte sie die Thüre öffnen, und emand ganz sachte an ihr Bette kommen. Sieief mit furchtsamer Stimme: wer ist da? Ich ins, sagte Flavia, rede heimlich, ich will diese Nacht bey dir schlafen. Indem sie dieses sagte, gte sie sich neben ihr, und umfaßte sie zärtlich it den Armen. Sie bemerkte, daß der Octavia

das

das Herz stark schlug, worüber sie mit ihr scherzte, und sagte; ey! wie bist du in Angst, Mägdchen! und du hast doch nur deines Gleichen im Bette bey dir. Wie arg würde es nicht werden, wenn es der verliebte Aldobrandin wäre, der dich umarmete? Wahrhaftig, Fräulein! sagte Octavia, (die itzt am besten fühlte, daß sie Santi war,) wenn es Aldobrandin wäre, so wären sie itzt nicht in solcher Gefahr, und ich auch nicht.

Diese Worte waren für die Flavia ein unbegreifliches Räthsel, und machten sie im höchsten Grade neugierig. Sie bath die Octavia, unter vielem Liebkosen, daß sie ihr diese Reden erklären möchte, und versicherte sie dabey, daß wenn sie von Aldobrandins Liebe reden wollte, so dürfte sie ihr nur ihres Herzens wahre Gesinnung entdecken, und sie wollte alles wie das größte Geheimniß bey sich behalten, ihr auch selbst dabey behülflich seyn. Gnädiges Fräulein, sagte Octavia mit einem starken Seufzer, ich habe bloß ihrer Verschwiegenheit nöthig; aber ich getraue mir doch nicht, es zu sagen: sie würden mich unfehlbar hassen, und aus dem Hause jagen. Diese Reden brachten die Neugier der Flavia vollends aufs äusserste, und sie schwur der Octavia, es möchte auch ihr Geheimniß seyn was es wolle, so wolle sie es dennoch verschweigen, und sie wie zuvor lieben.

Santi ließ sich durch ihre Versprechungen endlich überreden. Gut! sagte er, gnädiges Fräulein, ich will mich auf ihre Zusage verlassen, und ihre Treue auf die Probe stellen, wenn mirs auch

mein

mein Leben koſten ſollte. Ich bin keine Weibsperſon, wie ſie es glauben: ich bin ein Edelmann, der von ihrer Schönheit bezaubert iſt, und ohne ſie nicht hat leben können. Ich habe mich alſo verkleidet, um in ihr Haus zu kommen. Meine Abſicht war nicht, ihrer Ehre Fallſtricke zu legen, ſondern bloß, mir das unſchuldige Vergnügen zu machen, ſie ſtets zu ſehen, ohne welches ich lieber todt als lebendig ſeyn wollte. Sie ſehen ſelbſt die Wahrheit von dem, was ich ſage, aus der ſittſamen Art, wie ich mich gegen ſie bisher aufgeführt habe, und weil ich ihnen noch nicht das mindeſte von meiner heftigen Liebe geſagt habe; welches ihnen deutlich zu erkennen giebt, daß ich nur ihnen dienen, und ſie lieben will. Und damit ich ihnen noch einen ſtärkern Beweis davon gebe, ſo bitte ich ſie ſelbſt inſtändigſt, wieder in ihr Bette zu gehen, und mich nicht länger in einem Zuſtande zu laſſen, in welchem es mir faſt unmöglich iſt, nichts wider ihre Ehre zu unternehmen.

Flavia erſtaunte im höchſten Grade über eine Entdeckung, die ſie auf keine Weiſe hatte erwarten können. Sie war von Natur züchtig, aber auch zärtlich; und das verwegene Unternehmen dieſes Jünglings, bey welchem ſie doch eine ſo auſſerordentliche und ſchwere Mäßigung ſah, gab ihr eine ſo große und doch ſo lautere Liebe zu erkennen, daß ſie ſich für die undankbarſte und grauſamſte Perſon hätte halten müſſen, wenn ſie ihm ihre Gegenliebe verſaget hätte. Sie trug alſo kein Bedenken, ihn von ihrer Gewogenheit zu verſichern, welches ihm ein unbeſchreibliches Vergnü-

gen erweckt. Er dankte ihr mit der größten Entzückung; sie aber fand für dienlich, seinen Danksagungen und Schwüren ein Ende zu machen, und sich geschwind aus dem Bette zu begeben, um nicht die Ehrbarkeit ihres jungen Liebhabers durch ihre längere Gegenwart aus der Ordnung zu bringen. Flavia sowohl als Santi, thaten den übrigen Theil der Nacht, fast kein Auge zu, wie man leicht glauben kann. Sobald Santi aufgestanden war, kam er wie gewöhnlich, in der Flavia Zimmer. Sie wurde durch seine Gegenwart dermaßen verstöhrt, daß sie ihn eine lange Weile nicht ansehen konnte. Santi küßte ihr die Hände so oft, und versicherte sie von seiner unveränderlichen Liebe und Treue so sehr, daß sie endlich wieder in Ordnung kam.

Sie wurde durch seine Reden aufs stärkste gerührt; sie sah ihn mit sehnlichen Blicken an, und sagte: meine liebe Octavia! was kann uns unsere Liebe helfen? Es sind unüberwindliche Hindernisse dabey: ich bin schon, seit etlichen Wochen, eine Braut mit einem vornehmen Edelmanne. Ob ich ihn gleich nur zwey oder dreymal gesehen, so habe ich doch meinen Willen darein gegeben, weil ich es schon für gnug hielt, meinen Aeltern hierinnen zu gehorchen, und weil ich ihnen weder verachte noch hasse. Der betrübte Tag meiner Vermählung rückt heran, und ich sehe keine Möglichkeit, die Sache zu ändern.

Indem Santi, wegen dieser ihm schmerzlichen Neuigkeit, mehr todt als lebendig war, trat die Mutter der Flavia ins Zimmer; und er mußte

lſo ſeine Unruhe, ſo viel als möglich, verbergen. Das Geſpräch kam ſogleich auf die verliebten Bemühungen des jungen Aldobrandins um die Octavia. Nachdem ſie eine Weile ihren Scherz damit getrieben, nahm die Edelfrau eine ernſthafte Miene an, und ſagte zu dem verſtellten Kammermägdchen: Meine liebe Tochter, ich hoffe, ihr werdet die Welt ſchon in ſo weit kennen, daß ihr die verliebten Geſchwätze dieſes jungen Edelmanns nicht mehr, als ſie werth ſind, achten werdet. Er iſt ein Tändler, der allen ſolchen Mägdchen dergleichen Thorheiten vorſchwatzet, und ſie dadurch nur auszuforſchen ſuchet, wie ſie geſinnet ſind. Gnädige Frau, (antwortete Santi mit munteren Gebehrden,) beſorgen ſie nichts deßwegen. Ich habe meine ganz beſonderen Urſachen, den Mannsperſonen zu mißtrauen; und ſie können verſichert ſeyn, daß Aldobrandin an meiner Leichtgläubigkeit oder Schwachheit niemals zum Ritter werden wird. Ich bin vielmehr feſt entſchloſſen, in meinem Leben niemand als die ſchöne Flavia zu lieben, und ich ſchwöre ihnen, wenn ich eine Mannsperſon würde, daß ich keine andere Frau, als ſie, haben möchte. Die Edelfrau lachte laut über den luſtigen Einfall der ſogenannten Octavia, und ſagte: Ich wollte ſie euch auch mit Freyden geben, mein gutes Kind, wenn ihr eine Mannsperſon würdet. Flavia hat ſchon ſo viel zu leben, als nöthig iſt, und ſie hätte alſo nur einen Mann nöthig, der ſie ſo herzlich liebte, wie ihr ſie zu lieben ſcheinet. Wie? gnädige Frau! (fuhr Octavia in ihrem ſcherzhaften Tone fort,) ſie wollten ſie mir wirklich geben,

wenn ich so glücklich wäre, daß mich ein Hexenmeister zur Mannsperson machte? Ja, ja! sagte sie, verlasset euch auf mein Wort; ich bin niemals gewohnt, es zu brechen. Hierauf gieng sie fort, und ließ die jungen Verliebten allein. Santi machte von diesem Augenblicke an, seine Anschläge, wie er sich dieses scherzhafte Versprechen im Ernste zu nutz machen könnte.

Unterdessen gab Aldobrandin der Octavia beständig die stärksten Merkmale von seiner Liebe zu ihr. Sie sah deutlich, daß er nicht scherzte. Und weil sie an diesem jungen Herrn unzehliche gute und liebenswürdige Eigenschaften fand, so bedauerte sie ihn, daß er so unrecht bey ihr ankam. Als er ihr einsmals mehr als sonst anlag, so sah sie ihn mit unverwandten Augen an, und sagte: Aldobrandin! lieben sie mich wirklich, und ohne Scherz? Meine liebste Octavia! sagte er, ists möglich, daß sie noch daran zweifeln können? Ich liebe sie, daß ich rasend werden möchte. Stellen sie mich auf die Probe: ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich ihnen alles zu gefallen thun will, was nur in menschlichen Kräften steht. Vielleicht (sagte Octavia) sprächen sie nicht so frey mit mir von ihrer Liebe, wenn sie mich kännten. Aber es hat nichts zu bedeuten, ich vergebe es ihnen herzlich gern, und ich will ihren Diensteifer auf die Probe stellen. Es wird sich eher, als sie es denken, Gelegenheit dazu finden; aber ich sorge, sie werden hernach anderer Meynung werden.

Der arme betrogene Liebhaber versicherte sie hierauf aufs neue, daß er sein Wort unfehlbar

und

ınd ohne alle Ausnahme halten wollte, wenn ſie hm nur nichts zumuthete, das für einen Cava- ier unanſtändig wäre: denn auſſerdem wolle er hr auch ſein Leben mit Freuden aufopfern. Kaum atte er ihr dieſes Verſprechen gethan, (deſſen ſie ich zu rechter Zeit zu bedienen entſchloſſen war,) o traten Muſicanten ins Zimmer. Octavia nachte den Augenblick einen Anſchlag, der nicht veniger ſinnreich als verwegen war, und der ihr glücklich von ſtatten gieng. Sie ſchlug dem jun- gen Aldobrandin vor, er möchte die Kleider mit hr verwechſeln, welches er ſich gern gefallen ließ. Octavia ſah in dem prächtigen Kleide dieſes jun- gen Herrn (ob ſie ſich gleich zum Gange und Re- verenzmachen einer Mannsperſon dumm ſtellen vollte,) ſo ungemein wohl aus, daß der ver- iebte Aldobrandin nur immer mehr von ihr bezau- vert wurde. Eben dieſelbe Wirkung that ſie auch ney der liebenswürdigen Flavia, welche vielleicht ben ſo ſehr, als ehemals Pſyche, da ſie ihren geliebten Cupido zuerſt ſah, von ihres Liebhabers Schönheit gerührt wurde.

Aldobrandin gab der Geſellſchaft nicht wenig u lachen, da er mit kleinen Schritten einher gieng, ien Mund klein zog, und ſich mit Stellungen ınd Mienen zierte; Octavia hingegen ſpielte zu ver Flavia Füßen, die Perſon ihres Liebhabers, um größten Erſtaunen ihrer Mutter, da ſie be- nerkte, daß dieſes vermeynte Mägdchen alle Re- ien und Gebehrden eines ſterblich Verliebten ganz vollkommen nachzuahmen wußte.

Nachdem diese lustige Comödie etliche Stunden gewährt hatte, fragte Octavia die adeliche Mutter, mit freyer und artiger Manier, ob sie sich ihres Versprechens, welches sie ihr vor einiger Zeit gethan, noch erinnerte, daß sie ihr die Flavia zur Gemahlinn geben wollte, sobald sie zur Mannsperson werden würde? Das weiß ich noch wohl, sagte die Dame, und ich will mein Wort halten, sobald dieses Wunderwerk geschehen seyn wird. Ich halte sie also bey ihrem Worte, gnädige Frau, (sagte Santi): diese glückliche Zeit ist schon erschienen, wie sie mit Augen sehen. Ich dringe hiermit auf Erfüllung ihres gnädigen Versprechens. Wollen sie mir Flavien zur Gemahlinn geben? Von Herzen gern, mein schöner Cavalier, sagte die Dame, wenn anders meine Tochter selbst will. Ich wollte sie auch fast versichern, daß ihr Bräutigam, der in wenigen Tagen kommen soll, nicht eifersüchtig auf sie werden wird; aber ich will meine Tochter nicht zwingen. So muß ich also, sagte Santi, bey meiner Flavia selber nachfragen; und hierauf redte er sie also an: Was habe ich zu hoffen, gnädiges Fräulein? sagen sie mirs, aber recht aufrichtig! wollen sie mich zum Gemahle haben? Herzlich gern, antwortete Flavia. Und ich, sagte Santi, nehme sie auch von ganzer Seele gern zur Gemahlinn. Die sämmtliche vornehme Gesellschaft sey Zeuge. Hierauf zog er einen kleinen Ring vom Finger, und steckte ihn der Flavia an; und sie gab ihm einen viel schönern Ring wieder. Aber, meine gnädige Frau, (sagte Santi) es ist hieran noch

nicht

nicht gnug: ich muß nun auch, mit ihrer gütigken Erlaubniß, diese Nacht bey meiner Gemahinn schlafen, denn ich mag kein Ehemann bloß n der Einbildung seyn. Auch dieses lasse ich mir ern gefallen, sagte die Dame, und es ist nicht nehr als billig. Wie wollte ich euch wehren, ozu ihr so großes Recht habt?

Aldobrandin zog, unter währender dieser luligen Comödie, die verstellte Octavia etliche mal um Tanze auf, nur damit er recht oft Gelegenheit hätte, mit ihr zu sprechen. Sie, ihres Theils, hatte die wichtigsten Ursachen, sich hierinnen gefällig gegen ihn zu erzeigen, und ihm überhaupt lle ersinnliche Merkmale von ihrer Freundschaft nd Hochachtung zu geben. Ehe die Gesellschaft us einander gieng, bath sie ihn, daß er ihr den olgenden Tag eins von seinen Kleidern schicken möchte, weil sie dessen zu einer neuen Comödie nöthig hätte. Nachdem sie alle weg waren, hörte Octavia nicht auf, die Dame ihre liebe Schwieger-Mama zu nennen; und endlich legte sie sich m vollen Scherzen mit ihrer neuen Gemahlinn zu Bette. Diese gebehrdete sich auch ziemlich wie ine Braut, die das erste mal mit dem Bräutigam zu Bette geht: welches (nach der Dame sehr rrigen Meynung) vollends der größte Spaß war. Santi, der nun die Comödie gewöhnlichermaßen nit Vollziehung der Ehe beschliessen wollte, wie s für ihn ohnedieß von größter Nothwendigkeit ar, machte sich kein Bedenken mehr daraus, lles in rechtem Ernste bey der Flavia zu thun, as sich bey einer Braut gehört und gebührt; und

der Leser mag selbst errathen, ob diesem verliebten Paare die Nacht lang wurde.

Endlich erschien der gefährliche Tag, an welchem der Bräutigam der Flavia in Bologna erwartet wurde; und der verliebte Santi erzitterte mehr als einmal davor. Die sämmtlichen Anverwandten vom Hause kamen zusammen, um der Eheverlöbniß beyzuwohnen. Santi wurde blaß, wie eine Leiche, als er im Hause ruffen hörte, daß der Herr Marquis zur Treppe hinauf gienge. Er näherte sich unvermerkt dem jungen Aldobrandin, drückte ihm die Hand, und sagte heimlich zu ihm, er werde ihn itzo auf die Probe stellen, und er wünschte, daß er sich wohl dabey halten möchte. Hierauf gieng er aus dem Zimmer. Aldobrandin kam auf die Gedanken, es müsse Octavia etwa eine vornehme Person seyn, die Anspruch auf den Bräutigam der Flavia mache, und sich deßwegen in verstellter Tracht in dieses Haus begeben habe, um diese Vermählung zu hintertreiben. In dieser Meynung wurde er noch mehr bestärkt, als er sie, in einen Cavalier verkleidet, (wozu sie seine Kleider gebraucht hatte) wieder ins Zimmer treten sah. Kommet, mein Sohn, sagte die Dame, sobald sie ihn sah: hier ist der Liebhaber eurer Gemahlinn. Fraget ihn, ob er auch seine Einwilligung in eure Ehe mit ihr geben will. Gnädige Frau, sagte Santi sehr ernsthaft, ich brauche seine Einwilligung gar nicht: die Ehe ist auf alle Art und Weise vollzogen, nachdem sie ihren Willen darein gegeben haben. Der Marquis wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. Er war

aus

as Parma, und hatte den Santi beym erſten nblicke gekannt. Die Dame konnte ſich des La- ens nicht enthalten, als ſie den Marquis ſo be- ürzt ſah. Endlich ſagte ſie zu ihm: er dürfe ar nicht auf dieſen jungen Cavalier eiferſüchtig erden, weil er nur ein verkleidetes Mägdchen y. Ich weiß wohl, gnädige Frau, ſagte der Marquis, daß dieſer junge Edelmann in ſeiner Kindheit wie ein Mägdchen erzogen worden iſt. Ich kenne ihn ſehr wohl, er heißt Santi; wir ind mit einander in die Schule gegangen: und alſo verdunkeln ſie mir das Räthſel nur immer nehr, anſtatt daß ſie mirs auflöſen wollen. Ach! chrieh die Edelfrau, ſo bin ich betrogen! wor- auf ſie kein Wort mehr reden konnte. Der Mar- quis ſah den jungen Santi grimmig an, und agte: Wie? du weibiſches Kerlchen! biſt du ſo rech, dieſes vornehme Haus ſo zu betriegen? und du weißt doch nur mit der Nehnadel umzugehen. O! ſagte Santi, ich kann auch noch mit dem Degen umgehen, (bey welchen Worten er die Hand herzhaft ans Gefäß legte.) Allein, die Wuth der ſämmtlichen Herren war ſo groß, und ſie eilten alle dermaßen, den Schimpf zu rächen, daß Santi gewiß untergelegen hätte, wenn nicht Aldobrandin, der um des großen Anſehens ſei- nes Hauſes willen, überall in Ehren gehalten wurde, mit dem bloßen Degen vor den Santi getreten wäre. Halten ſie ein, meine Herren! ſchrieh er, oder ſeyn ſie verſichert, daß ich dieſen Cavalier bis auf meinen letzten Blutstropfen ver-

theidigen werde. Ich hoffe sogar, Freunde in dieser Gesellschaft zu finden, die mir in dem, wozu mich die Ehre itzt nöthiget, beystehen werden.

Als Santi sah, daß diese Reden die Wuth seiner Feinde ein wenig gestillt hatten, so warf er sich geschwind der adlichen Dame zu Füßen. Er bath sie, wegen seines Betrugs, in den beweglichsten Ausdrücken um Vergebung, und machte eine rührende Beschreibung von seiner heftigen Liebe zur Flavia, die ihn so weit gebracht hatte, sich als ein Mägdchen in ihr Haus einzuschleichen. Flavia brachte auch ihre demüthige Bitte bey ihr an, und rührte ihr Mutterherz am meisten, als sie ihr erzehlte, wie züchtig Santi sich gegen sie aufgeführt, und sogar ihre Umarmungen abgehalten hatte, (als sie des Nachts zu ihm ins Bette kam, weil sie ihn noch für eine Weibsperson hielt.)

Mit dem Marquis hielt es am schwersten, ehe er befriediget wurde. Aber Aldobrandin, welcher seinem lieben Santi nicht bloß zur Hälfte gedient haben wollte, sagte zu diesem Herrn, (der ohnedieß mehr aus Eigennutz, als aus Liebe, diese Heirath eingehen wollte,) er sehe wohl, daß die Sache nicht mehr zu ändern stehe, und daß seine Klugheit nothwendig erfordere, kein Lärmen darüber zu machen. Ueberdieß machte er sich anheischig, ihm zur Heirath mit seiner Schwester zu verhelfen, welche sehr schön war. Der Marquis

quis ließ es ſich endlich gefallen, vermuthlich, weil er wußte, daß er in keine Familie heirathen könnte, die ihm ſein Glück beſſer zu machen vermögend war, als eben dieſe.

Santi war wegen des edelmüthigen Bezeigens des jungen Aldobrandis vor Freuden ganz auſſer ſich. Er umarmte ihn mit thränenden Augen, und ſchwur ihm eine ewige Freundſchaft zu. Sein großmüthiger Wohlthäter beantwortete deſſen Dankſagungen mit einer Art, die ihm ſeine Freundſchaft noch ſtärker zuzog. Er verſprach ihm auch, ſeine ganze Familie dahin zu bewegen, ſich alle Mühe zu geben, daß er dem Hauſe, in welches er aufgenommen worden, die größte Ehre machen möchte.

Als endlich die Ruhe in der Geſellſchaft völlig wieder hergeſtellt war, ſo bath man den glücklichen Santi, alles umſtändlich zu erzehlen, warum und wie er ſich in dieſes Haus eingeſchlichen; auch, wie er in weiblichen Künſten ſo geſchickt habe werden können. Er erzehlte hierauf mit allen Umſtänden, wie er in der Kindheit von ſeiner Mutter erzogen worden; und dabey erwähnte er auch die auſſerordentlich große Aehnlichkeit zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter Octavia, von welcher er den Namen entlehnt hatte. Aldobrandin ſpitzte bey dieſer Erzehlung die Ohren ſehr. Er bath ſeinen Freund Santi, er möchte mit ihm eine Reiſe nach Parma thun, um ſeine Schweſter kennen zu lernen;

nen; und er möchte den Vorwandt dabey brauchen, als suche er nur seiner Mutter den Kummer zu benehmen, weil sie seit mehr als vier Wochen keine Nachricht von ihrem Sohne gehabt, und also höchst erfreuet seyn werde, sein Glück durch ihn selbst zu erfahren.

Santi konnte einem so liebenswürdigen Freunde nichts abschlagen. Sie reisten mit einander nach Parma. Aldobrandin fand an der wahren Octavia eben dieselbe Schönheit, mit der ihn die nachgemachte so sehr bezaubert hatte, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Schönheit noch viel feiner war. So bald er sie gesehen hatte, so liebte er sie schon, und es schien, als liebte er noch die vorige Person. Er hielt um sie zur Ehe an, und sie wurde ihm nicht schwer gemacht. Also mußte es sich fügen, daß Santi durch eine Verwegenheit, die vielleicht nicht ihres Gleichen hat, sich selbst und seine ganze Familie glücklich machte.

Dritte Geschichte
von
betrogenen Liebhabern.

Eine vornehme Frau zu Neapolis, die sich in einen Doctor der Arzneykunst verliebt hatte, legte sich eine Vertraute zu. Diese betrog die Frau, und wurde auch ihres Gemahls Vertraute. Der Mann rettete seine Ehre, und rächte sich an seiner Frau, ohne Dolch und Gift, aber auf eine seltsame Art.

Don Fabio, ein reicher Edelmann zu Neapolis verliebte sich in die junge Camilla, und bekam sie, nachdem er ordentlich um sie angehalten, zur Ehe. Zwey Jahre hernach wurde Camilla krank. Es lebte damals zu Neapolis ein Doctor der Arzneykunst, der erst drey und zwanzig Jahre alt war, der aber für den berühmtesten Arzt in ganz Italien gehalten wurde. Er war von sehr schöner Leibesgestalt; hatte schwarze und lebhafte Augen, ein rundes und völliges Gesicht, und dabey ein sehr scherzhaftes Wesen. Dieser Doctor curierte die Camilla in einer Zeit von dreyen Wochen, ungeachtet ihre Krankheit sehr langwierig zu werden geschienen hatte. Das schlimmste war, daß er sie zwar

am

am Leibe geheilt, aber am Gemüthe krank gemacht hatte.

Kurz und gut zu sagen: Camilla hatte sich in ihren Doctor verliebt, und zwar recht stark verliebt, weil er ihr gar zu hübsch und galant vorkam. Weil sie aber bisher stets als eine ehrbare Frau gelebt hatte, so wandte sie alle ihre Kräfte an, diese heftige Liebe in sich zu unterdrücken; aber sie that nichts, als wider den Strom schwimmen: so daß sie endlich dieser blinden und unbesonnenen Leidenschaft, die sich ihres Herzens bemeistert hatte, gezwungner Weise nachgeben mußte.

In diesem Zustande schrieb sie einstens einen Brief an ihren Doctor, worinnen sie ihn bath, zu ihr zu kommen, und eine andere Cur mit ihr anzufangen. Sie beschrieb ihm ihre Krankheit aufs beste, und ersuchte ihn, ihr aufs geschwindeste zu helfen. Um ihm diesen Brief recht listig beyzubringen, machte sie einen gewissen Pasteteteig, der bey vornehmen Personen in Italien sehr geliebt wird. Man macht diesen Teig mit Fleische von Kappaunen, Rebhünern, und anderm Federwildperte: alles dieses stampft man, und drückt es durch ein Haarsieb; hernach thut man Würznäglein, Zimmt, Ingber, Pistacien, Pinien, Moscus, und gewisse abgezogne Wasser dazu, u. s. w. Aus diesem Teige machte sie Pastillien. Sie nahm ein feines Körbchen, legte ganz unten ein Briefchen hinein, und füllte es hernach mit diesen Pastillien, auch noch mit eingemachten Früchten, und mit Confecte voll, und

deckte

deckte einen blauen Damaſt mit goldenen Franſen darüber.

Da alles fertig war, rief ſie ihr Kammermägdchen, und ſagte: meine liebe Silene, du weißt, daß ich dir jederzeit günſtig geweſen bin; und itzt wirſt du vollends recht davon überzeugt werden können, wenn du ſehen wirſt, wie vertraut ich mit dir umgehe. Ich traue deiner Redlichkeit zu, daß du verſchwiegen ſeyn wirſt, und deiner Klugheit, daß du die Sache recht geſchickt ausführen wirſt. Du kenneſt den Herrn Doctor, der mich curiret hat, und du weißt auch wo er wohnet. O! der ſchöne Mann! der verdient es wahrhaftig, daß man ihm günſtig iſt! Ich liebe ihn, mein gutes Kind! und leide ſo viel um ihn, daß ich nicht länger ohne ihn leben kann. Geh zu ihm, ich bitte dich herzlich, und bringe ihm dieſes kleine Geſchenk von meinetwegen. Sage ihm, es ſey dieſes nur ein kleines Merkmahl von meiner Liebe zu ihm, und er möchte es nicht nach ſeiner Kleinigkeit ſchätzen. Sage ihm alles ſchöne, das dir dein eigner Witz eingeben kann: denn ich weiß wohl, was du für eine gute Einbildungskraft, auch für ein gutes Mundwerk haſt. Führe bey ihm das Wort für mich; und wenn er ſich nicht wollte zur Liebe bewegen laſſen, ſo ſuche ihn zum Mitleiden zu bewegen. Dein Glück iſt ſchon gemacht, wenn du mir dieſen Dienſt thueſt; und ſey verſichert, daß ich dir ſtets mit allem was ich habe, zu dienen bereit bin. Aber, damit nicht etwa der Brief, den ich unten in das Körbchen gelegt habe, in unrechte Hände komme, ſo ſage es

ihm,

ihm, daß er ein eigenhändiges Schreiben von mir finden werde, und bitte ihn, mir mündlich oder schriftlich geneigte Antwort darauf zu geben.

Madame, antwortete Silene, ich danke ihnen für das gütige Vertrauen, so sie hierdurch gegen mich zeigen, und ich werde alles getreulich ausrichten. Sie dürfen mir nur befehlen, ich werde ihnen mit Vergnügen in allem gehorsam seyn. Der Herr Doctor, dem ich ihr Geschenk bringen soll, heißt wie ich glaube, Ducillo. Ich weiß auch schon seine Wohnung, und ich will diesen Augenblick zu ihm gehen.

Silene trat alsobald ihre Gesandtschaft an; und Camilla erwartete die Antwort ihres lieben Herrn Doctors mit Schmerzen. Kaum hatte das Mägdchen den halben Weg zurück gelegt, so fügte es sich, daß Don Fabio, Gemahl der Camilla, der eben itzo bey einem Freunde war und zum Fenster heraus sah, sie auf der Gasse ansichtig wurde. Er rief ihr etliche mal nach einander; aber Silene, die schon bey ersten Ruffe, ihres Herrn Stimme erkannt hatte, stellte sich als ob sie es nicht hörete, und lief noch viel hurtiger als erst. Dieses verdroß ihren Herrn, und er schickte geschwind seinen Bedienten nach ihr, der sie zurückholen mußte.

Als Silene kam, so nahm Don Fabio das Körbchen, und fragte, zu wem sie es bringen sollte. Zu dem berühmten Herrn Doctor Ducillo, sagte sie sehr erschrocken. Sehr wohl! sagte Don Fabio; aber wir wollen auch ein wenig nachsehen, was

was darinnen ist. Er nahm die Decke ab, und sah die schönen Pastillien, die seine Frau Gemahlinn dem Herrn D. Ducillo zugedacht hatte. Er kostete eine, und bewunderte ihren vortrefflichen Geschmack. Er gab auch seinem Freunde etliche davon; und dieser versicherte, daß er in seinem Leben keine so delicaten gegessen hätte. Sie setzten sich also mit einander hin, und leerten das Körbchen, auf Gesundheit des Herrn Doctors, ganz aus. Unterdessen stand Silene Todesangst aus, und wußte nicht, wie sie sich gebehrden sollte. Don Fabio gab ihr Eingemachtes und Confect; aber es schmeckte ihr alles so bitter wie Galle, und es schien, (nach ihrem Gesichte zu urtheilen,) als wenn sie Pillen einnähme.

Endlich fand auch Don Fabio das Briefchen, und nahm sich die Mühe es zu lesen. Er sah daraus, was seine Frau Liebste ihm für eine Ehre anthun wollte, und wunderte sich nicht wenig darüber. Anstatt aber daß er, nach Gewohnheit seiner Landsleute, auf Gift oder Dolch hätte denken sollen, dachte er vielmehr auf einen artigen Possen, den er ihr spielen wollte, und welcher itzo erzehlt werden soll.

Er gieng mit seinem guten Freunde und Gevatter, bey dem er war, beyseite, und ersuchte ihn, in des Herrn Doctors Namen eine verliebte Antwort zu schreiben. Unterdessen (sagte er) will ich mit Silenen hier ins kleine Nebenzimmer gehen, und die nöthige Verabredung mit ihr nehmen.

Silene war ein hübsches Mägdchen von achtzehn bis zwanzig Jahren. Don Fabio hatte schon mehr als einmal mit ihr freundlich gethan und ihr allerley kleine Caressen gemacht. Sie hätte es auch gern weiter kommen lassen, wenn er, aus großer Liebe zu seiner Gemahlinn, selbst Lust gehabt hätte. Da er aber einmal sah, wie sie sich gegen ihn aufführte, so machte er sich kein Bedenken mehr, und genoß alles von Silenen, was man von hübschen Mägdchen genieſſen kann. Nachdem sie beyde so gute Freunde geworden waren, ließ sie sich auch leichtlich bereden, ihrer Frau in andern Stücken untreu zu werden. Sie versprach ihrem Herrn und Liebhaber, daß sie ihm alle Briefe, von seiner Frau an den Doctor, ausliefern wollte.

Kaum war dieses alles geschehen und verabredet worden, so kam der Gevatter Don Fabio mit seiner in des Doctors Namen geschriebenen Antwort an die Camilla. Sie gefiel dem Don Fabio sehr wohl; er ließ sie zusiegeln, und stellte sie dem Kammermädchen zu. Diese brachte sie ihrer Frau mit Lachen und Scherzen; und Camilla erfreute sich noch mehr darüber.

Camilla war ehedem auf Silenen ein wenig eifersüchtig gewesen, weil ihr Gemahl bisweilen zu freundlich mit ihr gethan hatte. Seit dem ihr aber der Herr Doctor so wohl gefiel, ließ sie dem Don Fabio die gröſßte Freyheit. Sie bekümmerte sich nicht im geringsten darum, was zwischen ihm und diesem Mägdchen vorgieng,

ſondern dachte nur ſtets auf ihren ſchönen Doctor Ducillo. Wenn ſie ſich gegen Silenen gütig erzeigte, wie ſie es wirklich that, ſo that ſie es nur um des Doctors willen, und weil Silene ein Werkzeug ihres Vergnügens ſeyn ſollte. Dieſe Umſtände kamen ihrem Gemahle gut zu ſtatten, und er machte ſie ſich alle Tage zu nutz. Camilla liebte einige Zeit den Doctor ſchriftlich, und ihr Gemahl Silenen wirklich.

Endlich wurde Don Fabio begierig zu ſehen, wie weit ſie ihre Liebe zum Doctor treiben würde. Der Vater des Don Fabio hatte kurz vor ſeinem Tode einige Landgüter bey Capua gekauft; und da er einsmals die Kaufſchriften unter ſeinen Papieren ſuchte, ſo fragte ihn Camilla, ob er ſie nöthig habe? Ja, ſagte er, ich bekomme einen Proceß wegen dieſer Güter, und ich muß deßhalber, binnen drey Tagen, ſelbſt nach Capua.

Camilla hörte dieſes mit großem Vergnügen, und nahm ſich ſogleich vor, die Abweſenheit ihres Gemahls nicht fruchtlos für ihre Liebe abgehen zu laſſen, und den Herrn Doctor zu ihrem Ehe-Subſtituten zu machen. Sie ſchrieb ihm alſo, und gab ihm von dieſer fröhlichen Zeitung Nachricht, um ihm einen kleinen Vorſchmack von ſeinem bevorſtehenden Vergnügen zu geben. Sie übergab dieſen Brief ihrer untreuen Vertrauten, welche ihn dem Don Fabio überbrachte. Dieſer ließ ſogleich eine Antwort in des Doctors Namen aufſetzen, in welchem er eine gewaltige Begierde ſie zu umarmen blicken ließ, ſich auch die glück-

selige Stunde zu wissen ausbath, in welcher er kommen solle.

Unterdessen bestellte sich Don Fabio bey einem Apotheker Laxier-Pillen, die ihre Wirkung auf eine gewisse Stunde thun sollten. Am folgenden Morgen verreiste er (aber nur zum Scheine) nach Capua. Als die Pferde für ihn und seinen Kammerdiener bereit standen, so nahm er bey seinem lieben Weibchen Abschied. Sie weinte, obgleich aus Freude, und bath ihn herzlich, er möchte ja recht bald wiederkommen, denn sonst betrübte sie sich ganz gewiß zu Tode. Don Fabio that auch sehr kläglich, und man hätte schwören sollen, daß sie beyde an dieser betrübten Trennung sterben würden: in der That aber hatten sie einander nur zum Narren.

Don Fabio ritt durch ein Thor zur Stadt hinaus, und durch ein anders wieder hinein. Er stallte seine Pferde in einem Gasthofe am Ende der Vorstadt ein, und gab seinem Diener Befehl, nicht eher von dort wegzugehen, bis er wiederkäme. Er gieng zu seinem Gevatter, und ließ einen neuen Brief in des Doctors Namen an die Camilla schreiben, in welchem er sie bath, daß sie kein Licht im Zimmer haben möchte, wenn er so glücklich seyn würde, sie zu besuchen. Camilla antwortete ihm, es sollte geschehen; und sie setzte noch hinzu, es werde auch am besten seyn, wenn sie nichts mit einander sprächen, damit nicht jemand von den Bedienten etwas hören könnte.

Als die Stunde der verliebten Zuſammenkunft kam, ſo gieng Don Fabio (nachdem er die Purgier-Pillen zu gehöriger Zeit eingenommen hatte,) zur Camilla, und hatte ſich in einen Mantel eingehüllet, der mit wohlriechenden Waſſern beſprengt war. Silene, die nach dem Befehle der Camilla auf der Schildwacht ſtand, machte ihm ganz ſacht die Thüre auf. Als er in das Zimmer zu ihr kam, ſo empfieng ſie ihren vermeynten Doctor, den ſie längſtens mit Schmerzen erwartet hatte, mit offenen Armen, fiel ihm um den Hals, küßte ihn, und zog ihn ſelbſt aufs Bette.

Nach vielen Küſſen und anderen Careſſen, ſchritten ſie, wiewohl ſpielend, zur Hauptſache; legten ſich auch bald hernach ins Bette. Nach dieſen Begebenheiten fiengen die Pillen beym Don Fabio ihr Spiel im Leibe an. Er ließ heftiges Bauchgrimmen an ſich ſpühren, wandte ſich von einer Seite zur andern, und ſeufzte und ächzte ſehr oft. Damit ſeine Stimme anders klingen möchte, hatte er ſich in beyde Backen ein wenig Baumwolle geſteckt, ſo daß ihn Camilla unmöglich am Reden erkennen konnte. Ach! mein Gott! ſagte er, ich bin des Todes! Ich gedachte itzt der glückſeligſte Menſch auf der Welt zu werden, und ich bin vielleicht der unglücklichſte unter der Sonne. Ach! Madame! ich ſtehe unglaubliche Schmerzen aus.

Ich erſtaune, ſagte Camilla, und betrübe mich von Herzen darüber. Was iſt ihnen denn widerfahren, mein liebſter Ducillo? Ach! Ma-

dame! sagte er, sie müssen mir einen Possen gespielt haben. Hier muß Zauberey dabey seyn: ein solches erstaunliches Uebel kann nicht von natürlichen Ursachen herkommen. Mit einem Worte, ich bin ein betrogner und ein unglücklicher Liebhaber, beydes zugleich!

Camilla, die nicht mehr wußte was sie denken sollte, gab sich alle Mühe von der Welt, ihm Linderung zu verschaffen, und seine irrige Meynung zu benehmen. Sie wärmte ihm Tücher, und wollte ihm auch Arzney eingeben. Aber er wollte nichts zu sich nehmen, und that nichts als wehklagen. Als er endlich fühlte, daß die Operation der Pillen auf dem Wege war, so stand er auf, und balsamirte die Camilla im Gesichte und Busen durch und durch. Nunmehr stellte man sich vor, in welchem Zustande sie nach dieser Ueberschwemmung war. Aber ihr garstiger Anschlag verdiente auch eine solche Strafe.

Don Fabio ließ es hieran noch nicht gnug seyn. Unter dem Vorwandte, daß sie ihn behext hätte, gab er ihr unzehliche Schimpfreden, und begegnete ihr, wie dem liederlichsten Weibsbilde. Auch an Worten ließ ers noch nicht bewenden, sondern er gab ihr zur Zugabe, so viel Schläge und Stöße, daß ihr Maul und Nase auflief.

Nach dieser schönen Expedition zog er sich, unter beständigem Wehklagen an, fluchte und tobte auch dazwischen, wie ein besessener Mensch. Als er sich angekleidet hatte, ließ er sie so, wie sie war, gieng zu seinem Gevatter, und lachte sich

mit

mit ihm, über den Poſſen, den er ihr geſpielt hatte, recht ſatt; obgleich Camilla zu Hauſe nicht Luſt zu lachen haben mochte.

Als Silene gewahr wurde, daß ihr Herr fort war, ſo eilte ſie zu ihrer Frau, und fand ſie in Umſtänden, die ich aus Ehrbarkeit nicht beſchreiben will. Sie lief ſogleich nach Waſſer, um ſie zu waſchen, und brachte ihr (fürs große Schrecken) ein Glas mit gutem abgezognem Waſſer, von dem ſie auch ſelber etliche gute Schlücke zu ſich nahm.

Vier Tage hernach kam Don Fabio mit ſeinem Bedienten wieder nach Hauſe, und wandte vor, es habe ſein Anwalt den Proceß durch einen gütlichen Vergleich abgethan. Sobald er ins Haus trat, erkundigte er ſich nach ſeiner wertheſten Gemahlinn. Sie kam, aber in ſehr betrübten Umſtänden. Don Fabio, der ſich im höchſten Grade erſtaunt ſtellte, kreuzigte und ſegnete ſich etliche mal: denn ſie war ſo ſchrecklich zugerichtet, daß ſie kaum kenntlich war. O Himmel! rief er, woher rührt ein ſo unglücklicher Zufall? Ach! mein Allerliebſter! (ſagte ſie) ich bin faſt des Todes geweſen. Ich wollte Spitzen auf einen Schnur hängen, und darüber fiel ich vom Stuhle herunter auf mein Geſicht. Sieh! ſo unſchuldig bin ich zu dieſem Unglücke gekommen.

Da ſiehſt du alſo, meine gute Frau! ſagte er, was daraus entſteht, wenn du willſt Dinge vornehmen, die ſich nicht für dich ſchicken. Und warum halte ich denn ſo viel Mägde, und laſſe mirs ſo viel koſten, wenn ſie dir nicht die Arbeit

erspahren sollen? Hierauf erzürnte er sich auch über die Magde, und schalt sie derb aus. Nachdem sein Zorn vorbey war, so fragte er, ob das Essen bereit wäre, (denn es war Mittag); und als man sogleich das Essen auftrug, so setzte er sich zu Tische, und aß mit gutem Appetit.

Nach der Mahlzeit gieng er spatzieren, und dachte auf einen neuen Auftritt in seiner Comödie. Er gieng zum Herrn Doctor Ducillo, um ihm (wie er vorgab) seinen Besuch abzustatten. Er dankte ihm erst, daß er seine Gemahlinn vor einiger Zeit so glücklich curiret hatte, und bath ihn, daß er den folgenden Tag, in seinem Hause mit ihm essen möchte, welches sich der Doctor gefallen ließ.

Als Don Fabio wieder heim kam, so gieng er in seiner Gemahlinn Zimmer, und sprach erst von allerley Dingen mit ihr; kam aber hernach auf die schöne Cur, so Herr Doctor Ducillo an ihr verrichtet hatte. Ich begegnete ihm diesen Nachmittag von ohngefähr, sagte er, und dankte ihm nochmals aufs beste. Es ist in Wahrheit ein sehr artiger Mann, ein großer Arzt, und ein neuer Hippocrates! Ich bath ihn auch auf morgen Mittags zu uns, und wir wollen ihn aufs beste bewirthen. Er ließ hierauf die Haushälterinn ruffen, und befahl ihr was zu befehlen war.

Einen größern Verdruß hätte Camilla itzt schwerlich erleben können als diesen, weil sie mit Abscheu an den Doctor Ducillo gedachte, vielweniger von ihm reden hören wollte. Sie dichtete und trachtete auf nichts, als wie sie sich wegen

des

des Schimpfs, den er ihr (wie sie meynte) angethan hatte, rächen möchte. Sie sann nicht mehr auf delicate Pastillien und Confecte, sondern hätte ihm lieber eine gute Dosis Gift vorgesetzt. Kurz, sie haßte ihn eben so herzlich, als sie ihn kurz zuvor geliebt hatte. Don Fabio that ihr also einen sehr schlechten Gefallen, daß er den Herrn Doctor Ducillo tractiren wollte. Inzwischen mußte sie sichs gefallen lassen.

Am folgenden Tage stellte sich der Doctor zu rechter Zeit ein, und Don Fabio empfieng ihn aufs beste. Er ließ augenblicklich seine Gemahlinn ruffen, um ihr Compliment bey ihm zu machen, aber sie ließ antworten, sie sey unbäßlich. Er ließ ihr nochmals sagen, sie möchte doch kommen, weil es ihr nicht sogleich das Leben kosten werde; aber sie ließ sich zum andernmal aufs beste entschuldigen. Don Fabio sagte hierauf zu seinem Gaste: Herr Doctor, ich habe eine Frau, die zum Unglücke, gar zu wirthschaftlich ist. Sie hat Diener und Mägde in großer Menge, und doch läßt sie sich wenig bedienen. Dieser Tage ist sie auf einen Stuhl gestiegen, und hat Spitzen aufhängen wollen: der Stuhl ist umgefallen, und meine Frau hat sich im ganzen Gesichte beschädiget. Sehen sie, Herr Doctor, warum sie sich nicht will sehen lassen. Aber bey Aerzten sind solche Umstände nicht nöthig, denn sie sehen zuweilen wohl andere Dinge. Sie soll schlechterdings kommen, und sie können den Schaden selber besehen.

Er schickte also zum dritten mal nach ihr; und das Weibchen gehorchte endlich. Der Herr Doctor

machte ihr sein Compliment. Camilla schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. Der Doctor legte es ihr für eine weibliche Sittsamkeit aus; aber Don Fabio wußte die wahre Auslegung am besten zu machen.

Man setzte sich zu Tische, und die Zähne bekamen zu thun; Camilla aber hätte die ihrigen lieber an dem armen Doctor Ducillo geübt. Sie aß sehr wenig, als ob sie keinen Appetit hätte; sie blieb die ganze Malzeit über stumm, und hob die Augen nicht ein einziges mal auf. Don Fabio konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er sie in so sonderbaren Umständen erblickte. Der Doctor, der sie nur in ihrer Krankheit, und hernach nicht wieder gesehen hatte, hielt sie für ein gutes einfältiges Weib.

Als die Mahlzeit fast vorbey war, sagte Don Fabio zu den Bedienten, sie sollten abgehen und essen, weil sie wohl hungerig seyn würden. Camilla wollte auch aufstehen und weggehen; aber er hielt sie, und redte sie folgendergestalt an. Meine liebe Camilla, wie bist du so sehr verdrießlich? Was wird der Herr Doctor denken, daß er dich so findet, da du doch sonst so aufgeweckt in Gesellschaft bist? Rede ein wenig mit unserm werthen Freunde, dem Herrn Doctor: dein beschädigtes Gesicht darf dich nicht so murrisch machen. Es sind vielmehr Ehrenzeichen für dich, weil man deine Arbeitsamkeit daraus sehen kann. Rede doch, sey muuter, und schlag die Augen nicht so nieder. Erzeige dem Herrn Doctor, dem du das Leben zu danken hast, einige Ehre. Meine liebe Frau!

Frau! du wirſt guten Freunden nicht auf ſolche Art begegnen wollen, und ſonderlich einem ſo verdienſtvollen Manne? Mache dir keine Schande, ich bitte dich herzlich. Suche deine Munterkeit wieder hervor, und ſey zum wenigſtens höflich, wenn du auch nicht dankbar ſeyn willſt.

Alle dieſe Reden waren wie lauter giftige Pfeile, die ihr durch Leib und Seele giengen. Noch viel übler aber wurde es ihr zu Muthe, als auch der Doctor ſelbſt ſie anredte, und eben die Bitte wie ihr Gemahl an ſie that. Sie wurde vor Zorne ganz raſend: ihr Geſicht wurde feuerroth, und an den Augen ſah man ihr Zorn und Widerwillen an.

Unterdeſſen kam ein Bedienter, (der vom Don Fabio gemeſſenen Befehl dazu hatte) und meldete ihm, daß ein gewiſſer Edelmann mit ihm ſprechen wollte. Don Fabio bath den Doctor um Vergebung, und ſagte, er wolle alſobald wieder bey ihm ſeyn. Kaum hatte er dem Fuß aus dem Zimmer geſetzt, ſo gab Camilla dem unſchuldigen Doctor einen grimmigen Blick, und zog mit unzehligen Schimpfreden wider ihn los. Sie hieß ihn einen niederträchtigen Kerl, einen Schurken, einen Schelm, und einen nichtswürdigen Menſchen.

Der arme Doctor, der nicht wußte wie er zu dieſer Ehre kam, ſtand in Zweifel, ob er reden oder ſchweigen ſollte. Aber Don Fabio, der unterdeſſen an der Stubenthüre gehorchet und alles gehöret hatet, auch den Doctor nicht gern zur Rede kommen laſſen wollte, kam geſchwind wieder hinein.

ein. Er setzte sich zu Tische, und sah dem Doctor eine große Bestürzung am Gesichte an. Sie hatten noch nicht lange wieder Gespräch gehalten, so kam ein anderer Diener, und sagte, es habe ein gewisser Advocat ein paar Worte mit dem Herrn Don Fabio zu reden. Er stellte sich über diese verdrießlichen Besuche sehr ungehalten, und that als ob er nicht weggehen wollte. Aber der Diener machte die Sache so nothwendig, daß er endlich den Doctor nochmals um Vergebung bath und fortgieng.

Kaum war Don Fabio weg, so gerieth Camilla wieder in Feuer. Sie fuhr in ihrer Lobrede weiter fort, und sagte ihm alles, was eine Frau im Zorne sagen kann. Ein solcher Strom schimpflicher Beredtsamkeit ist vielleicht noch niemals gehöret worden. Der gute Doctor mußte alles in größter Geduld anhören, und fand keinen Augenblick Zeit zum Antworten. Er war nur froh daß es noch bey Worten blieb, denn es schien alle Augenblicke als wenn sie ihn ins Gesicht schlagen wollte. Zu allem Glücke kam Don Fabio durch seine Wiederkunft der Sache zuvor: und ihr Zorn legte sich plötzlich.

Don Fabio, der alles genau wußte, was vorgegangen war, stellte sich dennoch als ob er von nichts wüßte. Er sagte nur ganz kaltsinnig zu seiner Frau, sie könne in ihr Zimmer gehen: und sie ließ es sich nicht zweymal sagen. Sobald sie weg war, beklagte sich der Doctor sehr gegen ihn, und erzehlte, wie ihm seine Gemahlinn in dessen Abwesenheit begegnet sey. Ich weiß es nicht,

sagte

ſagte er, was ſie will: ſie iſt zornig auf mich, und ich kann nicht errathen, warum. Beydemal, als ſie hinausgiengen, hat ſie mich faſt in Stücke zerreiſſen wollen, und hat Reden gegen mich ausgeſtoßen, wie gegen den ſchlechteſten Kerl von der Welt. Ich will nicht glauben, daß ſie es ſo mit einander abgeredt, und mich bloß deßwegen zu Gaſte gebethen haben, um mir ſolchen Schimpf anzuthun?

Ich erſtaune über ihre Klagen, mein Herr Doctor, (ſagte Don Fabio,) und meine Frau iſt ganz gewiß wieder im Kopf verrückt. Ich kann es nicht läugnen, daß ich ſchon bey Tiſche, weil ſie gar nicht reden wollte, auf dieſe Beſorgniß gerathen bin. Weil ſie aber ſeit dreyen Jahren bey gutem Verſtande geweſen war, ſo hoffte ich noch, daß meine Furcht ohne Grund ſeyn würde. Wenn ich dieſes gewußt hätte, ſo würde ich ſie gewiß nicht zur Geſellſchaft bey uns gehabt haben. Und wenn ich ſie itzo ruffen laſſen wollte, ſie um Vergebung zu bitten, ſo würde das Uebel nur ärger werden.

Wenn dieſes iſt, ſagte der Doctor, ſo beklage ich mich nicht mehr, ſondern bedauere vielmehr, ihr Unglück. Gott gebe, daß ſie bald wieder zu Verſtande komme! Hierauf nahm er von dem Don Fabio Abſchied, und bedankte ſich für alles Genoſſene.

Alſo rächte ſich Don Fabio mit vieler Klugheit in einer ſo kitzlichen Sache, ohne ſich Schande zu machen; und trieb nur einen Spaß, wo mancher Ehemann großes Unglück erreget hätte.

Vierte Geſchichte

von

betrogenen Liebhabern.

Ein gewiſſer Ehemann, der gern auswärts Liebesvergnügen ſuchte, gab ſeiner Frau Anlaß, es ihm wieder ſo zu machen. Einsmals fügte es ſich, daß ſie des Nachts ihren Diener beſuchen wollte; aber ſie traf, anſtatt des Dieners, ihren Mann im Finſtern an. Der Mann irrte ſich ebenfalls, und meynte, daß es die Magd wäre. Dieſer doppelte Irrthum war Urſache, daß ſie ſich mehr als jemals mit einander ergetzten. Unterdeſſen erluſtigte ſich die Magd, in ihres Herrn Bette, mit dem Diener, und ſtand in der feſten Meynung, als ſey ſie bey ihrem Herrn.

In der alten Stadt Ravenna in Italien, lebte ehemals ein Edelmann, mit Namen Geraldo, welcher ſich mit Doraliſſen, die auch von adlichem Hauſe war, verheirathet hatte. Geraldo beſaß nicht viel Witz, aber Doraliſſe deſto mehr. Ihr Mann überließ ihr nicht nur die Sorge fürs Hausweſen, ſondern auch für ſein ganzes Vermögen; und er war bloß auf ſein Vergnügen bedacht.

Doraliſſe

Doraliſſe war ſo ſchön, daß ein jeder anderer Ehemann ſie geliebt haben würde; aber Geraldo hatte entweder einen verdorbnen Geſchmack, oder er liebte doch die Veränderung zu ſehr. Er gieng lieber mit liederlichen Weibsbildern um, als mit der liebenswürdigen Doraliſſe. Er dachte faſt niemals auf etwas anders, als wie er ſich ſolche Bekanntſchaften machen möchte. Er war auch hierinnen gar nicht ekel: denn es war ihm einerley, ob ſie ſchön oder häßlich waren. Die Mägde ſtanden ihm eben ſo gut an als ihre Frauen; und eine ſchlechte Bauersmagd war ihm ſo lieb, als eine vornehme Bürgerstochter. Doraliſſe mochte Jungfern, oder gemeine Mägde im Hauſe haben, Geraldo wagte ſich an alle. Er war wie ein Raubvogel, der nur von Beute lebet.

Dieſe Lebensart gefiel der Doraliſſe (wie man leicht denken kann) ſehr ſchlecht, weil ſie ihre Rechnung gar nicht dabey fand. Sie ſuchte dem Uebel, zum wenigſten zwiſchen ihren vier Pfählen abzuhelfen, und dankte alle ihr Geſinde, bis auf eine dreyßigjährige Magd und einen fünf und dreyßigjährigen Bedienten, ab. Die Magd hieß Marine, und der Bediente Andreas.

Alle dreyßig Jahre der Magd hielten ihren Herrn doch nicht ab, ihr öfters verliebte Blicke zu geben. Doraliſſe bemerkte es; und da ſie alſo ſah, daß er auf keine Art zu beſſern war, ſo nahm ſie ſich endlich vor, gleiches mit gleichem zu vergelten, und erſah ſich ihren Andreas zum Leibdiener aus. Dieſer Andreas war ein großer ſtarker Kerl, der nicht übel ausſah, aber tölpiſch wie

ein

ein Bauer war. Sie glaubte, sie werde sich ohne Gefahr zuweilen mit ihm ergetzen können.

Einsmals gieng Geraldo mit seinem Diener beyseite, und sagte zu ihm: Du weißt wohl, Andreas, daß ein Diener sich durch nichts mehr bey seinem Herrn beliebt machen kann, als wenn er treu ist. Willst du mir deine Treue aufrichtig versprechen, und meinen Befehl nicht überschreiten, so will ich dich in einer wichtigen Sache zu meinem Vertrauten machen. Andreas antwortete ihm, er dürfe nur befehlen, und er wolle sein getreuster und gehorsamster Knecht seyn, der alles zu seinem Dienste thun werde. Gut, sagte Geraldo, ich bin mit deiner Versicherung zufrieden, und will dir das Geheimniß anvertrauen.

Ich bin Willens, fuhr er fort, diese Nacht bey einem hübschen Mägdchen zuzubringen. Damit aber meine Frau keinen Argwohn bekomme, so will ich mich zur gewöhnlichen Stunde ins Bette legen. Hernach will ich aufstehen, und vorgeben, daß ich auf den Abtritt gehe. Halte dich um diese Zeit bereit, und lege dich an meiner Statt in mein Bette. Wenn etwa meine Frau (wie die Weiber zu thun pflegen) nahe an dich rückt und mit dir tändeln will, so kehre ihr den Rücken zu, und gieb ihr zu verstehen, daß es dir nicht gelegen ist. Könnte ich wohl ein größeres Vertrauen zu dir haben, als daß ich dich zu meiner Frau ins Bette lassen will? Aber hüte dich wohl, daß du mir nicht ins Gehäge gehest, und sey auch verschwiegen! Zur Belohnung will ich dir ein Kleid schenken;

und

und hier hast du auch in voraus zehen Thaler, die du zu andern Dingen wirst brauchen können. Andreas nahm alles an: den Platz in des Herrn Ehebette, sein Kleid, und seine zehen Thaler, und er erboth sich einen Eid der Treue abzulegen.

Als es Zeit wurde sich schlafen zu legen, befahl Doralisse der Magd, in der Küche aufzuräumen, und hernach zu Bette zu gehen. Geraldo gieng auch zu Bette, und nicht lange hernach Doralisse. Sobald sie eingeschlafen war, stand Geraldo auf, und ließ den Diener an seine Statt legen, ohne daß die Frau etwas gewahr wurde. Er gieng in die Küche, und sah vom weiten, daß Marine noch beym Lichte nähte. Er wollte sich hier noch nicht von ihr sehen lassen, viel weniger sie anreden; sondern er gieng in den Saal, und setzte sich auf ein Ruhebette. Hier wartete er mit Schmerzen, bis Marine käme und in ihre Kammer gienge, da er ihr dann nachgehen und Gesellschaft leisten wollte.

Unterdessen war Doralisse im Bette aufgewacht; und weil sie gewahr wurde, daß Andreas, den sie nothwendig für ihren Mann hielt, unruhig war, so bildete sie sich ein, es könnte etwas gutes für sie bedeuten: denn sie war schon länger als vier Wochen vergessen worden. Sie sehnte sich erst lange vergebens; und als sie sah, daß nichts daraus wurde, so fieng sie an, ein wenig Gelegenheit zu geben. Sie rückte recht nahe an den Herrn Andreas, umarmte ihn und küßte ihn etliche mal. Aber der treue Andreas stellte sich als schliefe er, und kehrte ihr den Rücken zu. Doralisse ließ den

Muth noch nicht sinken, und je mehr er sich wehrte, desto mehr caressirte sie ihn. Andreas, der in seiner Treue fest beharren wollte, und sich sogar einbildete, es könnte seine Herrschaft ihn vielleicht nur auf die Probe stellen wollen, hielt sich brav, und stieß Doralissen tapfer von sich. Endlich, da sie es gar zu arg machte, setzte er allen Respect aus den Augen, und gab ihr einen derben Stoß mit dem Fuße. Sie hingegen war auch nicht faul, und knipp ihn, daß er hätte toll werden mögen; worauf Andreas sie mit dem Arme noch heftiger von sich stieß.

Als Doralisse dieses schlechte Bezeigen ihres Mannes (in der Einbildung) sah, so rückte sie bis an die Bettwand, und benetzte sie mit ihren Thränen. Sie nahm sich vor, sogleich auf der Stelle Rache an ihm auszuüben, und den Diener in seinem Bette zu besuchen. Du Schelm! (sagte sie bey sich selbst) du magst dir lieber mit liederlichen Metzen, als mit deiner Frau ein Vergnügen machen. Seit so langer Zeit hast du nicht gethan, als wenn du mein Mann wärest: und itzt, da ich so zärtlich gegen dich bin, begegnest du mir so? Du sollst dafür büßen, du undankbarer Vogel! Ich schwöre dirs, ich will mich durch deinen Diener an dir rächen. Schlaf nur, ich will dich wohl kriegen!

Mittlerweile, da Doralisse so bey sich dachte, schlief Andreas in rechtem Ernste ein. Hierauf stand sie sacht auf, um denjenigen zu suchen, den sie doch so nahe bey sich hatte. Als sie aus der

Schlaf-

Schlafkammer kam, so sah sie, daß es helle in der Küche war. Sie gieng näher hinzu, und sah Marinen, als sie eben die Lampe in der Hand hielt, und zu Bette gehen wollte.

Doralisse hatte noch die Augen voll Thränen: weßwegen die Magd nach der Ursache ihres Weinens fragte. Sie antwortete ihr, Geraldo habe sie geschlagen, und sie wolle diese Nacht in der Küche bleiben. Sie befahl ihr zugleich, sie sollte an ihrer Statt, sich ins Bette legen, ohne ein Wort zu sagen, damit er, wenn er von ohngefähr aufwachte, glauben müßte, es sey seine Frau. Weil sie kurz zuvor die betrübte Erfahrung gemacht hatte, wie wenig er sich im Bette zu ergetzen geneigt war, so hoffte sie, daß er mit Marinen diese Nacht nichts böses vornehmen würde. Aber Märine war anderer Meynung, und freute sich, eine so gute Gelegenheit zu bekommen. Sie ließ sich aber doch lange bitten, ehe sie es eingieng. Sie legte sich also anstatt ihrer Frau ins Bette, und hielt nichts für gewisser, als daß sie bey ihrem Herrn läge.

Doralisse löschte hierauf die Lampe aus, und begab sich, im bloßen Hemde, wie sie stand und gieng, in des Dieners Schlafkammer. Als sie durch den Saal gieng, so dachte Geraldo, welcher Marinen erwartete, sie wäre es: er ergriff sie also und umarmete sie. Doralisse, die ihn für den Bedienten hielt, ließ alles willig geschehen. Sie dachte, (weil es sehr heisses Wetter war,) Andreas habe sich im Saale aufs Ruhbette gelegt, um kühler zu liegen. In dieser Meynung

schätzte sie sich recht glücklich, daß er so willfährig war, und ihr die Liebeserklärung erspahrte.

Geraldo, der gewiß glaubte, es wäre niemand anders als Marine, machte ihr die süssesten Caressen, und vergnügte sie etliche mal so gut, daß Doralisse ihm zur Erkänntlichkeit etliche Thaler schenckte, die sie mit Fleiß in einem Schnupftuche zu sich genommen hatte. Nimm dieses Geschenk, (sagte sie, da sie weggieng,) zum Zeichen meiner Gewogenheit, und thu dir, dem Hörnerträger zum Possen, eine Güte dafür.

Mittlerweile da es hier so artig zugieng, und Doralisse bey ihrem Diener zu seyn glaubte, irrte sich Marine nicht weniger, und gedachte bey ihrem Herrn zu liegen, da sie doch nur bey dem Diener lag. Sobald sie sich ins Bette gelegt hatte, näherte sie sich ihrem Beyschläfer Andreas, und suchte ihn mit allerley verliebten Caressen, am Leibe und am Gemüthe zu ermuntern. Ich bin Marine, sagte sie, wachen sie doch auf, mein lieber Herr, damit wir uns die Gelegenheit zu nutz machen. Ihre Frau Gemahlin ist in der Küche und schläft fest. Vergessen sie ihre dienstwillige Marine nicht.

Andreas wachte über diesen Reden auf, und erkannte Marinen an der Stimme. Er konnte nicht begreifen, woher diese Veränderung käme. Sie machte ihn endlich so munter, daß er ihrem Begehren eine Gnüge that, und viel Ehre einlegte. Endlich kam Geraldo, und wollte sich wider ins Bette legen. Weil er nicht anders

ver-

vermuthen konnte, als daß seine Frau darinnen läge, so gieng er sehr sacht, um sie nicht aufzuwecken. Aber wie sehr erstaunte er nicht, als er nahe hinzu kam, und starke Bewegungen, auch vom Heirathen (auf allen Fall) reden hörte.

Geraldo wurde hierdurch noch zweifelhafter als erst, und wußte nicht, wie er dieses Räthsel auflösen sollte. Er glaubte sicherlich, daß es seine Frau wäre; und doch versprach ihr Andreas, auf allen Fall, die Ehe. Es ist wahr, sagte er bey sich selbst, daß diese Nacht abentheuerliche Dinge vorgehen, bey denen man närrisch werden möchte. Ich weiß nicht, mit welcher Person ich vorhin im Saale zu thun gehabt habe, ob es meine Frau, oder Marine war. Sie schenckte mir Geld, und sagte, ich sollte mir, den Hörnerträger zum Possen, eine Güte dafür thun. Itzt, da ich hier meinen Diener bey meiner Frau im Bette gelassen habe, höre ich, daß sie mit einander vom Heirathen schwatzen. Ich muß in der Küche Licht anzünden, um zu sehen, wie die Sachen stehen. Er gieng also mit leisen Schritten hinaus, und nahm sich vor, sich gehörig zu rächen, wenn er seine Frau und den Diener ergriffe. Als er die Kohlen anblies, so gieng Doralisse auch in die Küche, um Licht anzuzünden. Da sie an die Thüre kam, so sah sie, daß ihr Mann da war; er aber wurde sie nicht gewahr. Sie gieng geschwind wieder zurück, und wollte in ihr Schlafzimmer eilen. Unterwegs stieß sie einen Stuhl um. Der Lärmen, den solches machte, erschreckte

den Geraldo so sehr, daß er das Licht fallen ließ, und überlaut schrieh.

Andreas und Marine hörten dieses Geschrey, und aus Schrecken waren beyde mit einem Sprunge aus dem Bette. Sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Marine rannte im Finstern an ihren Herrn an, und zwar so derb, daß Geraldo schwur, es wäre ihm der Kopf entzwey, Marine hingegen klagte, daß ihre Nase in tausend Stücke wäre. Der Diener, der auch im Finstern tappete, wußte nicht wo er war. Doralisse fand endlich zu allem Glücke die Küche und das Feuerzeug, und schlug Licht an.

Als es helle wurde, betrachtete Geraldo sein Hausgesinde, das im bloßem Hemde da stand: der Diener in einem Winkel, die Magd im andern. Marine, mit ihrer blutigen Nase, sah gar erbärmlich aus, und Andreas, mit seinem kurzen schmuzigen Hemde, sah aus wie ein Scheusal. Nunmehr beguckten sie einander alle mit größten Erstaunen, und es schien, als wenn sie aus den Wolken herab gefallen wären. Geraldo sah seine Frau scheel an, und fragte sie, was das alles bedeute? Doralisse antwortete: das magst du uns selber sagen: denn eben du hast uns mit deinem schrecklichen Geschrey aufgeweckt. Ich glaube, sagte Geraldo, daß alle Teufel im Hause los sind; und es weiß niemand, wer hier Koch oder Kellner ist. Ich weiß fast nicht mehr, wer die Magd oder wer die Frau ist; und der Himmel gebe, daß nicht der Diener Herrns Dienste

gethan

gethan habe! Ich weiß nicht, ob ich ſchlafe oder ob ich wache, ob ich ein Knabe oder ein Mägdchen bin.

Je! mein lieber Mann! ſagte Doraliſſe, wir wollen itzo zu Bette gehen: vielleicht werden wir morgen wiſſen, woran wir ſind. Geraldo that es; aber ſeine Frau ſchlich ſich in einen Winkel bey der Küche, um zu hören, was der Diener und die Magd mit einander reden würden. Sie hörte, daß Andreas Marinen fragte, wo ſie ſich die Naſe ſo zerſtoßen habe. Da ich aus dem Zimmer kam, (ſagte ſie) ſo ſtieß ich an jemand mit dem Kopfe, und vermuthlich wareſt du es. Das kann nicht ſeyn, ſagte Andreas, denn ich blieb länger, als du, im Zimmer. In welchem Zimmer? fragte ſie. Das iſt eine wunderliche Frage, ſagte er: wo haben wir denn mit einander im Bette gelegen, da der Herr kam? Nunmehr ſah Marine, daß ſie bey dem Diener, und nicht beym Herrn gelegen hatte.

Doraliſſe, ihres Theils, begriff aus dieſer Entdeckung, daß es nicht der Diener, ſondern ihr eigner Mann, geweſen war, mit dem ſie ſich vergnügt hatte. Aber ſie dachte auch an die Thaler, die ſie ihm geſchenkt hatte, und an das Wort Hörnerträger, deſſen ſie ſich gegen ihn bedient hatte. Beydes würde ihr die größte Angſt gemacht haben, wenn nicht ihr Mann ein einfältiger Tropf, ſie aber ein ſchlaues Weib geweſen wäre. Zwar machte ſie ſich anfänglich im Bette unruhige Gedanken darüber, ſie erfand aber geſchwind eine Liſt, die ſie wieder beruhigte.

Im Saale waren zween Verschläge, die verschlossen werden konnten, zum Gebrauche des Dieners und der Magd. Doralisse entsann sich, daß sie Schlüssel zu diesen Kammern hatte. Sie stand früh, ehe es Tag wurde, sacht auf, und schlug in der Küche Licht an. Hernach nahm sie eine Partey Geld, that ein Theil davon in den Verschlag des Dieners, und das andere Theil in der Magd ihren, schloß beyde wieder zu, und legte sich vergnügt wieder zu Bette, ohne daß es ihr Mann gewahr worden wäre.

Als es Tag wurde, stand Doralisse eher als Geraldo auf. Damit sie ihre List wohl ausführen möchte, suchte sie in ihrer Kiste, darein sie ihr Geld zu legen pflegte, sehr ämsig nach, und kehrte das unterste zu oberst. Sie stellte sich, als ob sie nicht finden könnte, was sie suchte, und that sehr erschrocken und verdrießlich darüber. Geraldo ließ sie, nach seiner Gewohnheit, reden, so lange als sie wollte, und sagte kein Wort dazu.

Weil Doralisse in Gewohnheit hatte, die Hausschlüssel, wenn sie zu Bette gieng, zu sich zu nehmen, und sie unter ihr Kopfküssen zu legen, so kam Andreas, da er aufgestanden war, und forderte den Hauptschlüssel, damit er ausgehen, und Fleisch kaufen könnte. Hier fieng Doralisse einen Lärmen an, der nicht klein war. Ja, wahrhaftig! sagte sie, für solches liederliches Gesindel, wie du und Marine, muß Fleisch und alles vollauf da seyn. Ich habe den Schimpf, den ich gestern erlitt, noch nicht vergessen, und ich gedenke

denke es noch, daß ich diese Nacht so schlecht zugebracht, da du indessen mit deiner unverschämten Marine in meinem Ehebette gar artig lebtest.

Diese Reden machten ihren Mann noch mehr bestürzt, und er zitterte vor Angst. Sie sagte zu ihm, er möchte mit ihr in den Saal kommen, und er that es. Andreas und Marine mußten auch dahin kommen.

Hierauf durchsuchte sie, im Beyseyn ihres Mannes, des Dieners und der Magd Sachen aufs genaueste. Sie fand, ohne viel Mühe, das Geld, so sie selber darein gesteckt hatte, und unter des Dieners Geräthschaft, auch dasjenige Geld, das ihm Geraldo geschenkt hatte. Nunmehr hieß sie beyde Diebe, und drohte ihnen, sie henken zu lassen. Der Diener und die Magd wunderten sich nicht wenig, daß sie mit Gefahr ihres Lebens, so reich waren. Andreas wollte sich entschuldigen, und sagte, daß ihm sein Herr dieses Geld geschenkt habe. Geraldo antwortete, er habe ihm allerdings etliche Thaler geschenkt, aber von dem übrigen Gelde solle er ihm Rechenschaft geben.

Als Andreas sah, daß sein Herr auf diese Art mit ihm verfuhr, so entdeckte er der Frau das ganze Geheimniß. Sie, die sich die Sache noch nicht so arg vorgestellt hatte, fieng nunmehr erst einen rechten Lärmen mit ihrem Manne an. So? sagte sie, hast du dich unterstanden, mir einen solchen artigen Streich zu spielen, und den Diener bey mir schlafen gelassen? O! hätte ich dieses gewußt,

so hätte ich vielleicht, zu Rache, Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen gesetzt.

Geraldo schämte sich nicht wenig, da er seine Arglist entdeckt sah, und konnte kein Wort vorbringen. Er dachte wegen des Geldes nach, das bey Andreas und Marinen gefunden worden war, und schloß daraus, daß die Magd ihm selbiges gestohlen haben müsse, um den Diener damit zu beschenken; und daß es also an ihn selber gekommen wäre, weil sie ihn für diesen Diener gehalten hätte. Er sah also (nach seiner Meynung) klar, daß Doralisse unschuldig war, und daß er sich ohne Ursache über sie beklagte.

Durch diesen listigen Streich benahm Doralisse ihrem Manne allen Verdacht, den er, wegen der Belohnung mit etlichen Thalern, die sie ihm unwissend gegeben hatte, mit gutem Grunde auf sie werfen konnte. Nachdem sie also ihre Unschuld wahrscheinlich bewiesen hatte, so bemerkte sie aus dem Stillschweigen ihres Mannes, daß er sie für unschuldig, sich selbst aber für strafbar hielt. Sie befahl sogleich ihren Leuten, daß sie sich aus ihrem Hause fortpacken sollten. Sie besann sich aber bald anders: sie behielt sie wieder, und versprach ihnen auch, sie nicht der Obrigkeit zu überliefern.

Als sie hernach mit ihrem Manne allein war, so redte sie ihn folgendergestalt an. Ich sehe wohl, mein Herr, daß keine Besserung bey ihnen zu hoffen steht, und daß alle meine Klugheit nichts bey ihnen ausrichtet. Ich habe ein junges Mägdchen,

und

und andere Leute, abgeschafft, um ihrer Wollust zu steuren. Aber, schön oder häßlich, jung oder alt, das ist für sie alles gleich viel, und sie nehmen mit allem fürlieb. Nur ich, die ich jung und nicht häßlich bin, ich allein bin zu schlecht für sie und für ihren guten Geschmack. Und weil dann die Sache so weit gekommen ist, so bin ich der Meynung, daß wir beyde nach unserm eignen Gefallen leben: sie, wie es ihre Art mit sich bringt, und ich, wie es meine Unschuld erfordert. Wir wollen uns vom Bette scheiden, und allein schlafen: denn so werden sie sich weniger Zwang thun dürfen, und ich werde auch ein wenig vergnügter seyn. Nehmen sie Leute, was für welche sie wollen; und ich will auch Mägde halten, welche ich will, und so viel mir beliebt. Ich bin nunmehr fest entschossen, meinem Stande gemäß zu leben; und ob ich gleich des Vergnügens des Ehestandes entbären muß, so will ich doch geehrt seyn, und ein gewisses Ansehen machen. Ich will mit meinen Bekannten und Anverwandten die Kirchen, die Gastereyen, und die Schauspiele besuchen, und meine Zeit so gut als möglich zubringen.

Geraldo dankte bey sich dem Himmel, daß er so gut davon kam. Er antwortete ihr, sie könne ihre Haushaltung einrichten, und alles halten wie sie selbst wolle. Ich gebe ihnen mein Wort darauf, sagte er, daß ich mir alles gefallen lassen will; und wenn es ihnen gefällig ist, so wollen wir von einem Notarius einen schriftlichen Contract darüber aufsetzen lassen.

Nein,

Nein, nein! sagte Doralisse, solche Dinge müssen nicht überall bekannt werden. Es fiel ihr aber ihr böser Wille, den sie, wegen des Dieners gehabt hatte, wieder ein, und sie schämte sich dessen: sie war also schon damit vergnügt, daß sie ihr vorgehabtes Verbrechen geheim gehalten, und noch alles zu ihrem Vortheil angewandt hatte.

Nichts desto weniger verliebte sie sich, einige Zeit hernach, in einen gewissen Edelmann, der sich viel Mühe um sie gegeben, und ihr seine Liebeserklärung gethan hatte. Sie legte sich eine Vertraute zu, und führte alles so klug und glücklich aus, daß Geraldo nicht das mindeste davon erfuhr.

Fünfte Geschichte

von

betrogenen Liebhabern.

Zween junge Verliebte, Rodrigo und Isabelle, müssen von einander scheiden, und schwören sich, beym Abschiede, eine ewige Treue zu. Isabelle suchet einen scheinbarn Vorwandt, sich nach Madrid zu begeben, wohin auch Rodrigo gereiset war. Diese Reise thut sie in Mannskleidern. Zu Madrid sah sie ihren Rodrigo, kannte ihn sogleich, und schlief sogar etliche Nächte bey ihm, ohne daß er sie kannte. Als sie aus seinen Reden sah, daß er nicht mehr an sie dachte, sondern schon andere Liebeshändel im Kopfe hatte, so reiste sie nach Sevilla zurück. Vor ihrer Abreise schrieb sie einen Brief, in welchem sie sich zu erkennen gab, und ließ ihn in seinem Zimmer liegen. Rodrigo, sobald er ihn fand, gerieth fast in Verzweiflung, daß er eine so gute Gelegenheit verabsäumet hatte, und reiste ihr bald darauf nach, um sich wieder mit ihr zu versöhnen. Aber sie rächte sich an ihm, durch einen Schimpf, den sie ihm beym Tanze, auf ihrer Hochzeit anthat.

Sevilla die Hauptstadt in Andalusien, und eine der vornehmsten spanischen Städte, war ehemals der Schauplatz der Liebeshändel zwoer Personen, von welchen diese Geschichte han-

handelt. Der Liebhaber hieß Rodrigo, und die Geliebte, Isabelle. Rodrigo war ein junger von Adel, und Edelknabe bey einem hoch angesehenen Marquis in der Stadt. Isabelle war ein Fräulein von funfzehn Jahren, eine Anverwandte der Marquise, welche sie aus Freundschaft zu sich ins Haus genommen hatte. Rodrigo, der sich sterblich in Isabellen verliebt hatte, that ihr einsmals, bey guter Gelegenheit seine Liebeserklärung. Isabelle hörte ihn an, und gab ihm auch eine tröstliche Antwort. Sie liebten einander hernach so sehr, daß sie nur wie ein Herz und eine Seele waren.

Ihre Liebe war allen Bedienten im Hause bekannt, und sie sprachen fast von nichts als von diesem verliebten Paare. Isabelle erfuhr solches von einem andern jungen Fräulein, die ihre gute Freundinn war, und die ihr entdeckte, daß es dem Marquis und der Marquise vor Ohren gekommen war. Isabelle hörte es sehr ungern, und bath ihre Freundinn, ihr einen guten Rath zu geben.

Es ist eben kein Verbrechen, (sagte diese) ein Liebesverständniß mit einem Cavalier zu haben: denn es ist etwas sehr gewöhnliches; und wenn nur die Ehre dabey beobachtet wird, so schätzt man eine junge Person von Adel deßwegen noch höher als sonst Ich sehe also nicht, warum sie sich sehr darüber beunruhigen dürften; aber vielleicht haben sie hernach mehr Ursache dazu, wenn sie hören werden, was meine Meynung dabey ist. Um den Leuten nicht mehr Anlaß zum Reden zu geben, muß ihr lieber Rodrigo, (ohne an sich bemerken

zu lassen, daß er etwas davon weiß,) beym Herrn Marquis und der Frau Marquise seinen Abschied fordern, unter dem Vorwandte, als wolle er eine Reise, oder einen Feldzug thun. Er ist schon von solchen Jahren, in denen er etwas ausstehen kann. Er kann, zum Exempel, nach Madrid reisen: in dieser Zeit wird alles wieder vergessen; und hernach können sie sich wieder zusammenfinden. Unterdessen können sie mit einander Briefe wechseln, wodurch ihre Liebe erhalten werden wird. Wenn sie etwa meynen, daß die Abwesenheit die Liebe vergehen lasse, so irren sie sich gar sehr: denn wenn sie aufrichtig ist, so wird sie in der Entfernung nur immer stärker.

Isabelle ließ sich ihren guten Rath sehr wohl gefallen, und dankte ihrer Freundinn dafür. Sie trug solches ihrem Geliebten, sobald sie Gelegenheit hatte, vor. Mein lieber Rodrigo, sagte sie, ich bin vor Verdrusse ganz ausser mir, und weiß nicht was wir anfangen werden. Alle Bediente im Hause haben unser Liebesverständniß bemerkt, und es dem Marquis und der Marquise verrathen: ja es ist sogar meinem Vater hinterbracht worden. Sie wissen selbst, Rodrigo, daß man mich mit einem reichen und vornehmen Herrn zu verheirathen gedenkt. Sie wissen auch, daß solches wider meine Neigung, und wider mein ihnen gegebenes Wort ist. Heirathe ich jemals, so muß es mit meinem lieben Rodrigo geschehen; und wenn ich zu einem andern gezwungen werden soll, so will ich lieber in ein Kloster gehen, als ihnen untreu werden. Inzwischen wäre ich der Mey-

nung, daß sie sich mit Ehren aus diesem Hause begäben, um allen Uebel vorzubauen. Hierauf erklärte sie ihm, wie er es am besten anzufangen habe; und zwar alles nach dem Vorschlage ihrer Freundinn, wie schon erzehlt worden ist.

Dieser Vortrag war für den verliebten Rodrigo, der sich nichts weniger versehen hatte, wie ein Donnerschlag zu hören. Der Gedanke, daß er sich so plötzlich von ihr entfernen sollte, machte, daß er sich kaum besinnen konnte. Nach langem Seufzen antwortete er ihr endlich, mit untermengtem Aechzen, folgendes. Schönstes Fräulein! ich kann mich unmöglich von ihnen entfernen, ohne vor Betrübniß des Todes zu seyn: und wenn ich auch, ohne sie, leben sollte, so würde es doch sicherlich nur ein halbes und mattes Leben seyn. Wer wollte aber nicht lieber sterber, als also leben? Jedoch ich werde, wenn ich mich von ihnen entferne, das Vergnügen haben ihnen gehorsam zu seyn: und diese einzige Ursache kann mich hierzu bewegen. Kurz, ich bin ganz der Ihrige, und sie haben über meine Person zu befehlen, wie sie es selbst wollen.

Diese Reden rührten die Isabelle dermaßen, daß sie lieber mit ihn gereist wäre. Jedoch, sie mäßigte sich wieder, und hielt es für besser, noch einige Zeit zu warten, weil sie hoffte, es könnte irgend eine Veränderung vorgehen, die ihrer Liebe vortheilhaft werden könnte. Um aber doch ihren Liebsten zu trösten, schenkte sie ihm ein goldenes Armband. Nehmen sie es, sagte sie, als ein Unterpfand

terpfand meiner Liebe und meiner Treue an. Sie seyn auch wo sie wollen, so werden sie doch allezeit in Gedanken bey mir seyn, und ich will ihnen in kurzem nachfolgen. Rodrigo! mein liebster Rodrigo! ich will nur dir, dir allein leben!

Meine liebste Isabelle zu verlassen, (gab er zur Antwort) ist das schrecklichste Unglück, das mir begegnen konnte; aber ich reise doch, ohne mich zu beklagen fort, weil es mir Isabelle befiehlt. Die Betrübniß, so er bey diesen Worten empfand, ließ ihn nicht weiter reden, sondern er mußte weggehen.

Bald hernach gieng er zu seinem Herrn, dem Marquis, und bath um seinen Abschied. Er bekam ihn, und schickte sich, wenig Tage hernach, zur Abreise an. Den Abend vor seinem Abzuge gieng er und nahm Abschied von seiner Geliebten. Itzt kömmt der betrübte Augenblick, sagte er, da ich meiner Freude, vielleicht mein Leben dem widrigen Schicksale aufopfere ... das mich von ihnen trennet! .... Bey diesen Worten schwamm er in Thränen, und Isabelle zugleich. Sie umarmten sich eine lange Weile, und konnte nicht wieder von einander ablassen. Endlich sagte ihr Rodrigo ein trauriges Lebe wohl! und gieng. Aus Liebe kam er zurück, um sie nochmals zu sehen. Mein liebstes Herz! sagte er, ich kann nicht von dir! ich fühle den Tod, sobald ich dir den Rücken zukehre. Dieses Scheiden ist schrecklich für mich, und es ahndet mir daraus nichts gutes! Doch, weil es das Schicksal so will, so muß ich gehorchen. Lebe wohl, du liebste, du schönste Isabelle! lebe

wohl, meine einzige Hoffnung! Bey diesen Worten umarmte er sie, küßte er sie doppelt so viel als vorher, und mit allen Kennzeichen der zärtlichsten Liebe. Isabelle fühlte ihr Herz von Betrübniß so sehr beklemmt, daß sie nicht reden konnte. Endlich schied er von ihr. Er setzte sich zu Pferde; und Isabelle warf sich im größten Jammer aufs Bette nieder.

Rodrigo kam etliche Tage hernach in Madrid an. Nicht lange darauf wurde er Gesellschafts-Junker beym Herzoge von Medina-Celi. Er meldete es seiner Isabelle, welche ihm ihre Freude bezeugte, daß er im Hause eines so großen Herrn untergekommen war. Sie bath ihn inständigst, sich in Geduld zu fassen, und gab ihm zugleich neue Versicherungen von ihrer aufrichtigen Liebe, wodurch ihm seine Entfernung von ihr ein wenig erträglicher wurde.

Kaum war Rodrigo aus der Stadt, so meldeten sich schon etliche Standespersonen, die Isabellen zur Gemahlinn begehrten. Unter allen diesen gab ihr Vater einem gewissen Edelmanne, der schöne Güter hatte, den Vorzug. Als einsmals Isabelle recht aufgeweckt war, so trug es ihr der Vater vor. Meine liebe Tochter, sagte er, ich bin alt, und folglich reif zum Sterben. Du bist meine einzige Tochter; und es würde mir die größte Freude auf der Welt seyn, wenn ich dich noch gut verheirathet sähe. Es zeigt sich itzt eine sehr schöne Partey für dich, nämlich der Herr von D ***, und es deucht mir, daß dieser nicht zu verachten ist. Er ist reich, von gutem Hause, und hat

sehr

sehr viel gutes an sich. Alle unsere Freunde sind ihm geneigt, und ich hoffe, du wirst ihm nicht abgeneigt seyn.

Isabelle war eine wohl erzogene Tochter, und hatte von ihrer Kindheit an, ihre Aeltern gebührend zu ehren gewußt. Sie antwortete ihm also, mit aller nur ersinnlichen Sanftmuth: Liebster Herr Vater! wenn ich schon eine Neigung zum Ehestande in mir fühlte, so glauben sie mirs, ich würde ihnen nicht den mindesten Einwurf dawider zu machen haben, sondern ihren Antrag mit Freude und Dankbarkeit annehmen. Aber ich habe noch nicht die mindeste Neigung dazu, und muß ihnen sagen, daß ich mich bis itzo unmöglich dazu entschliessen kann. Ich bin jung, und beynahe nur noch ein Kind!

Der Vater nahm alles dieses für Merkmale ihrer großen Sittsamkeit an, und wollte ihr für dießmal nicht weiter zusetzen. Allein, seine Verwandten machten ihr mit stetem Anliegen den Kopf so heiß, daß sie sich ihrer zuletzt nicht mehr erwehren konnte. Man kann sich aber leicht vorstellen, welchen Kampf, sowohl ihre dem jungen Rodrigo versprochene Treue, als auch die Besorgniß, aller ihrer Verwandten Gunst zu verlieren, in ihr erreget haben müsse.

Inzwischen fand sie doch ein Mittel, wodurch sie ihrer Familie gefällig werden konnte, und dennoch ihr Wort, das sie ihrem Rodrigo gegeben, nicht brechen durfte. Ich sehe wohl, sagte sie zu ihrem Vater, daß sie mich schlechterdings verhei-

rathen wollen: und ich muß mich also, so ungern ich es auch thue, dazu entschliessen. Ich willige darein, um mich ihnen nicht mißfällig zu machen. Meine Neigung ist dawider, der Ehestand ist mir ein Abscheu: der bloße Gedanke davon ist mir schrecklich, und es kann mir nichts angenehmer als meine Freyheit seyn. Sie wissen, liebster Herr Vater! daß ich ihren Befehlen jederzeit mit Freuden und ehrerbietigst nachgelebt habe: nur dieser einzige macht mir Angst und Kummer. Ehe ich mich aber verheirathe, (wenn ich mir doch diese Gewalt thun muß?) so erlauben sie mir gütigst, Herr Vater! mir eine Gnade von ihnen auszubitten. Sie besteht darinnen, daß ich eine Wallfahrt nach St. Jacob thun darf, weil ich eine Gelübde gethan habe, diese Wallfahrt zu thun, wofern ich mich jemals verheirathen würde.

Ihr Vater war sehr wohl hiermit zufrieden. Er erlaubte es ihr, und machte alle nöthige Veranstaltungen zu ihrer Reise. Er wollte ihr eine Kutsche und Pferde geben; aber die listige Isabelle brachte ihn bald auf andere Gedanken. Sie gab vor, damit sie nicht so große Unkosten und Weitläuftigkeiten machte, so wollte sie lieber in Mannskleidern reisen, und niemand als ihren väterlichen Oheim mit sich zu nehmen. Der Vater überlegte eine Weile den Vorschlag seiner Tochter. Er bewilligte ihr auch dieses, und besorgte alles, was zu ihrer Abreise nöthig war. Nachdem alles bereit war, nahm Isabelle Abschied von ihm, und der Vater gab ihr seinen Segen. Die schöne Pilgerinn legte Mannskleider an, gab sich den

Namen

Namen Don Carlos, und trat mit ihrem Reisegefährten, dem Oheim, die Wallfahrt an.

In weniger als vierzehn Tagen langten sie mit einander zu St. Jacob in Gallicien an. Sie besuchten die dasige Capelle, verrichteten ihre Andacht, und machten hernach Anstalt, wieder heim zu reisen. Ehe sie abgiengen, sagte sie zu ihrem Oheim, sie hätte große Lust, durch Madrid zu gehen, um allda den Hof zu besehen, weil sie ihn noch niemals gesehen habe. Der Oheim, der sehr gefällig und gütig gegen sie war, ließ sich eine Sache, die ihm ganz billig und vernünftig deuchte, sehr wohl gefallen. Sie giengen fort; und nach einer Zeit von acht Tagen, kamen sie in Madrid an.

Hier entdeckte Isabelle endlich ihrem Oheim, daß sie gern ihren lieben Rodrigo sehen wollte. Sie wissen, (sagte sie zu ihm) daß ich die einzige Tochter und Erbinn meines Vaters bin, und daß ich hoffentlich noch in den Stand kommen werde, ihnen viel gutes zu thun, mein lieber Herr Oheim. Sie können versichert seyn, daß ich es thun werde, sobald es mir möglich seyn wird. Aber ich hoffe, sie werden mir auch in einer Sache, die ich ihnen vertrauen will, nicht zuwider seyn. Mein Geliebter, der junge Rodrigo, ist hier beym Herzoge von Medina-Celi. Ich bin sehr begierig, ihn einmal wieder zu sehen, um zu wissen, ob er mich kennen wird. Verstatten sie mir diese Freyheit; und ich schwöre ihnen, daß nichts unehrbares unter uns vorgehen soll.

Ihr Oheim freute sich, daß er ihr hierdurch eine Gefälligkeit thun konnte, zweifelte auch nicht, daß sie ihrer Ehre wahrnehmen würde, und ließ es sich also gefallen. Schon den Tag nach ihrer Ankunft in Madrid, gieng sie (unter dem Namen Don Carlos) gerades Wegs in den Palast des erwähnten Herzogs. Sie begehrte mit dem Ober-Haushofmeister zu reden. Dieser war ein ungemein höflicher Mann, und er nahm also den verstellten Don Carlos sehr wohl auf. Der junge Edelmann sagte, er wolle gern einige Zeit zu Madrid bleiben, um den Hof zu sehen; und damit er dieses auf eine angenehme Art thun könne, so wünschte er, daß es in Diensten des Herrn Herzogs geschehen könnte. Der Ober-Haushofmeister fragte ihn, aus welcher Stadt er sey. Aus Sevilla, antwortete Carlos. Gut! Junker, sagte jener, speisen sie diesen Mittag mit mir; hernach will ich mit dem Herrn Herzoge davon reden.

Hierauf führte er ihn in ein schönes Zimmer, ließ ihm eine Collation vorsetzen, ehe es Mittagszeit wurde. Als die Mahlzeit bereit stand, nahm er den Rodrigo mit sich, um ihn mit dem Don Carlos in Bekanntschaft zu bringen, von dem er dem ersten sagte, daß ein junger Edelmann aus seiner Vaterstadt Sevilla angekommen wäre. Rodrigo und Carlos machten einander ihre Complimente. Carlos kannte den Rodrigo alsobald, aber Rodrigo kannte die verkleidete Isabelle nicht. Man setzte sich zur Tafel. Der Ober-Haushofmeister ließ den Don Carlos

neben

neben ſich Platz nehmen, und Rodrigo mußte ihm gegenüber ſitzen. Carlos wartete alle Augenblicke, daß Rodrigo ihn fragen würde, was in Sevilla vorgienge; aber er war nicht begierig darnach.

Nach der Tafel gieng der Ober-Haushofmeiſter zum Herzoge, und ſagte ihm, es habe ſich ein junger Edelmann aus Sevilla bey ihm gemeldet, der ſich die Ehre ausbitte, ihrer Durchlauchten zu dienen. Er beſchrieb ihn als einen wohlgebildeten jungen Menſchen, der artige Manieren an ſich habe, und den er für ſehr geſchickt hielte, dem Herrn Herzoge zu dienen. Der Herzog verlangte ihn zu ſehen. Er wurde vorgelaſſen, und Seine Durchlauchten war mit ſeinem Anſehen und Bezeigen ſo wohl zu frieden, daß er ihn als Geſellſchafts-Junker in ſeine Dienſte nahm.

Weil Rodrigo und Carlos aus einer Stadt gebürtig, auch in gleicher Bedienung waren, ſo ließ ſie der Ober-Haushofmeiſter zuſammen in ein Zimmer thun. Sie freuten ſich beyde hierüber; und Iſabelle zweifelte nunmehr nicht länger, ſie würde ſich ihrem Rodrigo bald zu erkennen geben müſſen: aber ſie irrte ſich gar ſehr. Vor Schlafengehen hatten ſie ein langes Geſpräch mit einander, ohne daß Rodrigo das mindeſte aus Sevilla zu wiſſen begehrt hätte.

Dieſes gleichgültige Bezeigen kam Iſabellen ſehr wunderlich vor. Wiewohl es ihr nun ein großes Mißvergnügen war, zu ſehen, daß ſie ſchon ſo gänzlich vergeſſen war, ſo ließ ſie den-

noch keinen Unwillen an sich spühren. Sie nahm sich vielmehr vor, sich ihm nicht zu erkennen zu geben, sondern sich unter der Gestalt eines Don Carlos verborgen zu halten.

Unterdessen ließ sie ihrem Oheim sagen, sie habe die Ehre gehabt, dem Herzoge von Medina-Celi ihre Aufwartung (als ein junger Edelmann) zu machen; er habe ihr viel Höflichkeit erwiesen; und sie sey Willens, einige Tage in seinem Hause zu bleiben. Rodrigo habe sie noch nicht für Isabellen erkannt, und sie sey entschlossen, sich ihm nicht zu erkennen zu geben. Dabey bath sie ihn, sich nicht den mindesten Kummer um sie zu machen, und so billig gegen sie zu seyn, zu glauben, daß sie ihm keine Ursache über sie zu klagen geben werde.

Dem allen ungeachtet war ihre Meynung diese, daß, wenn nicht des jungen Rodrigo Liebe zu ihr erkaltet wäre, sie alsdann ganz andere Anstalten treffen, und ihr Liebesverständniß mit ihm erneuern wollte. In eben dieser Absicht hatte sie die Reise nach St. Jacob angestellt, damit sie, (unter diesem Vorwandte der Andacht,) Gelegenheit haben möchte, ihren lieben Rodrigo zu sehen, und ihn zu versichern, daß sie gern alles andere vergessen, und ihm folgen wollte.

Aber sie erstaunte nicht wenig, da sie, anstatt zu sehen, daß Rodrigo etwa sich nach ihr hätte erkundigen können, gewahr werden mußte, daß er sie gänzlich aus seinem Herzen verbannt zu haben schien, und daß die Ergetzungen zu Madrid,

ihm

ihm die vorigen zu Seville, schon ins Vergessen gebracht hatten.

Als sie sich mit einander zu Bette legten, so that der verstellte Carlos (oder Isabelle) unterschiedene Fragen an ihn, um ihn auszuforschen. Sie fragte ihn, von welchem Hause er sey; wie er nach Madrid gekommen; wie lange er beym Herzoge gewesen; und ob er, seit seiner Abreise aus Sevilla, nicht Briefe von dort her bekommen? Rodrigo beantwortete alle diese Fragen nur durch Umschweife, und dabey so kaltsinnig und verdrießlich, daß es sie schmerzte. Kennen sie nicht, fragte sie ihn, den Marquis und die Marquise . . . (sie nennte eben den Marquis, bey dem er als Edelknabe gewesen war, da er sich in Isabellen verliebt hatte;) oder doch eine von den schönen Fräulein, die bey dieser Marquise sind? Mir deucht sogar, als hätte ich von einem jungen Edelmann reden gehöret, der auch Rodrigo hieß, und der in diesem Hause gewisse Liebeshändel gehabt hatte. O! sagte Rodrigo, lassen sie mich lieber schlafen, und reden sie mir nicht die Ohren mit diesen Schwachheiten voll. Ich mag mir mit meinen verliebten Thorheiten der vergangnen Zeit nicht gern das Gedächtniß beschweren.

Aus diesen Worten sah Isabelle klar, daß Rodrigo ganz anders Sinnes geworden war: Rodrigo! der sie so zärtlich geliebt hatte; Rodrigo! der vor nicht langer Zeit, ohne Isabellen zu sehen, nicht leben könnte, und der schon den Tod fühlte, so bald er ihr den Rücken zukehrte!

Schandbarer Rodrigo! (sagte sie bey sich selbst) verlässest du so eine Person, die alles verlassen wollte, um dir zu folgen? Was habe ich gethan, Undankbarer! wodurch ich ein solches Verfahren von dir verdient hätte? Habe ich einen andern Fehler begangen, als diesen, daß ich dich zu sehr geliebt habe, und daß ich meine Wohlfahrt in Gefahr gesetzt, um mich einem Unbeständigen, einem Menschen, der arm ist, und (was das ärgste ist) einem Untreuen zu überlassen?

Jedoch, ihr ganzer Zorn legte sich bald hernach wieder, und machte dem kleinen Reste ihrer Liebe zu ihm wieder Platz. Sie stellte sich vor, daß er sich vielleicht nur vor ihr verstellen wollte, damit nicht seine Liebesstreiche aus Sevilla zu Madrid bekannt würden. Sie nahm sich also vor, vollends alle Schulen mit ihm durchzugehen. Am folgenden Morgen, sobald sie beyde aufgestanden waren, sprach Carlos mit Rodrigo von nichts als von den Sevillischen Schönen. Dieser hingegen redte von nichts als von Pferden, von Hunden, von Jagden. Endlich bath ihn Carlos, daß er mit ihm in den Lustgarten gehen möchte. Als sie mit einander in einer bedeckten Allee spatzieren giengen, so sagte Carlos zum Rodrigo, es gefiele ihm Madrid nicht so gut als Sevilla. Ich kann leicht errathen, antwortete jener, woher es kömmt: sie lieben vermuthlich eine Schöne in Sevilla?

Allerdings liebe ich eine, sagte Carlos, und zwar so stark, daß ich wohl bald wieder von Madrid werde abreisen müssen. Ich kann nicht lange

von

von meiner Liebsten abwesend seyn. Und, die Wahrheit zu sagen, es ist gewiß, daß unser Frauenzimmer viel anmuthiger ist, als ihre Wälder und Felder. Herr Don Carlos, sagte Rodrigo, wir haben hier Schöne, so viel als wir wollen, und sie dürfen nicht meynen, als fehlte es an einem so prächtigen Hofe, wie der hiesige ist, an etwas, worinnen eigentlich die Lust und die Zierde eines Hofes besteht. Aber hier sind die Verliebten frey, und man weiß nichts von Fesseln und Sclaverey. Man macht sich keine Marter aus dem Lieben, sondern nur eine Ergetzung. Alles Klagen, Seufzen, Winseln, Aechzen, Verzweifeln, ist hier nicht mehr Mode; und man lacht nur bey Hofe über alle diese Thorheiten. Sobald es uns bey einer Schönen zu schwer gemacht wird, so sagt man ihr gute Nacht, und man versucht anderwärts sein Glück. Hierdurch haben wir es dahin gebracht, daß manche, die sonst sehr rar mit sich that, itzt sehr gelinde Saiten aufziehet, und daß die Grausamsten alles willig leiden, anstatt daß sie sonst ihre Liebhaber bey der Nase herumführten, und nur ihren Spaß mit ihren Thorheiten trieben. Itzt thun wir es mit ihnen.

Ich gestehe ihnen, (fuhr Rodrigo fort) daß ich auch nach der altväterischen Art geliebt habe, und daß ich in solchen Umständen aus Sevilla abgereist bin. Eine sehr schöne adeliche Person daselbst, war so gütig und liebte mich. Wir sahen uns genöthiget, von einander zu scheiden; und ich glaube nicht, daß jemals ein betrübterer Abschied genommen worden ist. Kurz, ich meynte, ihre

Abwe-

Abwesenheit würde mich ums Leben bringen, und ich wünschte mir sogar, lieber zu sterben, als von ihr entfernt zu leben. Aber es ist mir so gut vergangen, daß ich dem Cupido Troz biethe, mich noch einmal so am Stricke zu führen. Sobald ich in dieser Stadt angekommen, und in des Herzogs Dienste getreten war, machte ich mit einer Schönen Bekanntschaft, und war so glücklich ihr zu gefallen. Ich sah in ihren Augen die Liebe, die sie zu mir hatte; ich both ihr meine Dienste an, und sie schlug sie nicht ab. Wir lieben einander, wie sichs gebührt, ohne uns in einander vernarret zu haben; und wir vergnügen uns, ohne das Joch der Liebe zu tragen. Der Genuß eines gegenwärtigen Gutes läßt mich des Verlusts eines abwesenden Gutes leicht vergessen: und da ich mir itzo mit meiner Liebsten zu Madrid die Zeit so angenehm vertreibe, meynen sie wohl, daß ich noch an die zu Sevilla denken werde?

Bey diesen Worten ward der verkleidete Carlos (Isabelle) sehr unwillig, und konnte ihren Zorn kaum mehr bergen. Itzt vergieng ihr auf einmal alle Zärtlichkeit, die sie noch für den Rodrigo gehabt hatte, und fieng an, ihn eben so sehr zu hassen, als sie ihn geliebt und hochgeschäzt hatte. Ists aber möglich, (sagte sie mit einer verächtlichen Mine) daß sie ein so schlechtes Gemüth haben? und wie können sie mit gutem Gewissen eine Person so verlassen, die sie vielleicht noch herzlich liebet? Schämen sie sich nicht, ihr Wort so zu brechen? und glauben sie etwa, als mache man keinen Unterschied mehr, zwischen

einem

einem treuen, und einem treulosen Liebhaber? Ich kann mir kaum vorstellen, daß die Liebe zu Madrid so gar sehr verdorben seyn könne: wenigstens bin ich gewiß, daß die Liebe zu Serilla noch ein wenig ehrliebender ist.

Ich sehe wohl, antwortete Rodrigo, daß sie ihren Theil haben, und recht stark getroffen sind. Sie tragen Ketten, so schwer als ein Ruderknecht auf Galeeren. Mich jammert ihrer, und ich muß sie nothwendig aus der Sclaverey befreyen. Folgen sie meiner Anführung, so will ich sie von der verdammten Liebeskrankheit gewiß curiren. Morgen will ich ihnen meine Liebste zeigen. Sie hat eine sehr schöne Schwester. Ich will ihr sagen, daß wir Kammeraden und Landsleute aus einer Stadt sind, und will es so einrichten, daß sie sie zu ihrem Liebsten annimmt. Hernach werden sie mich nicht so bald verlassen wollen. Wir werden die zwo schönsten Personen in Madrid besitzen; und sie, Herr Don Carlos, werden ihre Liebespein zu Sevilla geschwind vergessen.

Herr Rodrigo, (sagte Carlos) ich kann, ohne mir den größten Zwang anzuthun, dergleichen Dinge nicht vornehmen. Aber vielleicht bringt mich die Neugierde doch so weit, daß ich es thue. Ich will mich diese Nacht besinnen, und ihnen morgen meinen Entschluß sagen.

Hier erwäge der Leser selbst, was für Angst die arme Isabelle ausstand, da sie sich von einem Menschen, den sie zärtlich geliebt hatte, so mit Untreue belohnt, und in ihrer Hoffnung betrogen

sah

sah. Es that ihr im Herzen weh, und sie konnte ihre Betrübniß kaum mehr verbergen. Aber endlich waffnete sie sich mit männlichem Muthe, und nahm sich vor, den folgenden Tag diejenige zu sehen, die ihr ihren Geliebten geraubt hatte.

Rodrigo gieng mit dem Don Carlos zu seiner Schönen. Sobald sie die ersten Complimente gewechselt hatten, gieng Rodrigo mit ihr beyseite, und entdeckte ihr seine Absicht. Indem sie mit einander redten, hatte Isabelle die Unlust, daß sie ihr Armband, so sie ihrem untreuen Liebhaber zum Abschiede geschenckt hatte, an seiner Liebsten Arme sah. Hierauf gieng Rodrigo in ihrer Schwester Zimmer, und sagte lächelnd zu ihr, er bringe ihr hier einen schönen Edelmann mit, der ihr ohne allen Zweifel sein Herz ergeben werde.

Carlos gefiel der Liebsten des Rodrigo so gut, daß sie ihrer Schwester mit Eroberung seines Herzens zuvorkommen wollte. Indem Rodrigo im andern Zimmer war, so that sie ihm schon ihre Liebeserklärung. Carlos gab ihr ein Küßchen, und die Schöne gab ihm etliche andere dafür. Und damit sie keine Zeit verlöhre, so versicherte sie ihn, daß, wenn er sie zu lieben Lust habe, sie ihm den Rodrigo aufopfern wolle.

Unterdessen betrachtete Don Carlos sein Armband, (das er, als Isabelle, so unrecht angebracht hatte,) sehr genau, und rühmte die schöne Arbeit daran. Er sagte, er möchte sich gern ein solches nachmachen lassen, und es seiner Schwester zum Geschenke mitbringen. Die Schöne, die ihn

schon

schon mit Begierde liebte, bath ihn, er möchte es annehmen, und damit machen, was er selbst wollte. Carlos weigerte sich höflich, es zu behalten; nahm es aber zu sich, und versprach es ihr wiederzugeben.

Bald hernach kam Rodrigo wieder ins Zimmer zu ihnen, und sagte, daß die Schwester, bey der er gewesen war, sich unbäßlich befände, und den Besuch auf morgen aufschieben wollte. Isabelle eilte sodann wieder fort, damit nicht Rodrigo nach dem Armbande fragen möchte. Nachdem sie aus diesem Hause gegangen waren, so wandte sie gewisse Ursachen vor, warum sie vom Rodrigo weggienge. Sie gieng zu ihrem Oheim, sagte ihm, daß sie den folgenden Tag mit frühem Morgen wieder von Madrid abreisen wollte, und er möchte sich also bereit halten: welches er ihr zu thun versprach.

Abends speiste sie mit ihrem Treulosen. Als es Zeit schlafen zu gehen war, legte sich Rodrigo zu Bette, Isabelle aber setzte sich, und schrieb einen Brief voller Verweise wider ihn. Sie legte den Brief zu, versiegelte ihn, und machte diese Aufschrift: An den treulosen Rodrigo. Sie stand mit dem frühesten auf, zog sich hurtig an, legte ihren Brief auf den Tisch, und gieng zu ihrem Oheim. Die Pferde standen bereit: sie setzten sich auf, und eilten geschwind fort.

Es war schon drey Stunden nach Tage, als Rodrigo, der Langschläfer, erwachte. Er wunderte sich, daß Carlos nicht mehr im Bette lag.

Aber

Aber seine Verwunderung gieng erst recht an, da er auf dem Tische einen versiegelten Brief, mit itzt bemeldeter Ueberschrift, liegen sah. Er öffnete ihn, und las darinnen folgendes.

Treuloser!

Du weißt, was ich für Liebe zu dir gehabt habe. Es war eine aufrichtige und unumschränkte Liebe, bey der ich zur Absicht hatte, obgleich zu meinem Nachtheile, und wider den Willen meiner ganzen Freundschaft, dich zu heirathen. In eben dieser Absicht war ich Willens, eine sehr vortheilhafte Partey auszuschlagen, um die Deinige zu werden, wie ich dir mein Wort gegeben hatte. Bloß deßwegen bin ich itzt nach Madrid gekommen. Aber, nach so vielen Beweisen von deiner Untreue, die ich aus deinem Munde habe, sage ich dir hiermit, daß ich dich nicht mehr begehre, weil du ein Mensch ohne Ehre, und zu der größten Niederträchtigkeit und abscheulichsten Untreue fähig bist. Mein Armband, das ich dir zum Abschiede in Sevilla schenkte, habe ich von deiner Hure wiederbekommen. Itzt reise ich nach Sevilla zurück, und werde mich dort, sogleich nach meiner Ankunft, verheirathen: denn mit einem Undankbarn, wie du bist, will ich nicht das mindeste mehr zu schaffen haben. Dein Andenken soll mir die Zeit meines Lebens verhaßt und verächtlich seyn; und wenn ich mich jemals des Rodrigo erinnere, so soll es geschehen, damit ich ihn verabscheue. Ich, die ich dieses schreibe, bin

Isabelle, unter dem Namen Carlos.

Kaum

Kaum hatte Rodrigo dieſen Brief geleſen, ſo fehlte es nicht viel, daß er ſich erſtochen hätte. Er erkannte ſeinen begangnen Fehler, und er hielt ſich nicht mehr für werth zu leben, nachdem er Iſabellen eine ſo gerechte Urſache, über ihn zu klagen, und ihn zu verlaſſen, gegeben hatte. Seine Treuloſigkeit wurde ihm zur Qual, und war ihm ohne Unterlaß wie ein Henkersknecht vor Augen. Ueberdieß verdroß es ihn auch, daß er drey ganze Nächte bey der ſchönen Iſabella geſchlafen, und doch keinen Nutzen davon gehabt hatte.

Alles dieſes brachte ihn, in den zweenen erſten Tagen nach Iſabellens Abreiſe, faſt zur Verzweiflung. Den dritten Tag entſchloß er ſich plötzlich, ihr nachzufolgen, und ſich zu Sevilla vor ihr zu demüthigen. Er reiſte ab. Aber bald nach ſeiner Ankunft allda, hörte er, zu ſeinem größten Verdruſſe, daß Iſabelle ſchon den Tag hernach vermählt werden ſollte. Er gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, vor ſie zu kommen, um ihr ſeine Aufwartung zu machen, und ſich ihr zu Füſſen zu werfen; aber es war alles vergebens, und er kam nicht vor ſie. Iſabelle blieb unerbittlich.

Abends, an ihrem Vermählungsfeſte, that er nochmals einen Verſuch. Er beſuchte den Bal, der dabey gegeben wurde, und wollte ſie ſogar zum Tanze aufziehen, damit er ſie bey dieſer Gelegenheit von ſeiner heftigen Reue über ſeinen Fehler verſichern könnte. Er gieng zu ihr, machte ihr ſein Compliment, und both ihr die

Hand. Aber, wie sehr erstaunte er nicht, als sie ihm ihre Hand verweigerte, und ihm mit Verachtung den Rücken zukehrte. (In Spanien kann ein Frauenzimmer einer Mannsperson keinen grössern Schimpf als diesen anthun.) Etliche Augenblicke hernach zog sie ein anderer Edelmann zum Tanze auf, und sie nahm willig seine Hand an.

Der unglückliche Rodrigo zog es sich dermaßen zu Gemüthe, daß er nicht lange hernach vor Grame starb. So zerstöhrte ihm seine Treulosigkeit sein Glück, seine Ehre, und raubte ihm auch endlich die Lust des Lebens.

Sechste Geschichte
von
betrogenen Liebhabern.

Zween Grafen am Wiener Hofe wetteten um eine große Summe Geldes, daß sie eine ausserordentlich schöne adliche Frau in Böhmen zur Liebe verleiten wollten. Die Frau wußte ihre Ehre zu erhalten, und beyde Grafen, die sie hatten verführen wollen, zum Gespötte zu machen.

Zu einer Zeit, als die Galanterie am Wiener Hofe sehr im Schwange gieng, hatte die Keuschheit noch eine Zuflucht in einem Böhmischen Schlosse gefunden. Der Herr dieses Schlosses war ein Edelmann, mit Namen Rudolph, der zwar von altem vornehmen Geschlechte war, aber wenig im Vermögen hatte. Er besaß, ausser diesem Schlosse, nur noch einige Landgüter dabey, und er mußte also sparsam wirthschaften. Dennoch verliebte er sich in eine junge adliche Person, welche Rosemunde hieß, und von allen Menschen für die Schönste im ganzen Königreiche gehalten wurde. Er heirathete sie, ob sie gleich nicht reicher als er selbst war. Er betrachtete ihre Schönheit und Tugend, worinnen ihr ganzes Heirathsgut bestand, als die größten Schätze.

In den ersten dreyen Jahren bekam er drey schöne Kinder von ihr. Diese Fruchtbarkeit fieng aber an, ihrem Eheherrn zur Last zu werden; und der starke Anwachs seiner Familie, ohne Zunahme seines Vermögens, machte ihm vielerley Gedanken. Es verdroß ihn nicht, daß er Kinder bekam; aber es that ihm Leid, daß er sie nicht so erziehen konnte, wie er es gern gethan hätte. Um solcher Betrachtungen willen entschloß er sich, an den kaiserlichen Hof zu gehen, um zu versuchen, ob er sein Glück daselbst machen könnte. Rosemunde, die ihn, nach ihrer Pflicht, allein liebte, gieng ungemein schwer an diese Trennung, gleichwie sie auch für Rudolphen selbst sehr schmerzlich war.

Rudolph erwarb sich in kurzer Zeit am Hofe des Kaisers, durch seine guten Eigenschaften viel Ehre. Kaiser Maximilian schätzte ihn überaus hoch; und weil er wußte, daß er an seinen Hof gekommen war, um sein Glück zu machen, so gab ihm dieser Herr ein sehr einträgliches Amt.

Er hatte seine Ehrenstelle schon zwey Jahre bekleidet, und in dieser Zeit nur Briefwechsel mit seiner Gemahlinn unterhalten, als ihn einer von seinen guten Bekannten deßwegen mit Worten anfocht. Es war ein junger Graf, welcher sich einsmals nebst etlichen anderen Edelleuten, mit ihm ergetzte, und ohngefähr folgendes zu ihm sagte. Sie sind schon zwey Jahre an diesem Hofe, mein Herr Rudolph; und man muß sich wundern, daß sie in dieser ganzen Zeit ihre Frau Gemahlinn noch nicht besucht haben, da sie doch überall

überall für eine groſse Schönheit gehalten wird. Fast sollte man auf die Gedanken kommen, daſs sie ihr nicht sehr gewogen seyn müssen. Man würde sich sehr irren, antwortete Rudolph, wenn man solche Gedanken hegte. Die Wohlthaten, so ich von Sr. kaiserlichen Majestät genossen, verpflichten mich, stets bey seiner Person zu bleiben, und um meines Vergnügens willen, nicht von seinem Hofe zu gehen. Meine Frau weiß dieses wohl, und ist zufrieden, wenn ich ihr öfters Nachricht von meinem Wohlbefinden gebe. Sie ist überzeugt, daſs ich sie einzig und allein liebe; und ich bin ebenfalls von ihrer Liebe zu mir völlig versichert. Sie ist schön, ich gestehe es; aber ihre Tugend übertrifft ihre Schönheit bey weitem.

O! mein Herr! antwortete der Graf, sie bedenken nicht die Schwäche der Frauen, und wie wenig ihrer sind, die auf der Probe bestehen. Ists nicht wahr, daſs im Kriege oftmals die Beherztesten die Waffen strecken und sich ergeben müssen? Eben so geht es auch im Reiche der Liebe. Man weiß Exempel, daſs auch die sprödesten gelind werden, und daſs sich nicht selten die Grausamsten zahm machen lassen. Man irret sich, wenn man glaubt, daſs ein weibliches Herz von Stahl und Eisen seyn könne. Das Frauenzimmer hat nur Herzen von Eis, welche von Thränen und Seufzern eines zärtlichen Verliebten leichtlich weich werden und schmelzen.

Alle diese schönen Vernunftschlüsse, sagte Rudolph dagegen, können mir nicht den mindesten

Argwohn wider meine Frau beybringen. Ihre Tugend ist jederzeit ausser allem Verdachte gewesen. Ich kenne sie, und in diesem Stücke halte ich sie für ganz unüberwindlich. Sie schliessen, Herr Graf, von dem, was die meisten thun, auf die Aufführung aller und jedweder. Sie machen es hierinnen wie schlechte Sprachlehrer, welche die Regeln zu Ausnahmen, und die Ausnahmen zu Regeln machen.

Hierauf fanden sich andere Edelleute, die zugegen waren, welche verschiedenen Meynungen beypflichteten. Einige gaben dem jungen Grafen Recht, andere Rudolphen: und ihr Streit wurde so hitzig, daß die Sache der Kaiserinn zu Ohren kam. Sie wurde so neugierig, daß sie sich den ganzen Handel von Rudolphen erzehlen ließ. Diese Prinzessinn nahm sich seiner an: sie behauptete stark seine Partey, wider den Grafen und seine Anhänger, und nennte ihre Meynung ungerecht und vermessen.

Der Graf, der viel Eigenliebe, und eine große Meynung von seiner Person hatte, erboth sich, Rudolphen zehen tausend Thaler zu zahlen, wenn er nicht, in einer Zeit von dreyen Monathen, alles was er wollte, mit seiner Frau machen würde, wofern anders Rudolph sich verbindlich machen wollte, ihm völlige Freyheit zu lassen, und ihn in nichts zu hindern. Ein anderer Graf wollte auch Antheil daran nehmen, und that eben diesen Vortrag. Die Kaiserinn konnte sich des Lachens nicht enthalten, als sie diese Reden hörte. Der

eine

eine von diesen Grafen, hieß Friedrich, der andere Robert, und beyde besaßen großes Vermögen. Sie versicherten die Kaiserinn, daß sie es recht im Ernste meynten, und sogleich den Contract unterschreiben wollten.

Indem dieser Wortwechsel vorfiel, trat der Kaiser selbst ins Zimmer; und die Kaiserinn erzehlte ihm das Vorhaben dieser Edelleute. Er wollte ihre Thorheit gar nicht glauben, und lachte sie damit nur aus. Die beyden Grafen blieben aber ernsthaft bey ihrem Entschlusse, wofern Rudolph damit zufrieden seyn wollte.

Rudolph ließ es sich gefallen, und erboth sich sogar, (um keinen Verdacht von sich zu geben,) daß er in diesen dreyen Monathen im Zimmer eingeschlossen bleiben wollte. Der Kaiser gab sich alle Mühe, den beyden Grafen ihr Vorhaben auszureden; aber es war alles vergebens. Der Contract wurde sogleich aufgesetzt und unterschrieben; und Rudolph wurde an einen verwahrten Ort eingesperret.

Nach der Abrede zwischen den zweenen Grafen, sollte Friedrich bey der schönen Rosemunde sein Glück zuerst versuchen; und sechs Wochen hernach sollte die Reihe an Roberten kommen. Diesem Vortrage zufolge, machte sich Friedrich alsobald reisefertig, und nahm zween Diener mit sich. Als er in einem gewissen Flecken, nicht weit von Rudolphs Schlosse angekommen war, so stieg er vom Pferde ab, und trat in einem Wirtshause ab, wo er des Nachts bleiben wollte.

Beym Abendessen ließ er den Wirt zu sich ruffen, und erkundigte sich, was für eine Lebensart die schöne Rosemunde führte. Dieser versicherte ihn, daß ihre Tugend ihrer Schönheit nichts nachgaebe.

Den folgenden Tag kleidete sich der Herr Graf ausserordentlich prächtig an, begab sich in Rudolphs Schloß, und ließ sich bey Rosemunden anmelden, um die Ehre zu haben seinen Besuch bey ihr zu machen. Rosemunde nahm den Besuch an, und empfieng ihn, wie es seinem Stande gemäß war. Der Graf erstaunte, sogleich beym ersten Anblicke, über ihre Schönheit und ihr majestätisches Ansehen. Sie setzten sich beyde nieder; und alsdann fieng er an, verliebte Reden gegen sie zu führen. Er sagte, der große Ruff von ihrer Schönheit sey Ursache, daß er aus Wien hierher gekommen sey; daß aber alles, was er davon gehöret habe, nichts in Vergleichung mit dem sey, was er itzo das Glück habe, mit Augen zu sehen. Mit solchen verliebten Blümchen fuhr er weiter fort; und endlich that er ihr eine förmliche Lobeserklärung. Rosemunde, welche viel Witz besaß, wollte ihn nicht sogleich abschrecken. Sie antwortete ihm nur, daß sie dieß alles für Schmeicheleyen annehmen müsse, und daß sie weder dergleichen Lobeserhebungen, noch eine so große Gewogenheit, wie er gegen sie zeige, verdiene. Inzwischen that sie sehr freundlich mit ihm; und der Graf machte sich schon die süsseste Hoffnung.

Indem er sich so zur Unzeit schmeichelte, nahm sich die schöne Rosemunde vor, seine Vermessen-

messenheit auf eine Art, wie itzt erzehlt werden wird, zu bestrafen. Sie machte ihm weis, als habe er sie in einen Zustand versetzt, in welchem sie ihm nicht länger widerstehen könne; und sie müsse sich ihm nothwendig ergeben. Aber zugleich bath sie sich Verschwiegenheit von ihm aus. Und damit nicht jemand von meinen Leuten (sprach sie) etwas bemerke, so kommen sie morgen Mittags, und speisen sie mit mir. Wenn meine Bedienten essen, so gehen sie ins Zimmer im großen Thurme, wo meines Eheherrn Wapen in Marmor gehauen ist. Sobald sie hinein sind, so schliessen sie die Thüre hinter sich zu; und ich will hernach durch eine andere Thüre, die neben meinen Zimmern ist, zu ihnen kommen. Auf solche Art können wir uns ohne alle Gefahr vergnügen.

Der Graf küßte ihr die Hand in größter Demuth, und dankte ihr mit herzbrechenden Ausdrücken für diese Gnade. Ich schätze diese Gunst (sagte er) viel höher als eine Krone. Und da ich mich itzt schon, in Hoffnung eines so großen Glücks, für den glückseligsten Menschen auf der Welt schätze, was werde ich nicht erst alsdann thun, wenn ich sie wirklich besitze?

Den folgenden Tag versäumte er es nicht, zur schönen Rosemunde zum Mittagsmahle zu kommen. Sie nahm ihn ungemein höflich auf. Als die Bedienten nach der Mahlzeit ihren Abtritt nahmen, so suchte der Graf den Weg nach dem Thurme, und fand die Thüre ins Zimmer offen. Er eilte dem Augenblicke seines Glücks, (wie er hoffte,) in

der That aber, seiner Strafe entgegen. Sobald er ins Zimmer getreten war, so verschloß sich die Thüre von sich selbst, und so fest, daß es nicht möglich war, sie ohne Schlüssel wieder aufzumachen. Von aussen lag ein starkes Vorlegschloß, und ein eiserner Riegel vor. Dieses Zimmer war ehemals ein Gefängniß auf Lebenszeit für solche Uebelthäter gewesen, welchen das Leben geschenkt worden war. Das Fenster, wodurch Licht hinein fiel, war so hoch vom Fußboden, daß man nicht ohne Leiter hinzu kommen konnte; und aussen davor, sah man unten auf der Erde nichts als einen breiten Wassergraben. Dieses Gefängniß hatte Rosemunde für den Graf Friedrich zurecht machen lassen. Es stand darinnen ein Tisch, ein ziemlich gutes Bette und etliche Stühle.

Sobald der Graf Friedrich hinein, und (wie gesagt) verschlossen war, so horchte er, und konnte die Ankunft der schönen Rosemunde kaum erwarten. Aber dieses Warten und Sehnen währte so lange, daß seine Hoffnung sich endlich in Kummer verwandelte: und dieser Kummer war, zu seinem Unglücke, nicht ohne Grund. Es giengen ihm unzehlige schreckliche Gedanken im Kopfe herum, als er ein kleines Gitterfenster neben der Thüre seines Gefängnisses öffnen hörte. Itzt dachte er, das wäre Rosemunde, die ihn aus der Angst erlösen wollte; aber er wunderte sich nicht wenig, als er die Stimme eines jungen Mägdchens hörte, die folgendes zu ihm sagte. Herr Graf, ich bedaure ihre Umstände. Der Ort, wo sie sind, ist nicht, wie sie denken, ein Ort der Ergetzung, sondern

dern ein Ort der Schmermuth. Sie sind ein Gefangner der Frau Rosemunde, meiner gnädigen Frau: und ihr Verbrechen ist, daß sie ihrer Ehre nachgestellt haben. Um dafür zu leiden, müssen sie sich entschliessen, so lange als es ihr gut und nützlich dünken wird, hier Buße zu thun. Sie hat sie verurtheilet, bey Wasser und Brod zu fasten, wenn sie anders sich nicht mit Spinnen ernähren wollen. Die Spindel steht weibischen Männern nicht übel an. Bey diesen Worten machte sie das Fenstergitter wieder zu und gieng fort.

Der Graf, nachdem er diese Reden gehört hatte, wollte fast rasend werden; und es fehlte nicht viel, so hätte er sich ums Leben gebracht. Nicht lange hernach ward er ohnmächtig, und blieb länger als eine halbe Stunde wie todt. Er kam aber wieder zu sich selber, wiewohl es ihm wenig half, als daß er sein Unglück nur stärker fühlte. Ach! ich Unglückseliger! schrieh er, so habe ich mich durch meine Thorheit und Vermessenheit in diesen Zustand versetzen müssen? Soll ich auf einmal zugleich Geld, Ehre und Freyheit verlieren? Und dieses überhäufte Unglück soll von derjenigen herkommen, welche mich glücklich machen sollte? Mein Stand macht, daß ich mich schämen muß; meine Vermessenheit ist Ursache an meinem Unglücke; und durch meine Buleren bin ich ein unglückseliger Sclav der Rosemunde geworden!

Indem er dieses sprach, sah er von ohngefähr in einem Winkel einen Spinnrocken mit Flachs,

und

und eine Spindel, die darinnen stack. Das war nun freylich ein sehr widriges Schicksal für einen Menschen von seinem Stande, in den Orden der Spinnerinnen zu kommen, und anstatt des Degens den Rocken zu ergreifen! Er kam auch wirklich, bey Erblickung dieses betrübten Dinges, fast ganz von Sinnen, und gebehrdete sich wie ein Rasender, der alles zerreissen und zerbrechen will.

In diesen traurigen Vorstellungen brachte er die ganze Nacht zu, und der Schlaf kam ihm nicht in die Augen. Den folgenden Tag, um Mittagszeit, schickte Rosemunde wieder ihr Kammermägdchen zu ihm, welche abermals durchs Gitterloch zu ihm sagte, sie wolle das Garn holen, das er gesponnen habe, damit er so viel zu essen und zu trinken bekomme, als es werth seyn werde. Der Graf, welcher vor Zorne tobte, gab ihr die entsetzlichsten Schimpfreden. Das Mägdchen antwortete mit Lachen: Herr Friedrich, sie thun nicht wohl, daß sie mir also begegnen. Ich selbst sage es ihnen eigentlich nicht, sondern meine gnädige Frau sagt es ihnen durch meinen Mund. Sie will nicht allein, daß sie ihr Brod mit Spinnen verdienen, sondern auch, daß sie ihr ihre Spießgesellen entdecken sollen. Wenn sie dieses beydes nicht thun, so müssen sie sich entschliessen, von Wasser und Brode zu leben. Wollten sie sich dawider setzen, so würden sie eben so viel ausrichten, als wenn sie den Mond vom Himmel reissen, oder wider den Strom schwimmen wollten. Ihr Uebel ist fast unheilbar, und nur die Gnade der Frau Rosemunde kann ihm abhelfen.

Der

Der Graf antwortete, er wollte gern spinnen, wenn er es nur in Gesellschaft der schönen Rosemunde thun könnte; und auf diesen Fall wollte er ihr auch eine Meuterey entdecken, über die sie erstaunen würde. Nach diesen Worten gab ihm das Mägdchen nichts als Wasser und Brod zum Mittagsessen. Es wurde Nacht, ehe er einen Bissen aß; und er brachte diese ganze Nacht wiederum ohne allen Schlaf zu.

Unterdessen hatte Rosemunde die Diener des Grafen anderwärts im Schlosse einsperren lassen; dabey aber anbefohlen, daß sie wohl verpfleget würden, so daß ihnen nichts als die Freyheit mangelte.

Hier muß ich erzehlen, daß Rudolph, der glückliche Ehemann, einen Zauberring hatte. Es war ein weisser Stein in diesem Ringe. Dieser hatte, durch einen gewissen Einfluß der Planeten, die Kraft, daß er allemal, so oft jemand Rosemundens Keuschheit in Versuchung führte, gelb wurde. Und wenn Rosemunde darein gewilliget hätte, so wäre der Stein so schwarz wie ein Kohle geworden, ohne in der Welt wieder weiß zu werden.

In den ersten vier Tagen, als unser nunmehr unglücklicher Herr Graf Rosemunden mit Liebe anlag, wurde der Zauberstein alle Tage gelber und dunkler. Rudolphen wurde dabey Angst, und er dachte nicht anders, als daß ihm seine Frau einen schlimmen Streich spielen würde. Sobald aber der Graf in seinem Kerker stack, so wurde

das

das Steinchen wieder so weiß als erst. Rudolph hatte eine große Freude darüber, und erwartete den Ausgang seines Schicksals in großer Gelassenheit.

Graf Friedrich, da er sah, daß er aus der Noth eine Tugend machen, und sich Rosemundens Befehle unterwerfen müßte, entschloß sich, spinnen zu lernen; ihr auch seinen mit dem Grafen Robert gemachten Contract zu entdecken. Er ergriff die Spindel, und spann grob und klar durch einander. Ich glaube, daß Heraclitus, (der große Weiner,) wenn er ihn in dieser Positur gesehen hätte, sich schwerlich des Lachens enthalten haben würde.

Um die Mittagsstunde kam das Kammermägdchen, und öffnete das Gitterfenster. Sie fragte ihn, im Namen ihrer Frau, wieder, ob er Garn gesponnen hätte? Der Graf schämte sich (wie ein begossener Hund,) und wies ihr nur seine Spindel voll Garns. Hernach erzehlte er ihr, was für eine Wette er, und Graf Robert, mit Rudolphen angestellt hatte. Das Mägdchen lobte ihn wegen seiner Unterwerfung, und versprach ihm, daß sie bey ihrer gnädigen Frau für ihn bitten wollte. Sie brachte hernach Rosemunden die gräfliche und männliche Spindel mit Garne; erzehlte ihr auch, welche Verschwörung die beyden Grafen wieder sie gemacht hatten.

Rosemunde dankte dem Himmel für diese Entdeckung, und nahm sich vor, auch Roberts Ankunft zu erwarten, um ihn für seine bösen Anschäge

schläge zu bestrafen. Graf Friedrich spann unterdessen sein Stück immer fort, weil er seine Rechnung dabey fand. Denn er bekam nunmehr nicht allein gutes Essen und Trinken, sondern es diente ihm auch diese Beschäfftigung zum Zeitvertreib in seiner betrübten Einöde.

Zu Wien besuchte zuweilen der Kaiser Rudolphen ganz allein in seiner Einsamkeit. Er fragte ihn, ob ihm wegen seiner Frau nicht ein wenig angst würde. Rudolph gab zur Antwort, er wisse vermittelst einer gewissen Wahrsagekunst, daß sie die beyden Grafen zum Gelächter machen würde.

Als fast sechs Wochen, nach des Grafen Friedrichs Abreise, vorbey waren, so schickte sich auch Graf Robert zur Reise an. Jedoch gieng er ein wenig schwer daran, weil er vom Grafen Friedrich (seit dem er im Gefängnisse stack,) nicht die mindeste Nachricht bekommen hatte. Eine Zeitlang ahndete ihm nichts gutes, daß er gar nicht an ihn schrieb. Endlich aber gedachte er, Graf Friedrich würde ihn vergessen haben, weil es ihm allzu wohl gienge; oder auch, daß es ihm vielleicht eben so lieb wäre, wenn er stets Hahn im Korbe bliebe, und wenn ihn ein anderer nicht in seinem Glücke stöhrete. In dieser Hoffnung begab er sich mit Kutsche und Pferden auf den Weg, um sein Glück auch zu versuchen.

Nachdem er in der Nähe des Schlosses der schönen Rosemunde angekommen war, so erkundigte er sich zuerst nach dem Grafen Friedrich. Er

bekam

bekam zur Antwort, er wäre vor einiger Zeit wieder abgereiset.

Des Tages hernach machte er seine Aufwartung bey Rosemunden. Sie nahm ihn gütig auf, und that ungemein munter gegen ihn. Der Graf hielt solches für ein gutes Anzeichen. Aber Rosemunde, die schon sein Vorhaben wußte, wollte ihn kurz und gut abfertigen, und ließ also ein ander Zimmer, neben des gräflichen Spinners seinem, zurecht machen.

Der erste Besuch war mit Höflichkeiten von beyden Seiten abgegangen; aber den Tag hernach stattete ihr Graf Robert einen neuen und verliebten Besuch ab. Er sagte ihr unter andern, es sey zu bedauern, daß eine so seltene Schönheit ihr Leben auf dem Lande zubringen solle; sie verdiene den ersten Rang unter den Hofdamen; und es würden gern alle Schönen zu Wien die Segel vor ihr streichen. O Himmel! (sagte er weiter) was für ein Schönheitglanz! was für eine Anmuth! O! wie reizend ist diese Stirne! wie bezaubernd schön sind diese Wangen! wie lieblich dieses Gesicht! wie roth dieser Mund! wie blitzend sind diese Augen! wie weiß ist dieser Busen! wie edel und majestätisch ist Gang und Stellung an ihnen! wie vollkommen ist alles an ihrer Person! Diese Schmeicheleyen daureten eine lange Zeit fort, und der Beschluß war ein tiefgeholter Seufzer.

Dieser Seufzer gab Rosemunden Anlaß zu fragen, was er bedeute. Graf Robert beantwortete es ihr mit einem neuen und noch stärkern Seufzer.

Ich

Ich bin verloren! o himmlische Rosemunde! (sagte er) ich sterbe, wenn sie nicht die Güte haben mir hülfreich beyzustehen. Was soll ich für sie thun? (fragte sie.) Soll ich sie lieben? Das will ich herzlich gern thun: und wer wollte nicht einen Cavalier lieben, der so angenehm von Person, und so zärtlich von Gemüthe ist? Hierauf bestellte ihn Rosemunde zu einer heimlichen Zusammenkunft, und zeigte ihm das Zimmer an, in welchem sie sein Verlangen befriedigen wollte.

Nun stelle man sich vor, wie entzückt vor Freuden Graf Robert war, als er eine so erwünschte Antwort bekam. Er dachte an nichts weniger, als daß Rosemunde Argliſt im Sinne hätte. Er bewunderte nur die Schönheit ihrer Person, und zugleich ihre Güte und Gefälligkeit gegen ihn.

Aber er erstaunte gar sehr, da er, anstatt daß er Lust und Vergnügen bey Rosemunden zu genieſſen hoffte, sich in ein Gefängniß eingesperrt, und aus einem Grafen in einen Wollkämmer verwandelt sah. Denn so bald er in das ihm angewiesene Zimmer getreten war, so bemerkte er, daß er von allen Seiten her fest verschlossen war, und nirgends einen Ausgang finden konnte. In einem Winkel sah er alle Werkzeuge zum Wollkämmen liegen, welches ihm nichts als Unglück prophezeyete.

Nicht lange hernach kam das Kammermägdchen, und offenbarte ihm, im Namen ihrer Frau, die Ursachen dieses Betragens gegen ihn. Sie sagte ihm, daß wenn er nicht Hungers sterben

wollte, so müßte er arbeiten, und ungesäumt Hand ans Werk legen. Dieß ist das Schicksal aller derer, (fuhr sie fort) die zu meiner gnädigen Frau kommen, in der Absicht sie zu verführen. Die Freyheit, der Müßiggang, und das allzu gute Essen und Trinken, verderben insgemein die Mannspersonen. Sie zu bessern, ist in der Welt nichts geschickter, als daß man sie einsperre, arbeiten und fasten lasse. Dieses ist die Willensmeynung der Frau Rosemunde: weiter habe ich ihnen nichts zu sagen,

Graf Robert, da er sich so gefangen und hintergangen sah, gerieth fast in Verzweiflung, und verfluchte den Tag seiner Abreise. Ach! (schrieh er) begegnet Rosemunde denen, die sie besuchen, auf eine solche Art? O ich Unglückseliger! wie thöricht bin ich gewesen, daß ich hier mein Glück habe versuchen wollen! Noch wollte ich mich leicht zufrieden geben, wenn ich nur meine zehen tausend Thaler dabey einbüßte. Aber auch meine Ehre dabey zu verlieren, die mir doch tausendmal lieber ist, das ist das allerentsetzlichste für mich. Gute Nacht, Wiener Hof! gute Nacht Galanterie? Nach einem solchen Unfalle muß ich Zeit meines Lebens ohne Hof, ohne Galanterie leben!

Als nunmehr Rosemunde die Vermessenheit beyder Herren Grafen so bestraft hatte, daß einer zum Spinnen, der andere zum Wollkämmen verdammt war, damit sie im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod äßen, so schickte sie beyder Bedienten fort, und gab einem jeden zwanzig Ducaten auf den Weg (damit sie still schwiegen.) Sogleich

gleich darauf schickte sie einen eignen Bothen an ihren Gemahl nach Wien, und meldete ihm alles was vorgegangen war. Rudolph schickte ihren Brief dem Kaiser zu. Seine Majestät, insonderheit aber die Kaiserinn, beyde freuten sich über die heldenmüthige Aufführung der Rosemunde. Der ganze Hof rühmte diese That, und bewunderte ihre Klugheit so sehr als ihre Keuschheit. Die Kaiserinn sagte öffentlich, sie verdiente in den Geschichten verewiget zu werden, und das Lob der schönsten, der klügsten und tugendhaftesten Frau im Königreiche Böhmen zu bekommen.

Sobald diese Nachricht angekommen war, wurde Rudolph wieder in Freyheit gesetzt; und der Kaiser sorgte selbst, daß ihm die Geldsummen von den beyden Grafen, nach Inhalt des Contracts, ausgezahlt wurden. Also gewann Rudolph in Zeit von dreyen Monathen zwanzig tausend Thaler. Er erwarb sich den Ruhm eines glücklichen Ehemanns, und machte seine Gemahlinn, nicht allein in Böhmen, sondern auch im ganzen römischen Reiche, wegen ihrer Keuschheit berühmt. Der Kaiser und die Kaiserinn liessen Rosemunden an ihren Hof kommen, und empfiengen sie aufs allergnädigste. Die ganze Hofstatt betrachtete sie mit Bewunderung; und die Kaiserinn nahm sie nicht nur zu ihrer Staatsdame an, sondern sie erwies ihr auch, so lange sie lebte, die ausserordentlichsten Gnadenbezeugungen.

Die beyden Grafen wurden in Freyheit gesetzt; aber sie wurden ein Spott des Hofes und

alles Volkes. Dieser Schande zu entgehen, begaben sie sich in fremde Länder; und anstatt daß sie am kaiserlichen Hofe eine große Figur gemacht hatten, mußten sie ihr Leben im Dunkeln und unbekannt beschliessen.

Siebente Geschichte
von
betrogenen Liebhabern.

Eine geizige Bulschwester wird von einem jungen Menschen betrogen. Ein Kaufmann von Bergamo dachte sie auf eine gewisse Art zu berücken; aber er fand seine Rechnung nicht dabey.

Zu Siracusä in Sicilien lebte ehemals eine berühmte Bulschwester, mit Namen Veronica. Sie war schön und in der besten Blüthe ihrer Jahre, als ihre Mutter sie aus der griechischen Insel Scio dahin brachte. Diese Mutter verlangte es selbst, daß ihre Tochter mit ihrem Talente wucherte, und mit ihrem Leibe Nahrung und Handlung triebe, damit sie beyde, wenn ihrer Tochter die Schönheit vergangen seyn würde, etwas zu leben hätten. Nachdem nun einmal der gute Wille da war, so mangelte es der Veronica nicht an Schönheit, der Mutter nicht an List, und der

Stadt

Stadt nicht an Wollust, um bald in gute Kundschaft zu kommen.

Zu allem Unglücke, fiel Veronica einem jungen Menschen, Namens Pamphilus, in die Hände. Dieser war einer von denen schlechten Kundleuten, die gern lustig leben, denen es aber wenig oder nichts kosten soll. Sie hingegen war eine von denen Bulschwestern, die keinen Credit geben, und die sich ihre Gunst recht theuer bezahlen lassen. Pamphilus wußte dieses wohl; und weil er sich gleichwohl gern, und doch mit wenigen Unkosten, mit ihr ergetzen wollte, so wußte er eine lange Zeit nicht, wie er es anfangen sollte. Er war ein Poet, und zugleich ein guter Musicus, besaß auch schönen Witz. Er machte Lobgedichte auf die Veronica; er suchte sie mit lieblichem Singen der schönsten Lieder zu erlustigen, und sagte ihr bey allen Gelegenheiten verliebte Schmeicheleyen vor. Er versprach ihr, sie in den Tempel der Unsterblichkeit zu versetzen, wofern sie ihn bey sich glücklich werden lassen wollte. Aber Veronica, die ein einziges Goldstück mehr als alle Redner- und Dichterkünste, und alle Unsterblichkeit liebte, lachte ihn damit nur aus.

Als Pamphilus sah, daß er weder mit seiner Poesie, noch mit dem anmuthigsten Singen, etwas ausrichtete, so fand er endlich ein Mittel, seinen Wunsch bey der schönen Veronica, auf ihre eignen Kosten, zu erreichen. Es hatte damals Pabst Leo Schaumünzen, fünf Pistolen am Werthe, prägen lassen. Sie waren, weil sie sehr schön und vom feinsten Golde waren, alle in kurzer Zeit abge-

gangen; und man schätzte dieselben so hoch, daß sie, nicht lange hernach, bis auf zehen Pistolen galten.

Die Münzmeister hatten ihrer viel, ehe sie die goldenen prägeten, zur Probe von Kupfer geschlagen. Pamphilus hatte drey solche küpferne, die ihm ein Münzmeister, als er zu Rom gewesen war, gegeben hatte. Diese ließ er so schön vergolden, daß sie wie pures Gold aussahen. Als er einsmals bey der Veronica war, so zeigte er sie ihr, als eine große Seltenheit. Veronica wurde davon wie bezaubert, und versprach ihm alles, was er sich so sehr bey ihr gewünschet hatte, wenn er ihr eine solche Schaumünze schenken wollte. Mein lieber Pamphilus! sagte sie, ich will sie alle meine Lebtage lieb haben, und alles gern mit mir machen lassen. Mein Haus soll ihnen allemal offen stehen, und sie sollen mir jederzeit willkommen seyn.

Pamphilus, der ihr seine Schaumünzen gern recht theuer anschlagen wollte, stellte sich als ob er sie sehr ungern weggäbe. Er sagte ihr kurz und gut, er wollte ihr lieber ein anders Geschenk machen. Diese Weigerung machte die Schöne nur immer begieriger. Er versprach ihr endlich eine, wenn sie ihn lieben wollte, und einen Eidschwur thäte, daß er drey Nächte nach einander bey ihr schlafen dürfte. Sie schwur es ihm, bey Treue und Glauben einer Bluschwester zu. Hierauf las sie sich eine davon aus; und des Abends behielt sie ihn zu Tische bey sich.

Nach

Nach dem Abendeſſen eilten ſie zu Bette; und Pamphilus genoß der Freuden, die er ſich ſo ſehnlich gewünſchet hatte. Veronica careſſierte ihn um ſo viel mehr, je lieber ſie die zwo übrigen Schaumünzen auch gern gehabt hätte. Allein es iſt immer ein Schelm über dem andern: Pamphilus war dießmal feiner als ſie; und ein Sicilier betrog einmal eine Griechinn.

Am dritten Tage kam er mit ſehr betrübten Gebehrden zu ihr. Vernonica fragte ihn was ihm wäre; und er wollte nicht mit der Sprache heraus. Nachdem er ſich lange hatte bitten laſſen, ſagte er zu ihr, er beſorge, es werde ihn heute ein Kaufmann in Verhaft nehmen laſſen, weil er ihm funfzehn Piſtolen ſchuldig ſey. Veronica fragte ihn, ob er nicht ſo viel baar habe. Voritzo nicht, antwortete er ihr; aber innerhalb acht Tagen könnte ich ihn bezahlen.

Die Mutter der Veronica, die ſolches vom weiten gehöret hatte, beſann ſich ſogleich, wie ſie den Pamphilus bevortheilen könnten. Sie rief ihrer Tochter, und ſagte: ich hörte itzo, was Pamphilus mit dir redte. Itzt iſt es Zeit, die andern zwo Schaumünzen auch wohlfeil zu bekommen. Sage ihm, du wollteſt ihm gern aus der Noth helfen; und wenn er dir dieſe zwey Schauſtücke laſſen wollte, ſo wollteſt du ihm zehen Piſtolen lehnen. Sage dabey, du hätteſt itzo nicht mehr baar im Hauſe, und ſein Kaufmann würde ſich wohl indeſſen daran begnügen laſſen.

Veronica, die das Gold tauſendmal mehr als den Pamphilus liebte, that ihm augenblicklich die-

sen Vorschlag. Pamphilus dankte ihr aufs beste, und sagte, er habe selbst drey Pistolen; und wenn sie so gütig seyn wollte, ihm zwölf zu lehnen, so habe er völlig was er brauche, und dürfe nichts mehr besorgen. Veronica stattete der Mutter hiervon Bericht ab. Beyde hielten dafür, sie dürften diese gute Gelegenheit, acht Pistolen zu gewinnen nicht aus den Händen lassen: denn sie hielten es für eine ausgemachte Sache, daß Pamphilus seine Schaustücke nicht wieder zu sehen bekommen sollte.

Veronica brachte ihm also zwölf Pistolen, und nahm dafür die zwey Schaustücke. Sie waren in der That so theuer versetzt, daß Pamphilus es sich nicht in den Sinn kommen ließ, sie jemals wieder einzulösen. Vielmehr erlustigte er sich noch einige Zeit so gut mit der schönen Veronica, daß alles Genossene wohl mehr als acht Pistolen werth seyn mochte. Da alles gezehlet und gerechnet war, so gab er ihr seine Goldstücke, und sie quittierten einander beyde.

Auf solche Art hintergieng Pamphilus die Veronica. Er hatte das Vergnügen, sich lange mit ihr, auf ihre eignen Unkosten, zu ergetzen, und eine Bulschwester, die alle Leute betrog, zu betriegen. Dennoch berühmte sich Veronica bey aller Gelegenheit, wie fein sie den Pamphilus gerupft habe. Sie wieß seine Schaumünze den jungen Herren, die sie besuchten, und erzehlte ihnen, um ihre Freygebigkeit zu ermuntern, daß diese Goldstücke ein prächtiges Geschenk von einem ihrer gewesenen Liebhaber wären.

Nach-

Nachdem Veronica eine anſehnliche Summe Geldes erworben hatte, ſo gab es die Mutter ihrem Kaufmanne auf Zinſen. Als ſie ihm das Geld ausgezahlt hatte, gab ſie ihm auch dieſe drey vergoldeten Schaumünzen, damit er das Stück zu zehen Piſtolen verkaufen möchte. Der Kaufmann betrachtete ſie, und ſah den Augenblick, daß ſie von Kupfer, und nur vergoldet waren. Er ſagte es der alten Griechinn, und ſie erſchrack nicht wenig darüber. Sie nahm ſie wieder zu ſich, gieng heim, und erzehlte der Tochter ihr Unglück. Wahrhaftig, meine Tochter! (ſagte ſie) wir ſind recht angeführt worden! Der verfluchte Pamphilus iſt feiner, als wir alle beyde, geweſen. Er hat mit dir gegeſſen, getrunken, und bey dir geſchlafen, und am Ende der Rechnung, haſt du alles ſelber bezahlt. Kurz und gut, die Piſtolen, die du ihm gabſt, waren von Golde, und die Schauſtücke, die du von ihm bekommen haſt, ſind von Kupfer.

Bey dieſen Worten wäre Veronica beynahe der Länge lang zur Erde gefallen. Ihr Verdruß, daß man ſie zur Närrinn gehabt hatte, war groß, aber noch viel größer war dieſer, daß ſie zwölf Piſtolen in Golde eingebüßt hatte, ohne die Mahlzeiten und die ſüſſen Ergetzungen, die ſie dem Pamphilus, dem Diebe, gemacht hatte, dazu zu rechnen. Inzwiſchen mußte ſie ſich in Geduld faſſen; und ſie tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß ſie ſich an anderen, die in ihr Netz fallen würden, wieder erholen wollte. Das ſchlimmſte war, daß ſie ſich mit allerley Leuten ſo ſehr gemein mach-

te, daß endlich der Adel einen Ekel vor ihr bekam. Ueberdieß starb auch ihre Mutter, ihre treue Gehülfinn, nachdem sie etliche Tage am Fieber krank gelegen hatte. Ihr Handel gerieth also in großen Verfall.

In diesen Umständen entschloß sie sich zu heirathen, um vor den Beschimpfungen, die ihr widerfuhren, mehr gesichert zu werden. Das Geld, so sie sich erworben hatte, machte ihr die gegründete Hoffnung, (Troß allem, was wider ihr Leben und Wandel etwa zu erinnern seyn möchte,) daß sie wohl einen Mann bekommen würde. Es erboth sich auch wirklich einer von denen ehrbaren Herren, die mit ihr bekannt waren, sobald er ihren Entschluß hörte, sie zur Ehe zu nehmen, aber mit dieser ausdrücklichen Bedingung, daß sie mit keinem Menschen mehr etwas verliebtes zu thun haben sollte. Sie versprach ihm ihre Treue; und er, der weder Geld, noch Ehre hatte, schätzte sich glücklich mit ihr.

Er heirathete also die Veronica, das bisherige Ziel der Wollust der halben Stadt. Sie lebten herrlich mit einander, so lange das Geld währte, das sie ihm zugebracht hatte. Weil aber er und sie, beyde nichts verdienten, so wurde es geschwind alle. Veronica, die gewohnt war, recht gut zu leben, und sich kostbar in Kleidung zu halten, sobald sie sah, daß sie mit ihrem Manne ihre Rechnung nicht fände, versuchte ihr Glück wieder mit anderen.

Damals kam ein Krämer von Bergamo, der eine schöne Person vorstellte, und sich in sie verliebte.

liebte. Er hoffte, daß wenn er ihr verliebte Reden gäbe, er es leichtlich eben so weit bey ihr bringen würde, als andere, die nicht vornehmer und nicht reicher, als er, waren. In dieser Absicht gieng er sehr oft durch ihre Gasse, und vor ihren Fenstern vorbey, insonderheit an Festtagen; und so oft er sie sah, oder ihr begegnete, grüßte er sie allzeit mit größter Ehrerbietung. Veronica, ihres Theils, weil sie wohl bemerkt hatte, daß er ein Absehen auf sie hatte, gab ihm überaus freundliche Blicke und die beste Hoffnung.

Weil sie gern einen feinen Stoff zu einem Kleide haben wollte, so rief sie diesem Krämer, als er einsmals vor ihrem Hause vorbey gieng, und ließ ihn zu sich kommen. Der Krämer freute sich über die gute Gelegenheit, die sich ihm darboth, und eilte mit seinen Waaren hinauf zu ihr. Veronica fragte ihn, ob er guten schwarzen gewässerten Taffet habe? Den habe ich, antwortete er, so schön und tüchtig, als jemals einer aus Florenz gebracht worden ist. Hierauf that er seine Kästen hurtig auf, und zeigte ihr ein sehr feines Stück solchen Taffet. Veronica sagte, sie habe zwölf Ellen davon nöthig. Madame, antwortete der Krämer, nicht allein dieser Taffet, sondern auch meine sämmtlichen Waaren, stehen ihnen zu Diensten, und sie dürfen sie nur annehmen. Ich brauche itzt nur diesen Taffet, sagte sie dagegen; messet mir geschwind zwölf Ellen ab. Der Krämer that es sogleich.

Nachdem er sie abgeschnitten hatte, fragte ihn Veronica lächelnd, wie viel er dafür verlange.

Ma-

Madame sagte er, ich verlange nichts anders dafür als ihre Gewogenheit, wenn es ihnen gefällig ist, mich mit dieser Gnade zu beehren. In Wahrheit, gab sie ihm zur Antwort, du hast seit einiger Zeit wohl sehen können, daß du mir nicht gleichgültig bist. Daß ich aber für diese zwölf Ellen Taffet alles mit mir sollte machen lassen, das wäre zu wohlfeil, und ich gäbe den Kern für die Schale weg. Madame, sagte er, wenn sie wüßten, wie lange ich mich schon um sie quäle, so würden sie mir diese Gunst schwerlich abschlagen. Damit sie aber doch sehen, wie starke meine Liebe zu ihnen ist, so befehlen sie über alles, was ich habe, nach eignem Belieben. Und haben sie noch etwas anders nöthig, so sagen sie es: ich will es herbringen.

Veronica, die es eben gern so haben wollte, bewunderte ihr Glück, und die Narrheit des Krämers. Sie dankte ihm für seine Höflichkeit, und machte ihm dagegen Hoffnung, daß sie ihm mit ihrer ganzen Person zu Diensten stehen wollte. Ein einiger Umstand, (setzte sie hinzu) hält mich noch davon ab: ich fürchte mich, mein Mann möchte dahinter kommen. Wenn dieses nicht wäre, so thäte ich dir alles zu gefallen.

Vergeben sie mir, Madame, antwortete der Krämer: ihre Ausflucht ist ganz nichtig. Wir sind hier beyde allein: wie könnte es ihr Herr Gemahl erfahren? Ich bin versichert, sie werden ihm nimmermehr ein Wort davon sagen; und von mir können sie auch gewiß glauben, daß ich kein Narr bin, und mir etwas davon werde bemerken lassen.

Willst

Willst du mir schwören, sagte sie, daß du keinem Menschen ein Wort davon sagen willst? Der Krämer schwur, daß er verschwiegen seyn wolle. Gut! sagte sie, komm mit mir. Um recht verborgen zu seyn, führte sie ihn mit sich in den Keller. Hier bezahlte sie ihm seinen Taffet, wie ers gern haben wollte. Hernach giengen sie wieder hinauf ins Zimmer; und der Krämer gieng mit einem heimlichen Unwillen, daß er sich ein kleines Vergnügen so theuer erkauft hatte, wieder fort.

Seine Thorheit reuete ihn immer mehr, und er dachte auf ein Mittel, wie er seinen begangnen Fehler wieder gut machen könnte. Ich Unglückseliger! (sprach er bey sich selbst) bin ich rasend gewesen, so viel Mühe und Kosten für so wenig Lust wegzuwerfen? Ich schwitze und träufe, damit ich mein Brod verdiene: und doch, (nicht anders als wenn ich keinen Verstand hätte) opfere ich einer augenblicklichen Lust so lang anhaltende Sorgen und Bemühungen auf! Ich muß eine List erfinden, meine Waare wieder zu bekommen, und die Freude zu haben, daß ich die Veronica halb oder gar umsonst umarmet habe.

Er wartete also bis ihr Mann zum Abendessen heim kam, und stellte sich deßwegen nicht weit von ihrem Hause, wo er jedermann hinein und heraus gehen sehen konnte. Bald hernach sah er mit großem Vergnügen, daß der Mann kam. Weil es heisses Wetter war, (denn es war im Brachmonden,) so speiste das ehrbare Ehepaar im Hofe bey kühler Abendluft. Der Krämer gieng

hinein,

hinein, wandte sich zur Veronica, und sagte: Madame, ich komme, wie sie befohlen haben, und will das Geld für die zwölf Ellen gewässerten Taffet, den sie mir diesen Nachmittag abnahmen, in Empfang nehmen. Wenn er ihnen aber etwa nicht ansteht, so nehme ich allenfalls den Taffet wieder.

Veronica erstaunte hierüber nicht wenig. Weil sie aber großen Verstand besaß, so wußte sie die Sache so gut zu machen, daß ihr Mann nicht den mindesten Verdacht bekam. Sie sagte zu ihm, sie habe diesen Taffet für ihre gute Freundinn Lucinde ausgenommen, weil sie sie gebethen, ihr von der besten Gattung auszusuchen: er stehe ihr aber nicht an. Sie hieß also den Krämer warten, und sagte, sie wolle seinen Taffet holen.

Indem sie hinauf gieng, dachte sie auf eine List, wie sie sich an dem Krämer rächen könnte. Sie trug den Taffet in die Küche, steckte eine glüende Kohle mitten hinein, und packte ihn hernach fest zusammen. In diesem Zustande übergab sie dem Kaufmanne den Taffet. Hier habt ihr ihn, sagte sie, unversehrt wieder. Wenn ihr feinern habt, so bringet ihn morgen her. Sie wußte ihren Unwillen so gut zu verbergen, daß sie diese Worte mit lachendem Gesichte aussprach; und alles im Beyseyn ihres Mannes. Der Krämer freute sich herzlich, daß er seine Waare wieder hatte, ließ sich aber nichts bemerken, und legte den Packt, ohne ihn lange zu besehen, in den Kasten zwischen andere Zeuge. Er nahm seinen Trägekasten auf den Rücken, und gieng fort.

Als

Als er unten an der Thüre war, und Veronica, unter dem Vorwandte, hinter ihm zuzuschliessen, bey ihm stand, so sagte sie heimlich zu ihm: Geh, du Schelm! ich wollte, daß Gott Feuer vom Himmel auf dich fallen liesse. Warum? Madame! antwortete er: worüber beschweren sie sich? Sie hatten mir eine Lust gemacht, das ist wahr; aber ich ihnen auch. Wir sind also einander beyde nichts schuldig.

Er gieng hierauf fort, und freuete sich, daß er sich so umsonst ergetzt, seinen Taffet wiederbekommen, und der Veronica einen Possen gespielt hatte. Er wußte sich recht viel damit, und bewunderte seine Klugheit, daß er eine listige Bulschwester so hintergangen hatte. Allein, seine Freude daurete nicht lange. Als er durch eine Gasse gieng, wo der Wind stark wehete, so fieng sein Bündel Feuer; und als er sich umdrehte, so sah er, daß starker Rauch heraus kam. Es wurde ihm sogar der Rücken heiß: und der gute Mann packte alles geschwind aus einander. Als er sah, was für eine Verwüstung das Feuer in seinen Waaren angerichtet hatte, so fieng er an Thränen zu vergiessen, und bath Gott seine Sünde ab. Ich habe untreu gegen die Veronica gehandelt, (sagte er bey sich selbst:) und der Himmel bestrafet mich deßwegen. Sie wünschte vorhin, es möchte Feuer vom Himmel auf mich fallen: da verbrennt es leider! meine Waaren! Gott sey Dank, daß ich noch selber mit ganzer Haut davon komme.

Achte

Achte Geschichte

von

betrogenen Liebhabern.

Ein junger Verliebter zu Padua wird von einer verheiratheten Frau auf eine listige Art in seiner Liebe betrogen. Sie machte ihm weis, damit sie seiner los werden möchte, daß sie in sein Begehren willigen wollte. Sie bestellte ihn an einen sichern Ort; ließ aber, an ihrer Stelle, eine häßliche Magd, die sich aufs beste geputzt hatte, im Finstern zu ihm kommen. Diese Magd vergnügte sich mit ihm; und die Frau, sowohl als ihr Mann, die sich beyde im Zimmer verborgen hielten, hörten alles, was vorgieng, und ergetzten sich nicht wenig an einer so lustigen Comödie.

Ein gewisser junger Edelmann, mit Namen Christoph, der auf der berühmten hohen Schule zu Padua studierte, verliebte sich in eine schöne Frau, welche Valeria hieß. Er war reich, schön von Ansehen, und hielt sich sehr fein und prächtig in Kleidung. Er trug fast täglich ein anderes Kleid, und glänzte allezeit von Golde und Edelgesteinen. Seine Kleider und Haare waren stets so stark parfumiert, daß man ihn weit und breit roch. So oft er, bey staubichtem

tem Wege, zu Fuße auf der Gasse gieng, ließ er sich fast alle Minuten die Schuhe abreiben. Kurz, seine Reinlichkeit war so ausserordentlich groß, daß er es in diesem Stücke allen Edelleuten in der Stadt zuvorthat.

Weil er es aber allzu hoch trieb, so machte er sich hierdurch lächerlich. Die übrigen jungen Edelleute flohen seine Gesellschaft; und er floh auch die ihrige, als ob sie seiner nicht werth wären. Er war dermaßen von sich selbst eingenommen, und bildete sich so viel vor andern ein, daß er meynte, eine Frauensperson schätzte sich schon glückselig, wenn er ihr nur einen freundlichen Blick, oder einige süße Reden gäbe. Gleichwohl besaß er gar nichts aufgewecktes oder vorzügliches in seinem Umgange: seine Gespräche waren vielmehr so abgeschmackt, seine Gedanken so niederträchtig, daß nichts drüber seyn konnte; und alle seine Manieren höchst lächerlich und närrisch.

Valeria, die Gemahlinn des Herrn Glisomir, eines der Vornehmsten von Adel zu Padua, war so unglücklich, von diesem lächerlichen Liebhaber verehret zu werden. Er gab sich einige Zeit verliebte Bemühungen um sie, aber nach seiner besondern Art. Valeria, die ihn verächtlich hielt, verachtete auch seine Schmeicheleyen, und trieb nur ein Gespött mit seiner Liebe. Christoph aber blieb standhaft, und ließ sich durch nichts abschrecken. Es schien vielmehr, als entbrännte seine Liebesgluth durch der Valeria Abneigung immer mehr. Als er sie einsmals an ihrer Thüre allein antraf,

so fieng er langes Gespräch mit ihr an; hielt sich aber nicht etwa bey ihrem Lobe, sondern bey seinem eignen Lobe auf. Er schwatzte vieles von seinem edlen Geschlechte, von seinem Reichthum, von seiner schönen Erziehung, und machte den Schluß mit diesen Worten: Madame! wie wäre es möglich, daß sie mich nicht lieben müßten? Bewilligen sie mir also eine geheime Unterredung, so werden sie den Herrn Christoph von ** noch besser kennen lernen.

Die Geduld entgieng endlich der Valeria. Sie hieß ihn unverständig und toll; sie drohte ihm, gieng in ihr Haus, und ließ ihn vor der Thüre allein stehen. Dem allen ungeachtet liebte Herr Christoph von ** die Valeria standhaft, und gieng ihr auf allen Schritten nach, so daß sie nirgends seyn konnte, wo er nicht hinter ihr her war. Gieng sie in die Kirche, so stand er bey ihr; fuhr sie in der Stadt aus, so ritt er neben ihr her; spatzierte sie mit anderen Frauenzimmer in einem Garten, so war geschwind Herr Christoph da, um ihr die Neuigkeit zu entdecken, daß er vor Liebe zu ihr halb todt sey.

Weil nun Valeria so schrecklich von ihm verfolget wurde, und sich auch vor ihrem Gemahle scheuen mußte, indem er ungemein empfindlich in solchen Dingen war, so nahm sie sich vor, ihm Christophs Narrheit zu entdecken. Mein lieber Mann, sagte sie, ich habe dir etwas wichtiges zu hinterbringen. Ehe ich es aber thue, so bitte ich mir eine Gunst von dir aus. Sey so gütig,

und

und brauche keine Gewalt, sondern treib einen Spaß mit der Sache: denn ich weiß, du hast mehr Witz als nöthig ist, um es geschickt anzugreifen. Glisomir versprach ihr, zu thun was sie verlangen würde.

Nachdem er es ihr versprochen hatte, erzehlte ihm Valeria kürzlich, daß der lächerliche Christoph in sie verliebt wäre, auch was für eine Unterredung sie schon mit ihm gehabt hätte. Der Erznarr, sagte sie, belästiget mich unaufhörlich, und ich mag seyn wo ich will, so ist er überall bey mir. Es ist mir dieses sehr zuwider, und ich wollte mich gern von ihm los machen. Das schlimmste ist: je mehr ich ihn abweise, desto begieriger wird er, mich zu verfolgen.

Ihr Gemahl antwortete: wir müssen ihm einen Possen spielen; hernach wirst du sehen, daß er dich nicht mehr belästigen wird. So bald er dir wieder verliebte Dinge vorsaget, so stelle dich freundlich gegen ihn, und gieb ihm günstige Blicke. Hernach will ich dir sagen, was du weiter thun sollst.

Den folgenden Tag, als Valeria am Fenster stand, sah sie ihn auf der Strasse vorbey gehen, und unterließ nicht, wie ihr Gemahl von ihr verlangt hatte, ihn mit einem holdsäligen Blicke zu erfreuen. Christoph, dem es noch nicht ein einziges mal so gut geworden war, erfreute sich herzlich über eine so schnelle Veränderung. Das dachte ich wohl, (sagte er bey sich selbst) daß sich Valeria nicht lange halten würde! Bald hernach

gieng er wieder beym Hause vorbey; und Valeria kam geschwind herunter, um an der Hausthüre mit ihm zu sprechen. Er gieng zu ihr, und sie empfieng ihn ungemein freundlich. Dieses ergetzte ihn dermaßen, daß er, anstatt mit ihr zu reden, wie er Willens gewesen war, sie nur sehnlich betrachtete, ohne ein einziges Wort reden zu können.

Valeria sagte zu ihm: Mein Herr Christoph! die Kaltsinnigkeit, so ich bis itzo gegen sie habe blicken lassen, kam nicht aus einem Mangel meiner Gewogenheit her: ich that es bloß, um sie auf die Probe zu stellen; und ich gestehe es ihnen, daß mich ihre Beständigkeit ungemein vergnüget hat. Alles, was ich ihnen noch zu sagen habe, ist dieses, daß ich mit Schmerzen auf Gelegenheit warte, ihnen meine große Hochachtung zu zeigen. Aber sie müssen klug und verschwiegen seyn; und ich hoffe, sie werden meines Lebens und meiner Ehre schonen. Mein Mann hat Verstand, und läßt sich nicht leichtlich betriegen. Wir müssen also recht kluge Anstalten treffen, damit es uns nicht fehlschlägt. Er geht bisweilen aufs Land, sich mit Jagen zu erlustigen: hernach ist es Zeit, auch auf unser Vergnügen zu denken. Ich hoffe, er wird nächster Tage dahin reisen. Sobald es geschehen seyn wird, will ich es ihnen zu wissen thun.

Christoph dankte ihr für ihren guten Willen, und versprach, daß er ihr treu bleiben wollte. Er gieng, höchst vergnügt mit ihr, fort, und dachte von dieser Stunde an, nur auf den glückseligen

Augen-

Augenblick, der ihn auf den höchsten Gipfel seiner zeitlichen Glückseligkeit versetzen sollte. Unterdessen erzehlte Valeria ihrem Gemahle alles was sie mit ihm gesprochen hatte, und wie weit die Sache bereits gekommen war. Sie bath zugleich, daß er ihr sagen möchte, wie sie ihr Possenspiel weiter ausführen sollte.

Wir haben da Curetten im Hause, sagte Glisomir; laß sie herauf kommen. Curette war eine alte Scheuermagd in der Küche, und vielleicht die abscheulichste Weibsperson in ganz Padua. Sie hatte Runzeln im Gesichte, die gar fürchterlich aussahen; die Augen lagen ihr tief im Kopfe, und waren roth und triefend. Die Nase war stets unrein; das Maul gieng von einem Ohre zum andern; und sie hatte nur noch drey halb zerfressene Zähne, einen mitten im Maule, und in jedem Winkel einen. Sie hatte einen stinkenden Odem, keine Haare auf dem Kopfe, anstatt derselben aber etwas schuppiges, das ich nicht nennen will; und überdieß etliche dicke Warzen mit langen Haaren im Gesichte, auch noch (zur Zugabe) ein wenig Bart. Ihre Hände waren so dürr und rauch wie eine Schuhbürste; die Nägel sehr lang und voll schwarzer Unreinigkeit. Unter dem Halse hieng ihr etwas gedoppeltes, das wie eingeweichte und wieder am Feuer getrocknete lederne Schubsäcke aussah; und so weiter, alles nach gehöriger Proportion.

Diese liebliche Person erwehlte Glisomir dem Hrn. Christoph zum Gegenstande seiner zärtlichen

Flammen, um bey ihm die Stelle der Valeria zu vertreten. Curette! (sagte er zu ihr, als sie kam,) hast du Lust, dir ein Liebesvergnügen zu machen? Ich weiß einen gewissen jungen Herrn in der Stadt, einen überaus schönen Menschen, der recht für dich seyn wird. Für mich Herre? (sagte sie:) ich weiß zwar eben nicht, ob sie nur mit mir scherzen; aber ich bin, Gott sey Dank! noch nicht irgend so alt, oder so häßlich, daß ich nicht einem hübschen jungen Herrn gefallen könnte? Sie können mirs sicherlich glauben, daß ich meine Rolle, wie sichs gehört und gebührt, spielen will, und daß der junge Herr, er mag seyn wer er will, mit mir zufrieden seyn soll.

Bey diesen Worten konnten sich ihre Herrschaften des Lachens nicht enthalten. Glisomir befahl ihr, sich bereit zu halten, und bey Strafe seiner Ungnade, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Zur Belohnung versprach er ihr eine neue Kleidung. So viel schöne Hoffnungen auf einmal, setzten Curetten, wie man leicht denken kann, vor Freuden ganz ausser sich selbst.

An folgendem Morgen ließ Valeria ein Bad für Curetten machen. Zwo Mägde mußten sie am ganzen Leibe mit wohlriechenden Kräutern reiben, und ihr die Nägel abschneiden. Nach Mittage ließ Glisomir die Pferde satteln, unter dem Vorwandte, daß er aufs Land zur Jagd gehen wollte. Sobald er weg war, trat Valeria an die Hausthüre, um ihren Christoph zu erwarten, welcher keinen Tag vorbey ließ, ohne bey ihrem Hause

vorbey

vorbey zu gehen. Es währte nicht eine Viertelstunde, so kam er. Er grüßte sie, und fragte, wie bald er so glücklich seyn werde, ihre schöne Person zu besitzen? Ich vergehe, Madame, (sagte er) und muß sterben, wenn sie nicht Mitleiden mit mir haben!

Valeria gab ihm zur Antwort: Sie kommen recht wie geruffen, Herr Christoph, denn der Tag ist endlich erschienen, an dem wir beyde glücklich werden können. Mein Mann ist diesen Nachmittag aufs Land gereist, und hat seine meisten Bedienten mit sich genommen. Er wird ein paar Tage dort bleiben: und ich wollte wünschen, daß er so viel Monathe wegbliebe. Halten sie sich also diesen Abend bereit. Ich will meine Leute zeitig zu Bette gehen lassen, und sie, mein lieber Herr Christoph, werden sich des Nachts um eilf Uhr einstellen. Sie werden die Hinterthüre offen finden: gehen sie recht sachte ins Haus, und erwarten sie mich beym Eingange des Saals, hier unten, wenn ich etwa noch nicht da bin. Ich will sie nicht lange warten lassen; aber reden sie nicht ein Wort, damit wir uns nicht selbst verrathen. Wir müssen schlechterdings unsre Liebe diesesmal stumm seyn lassen, so geschwätzig sie auch sonst zu seyn pfleget.

Madame! antwortete er: die Minuten werden mir zu Stunden, und die Stunden zu Jahren werden! Erwägen sie selbst, mit welcher Ungeduld mir die Zeit, bis diese glückselige Stunde erscheint, lang werden wird! Ich werde keinen

Augenblick versäumen, und sie gewiß nicht auf mich warten lassen.

Hierauf nahmen sie Abschied von einander. Valeria ließ sogleich Curetten rufen. Sie zog ihr ein feines Hemde mit Spitzen an, und ließ sie ein feuerfarbiges damastenes Kleid anlegen, das ganz mit goldenen Spitzen bedeckt war. Als sie sie zuschnürte, machte sie ihr, mit Beyhülfe etlicher Tellertücher, einen schönen hohen Busen. Der Unterrock, den sie ihr gab, war von geblümtem Atlasse; die Strümpfe waren von grüner Seide, und die Schuhe so prächtig mit Gold und Seide, daß nichts schöner seyn konnte. Auf ihren abscheulichen Kopf setzte sie ihr eine schöne weisse Haar-Tour, und eine goldene brockatene Mütze. Um den Hals hieng sie ihr eine Schnur feiner Perlen; legte ihr schöne Armbänder an die Arme; und an die Hände etliche kostbare Demant-Ringe, nebst spanischen wohlriechenden Handschuhen.

Wer Curetten in diesem Staate gesehen, und nicht laut gelacht hätte, von dem hätte man sagen können: hier ist mehr dann Heraclitus! Diese Kleidung, deren sie gar nicht gewohnt war, that ihr einen so gewaltigen Zwang an, daß sie kaum ihre Gliedmassen regen konnte. Alle Bewegungen, die sie machte, sahen aus, als wenn sie durch lauter Maschinen geschähen. Aber noch viel schlimmer wurde es, als Valeria sie wollte freye Stellungen machen lassen. Sollte sie den Kopf auf die Seite wenden, so lenkte sie den ganzen Leib wie einen Lastwagen um, so daß Glisomir und Valeria überlaut lachen mußten. Um auch

die

ie üblen Ausdufftungen ihres Odens zu verbes-
ern, gab ihr Valeria eine Menge Muscatennüsse,
ie sie öfters kauen mußte. In diesem stattlichen
Gepränge wurde Curette, ohngefähr eine Stunde
or der bestimmten Zeit, in den Saal unten im
Hause geführt.

Christoph ließ es auch, seines Orts, an Aus-
staffirung und Vorbereitung nicht ermangeln.
Sobald er von der Valeria weggegangen war, be-
gab er sich nach Hause, und befahl seinem Koche,
ihm ein einziges Gericht zum Abendessen zu ma-
chen aber Pistazien, Pinien u. d. m. nicht zu
sparen. Er speiste mit dem besten Appetit.
Hernach zog er ein frisch parfumirtes Hemde mit
Spitzen an, balsamirte auch seinen edlen Leib,
vom Fusse bis auf die Scheitel, mit Ambra, Mo-
schus und Zibeth; er ließ sich auch das Haar
kräuseln und aufs beste pudern. Er zog ein bor-
diertes Kleid an, setzte einen kostbarn Federhuth
auf, und nahm einen scharlachenen Mantel mit
goldenen Tressen um. In diesem Aufzuge erwar-
tete er die bestimmte Stunde mit großen Schmer-
zen. Er stand wohl hundertmal vom Stuhle
auf, um an seiner Wanduhr zu sehen, ob es nicht
bald eilf Uhr wäre. Jede Minute dünkte ihm
eine lange Stunde, und die zehnte Stunde ein
ganzes Jahrhundert zu seyn. O Phöbus! (sagte
er in sich) warum peitschest du nicht besser auf deine
Pferde los, daß sie so langsam gehen? Und wie
kömmt es, du himmlische Nacht! daß du so
langsam bist?

Als er, nach langem Betrachten der Wanduhr, endlich sah, daß die Zeit heran nahete, so fieng er an, sich glückselig zu preisen. Bin ich nicht, sprach er, der seligste Liebhaber auf Erden, da ich itzt auf dem Sprunge bin, Besitzer der schönsten Valeria zu werden? Valeria ist ein Schatz der Schönheit, welchen das Glück für mich eben so gut, als für Glisomirn, aufbehalten hat. Sie ist nicht von derjenigen Art der Schönen, die sich geringen Edelleuten mittheilen; sie ist etwas viel zu Erhabnes für dergleichen Leute; aber nichts zu erhabnes für Herrn Christoph von * * *. Wohlan Christoph! vergnüge Valerien so vollkömmlich, wie sie dich vergnügen wird!

Bey diesen Worten erhob er sich von seinem Polsterstuhle, sah nochmals nach der Uhr, und sah, daß es nun Zeit war zu eilen. Er ergriff seinen Degen und seine Handschuhe, und gieng ganz allein zu seiner Schönen. Er fand die Hinterthüre offen, und gieng sachte in den Saal, unten im Hause. Hier fand er die liebliche Curette, (unter Valeriens Gestalt,) in einem Armstuhle sitzend. Es war ein wenig Mondenschein, aber nicht mehr als ihm nöthig war, die Pracht seiner vermeynten Liebsten ein wenig zu erkennen. Christoph, dem die Valeria beständig vor seinem Gemüths- und Liebesaugen schwebte, zweifelte nicht einen Augenblick, da er zumahl solchen Glanz um sie herum sah, daß sie es nicht mit Leib und Seele seyn müßte. Er hielt sich gar nicht auf, Curetten etwa zu besehen, oder zu untersuchen, wer es wäre. Und wehe ihm! wenn er es gethan hätte: die Co-

mödie

ıödie wäre gewiß bald zu Ende geweſen; und der Geſchichtſchreiber würde hier wenig mehr ſagen kön- en. Er hielt vielmehr Curetten (wie es ſeyn ollte) für die wahre und ächte Valeria: er machte ır ſeinen tiefen Reverenz, ſchloß ſie in ſeine ver- iebten Arme, und küßte ſie mit unausſprechlichem Vergnügen. Er führte ſeine Anſtalten hernach eiter aus, und brachte ihr Dinge ins Gedächt- niß, die für ſie ſo alt waren, daß ſie ſie, ſeit der Zeit, da ſie ihr neu geweſen waren, längſt wieder ergeſſen haben mußte.

Gliſomir und Valeria, die ſich hinter dem Bettwinkel verborgen hielten, hatten die Freude, in ſo luſtiges Schauſpiel mit anzuſehen, oder vielmehr nur zu hören. Valeria wollte etliche- mal überlaut lachen; aber ihr Gemahl drückte ſie ſo ſtark an der Hand, daß ſie noch an ſich hielt, obgleich mit der größten Mühe von der Welt. Sie hörten Chriſtophen leiſe zu Curetten ſagen: mein ſchönſter Engel! wenn werden wir denn recht in Freyheit beyſammen ſeyn können? Liebenswür- digſte Valeria! ſie dürfen nur befehlen: ich werde ihnen alle Augenblicke gehorchen. Beliebt es ihnen unterdeſſen nicht, zum Zeichen meiner Liebe, ein kleines Geſchenk von mir anzunehmen? Indem er dieſes ſagte, zog er einen Ring mit Rubinen vom Finger, und wollte ihn der zarten Curette anſtecken. Es war ihm aber unmöglich, den Ring an den Finger zu bringen; und dennoch be- merkte er, vor großer Liebe, die Urſache nicht, da doch nichts als die dicken Wurſtfinger der Schönen daran Schuld hatten. Er ließ ihr aber den Ring

in

in der Hand, und bath sie demüthigst verliebt, daß sie ihn behalten möchte: welches sie ohne Ceremonie that.

Da nun Christoph einmal geredt hatte, so dachte Curettchen, sie müßte nothwendig auch etwas reden. Es wäre auch in der That ein Wunderzeichen gewesen, wenn eine Weibsperson immer geschwiegen hätte, vornehmlich, da mit ihr geredt wurde. Zu allem Unglücke stammlete sie ein wenig, hatte auch eine feine derbe Aussprache: Dinge, die unserm, in seiner Einbildung glückseligen Herrn Christoph die ganze Lust verderbten, und den Betrug gewahr werden liessen.

Fürs erste dankte sie ihm schönstens für den schönen Fingerring. Hernach bath sie sich etwas von ihm aus, worüber Christoph beynahe alle Pistazien und Pinien, vom Abendessen her, wieder weggegeben hätte. Ach! mein lieber, schöner Herre! sagte sie, ich wollte es ihnen fürwahr recht sehre Danck wissen, wenn sie mir nur was wider meinen garstigen bösen Kopf rathen könnten.

Bey Anhörung dieser ekelhaften Reden lief Christoph, und machte das Fenster auf, um seine aussätzige Schöne, die ihn so fein betrogen hatte, ein wenig besser zu betrachten. Er sah klar und deutlich, wie abscheulich häßlich sie war. Jedoch bemerkte er nicht, daß Glisomir und Valeria hinter dem Bette standen.

Kaum hatte er ihre liebliche Gestalt erblickt, so lief ihm ein kalter Schauer über den ganzen Leib, und er dachte, er hätte bey einem Gespenste gelegen.

zelegen. Er ergriff nur seinen Degen, und lief, so sehr als er konnte. Curette lief hinter ihm her; aber er verdoppelte seine Schritte noch mehr, da er sie hinter sich sah. Warum laufen sie denn fort, mein allerliebster Herre? (schrieh sie:) sie sind ja so wohl mit mir zufrieden gewest? Und ich habe mir auch so viel Mühe gegeben, daß sie nicht über mich sollten klagen dörfen! Aber Herr Christoph kehrte sich an nichts, und lief als ob er brännte.

Nunmehr kam Glisomir mit der Valeria hinter dem Bette hervor. Curette gieng auf sie los, und bedankte sich, daß sie ihr einen so hübschen Liebsten zugewiesen hätten. Aber, (sagte sie) ich weiß gar nicht, was ihm in den Kopf gefahren ist, oder ob er vor dem lieben Monde erschrocken ist. So bald als er den Mond durchs Fenster sah, so rannte er, und sagte kein Wort mehr. Am allermeisten wundert mich: einen Augenblick vorher hatte er mich noch so sehre lieb, und schenkte mir auch den schönen Fingerring da! Aber stille nur! ich weiß doch gewiß, er ist wohl zufrieden mit mir, und er wird schon zu rechter Zeit wiederkommen. Was mich anbelangt, wenn er nur nicht so geschwinde fortgegangen wäre, so wäre ich recht vergnügt mit ihm. Ach! das ist ja ein hübscher, lieber Herre! Er hat mich zum wenigsten um zwanzig Jahre jünger gemacht!

Glisomir und Valeria wollten vor Lachen fast zerspringen; und sie hielten diesen Auftritt noch für den lustigsten in der Comödie. Der arme betrogene Herr Christoph, nachdem er bey sich überlegte,

wie

wie plötzlich Valeria sich gegen ihn geändert hatte, sah wohl, daß sie ihm diesen Possen selbst gespielet haben müßte, und dachte nicht mehr an sie. Valeria bekam also Ruhe vor ihm. Er trabte nicht mehr in ihrer Gasse auf und nieder; und wenn er ihr irgendwo begegnete, so gieng er ihr geschwind aus dem Wege.

Also bestrafte Glisomir den Liebhaber seiner Gemahlinn, ohne Blutvergiessen. Er trieb nur einen Spaß mit einer Sache, worüber sich mancher Dummkopf schlimme Händel gemacht haben würde.

Neunte Geschichte

von

betrogenen Liebhabern.

Eine vornehme Gerichtsperson zu Valladolid in Spanien ergetzte sich mit einer Bulschwester, und mußte sich bey ihr in eine große Kiste verstecken. Es war ein großes Glück für ihn, daß er nicht öffentlich in Schimpf und Unglück darüber kam.

Zu Valladolid, einer berühmten Stadt in Alt-Castilien, lebte ehemals eine beruffene Bulschwester, welche Laura hieß. Sie war ungemein aufgeweckt und angenehm im Umgange. Nachdem sie sich von dem Adel in dieser Stadt ziem-

iemlich bereichert hatte, hielt sie sich nur an einen ;ewissen jungen Edelmann, mit Namen Don Fer- ıandez. Er war sehr wohlgebildet, auch dabey ıerzhaft, aber nichts weniger als reich. Dem ıngeachtet wagte er sich an die Laura, weil er vußte, daß sie edelgesinnt war, und einen artigen Mann ohne Geld lieber hatte als einen Reichen, ›em es an Verstande und Ehrliebe mangelte. Er var glücklich bey ihr; und Laura war mit seiner Person so wohl zufrieden, daß sie allen ihren übri- gen Liebhabern, ihm zu gefallen, den Abschied gab. Sie lebten herrlich mit einander, so lange Laura Geld hatte; aber endlich that ihr die Dürf- igkeit die Augen auf, so daß sie ihren Irrthum erkannte.

Der Alcadil-Major in der Stadt (so heißt der oberste Richter, der unter dem Könige die bürgerliche Regierung führt,) hatte sich in die Laura verliebt. Er machte ihr viele Geschenke, und suchte auf allerley Art, ihre Liebe zu erlangen. Laura gab ihm zu verstehen, daß sie sich nicht dazu entschliessen könne, weil sie sich vor dem Don Fer- nandez zu sehr in Acht nehmen müsse; so bald er aber etwa verreisen werde, wollte sie den Herrn Alcadil seines Wunsches gewähren. Auf solche Art hielt sie diese Gerichtsperson eine Zeit lang auf; er aber ließ nicht ab, ihr ansehnliche Ge- schenke zu überschicken.

Endlich mußte einsmals Fernandez eine nö- thige Reise auf zween bis drey Monathe, nach Madrid thun. Ehe er aber abgieng, bath er die Laura, ihm treu zu bleiben; er drohte ihr aber

auch

auch, wofern er, nach seiner Wiederkunft eine Untreu von ihr erführe. Laura versprach ihm, daß er sich über ihre Aufführung nicht solle beschweren dürfen.

Fernandez war kaum fort, so gaben sich schon etliche galante Herren viel Mühe um sie. Der Alcadil-Major lag ihr besonders stark an, und berief sich auf die Abwesenheit des Fernandez, die ihr itzt alle Entschuldigung benähme. Nun konnte ihr zwar sein Alter die Lust zu ihm leichtlich vertreiben; allein, wenn sie dagegen bedachte, wie vieles sie ihm schon zu danken hatte, auch, daß sie sich seine Freygebigkeit noch immer mehr zu nutz machen könnte, so beschloß sie, sich ihm zu ergeben. Sie bedachte noch überdieß, wie gefährlich es für sie sey, sich mit schwatzhaften jungen Leuten einzulassen. Und obgleich der Alcadil ein alter, kluger und verschwiegner Mann war, so deuchte es ihr doch am dienlichsten, wenn sie ihr Liebesverständniß mit ihm geheim hielte.

Laura und der ehrwürdige Richter, waren also in Abwesenheit des jungen Fernandez, sehr oft beysammen. Nicht lange zuvor, ehe er wieder zu Hause erwartet wurde, kam den Herrn Alcadil einmal die Lust an, fast drey Tage nach einander bey der Laura zu bleiben. Und damit seine Frau keinen Verdacht schöpfen möchte, machte er ihr weis, er müsse Amts wegen nothwendig etliche Tage auf dem Lande bleiben.

Fernandez, der gar wohl wußte, daß die Weibspersonen sehr unbeständig und veränderlich

in

n der Liebe sind, eilte unterdessen wieder nach Valladolid. Er kam Abends zu Hause an, als ben der Richter bey der Laura war. Vor der Hausthüre pfiff er stark, wie sein Gebrauch war, amit ihm aufgemacht würde. Laura erschrack on Herzen darüber. O mein Gott! sagte sie um Alcadil, was werden wir anfangen? Fer- andez ist da: ich kenne ihn an seiner Art zu pfei- en. Trifft er uns beysammen an, so stößt er uns ewiß beyden den Degen durch den Leib.

Kaum hatte sie dieses geredt, so pochte Fer- andez an, als wenn er Herr wäre, und rief laut: aura! warum währt es so lange, ehe sie aufma- hen? Soll ich die Thüre einschlagen? Laura zit- erte vor Angst, und ließ ihren verliebten Alcadil n eine lange Kleiderkiste kriechen. Ein artiger Richtstuhl für einen Richter! Eine Nachbarinn er Laura hatte diese Kiste in der Laura Haus brin- gen lassen, um die Vollziehung eines über sie er- gangnen Urtheils zu hindern. Es lagen Kleider arinnen; und Laura hatte den Schlüssel dazu be- ommen, damit sie, wenn es allenfalls verrathen ürde, daß sie diese Kiste bey sich hätte, vorge- en könnte, daß sie ihr selbst zugehöre, weil sie en Schlüssel dazu habe. Als der Alcadil hinein ekrochen war, so schloß sie die Kiste zu.

Hierauf gieng sie im Hemde, wie sie stand nd lag, und machte ihrem Fernandez die Thüre uf. Wie kömmt es, fragte er, daß ich so lange abe warten müssen? Ich konnte den Hausschlüs- el nicht finden, antwortete sie, weil ich nicht

wußte, wohin ich ihn vor Schlafengehen geleget hatte. Erzürne dich nicht, mein liebster Fernandez! Ich freue mich herzlich, dich wieder gesund bey mir zu sehen. Ich schwöre dir, daß mir eben träumte, als kämest du wieder, da du an der Thüre anklopftest; und ich freue mich, daß mein Traum wahr geworden ist.

Fernandez besänftigte sich wieder, als er sah, wie freundlich ihn Laura empfieng. Da er aber die fremde Kiste sah, so fragte er, woher sie gekommen sey? Sie gehört, (sagte sie) unserer Nachbarinn Isabelle, die mich gebethen hat, sie bey mir aufzuheben. Sie befürchtet, weil sie ein gewisses Geld schuldig ist, es möchten ihr die Sachen, die darinnen liegen, weggenommen werden. Geben sie mir den Schlüssel, sagte Fernandez, ich möchte gern sehen, was für schöne Sachen darinnen sind. Wie? antwortete sie, siehest du mich für so einfältig an, daß ich den Schlüssel hätte zu mir nehmen wollen, um mir etwa verdrießliche Händel zuzuziehen? Isabelle wollte mir ihn zwar geben; aber ich nahm ihn nicht an. Ein jeder sieht auf seine Sicherheit.

Fernandez lobte sie darüber; er nahm sie bey der Hand, und bath, sie möchte ihm etwas zu essen holen. Sie that es geschwind; und nach dem Essen legten sie ins sich Bette, wo Fernandez so munter wurde, als wenn er nicht müde wäre.

Der arme im Kasten eingepackte Herr Oberrichter, der noch bis itzo mit ganzer Haut davon gekommen war, mußte noch viel Leiden ausstehen,

das itzt erst recht angieng. Das Unglück verhieng über ihn das seltsamste Abentheuer, so vielleicht jemals einem Manne von seinem Stande begegnet seyn mag. Er selbst hatte Isabellen zu Bezahlung ihrer Schuld verurtheilet, widrigenfalls aber, daß ihr Hausgeräte gerichtlich weggenommen werden sollte.

Weil nun Isabelle nicht bezahlt hatte, und sich doch ihre Sachen nicht nehmen lassen wollte, so hatte sie alles aus dem Hause, und zu guten Freunden geschafft. Die Gerichtsdiener kamen, und wollten sie auspfänden; fanden aber das Haus ganz leer. Sie kamen zum Schuldherrn, ohne etwas mit zu bringen. Er fragte, wo sie Isabellens Hausgeräte hätten: und er bekam zur Antwort, daß sie nichts als die Wände im Hause gesehen hätten.

Diese Zeitung war dem Gläubiger gar nicht angenehm. Als er voller Unmuth nach Hause gieng, so kam eine alte Vettel aus der Nachbarschaft, welche Isabellen einen Possen thun wollte, redte ihn an und sagte, daß wenn er ihr eine gute Belohnung verspräche, sie ihm ein Haus sagen wollte, wohin Isabelle einen Theil ihrer Sachen habe bringen lassen. Der Schuldherr schenkte ihr zween Thaler, womit sie vergnügt war. Hierauf entdeckte sie ihm, daß eine große Kiste mit Kleidern bey der Laura stünde.

Die Gerichtsbedienten liessen es sich nicht zweymal sagen. Sie sahen daß der Laura Haus offen war, weil Fernandez eben ausgehen wollte und

schon in der Thüre stand. Sie redten ihn an und sagten: Herr Fernandez, wir haben Befehl vom Herrn Alcadil-Major, eine Kiste welche Frau Isabelle in dieses Haus gesetzt hat, abzuholen, und dieses zur Sicherheit einer Schuldforderung, so gegenwärtiger Kaufmann aus Genua bey ihr hat. Fernandez, weil er schon Abends zuvor von seiner Laura, in Ansehung dieser Kiste, ein gleiches gehöret hatte, sagte zu den Gerichtsdienern, sie möchten die Kiste holen und wegtragen.

Als sie zur Treppe hinauf giengen und Hand an die Kiste legen wollten, so setzte sich Laura mit aller Gewalt dawieder. Sie sagte, sie liesse die Kiste schlechterdings nicht eher, als bis auf neue Verordnung, wegnehmen. Sie glaube nicht, daß der Herr Alcadil befohlen habe, Hausrat aus ihrem Hause zu nehmen; und sie müsse erst aus seinem Munde hören, ob es sein Wille sey. Hierauf setzte sie sich auf die Kiste, damit man sie nicht wegnehmen möchte.

Der Leser erwäge selbst, in welcher Angst der Alcadil war, (denn er konnte alles hören,) daß er itzo, nach seinem eignen Rechtsurtheile, sollte ausgepfändet werden, und den Gerichtsbedienten in die Hände fallen. Aus Furcht, er möchte in der Kiste gefunden, und vor aller Welt lächerlich werden, gerieth der arme Richter in die äusserste Bestürzung. Er bath Gott herzlich, daß Laura mit ihrer List, über die Gerichtsdiener den Sieg behalten möchte, und er verfluchte den Tag und die Stunde, da er dieses Urtheil gesprochen hatte.

Laura

Laura blieb bey ihrer Weigerung, die Kiste abfolgen zu lassen; und die Gerichtsbedienten blieben dabey, sie müßten sie haben. Fernandez konnte endlich den Lärmen nicht länger anhören, und erzürnte sich über die Laura, so daß sie die Kiste wegnehmen lassen mußte. Die Gerichtsleute liessen sogleich vier Kerle kommen, welche die Kiste auf die Achseln nahmen, und in den Gerichtshof trugen.

Der Herr Alcadil in der Kiste, wußte nicht, wie er sich drehen und wenden, oder was er anfangen sollte. Er schnaubte vor Grimm, und hätte gern sein halbes Vermögen daran gesetzt, wenn ihm jemand sein Leben und seine Ehre in Sicherheit gesetzt hätte. Er hielt es für gewiß, man würde im Gerichtshofe die Kiste mit allen üblichen Ceremonien eröffnen, und es müßte also seine Schande nothwendig bekannt werden. Er hatte solchergestalt nichts als öffentliche und unerhörte Beschimpfung, und das Unglück lächerlich zu werden, zu erwarten. Er stellte sich alles dieses mit Schrecken vor: und wie konnte er sich es auch in der That aus dem Sinne schlagen, wenn man den Zustand bedenkt, in welchem er sich damals befand? Er befürchtete noch überdieß, es möchte ihn Fernandez, (der ein großer Schläger war,) ums Leben bringen, sobald er seine Liebesgeschichte aus der Kiste, erführe: und so wurde ihm die Kiste ein Bild des Grabes! Kurz, aller Verstand unsers Oberrichters diente ihm zu nichts, als sich zu quälen. Er sah keine

Hülfe wider sein Elend; und vielleicht hat noch niemals ein Mensch im Kerker mehr Angst wegen seiner Befreyung ausgestanden als der Hr. Alcadil.

Auch Laura befürchtete ihres Theils, Fernandez würde sie umbringen. Sie begab sich deßwegen zu einem gewissen Marquis, den sie wohl kannte, um bey ihm sicher zu seyn.

Unterdessen reiste die Kiste in den Gerichtshof; und hier erwartete man nur noch die Ankunft des Herrn Oberrichters: aber der Herr Oberrichter war itzt nicht im Stande Gericht zu halten. Der Schuldherr wollte die Kiste, in Gegenwart eines Notarius, öffnen lassen; und er schickte, in dieser Absicht, zur Laura, den Schlüssel bey ihr abholen zu lassen. Allein, Laura war nicht zu finden. Der Schuldherr wollte die Kiste den Gerichtsdienern nicht anvertrauen, und bath also des Alcadils Gemahlinn, daß sie die Kiste bey sich in Verwahrung nehmen möchte. Die ehrliche Frau that es, und befahl um besserer Sicherheit willen, daß sie in ihr Zimmer gesetzt würde, bis ihr Eheherr wieder nach Hause käme.

Hierauf verschloß sie dieses Zimmer, und hielt in einem andern Mittagsmahl. Nach Tische legte sie etliche Besuche ab, und kam erst des Abends wieder nach Hause. Unterdessen freute sich der Herr Alcadil in der Kiste, daß er zum wenigsten wieder in seinem Hause war, und hoffte, daß er seinen Kerker von innen eröffnen wollte. Aber, ungeachtet aller Mühe die er sich gab, war doch

alles

alles vergebens. Jedoch tröstete er sich wieder damit, daß er noch wohl halb mit Ehren aus dem Handel kommen wollte, weil er wußte, daß seine Frau, vor deren Gerichte er erscheinen mußte, klug, und gütig gegen ihn war.

In dieser Hoffnung schlief der unglückliche Mann endlich ein, und schlief noch, als seine Frau des Nachts in dieses Zimmer kam und schlafen gehen wollte. Sie betrachtete die Kiste, und wurde neugierig zu wissen was darinnen wäre. Damit sie dieselbe öffnen könnte, ohne daß es jemand von ihren Leuten bemerkte, ließ sie ihr Kammermägdchen geschwind zu Bette gehen. Die gute Frau war schon fast ganz ausgekleidet, und wollte sich bald ins Bette legen.

Sobald das Mägdchen fort war, nahm sie ein Bund Schlüssel, versuchte einem nach dem andern an der Kiste, und fand endlich einen, der aufschloß. Das Geräusch, so sie machte, weckte ihren Herrn Gemahl auf, und er wandte sich plötzlich um. Dieser Anblick erschreckte sie dermaßen, daß sie ohnmächtig niedersank. Der Richter, da er es sah, sprang hurtig heraus, nahm sie in seine Arme, und befand daß sie halb todt war. Weil ihr aber das Herz noch schlug, so gab er sich alle Mühe mit ihr, bis sie wieder zu sich selber kam.

Als hierauf die Frau sich in ihres Mannes Armen erblickte, so bemerkte sie erst, daß er selbst in der Kiste gesteckt hatte. Sie betrachtete ihn eine lange Weile, ohne ein Wort zu reden. Es fiel ihr ein, daß man ihr ein paar Tage zuvor erzehlt

hatte, es sey ihr Gemahl aus Laurens Hause gekommen. Wiewohl sie es nun damals nicht hatte glauben wollen, so kam ihr doch itzo der Glaube (wie man sagt) in die Hand, weil die Gerichtsdiener gesagt hatten, daß sie die Kiste aus Laurens Hause brächten.

So? (sagte sie zu ihrem Manne) bist du es, Herr Gemahl! der in solchem schönen Aufzuge von der Laura kömmt? Das steht wahrhaftig schön! Ein Mann von deinem Alter! ein Ehemann! ein Oberrichter in Valladolid! der besucht solche Oerter, und muß sich in eine Kiste verstecken! Eine hohe Gerichtsperson, die so gravitätisch seyn sollte, und sich vor andern Ehre und Zucht angelegen seyn lassen sollte! Aber du hingegen, du denkst nur auf schändliche Wollüste: mich verlässest du, und läufest lüderlichen Weibsbildern nach! Man sieht wohl, daß dir wenig an deiner Ehre gelegen ist. Schickt sich dergleichen zu deiner Ehrenstelle? Was wird man sagen, wenn man die schöne Geschichte erfahren wird? Du wirst ein lüderlicher Mann heissen und bey allen Menschen zum Gespötte werden. Die Leute werden dich überall auspfeifen; die Holländische Zeitung wird dem ganzen Europa über deine Thorheit zu lachen geben, und du wirst dich vor Schaam unter die Wilden in America begeben müssen.

Der Richter, der hier seinen gerechten Richter an seiner Frau fand, hörte sie mit großer Geduld an. Nachdem sie ausgeredt hatte, umarmte er sie zärtlich und sagte: Ich habe Unrecht, liebe Frau! und ich will künftighin ein bessers Leben führen.

ren. Vergiß gütigst was geschehen ist! Sage nichts mehr von der Kiste, und laß uns von itzt an in Frieden und Einigkeit leben! Sey versichert, daß ich dir bis an meinen Tod treu bleiben werde.

So übel du mir auch begegnest, (antwortete die Frau) so muß ich dich dennoch lieben, und ich will meine Schuldigkeit thun, es gehe auch wie es wolle. Aber es ist Zeit, daß wir uns schlafen legen; und morgen wollen wir der Sache aufs beste abzuhelfen suchen.

Sie machten nunmehr auf alle Weise Frieden mit einander. Sie standen sehr früh auf: und damit nicht die Kiste leichter als Tages zuvor seyn möchte, so legten sie einen Sack voll Sandes (den sie von ohngefähr im Hause hatten) hinein. Die Frau schloß die Kiste wieder zu; und der Mann gieng sacht, und ohne daß es jemand gewahr wurde, aus dem Hause. Er hielt sich ein wenig auf der Strasse auf, klopfte hernach an der Thüre an, als ob er erst vom Lande wiederkäme. Kaum eine Stunde darauf, hielt er mit gravitätischen Amtsgebehrden Gericht. Er ließ die Kiste bringen, um dem Gläubiger der Isabelle Recht zu verschaffen, und ließ sie von einem Schlosser öffnen. Man fand darinnen wenig Kleider und einen vollen Sandsack.

Zehnte Geschichte

von

betrogenen Liebhabern.

Eine junge Frau, die einen alten Mann hatte, kam auf den Einfall, sich einen Liebhaber zuzulegen. Ihre Mutter gab sich die größte Mühe, ihr es auszureden. Als sie sah, daß alles vergebens war, so rieth sie ihr, sie möchte erst ihren Mann recht ausforschen, ob er sehr geduldig sey, oder nicht. Sie that solches bey drey unterschiedenen Gelegenheiten, und machte sich gute Hoffnung von seiner Geduld. Aber sie hatte sich sehr geirret; und der Mann ließ ihr von einem Barbier so viel Blut abzapfen, daß ihr die Lust zu Liebeshändeln vergieng.

Zu Mantua lebte vor Zeiten der Herr Aloisio, aus dem edlen Geschlechte von Canossa: ein Mann, der sich überaus galant und prächtig aufführte. Er hielt offene Tafel, und man fand allzeit die artigsten Leute bey ihm. Nachdem er bis in sein sechzigstes Jahr ausser der Ehe gelebt hatte, so riethen ihm seine guten Freunde, daß er sich verheirathen möchte. Er gieng schwer daran, that es ihnen aber endlich fast bloß zu gefallen. Die Frau, welche man ihm zulegte, hieß Lucre-

Lucretia. Sie war von gutem Adel, sehr schön, auch noch jung gnug, um Kinder zu gebähren.

Aloisio, ob er wohl alt war, besaß doch noch eine artige Lebensart; aber er war in wichtigern Stücken nicht mehr der rechte Mann für eine junge Frau, wie Lucretia war. Sie klagte es ihrer Mutter, und gestand ihr freymüthig, daß sie nicht mehr so leben könnte, sondern einen Liebhaber haben müßte.

Ihre tugendhafte Mutter, die ihrem Eheherrn jederzeit treu gewesen war, erstaunte über ihre Tochter und ihren Vorsatz. Sie wollte ihr ihre Thorheit vorstellen, und wie gefährlich es für sie seyn würde: aber es war alles vergebens. Lucretia bath sie inständigst, ihrem Uebel abzuhelfen, aber auf eine Art, daß nicht ihre Ehre dabey litte. Widrigenfalls, sagte sie, muß ich Ehre und Leben in Gefahr setzen: ich kann nicht länger ein so elendes Leben führen.

Die Mutter, als sie sah, wie unbeweglich ihre Tochter in diesem Stücke war, zog es sich so sehr zu Gemüthe, daß sie vor Unmuthe fast des Todes war. Sie that noch einen Versuch, der Tochter ihr böses Vorhaben auszureden: als sie aber sah, daß keine Vorstellung bey ihr half, so sagte sie endlich zu ihr: Meine Tochter! du bist also fast entschlossen, das Band der heiligen Ehe zu zerreissen? Ich kann dir mit Worten nicht beschreiben, wie unangenehm mir es ist. Weil es aber eine Sache ist, die dein Leben und deine

Ehre

Ehre betrifft, so müssen wir so gute Maaßregeln nehmen, daß deine Ehre und dein Leben nicht dabey in Gefahr kommen.

Fürs erste (fuhr sie fort) suche dir einen Liebhaber, der nicht unbesonnen, sondern klug und verschwiegen ist. Hernach hüte dich wohl, daß du dir nicht mehr als einen einzigen zulegest.

Ich habe mir schon (sagte Lucretia) jemand ein wenig ausersehen, der sich gar wohl für mich schicken wird. Es ist eine Person, die noch nicht alt ist, und die im Hause für einen Heiligen gehalten wird: ich meyne unsern Capellan, von dem mein Mann eine so gute Meynung hat, daß ich bey ihm beichten muß. Er giebt mir zuweilen gewisse Blicke, aus denen ich leicht abnehmen kann, daß dieser heilige Mann eine Neigung zu mir hat; und ich müßte mich sehr irren, wenn er mich nicht schon liebt. Ich will wünschen, daß es in der That so seyn möge.

Meine Tochter, sagte die Mutter, ich gestehe dirs gern, daß er sich ganz wohl für dich schicken könnte, ob es gleich eigentlich kein Werk für einen Capellan ist. Aber, geh nur nicht unbesonnen zu Werke, und gedulde dich lieber noch ein wenig. Forsche erst deinen Mann recht aus, und prüfe seine Geduld, indem du ihm einen großen Verdruß machest.

Aloisio hatte in seinem Garten einen Lorberbaum, den er mit eigner Hand gepflanzet hatte.

Dieser

Dieser Baum war in wenigen Jahren so groß geworden, und Aloisio hatte seine Aeste so artig durch einander geflochten, daß die stärkste Sonnenhitze nicht durchdringen konnte. Er saß insgemein im heissesten Sommer, mit seinen Freunden unter dem Schatten dieses Baums, und brachte etliche Stunden mit Gesprächen daselbst zu.

Weil Lucretia wußte, wie lieb dieser Baum ihrem Manne war, so hielt sie es für die beste Probe seiner Geduld, wenn sie ihn abhauen liesse. Als er eines Tages mit etlichen Freunden auf der Jagd war, ließ sie den Gärtner ruffen, und befahl ihm, diesen Lorberbaum umzuhauen. Der Gärtner wollte es eine lange Weile nicht thun; aber sie drang so sehr darauf, daß er es endlich that. Sie ließ ihn hernach in Bündel hacken, und sie auf den Boden tragen.

Als Aloisio von der Jagd kam, begab er sich in sein Zimmer, und zog ein reines Hemde und andere Kleider an. Lucretia that sehr geschäfftig um ihn herum, und ließ sogleich ein Lorberreisbündel bringen, um ein Caminfeur zu machen. Ihr Gemahl erstaunte über diese Seltenheit, und dachte noch nicht, daß es von seinem lieben Lorberbaume wäre. Da er aber in den Garten kam, und diesen Baum nicht mehr sah, so erzürnte er sich sehr, und die Geduld wäre ihm beynahe vergangen.

Dem ungeachtete war Lucretia so keck, und trat mit lachenden Gebehrden vor ihn. Mein lieber Schatz! sagte sie, ich habe selber den Lorberbaum ab-

abhauen lassen. Willst du dich darüber rächen, so mußt du es an mir thun. Aber ich habe es dir nicht etwa zum Possen gethan; ich wollte dir vielmehr eine Gefälligkeit damit erzeigen. Wir hatten keine dürren Reisbündel im Hause: und weil es sehr kalt ist, so solltest du, sogleich bey deiner Wiederkunft von der Jagd, eine warme Stube finden. Das Lorberholz brennt, wie du weißt, es mag dürr oder grün seyn: deßwegen ließ ich diesen Baum abhacken.

Du hast sehr übel daran gethan, antwortete ihr Gemahl: und ich kann nicht glauben, daß du es böse damit gemeynt habest. War es denn nicht möglich, Holz im Hause zu finden, ohne einen Baum abzuhauen, den ich selbst gepflanzet, und den ich mehr liebte, als alles was sonst im Garten ist? Weil es aber nun einmal geschehen, und nicht zu ändern ist, so sage ich weiter nichts, als, hüte dich, mir noch einmal einen solchen Streich zu spielen. So greift man einen Mann am empfindlichsten Orte an; und ich vergäbe dir dergleichen nimmermehr wieder.

Lucretia ließ es hieran noch nicht bewenden; und die Geduld ihres Mannes machte, daß sie ihn auf eine neue Probe stellte. Aloisio hatte eine kleine Hündinn, die er ungemein werth hilet. Die Mutter sagte zur Tochter, es wäre noch nicht gnug, daß sie ihren Mann an einem Baume geprüfet hätte: er würde sich vermuthlich noch viel mehr erzürnen, wenn er seine liebe Florine einbüßete, (denn

so

so hieß diese Hündinn.) Lucretia antwortete ihr, sie wollte ihre Sachen schon artig ausführen. Wenig Tage hernach gieng Alciso nach Mittage mit einigen Freunden spatzieren, und ließ Florinen mit sich laufen. Als er weg war, ließ Lucretia das Zimmer reinigen und aufputzen, auch eine kostbare Decke übers Bette ausbreiten. Sie selbst zog eins von ihren schönsten Kleidern an, und setzte sich, mit einem Buche in der Hand, ans Caminfeuer: und in dieser Stellung erwartete sie die Wiederkunft ihres Mannes.

Der Mann, und seine ganze Gesellschaft, sobald sie wieder nach Hause kamen, setzten sie alle, weil es kaltes Wetter war, um den Camin herum. Die kleine Florine sprang, voller Koth an den Füssen, aufs Bette, und besudelte die schöne Decke; aber Lucretia that als sähe sie es nicht. Bald hernach sprang sie wieder herunter, liebkoste der ganzen Gesellschaft, hüpfte endlich der Lucretia aufs Kleid, und machte es eben so kothig wie die Bettdecke. Lucretia riß ihrem Gemahle ein Stilet, das er eben seinen Freunden wies, aus der Hand, und gab der kleinen Florine etliche Stiche, daß sie den Augenblick starb.

Aloisio konnte sich, bey diesem Anblicke, kaum halten. Lucretia wollte sich entschuldigen, weil die Hündinn so viel Unreinigkeit gemacht hatte; aber er befahl ihr zu schweigen, und sagte, sie nähme sich allzu viel Freyheiten heraus. Du sinnest auf nichts, sprach er, als wie du mir Verdruß machen mögest; aber es soll dir nicht gelingen. Er

sagte

sagte kein Wort mehr, und sprach wieder von allerley gleichgültigen Dingen mit seinen guten Freunden.

Lucretia erzehlte diese Begebenheit ihrer Mutter. Die Mutter sagte, er wäre hieran noch nicht genug: sie solle vielmehr, nachdem sie ihren Mann an seinen liebsten Gewächsen und Thieren geprüfet, ihn auch noch an vernünftigen Geschöpfen probieren: und wenn diese Probe auch so gut wie die beyden ersten abgienge, so sollte sie sehen, was sie ihr hernach zu Liebe thun würde. Gut, liebe Frau Mutter, (antwortete das artige Töchterchen) ich will noch eine Prüfung anstellen; aber ich hoffe auch, daß sie mich hernach nicht länger aufhalten werden.

Aloisio pflegte jährlich am St. Ludwigs-Tage, welcher sein Geburtstag war, allen seinen Verwandten und Freunden eine große Gasterey anzustellen. Lucretia erwartete diesen Tag mit Schmerzen, weil sie sich vorgenommen hatte, ihrem Manne bey dieser Gelegenheit einen Possen zu spielen, wie itzt erzehlt werden wird.

Die Gäste hatten noch nicht lange bey Tische gesessen, so heftete Lucretia sehr künstlich einen Zipfel vom Tischtuche an ihren Schlüsselring, den sie an der Seite hatte. Hernach stand sie hurtig auf, lief, und zog das ganze Tischtuch hinter sich her, so daß alles, was auf der Tafel stand, auf den Fußboden fiel. Itzt erwäge man selbst, wie bestürzt Aloisio, nach dieser schönen That seiner Frau, wurde. Es war in der That etwas, wobey

ein

ein weiser Salomo hätte vor Zorne schäumen, und ein geduldiger Hiob ungeduldig werden können. Aloisio gerieth wirklich in Hitze, und man sah ihm den Zorn an den Augen an; allein, die ganze Gesellschaft hielt ihn ab, sich seinem Zorne zu überlassen. Man trieb einen Spaß mit der Sache; und die Arglist der Lucretia hieß im Anfange nicht nur ein unvermutheter Zufall, sondern bald hernach sogar eine übermäßig große Liebe zu ihrem Gemahle. Denn, da er sie fragte, warum sie so schnell aufgestanden wäre, so gab sie zur Antwort, daß sie es bloß aus Liebe zu ihm gethan. Sie habe nämlich gesehen, daß er sein Messer nicht hätte, und sie sey also Willens gewesen, es geschwind zu holen. Die sämmtlichen Gäste bewunderten die gefällige Dienstfertigkeit der Lucretia, so sie gegen ihren Gemahl, auch in den kleinsten Dingen blicken liesse, und nennten ihn den glückseligsten Ehemann in ganz Mantua!

Aloisio, wiewohl er sich sehr erzürnt hatte, war dennoch froh, daß seine Gäste, nach dieser Unordnung, so lustig blieben, und nur einen Scherz damit trieben. Er ließ die Tafel sogleich wieder decken, und die zweyte Tracht aufsetzen. In der That war alles in so großem Ueberflusse vorhanden, daß es schien, als wäre die erste Tracht nur deßwegen so plötzlich verschwunden, damit die andere sich desto besser ausnehmen möchte. Die Freude wurde allgemein; und Aloisio war so munter als einer von seinen Gästen.

Inzwischen hatte er die herrliche That seiner Frau nicht vergessen, und es schwebten ihm auch

die Geschichte vom Lorberbaume, und von der kleinen Hündinn noch im frischen Gedächtnisse. Weil er nun einen durchdringenden Verstand besaß, so erwägte er bey sich diese Folge von unhöflichen Begegnungen; stellte sich auch vor, es müsse hinter einem solchen Höhersteigen vom Gewächse zum Thiere, und vom Thiere zum Menschen, ein Geheimniß stecken.

Lucretia hingegen dachte, sie hätte ihre Dinge recht gut gemacht; und nach so vielen wohlgerathenen Versuchen, glaubte sie nunmehr, sie würde sich ohne alle Gefahr einen Liebhaber zulegen können. Allein, am folgenden Morgen, als sie vom Bette aufstehen wollte, befahl ihr Aloisio, noch liegen zu bleiben. Ich habe (sagte er) seit einiger Zeit bemerkt, daß du zu viel Blut hast, und ich will dir einen Theil davon abzapfen lassen. Du begehest alle Tage Thorheiten und Ausschweifungen, und beleidigest mich recht zur Lust.

Die That, so du gestern bey Tische vornahmest, erinnert mich an meine liebe Florine, und an meinen anmuthigen Lorberbaum. Dieses sind drey Beleidigungen, die mich schrecklich schmerzen: und vielleicht thätest du mir noch grössere an, wenn ich nicht auf Gegenmittel bedacht wäre. Ergieb dich in Geduld darein, ich will dir etliche Pfund Blut abzapfen lassen: ich bin versichert, du wirst hernach mehr Gelassenheit haben.

Hierauf ließ er einen Barbier holen. Er ließ das Zimmer sehr heiß machen, und seine Frau in einen Armstuhl neben den Camin setzen. Der Barbier öffnete ihr eine Ader. Aloisio befahl ihm, die

Ader

Aber so lange laufen zu lassen, bis es ohne augenscheinliche Lebensgefahr, nicht länger geschehen könnte. Hernach ließ ers ihr am andern Arme eben so machen; bis endlich die unglückliche Geduldprüferinn ohnmächtig wurde und halb todt blieb.

In diesem Zustande ließ er sie wieder ins Bette legen, und sie erholte sich bald wieder. Unterdessen hatte er nach ihrer Mutter geschickt. Sie kam geschwind; und da sie diese Anstalten sah, errieth sie schon beynahe, worauf es abgezielt wäre. Nun! meine Tochter! sagte sie heimlich und lächelnd zu ihr: hast du itzt noch Lust, verbothene Liebe zu treiben? Ich will dir gern mein Versprechen halten. Ach! liebe Frau Mutter! (antwortete sie matt, wie ein sterbender Mensch,) warum verspotten sie mich Unglückselige noch, da ich vielleicht nur noch etliche Augenblicke zu leben habe? Beklagen sie lieber mein Unglück, und verabscheuen sie die Grausamkeit meines Mannes. Ich mag in meinem Leben keinen Liebhaber haben; und wiewohl ich itzo, das vorgehabte Laster zu begehen, ganz ausser Stande bin, so ist doch meine Reue deßwegen nicht weniger aufrichtig.

Erste Geschichte von unglücklichen Liebhabern.

Der Marquis von Varanbon, General beym spanischen Kriegsheere, erobert eine kleine Stadt bey Rheinbergen mit Sturme. Man findet in der Bresche zwo todte Personen, die einander noch fest in die Arme schliessen. Sie werden ausgezogen, und man befindet, daß die eine ein schöner weiblicher Körper ist. Ein gefangener Soldat, der ein guter Freund dieser Getödteten gewesen war, erzehlt ihre Lebensgeschichte dem Marquis und vielen von seinen hohen Kriegsbefehlhabern; und dieser Soldat stirbt bald hernach, halb an seinen Wunden, und halb an der großen Betrübniß, so ihm der Verlust dieses würdigen Paares verursachet.

Im Anfange des Krieges, den die vereinigten Provinzen lange Jahre mit großer Standhaftigkeit wider die Könige von Spanien führten, nahm der Marquis von Varanbon, Ritter des goldenen Vliesses, und einer der vornehmsten Heerführer des Herzogs von Parma, die Belagerung einer kleinen Stadt vor. Die Besatzung wehrte sich mit großer Hartnäckigkeit aufs tapferste; und obschon Bresche geschossen war, so erkühnten sich

sich die Belagerten dennoch, den Hauptsturm abzuwarten. Sie schlugen ihn etliche mal ab; zuletzt aber, da sie mehr übermannet und ermüdet, als besieget waren, wurden die Feinde Meister von der Stadt, und begiengen darinnen alle Unordnungen, die bey solchen Umständen gewöhnlich sind, und wo der Befehlhaber die Wuth des ergrimmten Soldaten nicht bändigen kann.

Der General, der gar nicht zur Grausamkeit geneigt war, that alles was er konnte, um dem Plündern und Morden Einhalt zu thun: und sobald er die Ordnung wieder hergestellt hatte, befahl er seinen Kriegsleuten, die Todten zu begraben. Indem seine Befehle vollstreckt wurden, fand man unter den Todten in der Bresche zween getödtete Soldaten vom Feinde, die sehr durchstochen waren, und sich noch fest mit den Armen in einander schlossen. Weil sie ziemlich prächtig gekleidet waren, so eilte man, sie zu plündern und auszuziehen. Aber man erstaunte nicht wenig, als einer von diesen Körpern so weiß wie Schnee war, und, da er völlig entkleidet war, für ein junges Frauenzimmer erkannt wurde. Es lief jedermann hinzu, um etwas so ausserordentliches zu sehen; und selbst der Marquis, mit allen seinen hohen Kriegsbedienten, kam auch es anzusehen.

Sie waren alle begierig, die Ursache von einer so standhaften Vereinigung zu wissen, die selbst der Tod nicht hatte trennen können. Es wäre aber ihre Neugier nicht befriediget worden, wenn nicht ein gefährlich verwunderter feindlicher Soldat

zu einem Officier gesagt hätte, daß er vielleicht der einzige wäre, der ihnen dieses Räthsel auflösen könnte.

Der Marquis gieng zu ihm; und sobald der Gefangne die hohen Umstehenden sah, zwang er sich in seiner Leibesschwachheit, ihnen die Lebensgeschichte dieses unglücklichen Paars zu erzehlen, und that es mit folgenden Worten.

Ich danke Gott, meine gnädigen Herren, daß ich noch so viel Leben übrig habe, als nöthig ist, ihnen und der Nachwelt das merkwürdigste Beyspiel von Freundschaft und Liebe, so vielleicht jemals erlebt worden, vor Augen zu legen. Zärtliches Paar! großmüthige Freunde! warum trennte mich der Befehl meiner Oberern, in diesen traurigen Umständen von euch: daß ich mein Leben anderswo dran setzen mußte, und mich nicht lieber, wo nicht um euch zu retten, wenigstens um euch zum Tode zu begleiten, in Stücke zerhauen lassen durfte, nachdem ich euch die letzten Beweisthümer meiner zärtlichen Freundschaft gegeben hätte? Aber ich werde euch bald folgen, ihr heldenmüthigen, ihr liebenswürdigsten Seelen! Ohne euch wäre mir das anmuthigste Leben ein steter Tod!

Er sprach diese Worte mit solcher Rührung, daß ihn eine Ohnmacht befiel, in der man ihn für todt hielt. Dennoch kam er wieder zu sich selber: und da er noch eben die Personen, wie vorher, um sein Bette stehen sah, so schien er darüber erfreuet zu seyn, und setzte seine Erzehlung mit mehr Gelassenheit, folgendergestalt fort.

Ich

Ich bin aus einem adelichen Hause in Hessen. Mein Name heißt Albert, und meine Geburtsort Melsingen, ein Städtchen nahe bey der Hauptstadt Cassel. Am fürstlichen Hofe daselbst machte ich Bekanntschaft mit einem jungen Edelmanne aus Rothenburg, einer andern Stadt in Hessen; und wir wurden von unserer ersten Jugend an, so gute Freunde, daß man uns Leib und Seele nennte. Wenn wir nicht beysammen seyn konnten, so waren wir so betrübt wie Verliebte, wenn sie von einander entfernet leben müssen. Wenn wir beysammen waren, so vergiengen uns die Tage wie Stunden; und sobald wir Verrichtungen halber, von einander mußten, so deuchten uns die Stunden so lang wie Jahrhunderte. Wir wohnten in demselben Hause, wir speisten zusammen, wir hatten gemeinschaftliche Bediente, auch einerley Bücher: und wenn man unsere Leute fragte, bey wem sie dienten, so antworteten sie: bey den guten Freunden. Zuweilen besuchten wir unsere Aeltern und Anverwandten zu Rothenburg und Melsingen; und man konnte kaum unterscheiden, in welcher Familie ein jeder zu Hause war.

Mein Freund Ulrich, (so hieß er) als er einsmals mit mir zu Melsingen war, bekam in einer Gesellschaft Eleonoren, eine junge ungemein schöne Person, zu sehen. Ich bemerkte geschwind aus den zärtlichen Blicken, die er ihr unaufhörlich gab, und weil er auch, wider seine Gewohnheit, in tiefen Gedanken saß, daß er von ihrer Schönheit gerührt war; und ich glaubte gewiß, er würde sterblich in sie verliebt werden. Sobald wir allein

waren, scherzte ich deßwegen mit ihm. Wie er nun aus nichts ein Geheimniß gegen mich machte, so gestand er es mir alsobald, und ließ mich deutlich sehen, daß seine obwohl erst angehende Liebe schon so stark war, als manche, die längst im Herzen Wurzel gefaßt hat. Ich umarmte ihn und sagte, daß ich herzlich erfreuet sey zu wissen, daß seine Neigung auf eine Person gefallen, bey der ich ihm dienlich seyn könne, weil diese Schöne mit mir verwandt sey; so daß ich ihm leicht Bekanntschaft in ihrem Hause verschaffen könne; und ich zweifelte nicht, es würden die Vorzüge seiner Person alles Uebrige zu Stande bringen. Liebster Freund! (war seine Antwort, wobey er vor Freude weinte:) du meynest, es sehe mich jedermann mit eben den Augen an wie du. Ich glaube bey weitem nicht, daß mir das Herz deiner schönen Muhme so leicht werden wird. Ich werde mich glücklich zu schätzen haben, wenn sie nur leidet daß ich sie anbethen darf, oder wenn sie nur mit einigem Vergnügen sieht, daß ich ihr alle mögliche Proben von meiner vollkommensten Ergebenheit darlege.

Schon abgöttisch! sagte ich lächelnd: kaum ist dein Herz gerührt worden, so gesellest du dich schon zu jenen Liebhabern, die nur von Altären, von Opfern, von Anbethung, von Weyrauche, von Flammen, von Gelübden, und von Göttinnen reden?

Scherz beyseite, liebster Freund! sagte er: denn es ist was grausames von Gesunden, wenn sie Kranke mit ihrer Schwachheit verspotten. Ums

Him-

Himmels willen! trage Mitleiden mit mir, und leiste mir geschwind deinen Beystand, den du mir so großmüthig versprochen hast. Du bekömmst vielleicht niemals wieder so gute Gelegenheit, mir deine Freundschaft zu beweisen, welche bis itzo mein einziges Ergötzen gewesen ist.

Nun sah ich zwar in voraus große Schwierigkeiten bey Ulrichs Absicht auf Leonoren, die, ausser ihrer Schönheit, noch wegen tausend guter Eigenschaften, in aller Menschen Augen ein unschätzbares Kleinod war; aber ich wollte ihm dennoch nicht davon abrathen, weil ich wohl sah, daß alles vergebens seyn würde. Ich brachte ihn also ins Haus der schönen Leonore; und nachdem er sie etliche mal besuchet hatte, war es nicht schwer zu sehen, daß sie gar nicht geneigt war ihn zu hassen. Es wunderte mich solches nicht: Er war so schön von Ansehen, als es ein Mensch seyn konnte, auch dabey fähig, recht stark und aufs feinste zu lieben. Ich diente ihm in seiner Liebe, so viel es mir möglich war. Man ist niemals ein stärkerer Redner, als wenn man andere von dem, was man selbst für gewiß hält, überzeugen will. Ich beschrieb meiner Muhme Ulrichs schöne Eigenschaften so lebhaft, und versicherte sie so oft und mit so nachdrücklichen Worten, wie aufrichtig sein Herz wäre, daß sie ihn nicht lange seufzen ließ. Sie gestand es ihm bald, daß sie ihn liebte: und er hielt sich für den glückseligsten Menschen auf der Welt, weil er nunmehr die größte Schwierigkeit überstanden zu haben glaubte. Er konnte auch natürlicher Weise nicht anders denken, weil er

sowohl reich, als von gutem Hause war, so daß er in der That eine gute Partey für Leonoren heissen konnte.

Er irrte sich aber. Der Vater der schönen Leonore hatte zum zweytenmal eine sehr reiche Frau geheirathet: und diese hatte ihn unter der Bedingung zur Ehe genommen, daß ihr Sohn erster Ehe Leonoren, sobald sie mannbar seyn würde, zur Gemahlinn bekommen sollte. Dieses hatte er ihr bewilliget, um ihr Vermögen um so viel leichter an seine Familie zu bringen, ob er gleich hätte voraussehen können, daß diese Heirath seiner Tochter schlecht anstehen würde.

Friedrich (so hieß der junge Mensch, den man für Leonoren bestimmt hatte) war von seiner Kindheit an, sehr häßlich und ungestaltet gewesen, und es wurde immer schlimmer, je mehr er heranwuchs. Vergebens hatte man Leonoren diesen Menschen als ihren künftigen Gemahl anzusehen gewöhnen wollen: es war ihr unmöglich gewesen, dieses kleinen Scheusals gewohnt zu werden, dessen Sinn und Gemüthsart mit seiner widerwärtigen Gestalt völlig übereinkam. Vermuthlich trug auch die Vergleichung zwischen ihm und dem verdienstvollen Ulrich, ein großes bey, daß sie diesem leztern noch mehr gewogen wurde.

Dieser Friedrich (wie man es bey den meisten sehr ungestalteten Personen wahrnimmt,) hatte ein boshaftes und argwöhnisches Gemüth: er konnte auch aus Leonorens Betragen gegen ihn, leicht sehen, daß sie ihn mehr haßte als liebte.

Er

Er bemerkte in kurzem aus allem, was Ulrich that, daß er Leonoren liebte; es schien ihm auch, als ob ihr seine Liebe nicht mißfiele. Er hatte nicht mehr und nicht weniger Geschmack, als nöthig war zu sehen, daß Leonore schön und liebenswürdig war; und auch gerade so viel Empfindlichkeit des Herzens, als er zur Noth brauchte, sie zu lieben, oder doch zu begehren; da er sich ohnedieß am meisten berechtiget zu seyn dünkte, sie zu besitzen.

Aus großem Verdruß über seine gemachte Entdeckung, beklagte er sich alsobald deßwegen bey seiner Mutter. Diese nahm, wie billig, eines so würdigen Sohns Partey. Sie lief eiligst zu ihrem Manne, erinnerte ihn seines Versprechens, und ermahnte ihn aufs stärkste, einen Liebhaber, der ihrem Friedrich, und der verabredten genauern Verknüpfung nachtheilig werden könnte, von seiner Tochter zu entfernen.

Ihr Gemahl versprach ihr, er wolle alles, was ihr und ihrem Sohne zum Vergnügen gereiche, gern thun. Er ließ augenblicklich Leonoren ruffen. Er verwies es ihr, daß Ulrich sie liebte: nicht anders als wäre es ein Verbrechen von ihr gewesen, daß sie liebenswürdig war. Er verboth ihr, bey Strafe seiner Ungnade, ihn jemals wieder zu sehen; und befahl ihr, sie solle sich gefaßt halten, denjenigen, den sie schon seit vielen Jahren als ihren Bräutigam habe ansehen müssen, in kurzem zu heirathen.

Leonore antwortete ihrem Vater mit der bescheidensten Art, sie unterwerfe sich seinem Willen

len in allen Stücken gern und willig; aber sie könne unmöglich hindern, daß ein überall angesehener Edelmann sie nicht in Gesellschaft sähe. Der Vater wußte dawider nichts einzuwenden. Damit er aber nicht weiter hintergangen werden möchte, so gieng er selbst zu Ulrichen, und ersuchte ihn, aber gar ungestüm, nicht mehr an seine Tochter zu denken, weil er wohl wisse, daß sie Friedrichs Gemahlinn werden sollte.

Dieser zärtliche Liebhaber, den nicht allein die Sache selbst, sondern auch die nachläßige Art, mit der er sie ihm vortrug, verdroß, würde vermuthlich seinen Zorn haben ausbrechen lassen, wenn er sich nicht gescheuet hätte, einen Mann zu beleidigen, den er so gern zum Schwiegervater gehabt hätte. Er strich also die Segel vor ihm, ohne ihm jedoch zu versprechen, daß er von seinem verliebten Anschlage bey seiner Geliebten abgehen wollte.

Mein Freund Ulrich folgte inzwischen meinem Rathe, daß er einige Zeit Leonorens Gesellschaft nicht so oft suchte, weil er deutlich sah, daß wenn er mit seinen fleißigen Besuchen fortführe, er sich ihres Vaters Zorn, auch schlechtes Bezeigen von der bösen Stiefmutter zuziehen würde, welche letztere in ihren nichtswürdigen Sohn wie verliebt war. In Betrachtung dessen begab er sich von Melsingen weg, und an den Hof zu Cassel. Hier blieb er eine Zeit lang, ob ihm gleich die größten Lustbarkeiten nichts als Verdruß und Ekel machten, auch die schönsten Personen an diesem Hofe,

in

in seinen Augen wie diejenigen Sterne waren, die nur so lange glänzen, als man die Sonne nicht sieht.

Ich hingegen hielt es für dienlich, an meinem Geburtsorte zu bleiben, und wollte lieber das Vergnügen haben, einem so liebenswerthen Freunde zu dienen, als ihn stets zu sehen, welchem Ergetzen ich doch ausserdem, alles andere aufgeopfert hätte. Ich besuchte meine schöne Muhme sehr oft, um sowohl ihre Liebe zu ihm durch meine Gespräche beständig zu erhalten, als auch, um diesem Freunde alle Nachrichten, die ihm zu wissen nöthig, zu geben. Indem ich, so oft als ich wollte, Gelegenheit hatte, mit der schönen Leonore allein zu seyn, so fand ich ihre Schönheit so reizend, auch ihr Herz und ihren Verstand so schön und vollkommen, als ich mir sie noch niemals vorgestellt hatte. Ich entdeckte vornehmlich in ihrem Gemüthe so zärtliche und feine Gesinnungen, einen so edlen Muth, und eine so schätzbare Standhaftigkeit, daß ich in kurzer Zeit, ohne zu wissen wie, sterblich in sie verliebt wurde. Ich hätte dieser Leidenschaft, wie billig, gern im Anfange Widerstand gethan, wenn sie mir nicht selber unbewußt gewesen wäre, und sich nicht unter dem Scheine einer zärtlichen Freundschaft gegen eine Person, die ich meinem besten Freunde zur Gemahlinn gönnte, in meinem Herzen eingeschlichen hätte. Allein, ich mußte bald hernach eine kleine Reise vornehmen: und in dieser Zeit entdeckte ich den Zustand meines Herzens deutlich. Ich empfand, fast augenblicklich nach dem Abschiede

schiede von dieser liebenswürdigen Person, eine ganz ungewöhnliche Ungeduld in mir, sie bald wiederzusehen. Ich gieng oft in tiefen Gedanken, ich war unruhig, und ich bemerkte alle Kennzeichen einer wirklichen Liebe an mir. Ich zog es mir heftig zu Gemüthe: ich hielt es, und mit Recht, für die größte Untreu an meinem Freunde, dem ich allen Beystand bey meiner schönen Muhme versprochen hatte; und ich wäre breit gewesen, lieber tausendmal zu sterben, als ihm untreu zu werden, wenn ich ihm einen Schatz geraubt hätte, dessen er, um seiner Vorzüge und großen Liebe willen, mehr als ich, werth war. Ich kann mit Worten nicht ausdrücken, welchen heftigen Kampf Liebe und Freundschaft, Vernunft und Leidenschaft, in mir erregten. Ich wurde darüber tödlich krank, ohne daß ein Mensch errathen konnte was mir fehlte. Endlich wurde ich am Leibe und am Gemüthe zu gleicher Zeit wieder gesund: Ehre und Vernunft siegten meiner Leidenschaft ob; und ich konnte meine Muhme wieder besuchen, ohne mich vor meinem Herzen zu fürchten, oder auch eine Freundschaft, die mir auf alle Weise unverletzlich seyn mußte, neuer Gefahr bloß zu stellen.

Ich fuhr fleißig fort, Leonoren zu besuchen, und predigte ihr allemal die Beständigkeit gegen meinen Freund vor. Friedrich, wie leicht zu erachten ist, freute sich nicht sehr über meine vielen Besuche bey ihr; und wenn er eben so viel Stärke und Herzhaftigkeit, als Bosheit und Eifersucht gehabt hätte, so würde er mir unfehlbar einen schlim-

schlimmen Streich gespielt haben. Er wußte, wie sehr ich Ulrichen liebte, und glaubte also, (wie es wirklich war) daß ich nur in der Absicht käme, meinem Freunde in seiner Liebe zu dienen.

Er wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er zu seinem Stiefvater gieng, und ihn inständigst bath, er möchte mir sein Haus verbiethen, weil ich bloß deßwegen käme, um ihm Leonorens Gewogenheit zu entziehen, die sie ihm doch schuldig sey, weil er sie nächstens heirathen solle. Der Vater, der ein sehr schwacher Mann war, würde Friedrichen gern seiner Bitte gewähret haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß er sich seine sämmlichen Anverwandten zu Feinden machte, wofern er einen nahen Vetter, ohne alle erhebliche Ursache, aus seinem Hause vertriebe. Er kam also zu mir und besprach mich darüber, jedoch mit besserer Art, als es von seinem murrischen Sinne zu erwarten war. Herr Vetter, sagte er, sie wissen vielleicht nicht, daß die Ehe zwischen Leonoren und Friedrichen schon längst beschlossen ist: wenigstens stelle ich mirs vor, daß sie es nicht wissen, weil sie sich, wie ich höre, recht eifrig angelegen seyn lassen, ihrem Freunde bey meiner Tochter in seiner Liebe behülflich zu seyn. Ich hoffe, daß sie hierinnen eine Aenderung treffen werden, nachdem ich ihnen dieses gesagt habe. Ich gestehe es, Ulrich ist einer der artigsten jungen Edelleute im Lande; aber es ist auch gewiß, je mehr Leonoren seine Vorzüge vorgesagt werden, desto mehr Ekel muß sie vor den Unvollkommenheiten meines Stiefsohns, bekommen, welcher ihr doch

von ihrer Kindheit an zum Gemahle auserſehen iſt. Mir deucht, ſie ſollten als ein rechtſchaffener Vetter meine Tochter nicht unglücklich machen, indem ſie einen andern, und nicht ihren künftigen Gemahl, bey ihr beliebt zu machen ſuchen.

Und mir deucht hingegen, (gab ich zur Antwort) mein Herr, daß ich nicht wie ein rechtſchaffener Vetter an ihnen handelte, wenn ich ſie nicht wieder zur Billigkeit und geſunden Vernunft, die ſie ganz aus den Augen zu ſetzen ſcheinen, zurückbringen wollte. Sie verſprechen das artigſte Mägdchen von der Welt einem kleinen Ungeheuer, an dem aber die Häßlichkeit noch der kleinſte Fehler iſt. Ich weiß wohl, daß Friedrich reich iſt; aber ich handelte ſchelmiſch an ihnen, wenn ich ihnen nicht freymüthig ſagte, daß ſie mehr darauf bedacht ſeyn ſollten, ihre Tochter glücklich, als reich zu machen.

Aber von ihnen, hochgeehrter Herr Vetter! (ſagte er dagegen mit Unwillen) werde ich doch nicht etwa lernen ſollen, wie weit die väterliche Gewalt ſich erſtreckt? Ich weiß, daß es nicht für die Töchter gehört, ſich Männer auszuſuchen, ſondern daß ſie vielmehr dieſe Wahl, wenn ſie klug ſind, ihren Aeltern und Vorgeſetzten überlaſſen müſſen. Ueberdieß kann ich auch itzo meiner Leonore keinen andern Mann geben: denn ich habe meine Gemahlinn mit dieſer Bedingung bekommen, daß unſere zugebrachten Kinder, ſobald ſie erwachſen wären, einander heirathen ſollten. Sie aber, ſollten billig an der Ehre eines Mannes,

mit

mit dem sie so nahe verwandt sind, weit mehr Antheil nehmen, als daß sie ihn an Erfüllung seines gegebenen Wortes abhalten wollten.

Ich sah also deutlich aus seinen Reden, daß es vergebens seyn würde, Vernunftschlüsse wider ihn zu machen, und ihn von einem so wunderlichen Anschlage, den er unter dem Scheine der Ehre und Redlichkeit, in der That aber aus blossem Geize, ausführen wollte, abzumahnen. Ich beharrte nicht länger darauf, sondern sprach ein wenig von allerley gleichgültigen Dingen, und gieng hernach fort, ohne ihm wegen dessen, warum er eigentlich zu mir gekommen war, etwas rechtes zu antworten.

Unterdessen nahm sich die Schönheit Leonorens immer mehr aus, und die Menge ihrer Anbether wurde immer größer. Friedrich bemerkte das letztere mit dem größten Leidwesen: er besorgte, er könnte leichtlich, ehe er sie bekäme, so viel Feinde als Nebenbuler, und wenn er sie schon zur Ehe hätte, gar zu viel gute Freunde bekommen. Er beschloß aber dennoch, seine Heirath zu beschleunigen, und nahm sich vor, wenn sie seine Frau seyn würde, so genau auf sie Achtung zu geben, daß auch die Listigsten ihr nichts anhaben sollten.

Er entdeckte der Mutter und dem Stiefvater seine Besorgniß, und was er dawider zu thun entschlossen war. Beyde gaben ihm Recht, und liessen alle Anstalten zur Vermählung machen.

Ulrich, dem ich es geschwind zu wissen that, kam nach Melsingen, wie ein rasender Mensch. Ich

fand Mittel und Wege, ihm eine heimliche Zusammenkunft mit seiner Liebsten zu verschaffen: und sie erneuerten die Versprechungen, die sie einander schon tausendmal gethan hatten, einander nimmermehr zu verlassen. Den Tag nach seiner Ankunft ließ er ordentlich um Leonoren bey ihrem Vater anhalten: und dieser schlug sie ihm mit der gröbsten Art ab. Ulrich gerieth hierüber in solche Verzweiflung, daß er nicht mehr über sich selber Herr war. Er gieng zu Leonorens Vater, und machte ihm viel beissende Vorwürfe, daß er so hart gegen seine Tochter sey, und sie dem häßlichsten und unwürdigsten Menschen aufopfern wolle. Er sagte sogar zu Friedrichen, welcher zugegen war, daß wenn er sich unterstünde, diese Heirath wirklich zu schliessen, er ihn in Stücke zerhauen wollte.

Leonorens Vater, der einer der angesehensten Edelleute im Lande war, erzürnte sich schrecklich über Ulrichs Drohungen. Und weil er ein Unglück befürchtete, so reiste er ohne Verzug nach Cassel, und beklagte sich beym Landgrafen über den Schimpf, der ihm von Ulrichen in seinem eigenen Hause widerfahren war. Dieser Fürst, der den alten Edelmann hochschätzte, ließ den Augenblick Ulrichen zu sich kommen. Er verwies ihm seine Vermessenheit sehr hart, daß er einem Vater seine Gewalt über seine Familie hatte streitig machen wollen: er ließ ihn auch ins Gefängniß legen, bis er klüger werden würde. Weil aber Ulrich fast alle Vornehme im Lande zu Freunden hatte, so ließ sich der Landgraf wieder besänftigen,

und

und ihn in Freyheit setzen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich anheischig machen müßte, Friedrichs Vermählung mit Leonoren auf keinerley Art zu hindern. Ulrich beschrieb zwar dem Fürsten seine heftige Liebe zu Leonoren, ihre zärtliche Gegenliebe zu ihm, und die abscheuliche Gestalt desjenigen, der ihr Ehegemahl werden sollte; aber der Landgraf blieb unerbittlich, und befahl ihm, nichts wider Leonorens Vater und Bräutigam vorzunehmen, wofern er nicht nach dem strengsten Rechte bestrafet seyn wollte.

Ein so gemessener Befehl setzte den verliebten Ulrich in die schrecklichsten Umstände; er ließ aber seine Ansprüche auf seine Geliebte noch nicht fahren. Er kam wieder nach Melsingen, und fand Mittel und Wege mit Leonoren zu sprechen. Sie sagte ihm, daß sie vier Tage hernach, den Gegenstand ihres Hasses heirathen sollte. Das einzige Hülfsmittel wider ein Unglück, das beyden so schrecklich dünckte, war dieses, daß sie mit einander aus dem Lande entwichen, und sich der Vorsehung des Himmels überliessen. Sobald sie mir ihr Vorhaben entdeckten, versprach ich ihnen darinnen beyzustehen. Ich achtete Vaterland, Güter, und die Gnade meines Fürsten für nichts, und beschloß, mit diesen unglücklichen Verliebten ihr Schicksal zu theilen. In der Nacht vor dem angestellten Hochzeittage der Leonore, entführte ich sie für meinen Freund, durch ein Fenster. Ich kleidete sie wie eine Mannsperson an, und führte sie an einen Ort, wo Ulrich mit guten Pferden auf sie wartete. Wir flüchteten in das Gebiethe der

vereinigten Provinzen; und nachdem wir das wenige Geld, so wir hatten mit uns nehmen können, in kurzer Zeit verthan hatten, so nahmen wir unter dem holländischen Kriegsheere Dienste. Unterdessen hatte Ulrich die schöne Leonore geheirathet, und er fand in ihrem Besitze alles, was ihm sein Unglück erträglich machen konnte.

Sie blieb bey dem festen Entschlusse, sich nicht von uns zu trennen; und weil sie einmal der Mannskleider gewohnt war, nachdem sie sie einige Zeit getragen hatte, so war sie schlüßig geworden, ihrem Ehemanne zur Seite zu fechten, und Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Sie lernte, fast unglaublich geschwind, exerciren und reuten: man bewunderte ihre gute Miene und Geschicklichkeit, und hielt sie für einen jungen Edelmann von gutem Hause, der sich in Kriegsdiensten empor zu schwingen suche. Sie that sich bey etlichen Gelegenheiten, unter dem Namen Roland, ungemein hervor, und sie war so unerschrocken, als ein Mensch seyn kann, vornehmlich wenn sie ihres lieben Ulrichs Leben vertheidigen konnte.

Damals gestand ich diesem zärtlichen Paare, was für eine heftige Liebe ich zu Leonoren gehabt, und wie schwer es mir geworden, ehe Vernunft und Tugend, in einem so gefährlichen Kampfe, diese Leidenschaft in mir besiegt hatten. Ulrich dankte mir tausendmal für eine so starke Freundschaftsprobe; und Leonore zeigte mir ihre Erkänntlichkeit dafür nicht weniger. Sie betheuerte mir, daß ich, nach ihrem Gemahle, jederzeit derjenige

seyn

seyn würde, den sie am meisten in der Welt werth schätzen wollte. Sie hielt ihr Versprechen, und liebte mich, nachdem ich ihr meine unterdrückte Liebe zu ihr gestanden hatte, mehr als jemals. Wir hatten so viel Zärtlichkeit gegen einander, als zwischen Brüdern und Schwestern nur immer statt finden kann: und vielleicht ist noch niemals eine so vollkommene Vereinigung zwischen dreyen Personen erlebt worden. Sie hätte gewiß bis in unser Alter gedauret, wenn nicht der Tod, der allein sie zu trennen im Stande war, unserer edlen Freundschaft ein trauriges Ende gemacht hätte.

Als unsere Besatzung auf ihre Posten gestellet wurde, so mußte ich, zu meinem Unglücke, dieses werthe Paar verlassen. Ob ich wohl etliche Stiche bekommen hatte, so würde ich mich doch dem Hauptmanne, der mich gefangen nahm, noch nicht ergeben haben, wenn ich es nicht in der Hoffnung gethan hätte, meinen Ulrich und Leonoren wieder zu sehen. Aber sie sind todt! und mein Leben ist mir unerträglich! Zum größten Glücke fühle ich in mir, daß mein Tod, der mir sie wiedergiebt, mich nicht lange mehr nach sich wird seufzen lassen.

Bey diesen letzteren Worten seufzte und ächzte er so sehr, daß der Marquis und alle, die bey ihm waren, innigst gerühret wurden. Dieser General befahl seinen eignen Wundärzten, sich Alberts Heilung aufs beste angelegen seyn zu lassen, weil dessen schöne Gemüthsart sein großmüthiges Herz ganz eingenommen hatte. Aber ihre Kunst

war nicht vermögend, ihn beym Leben zu erhalten: und dieser neue Pylades starb vier Tage hernach, halb an Betrübniß, und halb an seinen Wunden. Der Marquis de Varambon ließ diese drey Leichen zusammen in ein Grab legen, und eine Ueberschrift in Stein hauen, welche den Nachkommen ein so seltenes Beyspiel treuer Freundschaft vor Augen legte.

Zweyte Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Julius, ein natürlicher Sohn Herzogs Hercules von Ferrara, verliebt sich in Cölestinen, Staatsfräulein bey der Herzoginn, und findet Gegenliebe. Hippolytus, der jüngste rechtmäßige Prinz dieses Herzogs, liebt eben dieselbe Schöne. Weil er sie aber nicht zur Gegenliebe bewegen kann, so stellt er sich, als hätte er seine Leidenschaft unterdrückt, und besuchet sie nur noch als ein Freund. Er fraget sie einst, was ihr am Julius am besten gefalle: und da er von ihr erfährt, daß es seine Augen sind, so läßt er ihm auf einer Jagd durch Banditen die Augen ausstechen. Julius stirbt davon, und Cölestine begiebt sich in ein Kloster.

Die Poeten aus allen Jahrhunderten, entlehnen von etlichen wenigen Geschlechtern im alten Griechenlande den Inhalt zu ihren Trauer-

Trauerspielen, welche noch itzo den Zuschauern Thränen auspressen. Wenn man fürs Alterthum nicht zu sehr eingenommen wäre, so fände man gewiß eben so viel wunderbare und rührende Dinge in den ausserordentlichen Zufällen, welche etliche neuere Familien italienischer Fürsten seit etlichen Jahrhunderten betroffen sind. Hierher gehört ohne Zweifel diejenige Begebenheit, die itzo getreulich erzehlt werden wird. Ich bin versichert, wenn eine geschickte Hand sie nach den Vorschriften der tragischen Schaubühne abhandelte, sie erreichte unfehlbare den wahren Endzweck solcher dramatischen Gedichte, und erregte in den unbeweglichsten Gemüthern dasjenige Mitleiden und Schrecken, woran ein empfindliches Herz so große Lust findet. Der Leser urtheile selbst, ob ich zu viel sage.

Der berühmte Herzog Hercules von Ferrara hatte von einer würdigen Gemahlinn drey Söhne, welche Alphonsus, Ferdinand, und Hippolytus hiessen. Er hatte, bey seinen großen Tugenden, ein gewisses Laster an sich, das aber an Fürsten kaum noch ein Laster heißt, ich will sagen, er begnügte sich nicht an dem erlaubten Vergnügen, so er in den Armen seiner Gemahlinn fand, sondern er überließ sich in voller Freyheit der Neigung seines Herzens, welches von keinen Gränzen in seinen Begierden wußte. Er hatte, etliche Jahre lang, eine der schönsten Personen in ganz Italien geliebt, mit welcher er verschiedene Kinder erzeugt hatte. Unter diesen war Julius, der uns den traurigen Inhalt zu dieser Geschichte giebt.

Es war dieser Julius eins von den Meisterstücken der Natur, dergleichen sie vielleicht niemals in grösserer Vollkommenheit hervorgebracht hat. Alle seine Gesichtszüge waren so regelmäßig, als es nur möglich ist; und das schönste Mägdchen von der Welt konnte nicht lebhafter und frischer an Farbe und Haut seyn, als er es war.

Die größte Schönheit eines Gesichts besteht in den Augen. Es ist dieses eine Schönheit, welche durch die vielerley Leidenschaften mannichfaltig und immer neu wird. In diesem Stücke besaß Julius einen hohen Vorzug vor vielen anderen. Er hatte große schwarze Augen, die ihm gehörig offen, und nicht tiefer als die Stirne standen. Sie blitzten, aber mit einem sehr sanften Feuer. Dieser Glanz, und dieses sanfte Wesen, beydes schilderte seinen Verstand und sein Gemüth vortrefflich wohl ab. Zu diesen Reizungen kam noch ein vollkommen wohlgebauter Leib, nach der richtigsten Verhältniß aller Theile: eine große Behendigkeit; das aufgeweckteste Wesen von der Welt, und ein stets gleicher Muth. Dieses giebt ohngefähr einen Begriff von den Annehmlichkeiten und Eigenschaften dieses liebenswürdigen Edelmanns.

Obgleich insgemein Personen, die so wie er, erzeuget worden, nach ihrem Ursprunge schmecken, und eine heftige Neigung zu derjenigen Leidenschaft fühlen, welcher sie ihr Leben zu danken haben, so zeigte doch der schöne Julius den größten Abscheu vor einem schlechten und wollüstigen Leben: es schien sogar lange Zeit, als achtete er das schöne

Ge-

Geschlecht nicht, und er floh ihre Gesellschaft fast mehr als daß er sie suchte. Ueberall, wo er sich sehen ließ, entbrannte alles um ihm herum; aber an ihm bemerkte man keinen Funken von derjenigen Gluth, die er in allen Herzen anzündete. Diese Kaltsinnigkeit entstand nicht aus einem schüchternen Wesen, oder aus einer lächerlichen Eitelkeit, die ihm seine Vorzüge hätten einflößen können: sie war vielmehr die Frucht einer vernünftigen Tugend und eines ungewöhnlichen Fleisses in den schönen Wissenschaften, an welchen er sein größtes Vergnügen fand.

Der Herzog, welcher einen Sohn, der sich bey allen Menschen in Gunst und Hochachtung zu setzen wußte, fast abgöttisch liebte, bestimmte ihn, wegen der Neigungen, die er an sich blicken ließ, zum geistlichen Stande: er war aber viel zu klug, als daß er sich hätte übereilen wollen, insonderheit weil er sah, daß dieses Jünglings Neigung nicht viel mehr aufs Studieren, als auf die Waffen gieng, und daß er mit gleichem Fleisse den schönen Wissenschaften, und auch allen Uebungen, welche im Kriegsstande empor heben können, unermüdet oblag.

Unter denen Hofdamen, welche sich an den Vorzügen und Annehmlichkeiten des schönen Julius ergetzten, und es schon für ein Glück hielten, wenn er sie nur mit einem kleinen Blicke beehrte, war auch Cöleſtine, eine Verwandte der Herzoginn. Sie besaß vor allen anderen eine große Schönheit, und dabey eine Sittsamkeit, die

nichts gezwungnes an sich hatte. Ihr Herz war von den Verdiensten des Julius nicht unbesieget geblieben; aber sie wußte sich so gut zu mäßigen, daß sie ihm nicht das mindeste Merkmahl von ihrer Zärtlichkeit gab. Die übrigen Hofdamen suchten durch alles, was nur schmeichelhaftes und liebkosendes erdacht werden kann, diesen unempfindlichen Cavalier um seine Freyheit zu bringen: nur Cölestine schämte sich ihrer Schwachheit, und suchte sie dem Urheber derselben auf alle mögliche Art zu verbergen. Wenn er zuweilen in der Herzoginn Zimmer kam, und die anderen ihn mit Gesprächen an sich zu locken suchten, so hatte sie allemal einen Vorwandt, sich in ihr Zimmer zu begeben. Sie wollte lieber denen, die sich um ihn bemühten, volle Freyheit lassen, und für ihre Person, alle Gelegenheit, sich ihrem Geliebden gefällig zu machen, freywillig meiden, als es ihm bemerken lassen, daß er ihr gar zu sehr gefiel. Julius wurde endlich innen, daß sie ihn zu meiden suchte, errieth aber nicht, warum sie es that: er bildete sich vielmehr ein, als sey er ihr zuwider, und er müsse sich bey dieser liebenswürdigen Person durch etwas verhaßt gemacht haben.

Diese Gedanken machten ihm große Bekümmerniß; und er kam noch öfter als vormals, in der Herzoginn Zimmer, damit er Gelegenheit bekäme, von der schönen Cölestine zu hören, warum sie ihm so aus dem Wege gienge. Die folgenden drey oder vier mal sah er, daß sie es noch stets so machte: und weil er ein sehr gutes Herz hatte, so zog er es sich sehr zu Gemüthe.

Als

Als er an einem Abend zur Herzoginn ins Zimmer kam, und das meiste Hof-Frauenzimmer bey ihr war, so wollte Cölestina, nach ihrer Gewohnheit, weggehen. Er trat ihr, ohne es bemerken zu lassen, in den Weg, und sagte halb heimlich zu ihr: Wo gehen sie hin, gnädiges Fräulein? warum fliehen sie meine Gegenwart unaufhörlich? Bin ich so unglücklich gewesen, mir, ohne mein Wissen, ihren Haß zuzuziehen? Ich bitte herzlich, sagen sie mir meinen begangnen Fehler: ich will ihn, wo möglich, zu verbessern suchen; oder ich will ihn doch aufrichtig gestehen, und zeigen, daß er mich reuet. Ich habe nicht den mindesten Haß wider sie, mein Herr Julius, (antwortete sie, und suchte dabey ihre Gemüthsunruhe zu verbergen.) Sie schreiben etwas, woran nur kleine Verrichtung Schuld haben, ohne Grund solchen Ursachen zu, die mehr mir, als ihnen, nachtheilig wären. Sie sind nicht aufrichtig, gnädiges Fräulein, sagte er dagegen: ich sehe mehr als zu deutlich, daß die liebenswürdigste Person am ganzen Hofe, und fast die einzige, die ich mir zur Freundinn zu haben wünschte, meine Feindinn ist. Wie wäre es möglich, daß ihre nothwendigen Verrichtungen, und meine Gegenwart, jedesmal so genau zusammenträfen? denn es scheint nicht anders, als wüchsen ihre Geschäffte unter meinen Füßen, sobald ich sie in dieses Zimmer setze. Ich beunruhige mich wegen ihres Bezeigens, schönstes Fräulein! Ich bitte demüthig, entdecken sie mir die Ursache davon: ich werde ihre Aufrichtigkeit als eine Gnade annehmen, und Zeit Lebens mit

Danke

Danke erkennen. Wie? wissen sie denn, (sagte sie scherzend,) ob ich sie nicht um ihrer Vollkommenheiten willen zu fliehen für nöthig finde? Sie ziehen alle übrige Damen an sich: und es könnte also wohl seyn, daß große Vorzüge, wie ihre sind, nach den unterschiedenen Neigungen der Herzen, die sie empfinden, ganz unterschiedene Wirkungen thäten. Ich bin also (antwortete Julius, so daß man ihm die Bekümmerniß ansah) noch unglücklicher als ich dachte! Ich meynte, sie haßten mich nur; aber ich sehe nunmehr, daß sie mich verachten. Sie trauen mir eine lächerliche Eitelkeit zu, da ich doch ganz unfähig dazu bin. . . . Ey! was liegt ihnen aber daran, mein Herr Julius, (fiel sie ihm plötzlich in die Rede) was für Gesinnungen ich etwa gegen sie hege: Ich verachte sie nicht: lassen sie es hieran gnug seyn! Erlauben sie mir, daß ich itzt einen angefangnen Brief zu Ende bringe; und ein andermal werden vielleicht meine Verrichtungen und ihre Gegenwart nicht mehr so genau zusammentreffen. Nach diesen Worten gieng sie fort, und kam nicht wieder, obgleich Julius, in Hoffnung sie wiederkommen zu sehen, den ganzen Abend in der Herzoginn Zimmer blieb.

Die Unterredung, so er mit Cölestinen gehabt hatte, gab ihm ein tiefsinniges Ansehen, welches alle, die zugegen waren, und selbst die Herzoginn, bemerkte. Sie vermuthete aber nichts weniger als eine solche Ursache, und fragte ihn vielmehr, ob er sich nicht wohl befände. Wiewohl er es nun läugnete, so glaubte man es dennoch.

Julius

Julius konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Er hatte Cöleſtinens Reizungen genauer, als es zu ſeiner Gemüthsruhe nöthig war, betrachtet. Obgleich ſeine Beſcheidenheit ſeinen perſönlichen Vorzügen an Größe nichts nachgab, ſo machte doch die Eigenliebe, zu welcher rechtſchaffene Leute, ſo wohl als Narren und Stuzer, obgleich auf eine ganz andere Art, geneigt ſind, daß er Cöleſtinens Reden, die er für verächtliche Spöttereyen hielt, ſtark empfand. Er glaubte, er müſſe Ehren halber, ihre Verächtlichkeit beſiegen, und ſich alle mögliche Mühe geben, ihr andere Geſinnungen gegen ſich beyzubringen.

Hätte er wirklich eine ſo unmäßige Eitelkeit an ſich gehabt, wie er meynte, daß ſie ihm zutrauete, ſo hätte er unfehlbar dieſes Mittel dawider ergriffen, recht gleichgültig gegen ſie zu thun, um ihr Bezeigen gegen ihn zu ändern, wenn er ſich ſtellte, als gäbe er nicht einmal Achtung darauf. Aber er that gerade das Gegentheil: er ſuchte ſich ihre Hochachtung zu erwerben, wenn er ihr die ſicherſten Merkmahle von ſeiner Hochachtung gegen ſie gäbe.

Er kam den folgenden Tag wieder nach Hofe; und ehe er ihr Zeit ließ zu thun, wie ſie gewohnt war, gab er vor, er habe ihr etwas wichtiges von ihrem Bruder (der ſein beſter Freund war) zu ſagen. Unter dieſem Vorwandte brachte er ſie in ein Fenſter, und ſprach wieder von ſeinen Händeln mit ihr. Es war ihm unmöglich, eine nähere Erklärung, wie er ſich wünſchte, von ihr

heraus

vereinigten Provinzen; und nachdem wir das wenige Geld, so wir hatten mit uns nehmen können, in kurzer Zeit verthan hatten, so nahmen wir unter dem holländischen Kriegsheere Dienste. Unterdessen hatte Ulrich die schöne Leonore geheirathet, und er fand in ihrem Besitze alles, was ihm sein Unglück erträglich machen konnte.

Sie blieb bey dem festen Entschlusse, sich nicht von uns zu trennen; und weil sie einmal der Mannskleider gewohnt war, nachdem sie sie einige Zeit getragen hatte, so war sie schlüßig geworden, ihrem Ehemanne zur Seite zu fechten, und Glück und Unglück mit ihm zu theilen. Sie lernte, fast unglaublich geschwind, exerciren und reuten: man bewunderte ihre gute Miene und Geschicklichkeit, und hielt sie für einen jungen Edelmann von gutem Hause, der sich in Kriegsdiensten empor zu schwingen suche. Sie that sich bey etlichen Gelegenheiten, unter dem Namen Roland, ungemein hervor, und sie war so unerschrocken, als ein Mensch seyn kann, vornehmlich wenn sie ihres lieben Ulrichs Leben vertheidigen konnte.

Damals gestand ich diesem zärtlichen Paare, was für eine heftige Liebe ich zu Leonoren gehabt, und wie schwer es mir geworden, ehe Vernunft und Tugend, in einem so gefährlichen Kampfe, diese Leidenschaft in mir besiegt hatten. Ulrich dankte mir tausendmal für eine so starke Freundschaftsprobe; und Leonore zeigte mir ihre Erkänntlichkeit dafür nicht weniger. Sie betheuerte mir, daß ich, nach ihrem Gemahle, jederzeit derjenige

seyn

seyn würde, den sie am meisten in der Welt werth schätzen wollte. Sie hielt ihr Versprechen, und liebte mich, nachdem ich ihr meine unterdrückte Liebe zu ihr gestanden hatte, mehr als jemals. Wir hatten so viel Zärtlichkeit gegen einander, als zwischen Brüdern und Schwestern nur immer statt finden kann: und vielleicht ist noch niemals eine so vollkommene Vereinigung zwischen dreyen Personen erlebt worden. Sie hätte gewiß bis in unser Alter gedauret, wenn nicht der Tod, der allein sie zu trennen im Stande war, unserer edlen Freundschaft ein trauriges Ende gemacht hätte.

Als unsere Besatzung auf ihre Posten gestellet wurde, so mußte ich, zu meinem Unglücke, dieses werthe Paar verlassen. Ob ich wohl etliche Stiche bekommen hatte, so würde ich mich doch dem Hauptmanne, der mich gefangen nahm, noch nicht ergeben haben, wenn ich es nicht in der Hoffnung gethan hätte, meinen Ulrich und Leonoren wieder zu sehen. Aber sie sind todt! und mein Leben ist mir unerträglich! Zum größten Glücke fühle ich in mir, daß mein Tod, der mir sie wiedergiebt, mich nicht lange mehr nach sich wird seufzen lassen.

Bey diesen letzteren Worten seufzte und ächzte er so sehr, daß der Marquis und alle, die bey ihm waren, innigst gerühret wurden. Dieser General befahl seinen eignen Wundärzten, sich Alberts Heilung aufs beste angelegen seyn zu lassen, weil dessen schöne Gemüthsart sein großmüthiges Herz ganz eingenommen hatte. Aber ihre Kunst

war nicht vermögend, ihn beym Leben zu erhalten: und dieser neue Pylades starb vier Tage hernach, halb an Betrübniß, und halb an seinen Wunden. Der Marquis de Varambon ließ diese drey Leichen zusammen in ein Grab legen, und eine Ueberschrift in Stein hauen, welche den Nachkommen ein so seltenes Beyspiel treuer Freundschaft vor Augen legte.

Zweyte Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Julius, ein natürlicher Sohn Herzogs Hercules von Ferrara, verliebt sich in Cölestinen, Staatsfräulein bey der Herzoginn, und findet Gegenliebe. Hippolytus, der jüngste rechtmäßige Prinz dieses Herzogs, liebt eben dieselbe Schöne. Weil er sie aber nicht zur Gegenliebe bewegen kann, so stellt er sich, als hätte er seine Leidenschaft unterdrückt, und besuchet sie nur noch als ein Freund. Er fraget sie einst, was ihr am Julius am besten gefalle: und da er von ihr erfährt, daß es seine Augen sind, so läßt er ihm auf einer Jagd durch Banditen die Augen ausstechen. Julius stirbt davon, und Cölestine begiebt sich in ein Kloster.

Die Poeten aus allen Jahrhunderten, entlehnen von etlichen wenigen Geschlechtern im alten Griechenlande den Inhalt zu ihren Trauer-

Trauerspielen, welche noch itzo den Zuschauern Thränen auspressen. Wenn man fürs Alterthum nicht zu sehr eingenommen wäre, so fände man gewiß eben so viel wunderbare und rührende Dinge in den ausserordentlichen Zufällen, welche etliche neuere Familien italienischer Fürsten seit etlichen Jahrhunderten betroffen sind. Hierher gehört ohne Zweifel diejenige Begebenheit, die itzo getreulich erzehlt werden wird. Ich bin versichert, wenn eine geschickte Hand sie nach den Vorschriften der tragischen Schaubühne abhandelte, sie erreichte unfehlbare den wahren Endzweck solcher dramatischen Gedichte, und erregte in den unbeweglichsten Gemüthern dasjenige Mitleiden und Schrecken, woran ein empfindliches Herz so große Lust findet. Der Leser urtheile selbst, ob ich zu viel sage.

Der berühmte Herzog Hercules von Ferrara hatte von einer würdigen Gemahlinn drey Söhne, welche Alphonsus, Ferdinand, und Hippolytus hiessen. Er hatte, bey seinen großen Tugenden, ein gewisses Laster an sich, das aber an Fürsten kaum noch ein Laster heißt, ich will sagen, er begnügte sich nicht an dem erlaubten Vergnügen, so er in den Armen seiner Gemahlinn fand, sondern er überließ sich in voller Freyheit der Neigung seines Herzens, welches von keinen Gränzen in seinen Begierden wußte. Er hatte, etliche Jahre lang, eine der schönsten Personen in ganz Italien geliebt, mit welcher er verschiedene Kinder erzeugt hatte. Unter diesen war Julius, der uns den traurigen Inhalt zu dieser Geschichte giebt.

Es war dieser Julius eins von den Meisterstücken der Natur, dergleichen sie vielleicht niemals in grösserer Vollkommenheit hervorgebracht hat. Alle seine Gesichtszüge waren so regelmäßig, als es nur möglich ist; und das schönste Mägdchen von der Welt konnte nicht lebhafter und frischer an Farbe und Haut seyn, als er es war.

Die größte Schönheit eines Gesichts besteht in den Augen. Es ist dieses eine Schönheit, welche durch die vielerley Leidenschaften mannichfaltig und immer neu wird. In diesem Stücke besaß Julius einen hohen Vorzug vor vielen anderen. Er hatte große schwarze Augen, die ihm gehörig offen, und nicht tiefer als die Stirne standen. Sie blitzten, aber mit einem sehr sanften Feuer. Dieser Glanz, und dieses sanfte Wesen, beydes schilderte seinen Verstand und sein Gemüth vortrefflich wohl ab. Zu diesen Reizungen kam noch ein vollkommen wohlgebauter Leib, nach der richtigsten Verhältniß aller Theile: eine große Behendigkeit; das aufgeweckteste Wesen von der Welt, und ein stets gleicher Muth. Dieses giebt ohngefähr einen Begriff von den Annehmlichkeiten und Eigenschaften dieses liebenswürdigen Edelmanns.

Obgleich insgemein Personen, die so wie er, erzeuget worden, nach ihrem Ursprunge schmecken, und eine heftige Neigung zu derjenigen Leidenschaft fühlen, welcher sie ihr Leben zu danken haben, so zeigte doch der schöne Julius den größten Abscheu vor einem schlechten und wollüstigen Leben: es schien sogar lange Zeit, als achtete er das schöne

Ge-

Geschlecht nicht, und er floh ihre Gesellschaft fast mehr als daß er sie suchte. Ueberall, wo er sich sehen ließ, entbrannte alles um ihm herum; aber an ihm bemerkte man keinen Funken von derjenigen Gluth, die er in allen Herzen anzündete. Diese Kaltsinnigkeit entstand nicht aus einem schüchternen Wesen, oder aus einer lächerlichen Eitelkeit, die ihm seine Vorzüge hätten einflößen können: sie war vielmehr die Frucht einer vernünftigen Tugend und eines ungewöhnlichen Fleisses in den schönen Wissenschaften, an welchen er sein größtes Vergnügen fand.

Der Herzog, welcher einen Sohn, der sich bey allen Menschen in Gunst und Hochachtung zu setzen wußte, fast abgöttisch liebte, bestimmte ihn, wegen der Neigungen, die er an sich blicken ließ, zum geistlichen Stande: er war aber viel zu klug, als daß er sich hätte übereilen wollen, insonderheit weil er sah, daß dieses Jünglings Neigung nicht viel mehr aufs Studieren, als auf die Waffen gieng, und daß er mit gleichem Fleisse den schönen Wissenschaften, und auch allen Uebungen, welche im Kriegsstande empor heben können, unermüdet oblag.

Unter denen Hofdamen, welche sich an den Vorzügen und Annehmlichkeiten des schönen Julius ergetzten, und es schon für ein Glück hielten, wenn er sie nur mit einem kleinen Blicke beehrte, war auch Cölestine, eine Verwandte der Herzoginn. Sie besaß vor allen anderen eine große Schönheit, und dabey eine Sittsamkeit, die

nichts gezwungnes an sich hatte. Ihr Herz war von den Verdiensten des Julius nicht unbesieget geblieben; aber sie wußte sich so gut zu mäßigen, daß sie ihm nicht das mindeste Merkmahl von ihrer Zärtlichkeit gab. Die übrigen Hofdamen suchten durch alles, was nur schmeichelhaftes und liebkosendes erdacht werden kann, diesen unempfindlichen Cavalier um seine Freyheit zu bringen: nur Cölestine schämte sich ihrer Schwachheit, und suchte sie dem Urheber derselben auf alle mögliche Art zu verbergen. Wenn er zuweilen in der Herzoginn Zimmer kam, und die anderen ihn mit Gesprächen an sich zu locken suchten, so hatte sie allemal einen Vorwandt, sich in ihr Zimmer zu begeben. Sie wollte lieber denen, die sich um ihn bemühten, volle Freyheit lassen, und für ihre Person, alle Gelegenheit, sich ihrem Geliebden gefällig zu machen, freywillig meiden, als es ihm bemerken lassen, daß er ihr gar zu sehr gefiel. Julius wurde endlich innen, daß sie ihn zu meiden suchte, errieth aber nicht, warum sie es that: er bildete sich vielmehr ein, als sey er ihr zuwider, und er müsse sich bey dieser liebenswürdigen Person durch etwas verhaßt gemacht haben.

Diese Gedanken machten ihm große Bekümmerniß; und er kam noch öfter als vormals, in der Herzoginn Zimmer, damit er Gelegenheit bekäme, von der schönen Cölestine zu hören, warum sie ihm so aus dem Wege gienge. Die folgenden drey oder vier mal sah er, daß sie es noch stets so machte: und weil er ein sehr gutes Herz hatte, so zog er es sich sehr zu Gemüthe.

Als er an einem Abend zur Herzoginn ins Zimmer kam, und das meiste Hof-Frauenzimmer bey ihr war, so wollte Cölestina, nach ihrer Gewohnheit, weggehen. Er trat ihr, ohnes es bemerken zu lassen, in den Weg, und sagte halb heimlich zu ihr: Wo gehen sie hin, gnädiges Fräulein? warum fliehen sie meine Gegenwart unaufhörlich? Bin ich so unglücklich gewesen, mir, ohne mein Wissen, ihren Haß zuzuziehen? Ich bitte herzlich, sagen sie mir meinen begangnen Fehler: ich will ihn, wo möglich, zu verbessern suchen; oder ich will ihn doch aufrichtig gestehen, und zeigen, daß er mich reuet. Ich habe nicht den mindesten Haß wider sie, mein Herr Julius, (antwortete sie, und suchte dabey ihre Gemüthsunruhe zu verbergen.) Sie schreiben etwas, woran nur kleine Verrichtung Schuld haben, ohne Grund solchen Ursachen zu, die mehr mir, als ihnen, nachtheilig wären. Sie sind nicht aufrichtig, gnädiges Fräulein, sagte er dagegen: ich sehe mehr als zu deutlich, daß die liebenswürdigste Person am ganzen Hofe, und fast die einzige, die ich mir zur Freundinn zu haben wünschte, meine Feindinn ist. Wie wäre es möglich, daß ihre nothwendigen Verrichtungen, und meine Gegenwart, jedesmal so genau zusammenträfen? denn es scheint nicht anders, als wüchsen ihre Geschäffte unter meinen Füßen, sobald ich sie in dieses Zimmer setze. Ich beunruhige mich wegen ihres Bezeigens, schönstes Fräulein! Ich bitte demüthig, entdecken sie mir die Ursache davon: ich werde ihre Aufrichtigkeit als eine Gnade annehmen, und Zeit Lebens mit

Danke

Danke erkennen. Wie? wissen sie denn, (sagte sie scherzend,) ob ich sie nicht um ihrer Vollkommenheiten willen zu fliehen für nöthig finde? Sie ziehen alle übrige Damen an sich: und es könnte also wohl seyn, daß große Vorzüge, wie ihre sind, nach den unterschiedenen Neigungen der Herzen, die sie empfinden, ganz unterschiedene Wirkungen thäten. Ich bin also (antwortete Julius, so daß man ihm die Bekümmerniß ansah) noch unglücklicher als ich dachte! Ich meynte, sie haßten mich nur; aber ich sehe nunmehr, daß sie mich verachten. Sie trauen mir eine lächerliche Eitelkeit zu, da ich doch ganz unfähig dazu bin. . . . Ey! was liegt ihnen aber daran, mein Herr Julius, (fiel sie ihm plötzlich in die Rede) was für Gesinnungen ich etwa gegen sie hege: Ich verachte sie nicht: lassen sie es hieran gnug seyn! Erlauben sie mir, daß ich itzt einen angefangnen Brief zu Ende bringe; und ein andermal werden vielleicht meine Verrichtungen und ihre Gegenwart nicht mehr so genau zusammentreffen. Nach diesen Worten gieng sie fort, und kam nicht wieder, obgleich Julius, in Hoffnung sie wiederkommen zu sehen, den ganzen Abend in der Herzoginn Zimmer blieb.

Die Unterredung, so er mit Cölestinen gehabt hatte, gab ihm ein tiefsinniges Ansehen, welches alle, die zugegen waren, und selbst die Herzoginn, bemerkte. Sie vermuthete aber nichts weniger als eine solche Ursache, und fragte ihn vielmehr, ob er sich nicht wohl befände. Wiewohl er es nun läugnete, so glaubte man es dennoch.

Julius

Julius konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Er hatte Cöleſtinens Reizungen genauer, als es zu ſeiner Gemüthsruhe nöthig war, betrachtet. Obgleich ſeine Beſcheidenheit ſeinen perſönlichen Vorzügen an Größe nichts nachgab, ſo machte doch die Eigenliebe, zu welcher rechtſchaffene Leute, ſo wohl als Narren und Stuzer, obgleich auf eine ganz andere Art, geneigt ſind, daß er Cöleſtinens Reden, die er für verächtliche Spöttereyen hielt, ſtark empfand. Er glaubte, er müſſe Ehren halber, ihre Verächtlichkeit beſiegen, und ſich alle mögliche Mühe geben, ihr andere Geſinnungen gegen ſich beyzubringen.

Hätte er wirklich eine ſo unmäßige Eitelkeit an ſich gehabt, wie er meynte, daß ſie ihm zutrauete, ſo hätte er unfehlbar dieſes Mittel dawider ergriffen, recht gleichgültig gegen ſie zu thun, um ihr Bezeigen gegen ihn zu ändern, wenn er ſich ſtellte, als gäbe er nicht einmal Achtung darauf. Aber er that gerade das Gegentheil: er ſuchte ſich ihre Hochachtung zu erwerben, wenn er ihr die ſicherſten Merkmahle von ſeiner Hochachtung gegen ſie gäbe.

Er kam den folgenden Tag wieder nach Hofe; und ehe er ihr Zeit ließ zu thun, wie ſie gewohnt war, gab er vor, er habe ihr etwas wichtiges von ihrem Bruder (der ſein beſter Freund war) zu ſagen. Unter dieſem Vorwandte brachte er ſie in ein Fenſter, und ſprach wieder von ſeinen Händeln mit ihr. Es war ihm unmöglich, eine nähere Erklärung, wie er ſich wünſchte, von ihr

heraus

heraus zu bekommen: hingegen fand er, in einer guten halben Stunde, so lange er mit ihr redte, so viel schönes in ihrem Witze, und dabey so viel Sittigkeit, daß er sterblich in sie verliebt war, ehe er wieder von ihr gieng. Sein Herz, welches noch nichts von dieser Leidenschaft wußte, empfand sie itzo auf einmal, so stark als möglich; und es folgte nunmehr auf die größte Gleichgültigkeit plötzlich die zärtlichste und heftigste Liebe. Insgemein ist der Anfang der Liebe angenehm und ergetzlich: aber des schönen Julius angehende Liebe fühlte schon alles, was einen Liebenden unglücklich machen kann. Er meynte, er würde gehaßt und verachtet; und er hielt nichts für gewisser, als daß Cölestinens Abneigung von ihm, aus ihrer Liebe zu einem andern herrühre. Er gab sich die größte Mühe, etwas nähers davon zu erfahren; aber es war alles vergebens: er konnte seinen vermeynten Mitwerber nicht entdecken. Unterdessen fuhr er stets fort, der schönen Cölestine Umgang zu suchen. Zuweilen hatte er die Ehre mit ihr zu sprechen; oft aber schlich sie sich fort, und machte dadurch, daß der arme Julius sich für den unglücklichsten Verliebten auf der Welt hielt, und tausendmal die Stunde verwünschte, in der er sie gefragt hatte, warum sie allemal aus der Herzoginn Zimmer gienge, so oft er hinein träte.

Nachdem er etliche Wochen solche Liebesqual ausgestanden hatte, so bekam er einst eine gute Gelegenheit mit der schönen Cölestine zu sprechen. Er gieng sie sehr ehrerbietig an, und sagte: Sie können versichert seyn, gnädiges Fräulein, daß

sie

sie mir die heftigste Liebe zu ihnen beygebracht haben, und daß mich diese Liebe zum unglücklichsten Menschen von der Welt macht. Sie wissen, wie sehr ich vom Betrügen entfernt bin, und daß ich nicht durch eine lange Gewohnheit die abscheuliche Kunst, Personen von ihrem Geschlechte zu betriegen, erlernet habe. Sie lieben mich nicht wieder, das muß ich geschehen lassen: denn es steht eben so wenig in ihrer Gewalt, mich zu lieben, als es bey mir steht, sie nicht zu lieben. Aber dieses steht in ihrer Gewalt, daß sie gerecht und billig, und von derjenigen Grausamkeit entfernt seyn können, aus der sich viele Damen eine Ehre machen. Ich weiß auch, daß sie ein viel zu gutes Herz haben, als daß sie alles, was mich ihre Unempfindlichkeit ausstehen läßt, mit Vergnügen ansehen könnten. Meinen Schmerz zu lindern, bitte ich sie nur um Aufrichtigkeit. Sagen sie mir, ich bitte demüthig, ob ich so unglücklich bin, daß ein anderer glücklicher in seiner Liebe bey ihnen ist? Wenn meine Vermuthung hierinnen gegründet ist, so verspreche ich ihnen, daß ich sie nicht mehr verfolgen will. Ich liebe ihre vortrefflichen Gemüths- und Leibesgaben viel zu sehr, als daß ich nur im mindesten suchen wollte, sie untreu zu machen. Wenn aber meine Besorgniß ohne Grund ist, so werde ich mich für den glückseligsten Menschen halten; und bin gewiß, ich werde noch mit der Zeit, durch die zärtlichste und beständigste Liebe, die jemals gegen die vollkommenste Person gewesen seyn kann, ihr Herz rühren. Gnädiges Fräulein! ich bitte ums Himmels willen, helfen sie mir

aus

aus einer so schmerzlichen Ungewißheit. Ich bin berechtiget, diese Bitte an sie zu thun; und sie können mir sie, ohne die gröbste Unbilligkeit nicht versagen. Ja, mein Herr Julius, gab sie ihm kaltsinnig zur Antwort, ich kann und will ihnen ihre Bitte nicht abschlagen: denn ich schätze sie viel zu hoch, als daß ich sie nicht mit Wahrheit berichten wollte. Ihre Muthmaßung ist gegründet. Ich habe schon lange zuvor, ehe sie fast einen Blick auf mich warfen, den vollkommensten Cavalier an unserm Hofe geliebt. Dieß ist die wahre Ursache gewesen, warum ich ihre Gegenwart mit Fleiß vermieden habe.

Der verliebte Julius erblaßte bey diesen schrecklichen Worten, und sie waren für ihn lauter Stiche in sein Herz. Die Knie zitterten ihm, und alle Lebhaftigkeit seiner schönen Augen vergieng plötzlich. Jedoch zwang er sich in seiner Schwachheit; er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und sagte: So leben sie auf ewig wohl! gnädiges Fräulein! Ich sage eben nicht, daß ich vor Betrübniß sterben will: denn sie sind viel zu gütig, als daß sie es wünschen könnten; aber das weiß ich gewiß, daß mir mein Leben entsetzlicher seyn wird, als mir der grausamste Tod seyn könnte.

Hierauf wollte er mit schwankenden Schritten von ihr gehen; aber Cölestine hielt ihn, und sagte: Sie sind gar nicht neugierig, mein Herr Julius, weil sie mich sogar nicht fragen, wie mein Liebster heißt. O! gnädiges Fräulein, antwortete er: was könnte es mir helfen? Minderte wohl dieses

mein

mein Unglück, wenn ich wüßte, wer die Ursache meines Unglücks ist? Aber ich, (sagte Cölestine) ich will, daß sie ihn kennen sollen: mir liegt vieles daran, nicht ihre Hochachtung zu verlieren, und ihnen zu zeigen, daß ich mich nicht in gemeine Vorzüge verliebe. Mein Julius! (bey welchem Worte sie nicht wenig erröthete) sie sind es, den ich liebe! Sie habe ich geliebt, noch ehe sie mich fast eines Blicks würdigten. Ich sage es ihnen ohne alle Verstellung, weil ich versichert bin, sie werden meine Aufrichtigkeit nicht zu üblem Gebrauche anwenden. Aber ich hätte mich ihrer Liebe für unwürdig geschätzt, wenn ich es ihnen gestanden hätte, ehe ich ihres Herzens versichert war. Man wird nun sehen, ob ihre Beständigkeit die Prüfung des Glücks aushält, und ob sie noch fernerhin mich eben so stark lieben werden, nachdem ihre Liebe die größten Hindernisse überstanden hat.

Hier will ich mir keine vergebliche Mühe machen, des verliebten Julius entzückende Freude, die plötzlich auf seinen heftigen Gram folgte, mit Worten zu schildern, oder die pathetische Unordnung in seinem Danke vorzustellen. Nur dieses sage ich, daß er von diesem glücklichen Tage an, Cölestinen öffentlich liebte. Er trug ihre Leibfarben; er stellte Lustbarkeiten mit Ringrennen unter den Schloßfenstern an: mit einem Worte, er gab ihr unzehlige galante Proben von seiner Liebe.

Wiewohl der Herzog die oben erwähnten Absichten mit dem schönen Julius hatte, so wider-

seßte er sich doch nicht den Neigungen seines so liebenswürdigen Sohnes. Ja, was noch mehr ist: selbst die Herzoginn, die doch eben nicht nöthig gehabt hätte, sehr auf dessen Glück bedacht zu seyn, war dennoch, so viel in ihrem Vermögend stand, seiner Liebe zu Cölestinen, beym Herzoge beförderlich. Sie liebte diesen jungen Herrn; und die ehrerbietige Art, mit der er ihr stets begegnete, hatte ihn bey dieser tugendhaften Prinzessinn dermaßen beliebt gemacht, daß sie ihn wie ihre leiblichen Söhne werth hielt. Zudem wäre es ihr auch eine Freude gewesen, wenn sie ihre Verwandte, die würdige Cölestine, an einen so vollkommenen Edelmann hätte bringen können, welchen der Herzog so zärtlich liebte, daß er unmöglich ermangeln konnte, ihm sein Glück zu machen.

Indem nun Julius die größte Ursache hatte, eine so glückliche Vermählung bald zu hoffen, mußte es sich fügen, daß Hippolytus, der jüngste rechtmäßige Sohn des Herzogs, in Cölestinen aufs stärkste verliebt wurde. Ob er wohl wußte, daß Julius von dieser Schönen wahrhaftig geliebt wurde, so zweifelte er doch nicht im geringsten, daß er ihn nicht in kurzer Zeit bey ihr ausstechen würde: So groß war seine Einbildung, die er sich von seiner ächten und hohen Geburth machte! Er nahm nicht langen Anstand, der schönen Cölestine seine Liebeserklärung zu thun; und obwohl sein Endzweck kein anderer war, als ihrer Ehre nachzustellen, so betheurte er ihr doch mit den

schreck-

schrecklichsten Eidschwüren, daß er sie aufrichtig liebe, und sie zu heirathen gesinnt sey.

Aber Cölestine, die mehr auf persönliche und wahre Vorzüge als auf Hoheit des Standes sah, war ganz unfähig, ihm in seiner Liebe Gehör zu geben. Sie antwortete ihm mit Sanftmuth und größter Bescheidenheit, und suchte, ihm zur vernünftigen Ueberlegung zu bringen. Sie stellte ihm ihre Verwandtschaft mit ihm vor, auch daß der Herzog, sein Herr Vater Willens sey, den Cardinals-Huth für ihn zu suchen. Aber alles dieses hielt ihn nicht ab. Er lag ihr noch ferner an, und sprach so verächtlich als möglich von des verdienstvollen Julius unächter Geburth, welche, nach seiner Meynung, Cölestinen nöthigen sollte, ihm vor einem so unwürdigen Mitwerber den Vorzug zu geben.

Er fuhr etliche Wochen mit seinen Verfolgungen fort, bis endlich Cölestine seiner verliebten Thorheiten, und der verächtlichsten Reden, die er stets wider ihren Geliebten ausstieß, überdrüßig wurde, und für dienlich fand, ihm frey zu gestehen, daß sie den Julius liebte, und daß nichts in der Welt vermögend wäre, sie ihm untreu zu machen.

Hippolytus grämte sich über dieses Geständniß. Wie aber die Verstellung den Wälschen eben so angebohren als die Rachgier ist, so wußte er mit seiner Eifersucht und seinem Unwillen gnugsam an sich zu halten, daß er weder diesen noch jene ausbrechen ließ. Er schwieg erst etliche Au-

genblicke, und sagte hernach mit betrübten Gebehrden: wenn er eher gewußt hätte, daß Julius so glücklich wäre, so würde er sich alle mögliche Mühe gegeben haben, seine unglückliche Liebe zu unterdrücken; und ob sie wohl itzo durch die Hoffnung, die er sich noch gemacht, immer stärker geworden sey, so wolle er dennoch alle seine Kräfte anwenden, sie sich gänzlich aus dem Sinne zu schlagen.

Diese scheinbare Sanftmuth verbarg den giftigsten Groll hinter sich. Er nahm sich heimlich vor, den Julius für seine großen Vorzüge, und Cölestinen für ihre Liebe zu ihm, zu bestrafen. Aber er wußte sein trauriges Vorhaben so geschickt zu verbergen, daß unser verliebtes Paar nicht den mindesten Argwohn wider ihn bekam. Je öfter er Cölestinen sah, desto munterer und ruhiger schien er allzeit zu seyn. Es schien, als vergienge ihm seine Liebe allmälig ganz; und endlich sagte er ihr sogar, er halte sich nunmehr für völlig genesen; er sehe sie nur noch als seine Schwester an, und es habe eine zärtliche Freundschaft, anstatt der heftigsten Liebe, in seinem Gemüthe Platz genommen.

Personen, die ein gutes Herz haben, können andere der Falschheit nicht ohne Mühe verdächtig halten. Cölestine hielt ihn für aufrichtig; und das ganze Betragen des Hippolytus bestärkte sie in dieser Meynung. Alle Gespräche, so dieser boshafte Betrüger mit ihr führte, enthielten fast nur Lobsprüche des Julius. Er war bey ihm (was er

wirklich

wirklich war) ein unvergleichlicher Cavalier, dem billig ein jeder anderer den Besitz einer Schönen, ohne sich darüber zu grämen, überlassen müßte. Er betheuerte sogar einigemal, er wolle ihm mit vielem Vergnügen bey seinem Herrn Vater das Wort reden, auch sonst alles, was in seinem Vermögen stünde, zu thun suchen, damit er ihm sein Glück nach Verdienst machen möchte.

Als er einsmals solche Reden gegen sie führte, fragte er sie scherzend, was unter den vielen Annehmlichkeiten an dem Julius, sie am meisten zu seiner Liebe gereizt habe. Mein Prinz, antwortete sie, mit einer aufsteigenden Röthe, mir kommen alle seine Gesichtszüge vollkommen schön vor; aber nichts rührt mich mehr, und nichts hat eine stärkere Zauberkraft für mein Gemüth, als die Schönheit seiner Augen; und ich kann niemals müde werden, sie zu betrachten. Das freuet mich (sagte Hippolytus mit eben so munterm Wesen wie erst,) daß ich hierinnen einerley Geschmack mit ihnen habe. Ja, Fräulein! ein schöneres Auge, auf alle Art und Weise, als dieser schöne Cavalier hat, ist unmöglich zu finden: und alle unsere Damen, mit denen ich zuweilen auf dieses Gespräch komme, gestehen es einmüthig.

Der falsche Hippolytus lebte noch eine geraume Zeit mit Cölestinen eben so freundschaftlich, wie itzt erzehlet worden. Einsmals stellte er eine Jagdlust an, zu der er zwar den Julius nicht einlud, es aber doch so einzurichten wußte, daß er dabey erschien, weil nämlich Julius gewiß glaubte, daß

er diesem Prinzen ein Vergnügen dadurch machen würde: denn er überhäufte ihn immer mehr mit Liebkosungen, und gab ihm alle nur ersinnliche Proben von einer sehr zärtlichen und aufrichtigen Freundschaft.

Hippolytus bewillkommte ihn mit offenen Armen. Bey einbrechendem Abende stellte er selbst die Jäger in den verschiedenen Gegenden des Waldes an, wies auch dem Julius seinen Stand an, und entfernte sich hernach von ihm. Kaum befand sich Julius allein, so kamen drey vermummte Kerle, von der Art, mit welchen man in Spanien und in Italien um seiner Feinde Blut handelt, fielen über ihn her, ehe er sich zur Gegenwehr stellen konnte, rissen ihn vom Pferde, stachen ihm die Augen aus, und liessen ihn halb todt auf der Erde liegen.

In diesem betrübten Zustande fanden ihn etliche Bauern, welche sich seiner erbarmten, und ihn in die Stadt trugen. Sein Unglück wurde sogleich weit und breit bekannt; aber niemand, wie es schien, betrübte sich herzlicher darüber, als Hippolytus, und er betrog anfänglich fast alle Menschen mit seinen Thränen, die er über ihm vergoß. Die einzige unglückselige Cölestine, und ihr zärtliches Herz, ließ sie nicht betriegen. Sie erinnerte sich dessen, was sie einige Zeit vorher, diesem Barbarn, wegen der Augen ihres liebsten Julius, gesagt hatte; und sie glaubte gewiß, daß ihre damaligen Reden die unschuldige Ursache an einer so abscheulichen Meuterey gewesen waren. Ihre sehr

wahr-

wahrscheinliche Meynung hiervon, wurde einige Zeit darauf zu einer völligen Ueberzeugung. Nachdem Julius, welcher sein trauriges Schicksal nicht lange überlebt hatte, todt war, bekam sie einsmals einen Brief, mit Kennzeichen, als ob er sehr weit her käme, und dabey eine Schachtel. In dieser fand sie das werthe Paar Augen, dunkel und erloschen! deren Feuer und Anmuth sie vormals so sehr bewundert hatte. Sie brachte dieses bejammernswürdige Geschenk dem Herzoge: sie erzehlte ihm die vielen Ursachen, warum sie den Hippolytus dieses Verbrechens verdächtig hielt, und bath um Rache. Der Herzog war ihrer Meynung, und alle Menschen glaubten es auch. Man verabscheuete die barbarische Eifersucht dieses Schelms, der auch seiner Blutsfreunde nicht schonte: aber es war unmöglich, ihn von dieser abscheulichen That gerichtlich zu überführen. Die Banditen waren in den Ländern des Herzogs nirgends zu finden gewesen; und aller Vermuthung nach, waren sie zu dieser Schandthat weit her bestellt worden. Hippolytus, der sich auf ihre Abwesenheit verließ, läugnete steif und fest, daß er etwas davon gewußt habe; und er war schrecklich ungehalten auf alle, die einen solchen Verdacht in ihn gesetzt hatten. Dennoch täuschten seine schönen Reden weder den Herzog, noch seine Brüder; sondern sie warfen einen so heftigen Haß auf ihn, der nach der Zeit ein Ursprung höchst unglücklicher Zwietracht in diesem fürstlichen Hause geworden ist.

Nachdem dieser Bösewicht sich eines so gefährlichen Mitwerbers um Cölestinen entlediget hatte, war er dennoch so frech, ihr wieder unter die Augen zu gehen, und aufs neue von seiner Liebe zu reden. Sie empfieng ihn mit wütendem Zorne, und sagte ihm so empfindliche Wahrheiten, daß wenn er sie nicht sehr geliebt hätte, er ihr vielleicht einen Dolch ins Herz gestossen haben würde.

Der Anblick dieses Barbarn war ihr so entsetzlich, daß sie, um nicht wieder in Gefahr zu kommen, ihn bey sich zu sehen, schon am folgenden Tage in ein Kloster gieng, wo sie die übrige Zeit ihres Lebens, den zärtlichsten Liebhaber, und vollkommensten Edelmann, fast unaufhörlich beweinte.

Dritte Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Rusille, ein Kammermägdchen bey einer adlichen Frau zu Meiland, lebte einige Zeit in einem unehrbarn Liebesverständnisse mit einem Bedienten im Hause. Als es bekannt wurde, jagte die Frau, ohne Lärmen zu machen, den Diener aus dem Hause, und bestrafte die Magd, ebenfalls in der Stille. Rusille gab ihrer Frau aus Rache, bey ihrem Herrn böser Dinge schuld. Diese Verläumdungen, und die arglistige Art, wie sie solche wahrscheinlich machte, brachten ihn in die äusserste Wuth. Er ermordete auf eine grausame Weise, sowohl den vermeynten Liebhaber, als auch seine Gemahlinn selbst. Als er hernach befand, daß sie unschuldig gewesen war, so brachte er die Magd, und endlich sich selbst ums Leben.

Rusille lebte glücklich und in bester Bequemlichkeit bey einer adlichen Frau in Meiland, welche allzu gütig und gelind gegen sie war. Selbst das Glück, so sie hatte, bey dieser Frau in Diensten zu seyn, war der Ursprung ihres Unglücks. Sie hatte allzu viele Freyheit, als daß sie nicht wollüstig hätte werden müssen, und so wenig Tugend, daß sie ein Abscheu an Undankbarkeit

wurde. Sie war dermaßen undankbar, daß sie treulos an ihrer Frau handelte; und ihre Treulosigkeit war so entsetzlich, daß sie nicht lange unbestraft bleiben konnte:

Die Edelfrau, bey der sie war, hieß Isabelle. Sie war schön und tugenhaft, ich würde auch hinzusetzen glücklich, wofern sie nicht Rusillen bey sich gehabt hätte. Ihr Gemahl hieß Leander, ein Meiländer von sehr edlem Hause, der jung und wohlgestaltet war, und seine Gemahlinn zärtlich liebte. Isabelle liebte ihn nicht weniger. Sie besaß ein so dankbares Gemüth, daß sie die große Liebe ihres Gemahls würdig vergalt; und so viel Klugheit, daß sie ihn niemals durch etwas zum Zorne Anlaß gab. Leander überließ ihr die ganze Sorge fürs Hauswesen; aber Isabelle that niemals etwas ohne seine Genehmhaltung. Leander pries sich glückselig, daß er eine so schöne, tugendhafte und wirthschaftliche Gemahlinn hatte.

So lebten sie etliche Jahre in größter Zufriedenheit beysammen, bis ein entsetzlicher Wechsel des Glücks ihrer Wohlfahrt ein trauriges Ende machte. Rusille, von der ich bereits geredt habe, war Ursache an dieser Veränderung, und stürzte sich, mit ihnen zugleich, ins Unglück.

Dieses Unglück nahm seinen Anfang mit Rusillens Ueppigkeit. Die guten Speisen trugen vieles zu ihrer Natur bey; und die Freyheit, so sie in dem adlichen Hause hatte, machte sie zuletzt liederlich. Und wie die Leidenschaften ihre Lockspeisen haben, also ließ sich Rusille von der Wol-

luft

luſt, der Peſt des menſchlichen Geſchlechts, fangen. Sie bediente ſich eines Lackeyens zu Vergnügung ihrer Wolluſt, und beſchimpfte alſo das vornehme Haus, dem ſie doch Ehre ſchuldig war.

Niemals war die tugendhafte und wachſame Iſabelle in größeres Erſtaunen geſetzt worden, als da ſie einsmals Ruſillen mit ihrem Kerle auf friſcher That ertappte. Sie war anfangs Willens, ſie von ihrem Herrn gehörig beſtrafen zu laſſen; that es aber aus kluger Vorſichtigkeit nicht. Sie befürchtete, Leander möchte ſie beyde ums Leben bringen, weil ſie ſeinem Hauſe einen ſolchen Schimpf angethan hatten. Um alſo keinen Verdruß, oder gar Unglück zu machen, jagte ſie den Diener aus dem Hauſe, und beſtrafte die Magd. Sie führte ſie an einen abgelegenen Winkel, wo man ſie nicht konnte ſchreyhen hören. Hier zerſchlug ſie die unzüchtige Magd dermaßen, daß ſie etliche Tage im Bette liegen mußte.

Billig hätte die ſchandbare Aufführung der Ruſille ſie bey Iſabellen verhaßt machen ſollen; aber dieſe gütige Frau hatte das Unglück, daß ſie ſich ihrer erbarmte, und ſie aufs beſte pflegen ließ, um ihre Geſundheit bald wieder herzuſtellen. Sie hoffte, wenn ſie ihre Schandthat verſchwiegen hielte, und ſie wieder heilen lieſſe, daß ſie hernach eine deſto treuere Bediente an ihr haben würde. Aber Ruſille war im höchſten Grade rachgierig. Sie vergaß alle Gnade ihrer Frau, und ſann auf nichts, als wie ſie ſich wegen der verdienten Beſtrafung an ihr rächen möchte. Dieſes

ses um so viel besser zu bewerkstelligen, hielt sie ihre boshafte Absicht lange Zeit geheim.

Nachdem sie wieder gesund war, erzeigte sich Rusille so geschmeidig und demüthig, daß nichts darüber seyn konnte: wodurch sie sich bey Isabellen wieder in die vorige Gunst setzte. Nichts desto weniger dichtete und trachtete sie täglich aufs Unglück einer gütigen Frau, und suchte mit größtem Undanke, ihre Wohlthäterinn zu stürzen.

Als einst Isabelle, mit etlichen ihrer nächsten Verwandten, sich in einem Garten ein Vergnügen machte, gieng Rusille zu ihrem Herrn in sein Cabinet. Gnädiger Herr, sagte sie, ich habe ihnen etwas höchst wichtiges zu entdecken, das sie selbst am meisten angeht. Befehlen sie es zu wissen, so werden sie mir nothwendig zweyerley zu versprechen haben: ich meyne, daß sie fürs erste, aber ohne allen Zorn, die Wahrheit von dem, was ich ihnen entdecken will, zu erfahren suchen wollen; und fürs andere, daß sie es niemanden zu sagen belieben, von wem sie die Sache wissen.

Leander versprach ihr beydes; und Rusille fieng ihre Erzehlung mit folgenden Worten an. Gnädiger Herr! ich habe schon eine geraume Zeit die Ehre ihnen als Magd zu dienen. Ich glaube, daß ich Eurer Gnaden stets nach Pflicht und Schuldigkeit gedient habe; und es gereicht mir solches zur größten Zufriedenheit. Ein einziges kann ich in ihrem hochadlichen Hause nicht länger ansehen, ich will sagen, daß ihnen die gnädige

Frau

Frau nicht treu ist. Sie beschimpft sie und sich mit einem von ihren Lackeyen; und ich habe es mit meinen Augen gesehen. Es thut mir im Herzen weh, und ich kann es mit gutem Gewissen nicht länger ansehen, daß eine Frau, die sie lieben und ehren, so schrecklich untreu an ihnen handelt. Ich hoffte, sie von diesem Laster abzuwenden, und nahm mir die Freyheit, es ihr in der Stille vorzuhalten. Ich stellte ihr die Abscheulichkeit ihrer That vor, auch die große Gefahr, der sie sich bloßstellet. Ich bath sie um Gottes willen, sie möchte ihren Herrn Gemahl allein lieben und ihm treu bleiben. Aber, mein gnädiger Herr! die Freyheit, so ich mir nahm, wurde mir mit Stockschlägen bezahlt, und ich mußte, vor ohngefähr dreyen Monathen, daran zu Bette liegen. Dennoch hätte ich dieß alles nicht achten wollen, wenn ihre Frau Gemahlinn sich nur gebessert hätte. Aber, anstatt dessen, sehe ich mit größter Betrübniß, daß es alle Tage schlimmer wird. Ich habe mich also Gewissens halber, für verbunden erachtet, ihnen davon Nachricht zu geben, damit sie, nach ihrer bekannten Klugheit, Anstalt dawider machen. Wenn sie selber hinter die Wahrheit kommen wollen, gnädiger Herr, so müssen sie es heimlich anfangen. Geben sie nur Achtung, gegen welchen Bedienten sie sich am freundlichsten erzeiget.

Nun erwäge man selbst, mit welcher Gemüthsbewegung Leander solche Neuigkeiten anhörte, nachdem er Isabellen stets für ein Muster der Tugend und der Keuschheit gehalten hatte. Er

wollte

begegnete ihm Heinrich halb nackend, und wollte wieder in seine Kammer gehen.

Leander glaubte nunmehr, Beweises gnug zu haben, daß er aus seiner Gemahlinn Bette kommen müsse. Er ergrimmte bey diesem Anblicke: er gab dem unglücklichen Heinrich etliche Stiche durchs Herz, so daß er den Augenblick todt niederfiel. Alsobald rannte er wütend nach Isabellens Zimmer, schlug an die Thüre, und befahl ihr augenblicklich aufzumachen. Isabelle, sobald sie seine Stimme vernahm, stand im Hemde auf, und öffnete ihm die Thüre.

Das erste was er that, war, daß er wie ein rasender Mensch auf sie schlug und schimpfte. Hernach nahm er ein Porcellan-Geschirr und goß den Gift hinein. Mit einer Hand gab er es ihr, und in der andern hielt er ihr den Dolch, an dem noch Heinrichs Blut träufte, vor Augen. Erwehle dir, sagte er, eins von beyden, du Ehrvergeßne! du hast nur noch etliche Augenblicke zu leben. Stirb! entweder an diesem Gifte, oder durch diesen Dolch.

Isabelle, da sie sah, daß keine Rettung da war, erwehlte den Gift, und nahm ihn in die Hand. Sie richtete die Augen gen Himmel, bald wieder zur Erde; und rief also Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an. Sie sagte hernach folgende Worte, so sanftmüthig, und mit einem so rührenden Tone der Stimme, daß schwerlich ein anderes Herz ungerührt hätte bleiben können. Leander! ich entsetze mich nicht vor dem Tode, sondern vor der Art, wie ich ihn ausstehen soll.

So

So soll ich sterben? . . . um eines ungegründeten Verdachts willen, den du aus Eifersucht etwa geschöpft hast? oder um einer falschen Anklage willen? Jedoch, es geschieht nicht heute zum erstenmal, in diesem Lande, daß die Unschuld verfolget wird, und das Ungeheur der Eifersucht herrschet. Es ist ein Tyrann, der keine Vernunft höret, der nach Menschenblute dürstet, und der nur Leute höret, die ihn mit Blute sättigen. Er verwandelt die Schafe in Wölfe, und macht die liebsten Ehemänner zu Henkern. Noch stürbe ich vergnügt, wenn ich von eines Fremden Hand sterben müßte. Aber unschuldig zu sterben, und durch die Hand eines Gemahls, den ich stets wie mein Leben geliebt, und der bisher so viel Liebe gegen mich gezeiget hat, ach! dieß ist der stärkste Gift! Doch nein! ich sage unrecht: es ist nicht mehr Leander! Mein lieber Leander hatte nichts barbarisches an sich.

Bey diesen letzten Worten, hob sie die Augen gen Himmel, und betheurte nochmals ihre Unschuld. Hernach setzte sie mit unerschrocknem Muthe den Gift an den Mund, wandte sich gegen Leandern, und sagte: Die Sünde, die du begehest, indem du mich ermordest, ist schrecklich, und kann nicht unbestrafet bleiben. Um aber doch dein Verbrechen halb zu beschönigen, habe ich den Gift, nicht den Dolch gewehlt; und ich will lieber den Tod in mich trinken, als deine Hand mit dem unschuldigen Blute einer Person, die dich so zärtlich geliebt hat, bespritzen lassen.

begegnete ihm Heinrich halb nackend, und wollte wieder in seine Kammer gehen.

Leander glaubte nunmehr, Beweises gnug zu haben, daß er aus seiner Gemahlinn Bette kommen müsse. Er ergrimmte bey diesem Anblicke: er gab dem unglücklichen Heinrich etliche Stiche durchs Herz, so daß er den Augenblick todt niederfiel. Alsobald rannte er wütend nach Isabellens Zimmer, schlug an die Thüre, und befahl ihr augenblicklich aufzumachen. Isabelle, sobald sie seine Stimme vernahm, stand im Hemde auf, und öffnete ihm die Thüre.

Das erste was er that, war, daß er wie ein rasender Mensch auf sie schlug und schimpfte. Hernach nahm er ein Porcellan-Geschirr und goß den Gift hinein. Mit einer Hand gab er es ihr, und in der andern hielt er ihr den Dolch, an dem noch Heinrichs Blut träufte, vor Augen. Erwehle dir, sagte er, eins von beyden, du Ehrvergeßne! du hast nur noch etliche Augenblicke zu leben. Stirb! entweder an diesem Gifte, oder durch diesen Dolch.

Isabelle, da sie sah, daß keine Rettung da war, erwehlte den Gift, und nahm ihn in die Hand. Sie richtete die Augen gen Himmel, bald wieder zur Erde; und rief also Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an. Sie sagte hernach folgende Worte, so sanftmüthig, und mit einem so rührenden Tone der Stimme, daß schwerlich ein anderes Herz ungerührt hätte bleiben können. Leander! ich entsetze mich nicht vor dem Tode, sondern vor der Art, wie ich ihn ausstehen soll.

So

So soll ich sterben? . . . um eines ungegründeten Verdachts willen, den du aus Eifersucht etwa geschöpft hast? oder um einer falschen Anklage willen? Jedoch, es geschieht nicht heute zum erstenmal, in diesem Lande, daß die Unschuld verfolget wird, und das Ungeheur der Eifersucht herrschet. Es ist ein Tyrann, der keine Vernunft höret, der nach Menschenblute dürstet, und der nur Leute höret, die ihn mit Blute sättigen. Er verwandelt die Schafe in Wölfe, und macht die liebsten Ehemänner zu Henkern. Noch stürbe ich vergnügt, wenn ich von eines Fremden Hand sterben müßte. Aber unschuldig zu sterben, und durch die Hand eines Gemahls, den ich stets wie mein Leben geliebt, und der bisher so viel Liebe gegen mich gezeiget hat, ach! dieß ist der stärkste Gift! Doch nein! ich sage unrecht: es ist nicht mehr Leander! Mein lieber Leander hatte nichts barbarisches an sich.

Bey diesen letzten Worten, hob sie die Augen gen Himmel, und betheurte nochmals ihre Unschuld. Hernach setzte sie mit unerschrocknem Muthe den Gift an den Mund, wandte sich gegen Leandern, und sagte: Die Sünde, die du begehest, indem du mich ermordest, ist schrecklich, und kann nicht unbestrafet bleiben. Um aber doch dein Verbrechen halb zu beschönigen, habe ich den Gift, nicht den Dolch gewehlt; und ich will lieber den Tod in mich trinken, als deine Hand mit dem unschuldigen Blute einer Person, die dich so zärtlich geliebt hat, bespritzen lassen.

Als sie dieses gesagt hatte, trank sie den Gift; und da sie ihn bis auf den letzten Tropfen ausgeleert hatte, sagte sie zu Leandern: Erinnere dich! dieser Gift wird dir den Tod bringen. Meine Unschuld wird mit der Zeit bekannt werden, und wird dich peinigen. Leander! du bist allzu leichtgläubig und zu grausam gewesen. Erzeige mir aber noch die letzte Gnade, und sage mir, ehe ich sterbe: warum hast du mich ums Leben gebracht? Ach! sage es geschwind! ich fühle schon den Tod ... warum bringst du mich um?

Wie? (antwortete Leander, mit Augen, die von Zorne glühten) willst du noch sterbend so frech seyn, und dein Verbrechen verhöhlen? Kannst du läugnen, was ich mit Augen gesehen, und mit Händen gegriffen habe? Hierauf faßte dieser Barbar sie an, und schleppte sie an den Ort, wo der unschuldige Heinrich todt lag. Er warf sie auf seinen Körper, und sagte: Da! sättige dich an ihm! Billig, da ihr euch zur Lust gesellet hattet, gesellet ihr euch auch hier, um meine Rache zu kühlen.

Gerechter Himmel! ... ists möglich? sagte Isabelle, auch dieses unschuldige Blut hast du vergossen? Bey diesen Worten bemühte sie sich, von Heinrichs Leiche aufzustehen; aber die Kräfte entgiengen ihr, und der Gift trat ihr ins Herz. Sie wollte etwas von Rusillen sagen; sie sprach noch die Worte: undankbare ... boshafte Rusille: aber die Rede verlohr sich. Sie drehte noch

ihre

ihre sterbenden Augen nach ihrem lieben Leander, und starb bald hernach.

Ohne Zweifel begriff noch Isabelle, woher ihr Unglück rührte. Sie sah aus Heinrichs Ermordung, daß alles von Rusillen herkam: denn das wenige, so sie noch sterbend davon berührte, giebt Anlaß es zu vermuthen; und wenn sie also noch ein wenig gelebt hätte, so würde sie unfehlbar Leandern seinen Irrthum benommen haben. Was sie aber der Tod zu entdecken hinderte, das entdeckte Rusille bald hernach selbst.

Isabellens Standhaftigkeit bis zum Tode, fieng nunmehr an, Leandern in Bewegung zu setzen, und ihre letzten Worte brachten ihn auf einigen Verdacht wider Rusillen. Er rief sie zu sich, und sie trat zitternd vor ihn, welches ihn in seinem Argwohne noch mehr bestärkte. Er ließ sich aber nichts bemerken, und verbarg vielmehr seine Betrübniß unter dem Scheine der Freude. Er befragte sie sehr genau wegen des vorgegebenen Ehebruchs, und legte ihr etliche so verfängliche Fragen vor, in deren Beantwortung sie sich etlichemal widersprach, und so, daß Leander das Gegentheil klar wußte. Er verstellte sich also noch mehr, um sie auszuforschen. Lustig! (sagte er) Rusille! nun sind wir ihrer los! ich einer schlechten Gemahlinn, und ihr einer verdrießlichen Frau. Euch habe ich es zu danken, und ich will gewiß nicht undankbar dafür seyn, wenn ihr mir noch diese Gefälligkeit thut, und freymüthig er-

zehlet, wie die Sache eigentlich gewesen ist, und wie ihr dahinter gekommen seyd.

Rusille wurde durch diese Reden beherzt gemacht, und meynte, sie hätte ihrem Herrn eine große Gefälligkeit erzeiget. Gnädiger Herr, sagte sie, sie werden sich wundern, wenn sie hören werden, was ich gethan habe um mich zu rächen. Hierauf fieng sie an zu erzehlen, wie sie mit dem weggejagten Diener verliebt umgegangen, und wie sie deßwegen von Isabellen zerschlagen worden war. Sie gestand ihm auch, daß sie sich sogleich damals vorgenommen gehabt, sich an ihr zu rächen, wenn es ihr auch das Leben kosten sollte; und erzehlte endlich den ganzen Verlauf ihrer Verrätherey. Jedoch vergaß sie dabey nicht, ihr Verbrechen zu mildern, und sagte: Ich that aber alles dieses nicht in der Meynung, daß es zu einem Morde kommen sollte, sondern bloß, damit sie Isabellen übel begegnen möchten.

Kaum hatte sie dieses gesagt, so ergriff Leander in äusserster Wuth, die verruchte Rusille bey den Haaren, und stach ihr den Dolch etlichemal in die Brust. Er riß ihr das Herz aus dem Leibe und trat es mit Füssen. Dieß war der Lohn für ihren Undank und ihre Treulosigkeit; aber noch nicht das Ende dieses blutigen Trauerspiels.

Leander gerieth nunmehr in Verzweiflung, und dachte auf nichts, als wie er sich selbst bestrafen

strafen möchte. Die Unschuld seiner Gemahlinn und Heinrichs, von der er itzt überführt war, verwies ihm sein Verbrechen und seine Leichtgläubigkeit in einer Sache, die er aufs beste hätte untersuchen sollen, ehe er auf solche Ausschweifungen verfallen durfte. Er küßte wohl tausendmal den Körper der keuschen Isabelle, und ließ blutige Thränen über ihre und Heinrichs Leiche rinnen. Er fiel auf seine Knie, und bat sie fast mehr mit Aechzen und Stöhnen, als mit Worten, um Vergebung seiner Uebelthat. Mein Fehler, sagte er, ist groß und durch nichts in der Welt wieder gut zu machen. Es wäre ungerecht, wenn ich, der ich ein Paar unschuldige Menschen ermordet, unbestrafet bliebe. Nein, nein! ich will mein Leben zum Schuldopfer für eures dahingeben. Erwarte mich, du liebste Isabelle! laß mich, noch itzt im Tode, vereiniget mit dir werden, wie ich es im Leben mit dir gewesen bin, ehe uns Rusillens Treulosigkeit trennte. Sie ist bestraft, die schandbare Verrätherinn! die Ursache unsers erschrecklichen Unglücks: ich selbst habe sie deiner Unschuld aufgeopfert. Aber ein tausendmal wiederhohlter Tod, wie der Tod dieser Nichtswürdigen, ist nicht vermögend mir eine Gnüge zu thun, oder den Mord meiner keuschen Isabelle auszusöhnen. O hölliſches, verrätheriſches Gemüth! deine Untreu ist Ursache am Tode dieser Unschuldigen, und mein Tod wird eine Folge davon!

wurde. Sie war dermaßen undankbar, daß sie treulos an ihrer Frau handelte; und ihre Treulosigkeit war so entsetzlich, daß sie nicht lange unbestraft bleiben konnte:

Die Edelfrau, bey der sie war, hieß Isabelle. Sie war schön und tugenhaft, ich würde auch hinzusetzen glücklich, wofern sie nicht Rusillen bey sich gehabt hätte. Ihr Gemahl hieß Leander, ein Meiländer von sehr edlem Hause, der jung und wohlgestaltet war, und seine Gemahlinn zärtlich liebte. Isabelle liebte ihn nicht weniger. Sie besaß ein so dankbares Gemüth, daß sie die große Liebe ihres Gemahls würdig vergalt; und so viel Klugheit, daß sie ihn niemals durch etwas zum Zorne Anlaß gab. Leander überließ ihr die ganze Sorge fürs Hauswesen; aber Isabelle that niemals etwas ohne seine Genehmhaltung. Leander pries sich glückselig, daß er eine so schöne, tugendhafte und wirthschaftliche Gemahlinn hatte.

So lebten sie etliche Jahre in größter Zufriedenheit beysammen, bis ein entsetzlicher Wechsel des Glücks ihrer Wohlfahrt ein trauriges Ende machte. Rusille, von der ich bereits geredt habe, war Ursache an dieser Veränderung, und stürzte sich, mit ihnen zugleich, ins Unglück.

Dieses Unglück nahm seinen Anfang mit Rusillens Ueppigkeit. Die guten Speisen trugen vieles zu ihrer Natur bey; und die Freyheit, so sie in dem adlichen Hause hatte, machte sie zuletzt liederlich. Und wie die Leidenschaften ihre Lockspeisen haben, also ließ sich Rusille von der Wol-

luſt

lust, der Pest des menschlichen Geschlechts, fangen. Sie bediente sich eines Lackeyens zu Vergnügung ihrer Wollust, und beschimpfte also das vornehme Haus, dem sie doch Ehre schuldig war.

Niemals war die tugendhafte und wachsame Isabelle in größeres Erstaunen gesetzt worden, als da sie einsmals Rusillen mit ihrem Kerle auf frischer That ertappte. Sie war anfangs Willens, sie von ihrem Herrn gehörig bestrafen zu lassen; that es aber aus kluger Vorsichtigkeit nicht. Sie befürchtete, Leander möchte sie beyde ums Leben bringen, weil sie seinem Hause einen solchen Schimpf angethan hatten. Um also keinen Verdruß, oder gar Unglück zu machen, jagte sie den Diener aus dem Hause, und bestrafte die Magd. Sie führte sie an einen abgelegenen Winkel, wo man sie nicht konnte schreyhen hören. Hier zerschlug sie die unzüchtige Magd dermaßen, daß sie etliche Tage im Bette liegen mußte.

Billig hätte die schandbare Aufführung der Rusille sie bey Isabellen verhaßt machen sollen; aber diese gütige Frau hatte das Unglück, daß sie sich ihrer erbarmte, und sie aufs beste pflegen ließ, um ihre Gesundheit bald wieder herzustellen. Sie hoffte, wenn sie ihre Schandthat verschwiegen hielte, und sie wieder heilen liesse, daß sie hernach eine desto treuere Bediente an ihr haben würde. Aber Rusille war im höchsten Grade rachgierig. Sie vergaß alle Gnade ihrer Frau, und sann auf nichts, als wie sie sich wegen der verdienten Bestrafung an ihr rächen möchte. Dieses

ses um so viel besser zu bewerkstelligen, hielt sie ihre boshafte Absicht lange Zeit geheim.

Nachdem sie wieder gesund war, erzeigte sich Rusille so geschmeidig und demüthig, daß nichts darüber seyn konnte: wodurch sie sich bey Isabellen wieder in die vorige Gunst setzte. Nichts desto weniger dichtete und trachtete sie täglich aufs Unglück einer gütigen Frau, und suchte mit größtem Undanke, ihre Wohlthäterinn zu stürzen.

Als einst Isabelle, mit etlichen ihrer nächsten Verwandten, sich in einem Garten ein Vergnügen machte, gieng Rusille zu ihrem Herrn in sein Cabinet. Gnädiger Herr, sagte sie, ich habe ihnen etwas höchst wichtiges zu entdecken, das sie selbst am meisten angeht. Befehlen sie es zu wissen, so werden sie mir nothwendig zweyerley zu versprechen haben: ich meyne, daß sie fürs erste, aber ohne allen Zorn, die Wahrheit von dem, was ich ihnen entdecken will, zu erfahren suchen wollen; und fürs andere, daß sie es niemanden zu sagen belieben, von wem sie die Sache wissen.

Leander versprach ihr beydes; und Rusille fieng ihre Erzehlung mit folgenden Worten an. Gnädiger Herr! ich habe schon eine geraume Zeit die Ehre ihnen als Magd zu dienen. Ich glaube, daß ich Eurer Gnaden stets nach Pflicht und Schuldigkeit gedient habe; und es gereicht mir solches zur größten Zufriedenheit. Ein einziges kann ich in ihrem hochadlichen Hause nicht länger ansehen, ich will sagen, daß ihnen die gnädige

Frau

Frau nicht treu ist. Sie beschimpft sie und sich mit einem von ihren Lackeyen; und ich habe es mit meinen Augen gesehen. Es thut mir im Herzen weh, und ich kann es mit gutem Gewissen nicht länger ansehen, daß eine Frau, die sie lieben und ehren, so schrecklich untreu an ihnen handelt. Ich hoffte, sie von diesem Laster abzuwenden, und nahm mir die Freyheit, es ihr in der Stille vorzuhalten. Ich stellte ihr die Abscheulichkeit ihrer That vor, auch die große Gefahr, der sie sich bloßstellet. Ich bath sie um Gottes willen, sie möchte ihren Herrn Gemahl allein lieben und ihm treu bleiben. Aber, mein gnädiger Herr! die Freyheit, so ich mir nahm, wurde mir mit Stockschlägen bezahlt, und ich mußte, vor ohngefähr dreyen Monathen, daran zu Bette liegen. Dennoch hätte ich dieß alles nicht achten wollen, wenn ihre Frau Gemahlinn sich nur gebessert hätte. Aber, anstatt dessen, sehe ich mit größter Betrübniß, daß es alle Tage schlimmer wird. Ich habe mich also Gewissens halber, für verbunden erachtet, ihnen davon Nachricht zu geben, damit sie, nach ihrer bekannten Klugheit, Anstalt dawider machen. Wenn sie selber hinter die Wahrheit kommen wollen, gnädiger Herr, so müssen sie es heimlich anfangen. Geben sie nur Achtung, gegen welchen Bedienten sie sich am freundlichsten erzeiget.

Nun erwäge man selbst, mit welcher Gemüthsbewegung Leander solche Neuigkeiten anhörte, nachdem er Isabellen stets für ein Muster der Tugend und der Keuschheit gehalten hatte. Er

wollte

wollte es auch anfangs gar nicht glauben; suchte aber doch Mittel und Wege, die Wahrheit zu erfahren. Er geboth Rusillen bey Lebensstrafe, keinem Menschen dieses vermeynte Geheimniß der Bosheit zu endecken.

Leander hatte einen Diener, mit Namen Heinrich, welchen er von seinem zehnten Jahre an erzogen hatte. Dieser Jüngling war wohlgebildet, munter, geschickt, fleißig und sehr bescheiden. Alle diese guten Eigenschaften an einem Menschen von solchem Stande, mußten ihn nothwendig beliebt machen: und Isabelle schätzte ihn folglich vor allen anderen Bedienten, lieb und werth. Leander setzte es sich in den Kopf, daß wenn Rusille die Wahrheit sagte, dieser Heinrich Isabellens unzüchtiger Liebling seyn müßte: wie er denn auch unter allen Lackeyen stets am feinsten gekleidet war. Er bediente Isabellen mehr als irgend ein anderer, und erwartete fast stets nur ihre Befehle. Mit einem Worte, der Schein war wider Heinrichen; und Leander ließ sich vom Scheine blenden.

Er nahm sich vor, seine Gemahlinn auf frischer That mit ihm zu ergreifen, damit er desto mehr Ursache hätte sich zu rächen; und er zog Rusillen darüber zu Rathe. Die boshafte Magd sagte: Stellen sie sich, als reisten sie etliche Tage aufs Land, und kommen sie um Mitternacht wieder. Klopfen sie an die Hausthüre an, und ich will ihnen aufmachen: sie werden sehen, was ich zu meinem großen Verdrusse, gar oft gesehen habe.

Leander

Leander folgte ihrem Rathe. Er nahm Abhied von Isabellen, und gab vor, er reise auf liche Tage aus der Stadt. Um Mitternacht im er abgeredtermaßen wieder nach Hause. Als an der Hausthüre anpochte, lief Rusille, die n erwartet hatte, hurtig in Heinrichs Kammer; eckte ihn plötzlich auf, und sagte, er solle den ugenblick zur gnädigen Frau kommen, weil sie nbäßlich sey. Er werde geschwind einen Arzt olen müssen, und es habe nicht den mindesten nstand damit.

Heinrich, wie er zu seinem Dienste hurtig war, and schnell vom Bette auf, zog nur die Beinleider an, und warf einen Mantel über die Schulrn. In diesem Zustande erschien er vor der delfrau. Gnädige Frau, sagte er, hier bin ich, as befehlen sie? Rusille hat mich eilfertig geffen. Isabelle wachte von seinen Reden erst uf, und antwortete, er solle sich wieder zu Bette gen; Rusille müsse betrunken seyn, und sie habe n nicht ruffen lassen.

Unterdessen hatte Rusille Leandern die Hausthüre eröffnet. Gnädiger Herr, sagte sie zu ihm, ehen sie geschwind hinauf: sie werden sie unfehlar beysammen finden.

Leander lief nach seiner Gemahlinn Schlafimmer. Er hatte einen vergifteten Dolch an der Seite, und in der Hand ein Gefäß voll starken Gifts. Er eilte so sehr, daß man hätte meynen mögen, als könne er es nicht erwarten, von seinem Unglücke versichert zu werden. Auf der Treppe

begegnete

begegnete ihm Heinrich halb nackend, und wollte wieder in seine Kammer gehen.

Leander glaubte nunmehr, Beweises gnug zu haben, daß er aus seiner Gemahlinn Bette kommen müsse. Er ergrimmte bey diesem Anblicke: er gab dem unglücklichen Heinrich etliche Stiche durchs Herz, so daß er den Augenblick todt niederfiel. Alsobald rannte er wütend nach Isabellens Zimmer, schlug an die Thüre, und befahl ihr augenblicklich aufzumachen. Isabelle, sobald sie seine Stimme vernahm, stand im Hemde auf, und öffnete ihm die Thüre.

Das erste was er that, war, daß er wie ein rasender Mensch auf sie schlug und schimpfte. Hernach nahm er ein Porcellan-Geschirr und goß den Gift hinein. Mit einer Hand gab er es ihr, und in der andern hielt er ihr den Dolch, an dem noch Heinrichs Blut träufte, vor Augen. Erwehle dir, sagte er, eins von beyden, du Ehrvergeßne! du hast nur noch etliche Augenblicke zu leben. Stirb! entweder an diesem Gifte, oder durch diesen Dolch.

Isabelle, da sie sah, daß keine Rettung da war, erwehlte den Gift, und nahm ihn in die Hand. Sie richtete die Augen gen Himmel, bald wieder zur Erde; und rief also Himmel und Erde zu Zeugen ihrer Unschuld an. Sie sagte hernach folgende Worte, so sanftmüthig, und mit einem so rührenden Tone der Stimme, daß schwerlich ein anderes Herz ungerührt hätte bleiben können. Leander! ich entsetze mich nicht vor dem Tode, sondern vor der Art, wie ich ihn ausstehen soll.

So

So soll ich sterben? . . . um eines ungegründeten Verdachts willen, den du aus Eifersucht etwa geschöpft hast? oder um einer falschen Anklage willen? Jedoch, es geschieht nicht heute zum erstenmal, in diesem Lande, daß die Unschuld verfolget wird, und das Ungeheur der Eifersucht herrschet. Es ist ein Tyrann, der keine Vernunft höret, der nach Menschenblute dürstet, und der nur Leute höret, die ihn mit Blute sättigen. Er verwandelt die Schafe in Wölfe, und macht die liebsten Ehemänner zu Henkern. Noch stürbe ich vergnügt, wenn ich von eines Fremden Hand sterben müßte. Aber unschuldig zu sterben, und durch die Hand eines Gemahls, den ich stets wie mein Leben geliebt, und der bisher so viel Liebe gegen mich gezeiget hat, ach! dieß ist der stärkste Gift! Doch nein! ich sage unrecht: es ist nicht mehr Leander! Mein lieber Leander hatte nichts barbarisches an sich.

Bey diesen letzten Worten, hob sie die Augen gen Himmel, und betheurte nochmals ihre Unschuld. Hernach setzte sie mit unerschrocknem Muthe den Gift an den Mund, wandte sich gegen Leandern, und sagte: Die Sünde, die du begehest, indem du mich ermordest, ist schrecklich, und kann nicht unbestrafet bleiben. Um aber doch dein Verbrechen halb zu beschönigen, habe ich den Gift, nicht den Dolch gewehlt; und ich will lieber den Tod in mich trinken, als deine Hand mit dem unschuldigen Blute einer Person, die dich so zärtlich geliebt hat, bespritzen lassen.

Als sie dieses gesagt hatte, trank sie den Gift; und da sie ihn bis auf den letzten Tropfen ausgeleert hatte, sagte sie zu Leandern: Erinnere dich! dieser Gift wird dir den Tod bringen. Meine Unschuld wird mit der Zeit bekannt werden, und wird dich peinigen. Leander! du bist allzu leichtgläubig und zu grausam gewesen. Erzeige mir aber noch die letzte Gnade, und sage mir, ehe ich sterbe: warum hast du mich ums Leben gebracht? Ach! sage es geschwind! ich fühle schon den Tod ... warum bringst du mich um?

Wie? (antwortete Leander, mit Augen, die von Zorne glühten) willst du noch sterbend so frech seyn, und dein Verbrechen verhöhlen? Kannst du läugnen, was ich mit Augen gesehen, und mit Händen gegriffen habe? Hierauf faßte dieser Barbar sie an, und schleppte sie an den Ort, wo der unschuldige Heinrich todt lag. Er warf sie auf seinen Körper, und sagte: Da! sättige dich an ihm! Billig, da ihr euch zur Lust gesellet hattet, gesellet ihr euch auch hier, um meine Rache zu kühlen.

Gerechter Himmel! ... ists möglich? sagte Isabelle, auch dieses unschuldige Blut hast du vergossen? Bey diesen Worten bemühte sie sich, von Heinrichs Leiche aufzustehen; aber die Kräfte entgiengen ihr, und der Gift trat ihr ins Herz. Sie wollte etwas von Rusillen sagen; sie sprach noch die Worte: undankbare ... boshafte Rusille: aber die Rede verlohr sich. Sie drehte noch

ihre

ihre sterbenden Augen nach ihrem lieben Leander, und starb bald hernach.

Ohne Zweifel begriff noch Isabelle, woher ihr Unglück rührte. Sie sah aus Heinrichs Ermordung, daß alles von Rusillen herkam: denn das wenige, so sie noch sterbend davon berührte, giebt Anlaß es zu vermuthen; und wenn sie also noch ein wenig gelebt hätte, so würde sie unfehlbar Leandern seinen Irrthum benommen haben. Was sie aber der Tod zu entdecken hinderte, das entdeckte Rusille bald hernach selbst.

Isabellens Standhaftigkeit bis zum Tode, fieng nunmehr an, Leandern in Bewegung zu setzen, und ihre letzten Worte brachten ihn auf einigen Verdacht wider Rusillen. Er rief sie zu sich, und sie trat zitternd vor ihn, welches ihn in seinem Argwohne noch mehr bestärkte. Er ließ sich aber nichts bemerken, und verbarg vielmehr seine Betrübniß unter dem Scheine der Freude. Er befragte sie sehr genau wegen des vorgegebenen Ehebruchs, und legte ihr etliche so verfängliche Fragen vor, in deren Beantwortung sie sich etlichemal widersprach, und so, daß Leander das Gegentheil klar wußte. Er verstellte sich also noch mehr, um sie auszuforschen. Lustig! (sagte er) Rusille! nun sind wir ihrer los! ich einer schlechten Gemahlinn, und ihr einer verdrießlichen Frau. Euch habe ich es zu danken, und ich will gewiß nicht undankbar dafür seyn, wenn ihr mir noch diese Gefälligkeit thut, und freymüthig erzehlet,

zehlet, wie die Sache eigentlich gewesen ist, und wie ihr dahinter gekommen seyd.

Rusille wurde durch diese Reden beherzt gemacht, und meynte, sie hätte ihrem Herrn eine große Gefälligkeit erzeiget. Gnädiger Herr, sagte sie, sie werden sich wundern, wenn sie hören werden, was ich gethan habe um mich zu rächen. Hierauf fieng sie an zu erzehlen, wie sie mit dem weggejagten Diener verliebt umgegangen, und wie sie deßwegen von Isabellen zerschlagen worden war. Sie gestand ihm auch, daß sie sich sogleich damals vorgenommen gehabt, sich an ihr zu rächen, wenn es ihr auch das Leben kosten sollte; und erzehlte endlich den ganzen Verlauf ihrer Verrätherey. Jedoch vergaß sie dabey nicht, ihr Verbrechen zu mildern, und sagte: Ich that aber alles dieses nicht in der Meynung, daß es zu einem Morde kommen sollte, sondern bloß, damit sie Isabellen übel begegnen möchten.

Kaum hatte sie dieses gesagt, so ergriff Leander in äusserster Wuth, die verruchte Rusille bey den Haaren, und stach ihr den Dolch etlichemal in die Brust. Er riß ihr das Herz aus dem Leibe und trat es mit Füssen. Dieß war der Lohn für ihren Undank und ihre Treulosigkeit; aber noch nicht das Ende dieses blutigen Trauerspiels.

Leander gerieth nunmehr in Verzweiflung, und dachte auf nichts, als wie er sich selbst bestrafen

strafen möchte. Die Unschuld seiner Gemahlinn und Heinrichs, von der er itzt überführt war, verwies ihm sein Verbrechen und seine Leichtgläubigkeit in einer Sache, die er aufs beste hätte untersuchen sollen, ehe er auf solche Ausschweifungen verfallen durfte. Er küßte wohl tausendmal den Körper der keuschen Isabelle, und ließ blutige Thränen über ihre und Heinrichs Leiche rinnen. Er fiel auf seine Knie, und bat sie fast mehr mit Aechzen und Stöhnen, als mit Worten, um Vergebung seiner Uebelthat. Mein Fehler, sagte er, ist groß und durch nichts in der Welt wieder gut zu machen. Es wäre ungerecht, wenn ich, der ich ein Paar unschuldige Menschen ermordet, unbestrafet bliebe. Nein, nein! ich will mein Leben zum Schuldopfer für eures dahingeben. Erwarte mich, du liebste Isabelle! laß mich, noch itzt im Tode, vereiniget mit dir werden, wie ich es im Leben mit dir gewesen bin, ehe uns Rusillens Treulosigkeit trennte. Sie ist bestraft, die schandbare Verrätherinn! die Ursache unsers erschrecklichen Unglücks: ich selbst habe sie deiner Unschuld aufgeopfert. Aber ein tausendmal wiederhohlter Tod, wie der Tod dieser Nichtswürdigen, ist nicht vermögend mir eine Gnüge zu thun, oder den Mord meiner keuschen Isabelle auszusöhnen. O hölliſches, verrätherisches Gemüth! deine Untreu ist Ursache am Tode dieser Unschuldigen, und mein Tod wird eine Folge davon!

Hierauf ergriff er eine Feder, und beschrieb diese traurige Geschichte mit Rusillens Blute. Er that dieses aus zweyerley Absicht: erstlich, die Ursache von seinem und seiner lieben Isabelle, auch des unschuldigen Heinrichs Tode, bekannt zu machen; zweytens, um allen leichtgläubigen Personen ein Beyspiel zu geben. Als er fertig war, nahm er eine Schnur, und befestigte sie an der Decke des Zimmers, oben über Isabellens Körper. Er stieg auf eine Fußbank, und legte sich die Schnur um den Hals. In dieser Stellung beklagte er noch einige Minuten sein Unglück; stieß hernach die Bank mit dem Fuße um, und hieng. So nahmen, durch Rusillens Untreu, und durch Leanders Leichtgläubigkeit, vier Menschen in kurzer Zeit, ein Ende mit Schrecken.

Vierte Geschichte
von
unglücklichen Liebhabern.

Eine junge Frau, die einen alten Gemahl hatte, verfiel auf Liebeshändel, und erstach ihren Mann. Der Mord ward durch dieses Herrn Hund entdeckt. Die Frau ward in Verhafft gezogen, und lebendig verbrannt.

Hippolytus, ein Florentinischer von Adel, heirathete zu seinem Unglücke, da er schon alt war, eine junge Person, welche Clorinde hieß. Sie war sehr schön, ziemlich reich, und auch von gutem adelichen Hause. Aber sie war jung und wollüstig, und noch überdieß zur Grausamkeit geneigt. Einen Beweis hiervon giebt die barbarische That, die sie an ihrem Gemahle ausübte, nachdem sie sich unzehligemal mit ihrem Liebhaber Felix beschimpft hatte.

Dieses unzüchtige Weib ließ es noch nicht daran bewenden, daß sie ihr Ehebette befleckte: sie that es, auf eine noch schrecklichere Art durch einen Mord, indem sie ihres unglücklichen Gemahls Blut vergoß. Sie begnügte sich nicht, ihren Ehebrecher heimlich bey sich zu sehen; sie wollte ihn auch hei-

rathen, um ihn in bester Bequemlichkeit zu lieben. Damit sie es thun könnte, mußte sie den Hippolytus ums Leben bringen: und hierzu wandte sie Gift und Mordgewehr an.

Inzwischen war Hippolytus wenigstens sechzig Jahre alt, so daß er, nach dem ordentlichen Laufe der Natur nicht lange mehr leben könnte. Dennoch wurde Clorinden die Zeit zu lang. Ihr Gemahl war nicht mehr jung genug, um als Ehemann mit ihr zu leben; und doch war er auch noch nicht alt genug, um eines natürlichen Todes zu sterben. Deßwegen faßte sie den grausamen Entschluß, sich seiner durch einen gewaltsamen Tod zu entledigen.

Sie entdeckte ihrem Felix, was sie zu thun gesinnt war; aber er wollte ihren Anschlag nicht billigen. Er stellte ihr vor, wie schrecklich die Sünde wäre, welche Gefahr es ihr bringen könnte, und wie ohnedieß, aller Vermuthung nach, ihres Gemahls natürlicher Tod sie bald von ihm befreyen würde. Seine Vorstellungen vermochten etwas über Clorindens Gemüth, und es schien, als hätte sie sich es ausreden lassen: aber es währte nicht lange. Sie ward überdrüßig, ihren alten Mann vor sich zu sehen: sein Anblick war ihr unerträglich, und sie konnte ihren Lüsten um seinetwillen nicht länger Zwang anthun.

Um also zum völligen und ungestöhrten Besitze ihres Liebhabers zu gelangen, verschaffte sie sich durch ein altes Weib, ein gewisses Pulver, das ein langsames Fieber wirkte. Sie gab ihrem

Manne

Manne davon ein, und das Pulver that seine Wirkung. Clorinde bildete sich ein, es würden die Aerze, in Meynung daß sein Fieber von überflüßigen Feuchtigkeiten herrührte, ihm zur Ader lassen, und ihm dadurch vollends vom Leben helfen. Aber, sobald Hippolytus das Fieber in sich spührte, ließ er einen Arzt zu sich kommen. Dieser geschickte Mann, weil er die Ursache seines Fiebers nicht einsehen konnte, erwägte in sich den großen Unterschied im Alter des Hippolytus und der Clorinde; und er vermuthete, daß seine Krankheit daher rühren könnte, weil er sich vielleicht über Vermögen bemühte, seine Gemahlinn zu vergnügen. Er wollte also das Aderlassen nicht anrathen, auch keine Arzneyen gebrauchen; sondern er verordnete ihm nur ein Stärkungsmittel, welches dem Hippolytus die Kräfte dermaßen herstellte, daß er sein langsames Fieber ausstehen konnte.

Als Clorinde sah, daß ihr Anschlag nicht gelungen war, so nahm sie den Gift zur Hand. Sie mischte ihn in einen Trank, den sie ihm unter dem Namen eines Stärkungstranks gab. Indem ihn aber Hippolytus von ihr annehmen wollte, so ließ er die Schale aus der Hand fallen, daß sie zerbrach. Da ihr nun auch dieses fehlgeschlagen war, so gab sie ihm Opium ein. Indem er im festen Schlafe lag, ließ sie ihren Liebhaber kommen, und trieb verbothene Ergetzlichkeit mit ihm. Sie hatte ihre sämmtlichen Bedienten schlafen gehen gelassen, ausgenommen ihr Kammermägdchen, die ihre Vertraute war.

Hierauf wurde sie auf einmal sehr ernsthaft, und sagte zum Felix: Mein Liebster! ich habe eine Bitte an dich. Du wirst mein Gemüth aus großer Unruhe setzen, wenn du es thuest, und ich will ganz die Deinige seyn. Versprich mir, es zu thun, und sey versichert, daß alles wohl von statten gehen wird.

Der verliebte Felix gab ihr zur Antwort: Was kann in der Welt genennt werden, das ich meiner geliebten Clorinde nicht zu gefallen thäte? Ich erwarte nur den Befehl dazu: Hierauf führte sie ihn ins Zimmer, wo Hippolytus schlief, und gab ihm einen Dolch in die Hand. Sieh hier, sagte sie, denjenigen, der unserm Vergnügen beschwerlichen Zwang thut. Ich habe ihm einen Schlaftrunk eingegeben, und er wird noch lange nicht aufwachen. Halt mir dein Wort, und schicke den guten Mann in die andere Welt. Deßwegen habe ich dir den Dolch in die Hand gegeben.

Felix entsetzte sich über diesen Reden. Er warf einen Blick auf den ehrwürdigen Greis, und das Mordgewehr fiel ihm wie von sich selbst aus der Hand. Bewahre mich Gott, sagte er, daß ich meine Hände mit seinem Blute bespritzen wollte! Clorinde! sie können nicht glauben, wie sehr mir ihre Grausamkeit mißfällt.

Hälteſt du mir dein Versprechen nicht besser? gab ihm Clorinde zur Antwort. Du elender Mensch! hast du nicht so viel Herz, einen Menschen, der schläft, zu ermorden? Itzt sollst du sehen, daß ich ein männlicheres Herz als du habe.

Hierauf

Hierauf ergriff sie den Dolch, und stieß ihn dem Hippolytus durch die Brust, und noch etliche mal durchs Herz, nicht anders als ob sie befürchtete, daß er beym Leben bleiben möchte.

Dieser Anblick machte daß Felix erzitterte, da indessen Clorinde ihren Muth bewunderte. Nun sind wir glücklich, sprach sie: er wird uns nicht mehr zur Last seyn. Damit wir aber nicht in der Justiz Hände fallen, so dürfen wir ihn nur an einen abgelegnen Ort begraben. Jtzt ist die Zeit recht bequem: es ist mitten in der Nacht, und es währet noch lange, ehe der Tag anbricht. Sobald wir ihn eingescharrt haben, so will ich mich in der Sänfte auf mein Landhaus tragen lassen, und das Kammermägdchen mitnehmen. Dort will ich vorgeben, mein Mann sey plötzlich gestorben. Ich will einen Sarg machen lassen, schwere Sachen hinein legen, und ihn sogleich zuschliessen lassen. Hernach will ich ihm ein so schönes Leichenbegängniß anstellen, daß gewiß kein Mensch an meiner Liebe zu ihm weifeln soll.

Felix stellte sich, bey aller Angst, die er sich machte, als gefiele ihm alles recht wohl. Er half der Kammermagd, des Hippolytus Körper einwikeln; und man begrub ihn unter einem verfallenen Gebäude, wohin sehr selten ein Mensch kam. Nachdem sie ihn eingegraben hatten, so kamen sie vergnügt wieder ins Haus. Bey anbrechendem Tage setzte sich Clorinde mit dem Kammermägdchen in die Sänfte, und ließ, als ob ihr Gemahl neben ihr säße, die Vorhänge zuziehen. Auf ihrem Landgute ließ sie ein prächtiges Leichenbegängniß

für

für ihn anstellen, und meynte ihre Sachen recht wohl gemacht zu haben.

Aber alle ihre Vorsicht half nichts. Des Hippolytus Blut schrieh um Rache, und Clorindens Bosheit mußte durch ihres ermordeten Gemahls Hund, Melamp, entdecket werden. Dieser Hund war vom Hippolytus erzogen worden. Er folgte seinem Herrn überall nach, und war ihm so treu, als irgend ein Hund seyn kann. Das arme Thier glaubte, Hippolytus sey in der Sänfte, da sich Clorinde aufs Landgut tragen ließ, und lief hinter ihr her. Als aber die Sänfte im Hause amkam, und Melamp seinen Herrn vermißte, so rannte er wieder in die Stadt. Er suchte ihn in allen Winkeln des Hauses, und fand ihn nirgends; gerieth aber endlich auf seine Spuhr, und folgte ihr bis unter das alte Gebäude, wo er begraben lag. Als er hier die Leiche seines Herrn spührte, so fieng er auf eine erschreckliche Art an zu heulen und in die Erde zu scharren.

Sein Geheul machte daß etliche Leute, die nicht weit davon vorbeygiengen, stehen blieben, und näher hinzu giengen. Sie sahen einen Hund, der schon mit vielen Scharren einen Zipfel von dem blutigen Tuche, in welchem Hippolytus lag, entdeckt hatte. Melamp sah diese Leute an, als ob sie ihm helfen sollten. Man fieng an nachzugraben, und der Hund scharrte zugleich mit. Einer von den Umstehenden wollte ihn wegjagen; aber er wich nicht von der Stelle.

Man fand den Leichnam eines alten Mannes in Tüchern, die voll Blutes waren. Melamp erkannte

erkannte seinen Herrn dennoch, und leckte ihn im Gesichte und am Leibe. Das Gerücht von dieser Begebenheit breitete sich alsobald in der Stadt aus, und jedermann lief hinzu, ein so trauriges Schauspiel zu sehen. Unter diesen befand sich ein Verwandter des ermordeten Hippolytus, welcher den Hund kannte. Bloß was der Hund that, zeigte klar an, daß es sein Herr seyn müßte: übrigens war der Körper fast gar nicht mehr kenntlich.

Als der Ober-Blutrichter von der Sache Nachricht bekam, so stellte er alsbald peinliche Untersuchungen an. Er forschte alles aufs genaueste aus: und wie er ein Mann von großer Einsicht war, so fiel er sogleich mit seiner Vermuthung auf Clorinden. Er ließ sie mit ihrer Kammermagd in Verhaft nehmen, und beyde nach Florenz bringen. Clorinde gestand alsbald ihr Verbrechen, aber sie that es mit einem erstaunlich großen Muthe. Ja, sagte sie, ich habe den Hippolytus erstochen: dieser mein Arm hat es gethan. Es verdreußt mich nicht im geringsten, daß ich es gethan habe; aber es reuet mich nicht wenig, daß ich so lange damit gewartet hatte. Ich muß auch sagen, daß ich mich, ehe ich den Dolch ergriff, schon eines schädlichen Pulvers, auch eines starken Giftes bedienet hatte.

Clorindens unerschrockner Muth setzte den Ober-Blutrichter in Erstaunen, und er bedauerte, daß eine so häßliche Seele in einem so schönen Leibe wohnte. Er brachte die Sache vor den Rath der Achten, welcher das peinliche Urtheil sprach,

sprach, daß Clorinde, und ihre Kammermagd, nach Inhalt der Landesgesetze lebendig verbrannt werden sollten. Clorinde entsetzte sich über ihr Todesurtheil nicht im geringsten. Sie ward hernach ins Gefängniß gebracht, und das Urtheil schon am folgenden Tage vollstreckt. Man schickte ihren Beichtvater zu ihr, welcher ein sehr frommer Mann war. Er blieb die ganze Nacht bey ihr, und suchte sie zum Tode zu bereiten.

Die Kammermagd bekannte, daß Felix bey diesem Morde hülfliche Hand gereicht hatte. Er hatte sich aber schon mit der Flucht gerettet; und er wurde nur abwesend zum Schwerte verurtheilet, und seine Güter wurden eingezogen.

Als die Gerichtsdiener Clorinden aus dem Gefängnisse hohlten, um Urtheil und Recht an ihr zu vollziehen, so ließ sie sich von ihrer mitschuldigen Kammermagd aufs beste ankleiden. Als es geschehen war, küßte sie sie etlichemal, und sagte, sie sollte sich einen Muth nehmen. Aber das arme Mägdchen zerfloß fast in Thränen, und erzeigte sich sehr bußfertig. Clorinde hingegen verachtete den Tod, und verlachte alle Marter.

Als sie beym Scheiterhaufen ankam, bat sie um Erlaubniß, eine Anrede ans Volk halten zu dürfen, ehe sie an den Pfahl gebunden würde. Es wurde ihr erlaubt, und sie sprach fast eine halbe Stunde mit einer Kühnheit, die alle Menschen in Erstaunen setzte. Sie sagte unter andern: der Tod könnte ihr kein Schrecken einjagen; und die Trennung ihrer Seele vom Leibe

quälte

quälte sie weit minder, als der Gedanke, daß sie ihren Geliebten auf ewig missen sollte. Mich tröstet noch ein wenig, (sprach sie) daß er das Glück gehabt, der Justiz zu entgehen.

Hierauf befahl sie dem Henker, zu thun was seines Amts wäre. Als sie am Pfahle mitten im Scheiterhaufen angebunden stand, rührte sie noch ihr Beichtvater durch seine Ermahnungen so stark, daß sie öffentlich ihre Reue über ihr Verbrechen bezeugte. Itzt wurden ihre Augen, die vorher noch feurig waren, zu Thränenquellen. Der Beichtvater, als er sie in so gutem Zustande sah, gab ihr den Segen; und der Henker zündete den Scheiterhaufen an, welcher geschwind in vollen Flammen stand.

Felix, welcher nach Venedig geflüchtet war, wurde ein Jahr hernach auf der Strasse heimlich ermordet. Man fand ihn an der Ecke einer Strasse beym St. Marcus-Platze, mit vielen Stichen durchbohrt; und es ist niemals bekannt geworden, wer ihn ums Leben gebracht hat.

Fünfte Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Ein junger neapolitanischer Edelmann verliebte sich in eine Schöne zu Neapolis. Weil sie sich aber nicht eher nach seinem Wunsche bequemte, als bis er ihr die Ehe versprach, so that er dieses. Es nöthigten ihn aber gewisse Familien-Umstände, eine andere Heirath zu treffen: worüber sich seine verlassene Liebste auf eine grausame Art rächete.

Es lebte ehemals zu Neapolis ein vornehmer von Adel, welcher reich, schön von Ansehen, und in allen Leibesübungen ungemein geschickt war, mit Namen Hector. Er war erst fünf und zwanzig Jahre alt, da er an einem Festtage Leoniſſen, eine schöne Neapolitanerinn von bürgerlichem Stande, zu sehen bekam. Er verliebte sich sogleich in sie, und nahm sich vor, keine Mühe und Kosten zu spahren, um seinen Wunsch bey ihr zu erlangen.

Es hatte ihm schon ehemals bey solchen Gelegenheiten ein gewisses altes Weib gute Dienste gethan. Sie war so geschickt und verschmitzt, als vielleicht eine einzige alte Vettel in Wälschland

seyn

seyn konnte. Sie versprach ihm, alles aufs beste anzufangen; und gieng, ihrem Versprechen zufolge, einsmals zu Leoniſſen, indem ihre Mutter nicht zu Hause war. Sie kam unter einem andern Vorwandte, ließ aber das Gespräch bald hernach auf Hectorn kommen. Sie both ihr, in seinem Namen, nicht allein seine Liebe, sondern auch sein ganzes Vermögen an; und zeigte ihr die größten Vortheile bey einem so reichen und vornehmen Edelmanne.

Leoniſſe besaß allzu viel Tugend, als daß sie sich auf solche Art hätte fangen lassen können. Geht, ihr ehrvergeßnes Weib! sagte sie, und seyd nicht mehr so vermessen, mir solche Vorschläge zu thun. Ihr kommt ganz unrecht bey mir an; und ihr sollet wissen, daß ich nicht gewohnt bin, solche garstige Wirthschaft zu treiben.

Das Weib wunderte sich, daß ein Frauenzimmer so schön, und doch so tugendhaft seyn könnte, und berichtete es Hectorn, welcher sich sehr darüber grämte, ihr aber dennoch eine gute Belohnung gab. Hector, dessen Liebesweh immer heftiger wurde, anstatt daß es hätte abnehmen sollen, entschloß sich einmal plötzlich, selbst zu Leoniſſen zu gehen, und ihr seine Noth vorzustellen. Er kam, und gieng unverrichteter Sachen wieder fort. Und da er endlich glaubte, daß er vor Liebe noch würde sterben müssen, erboth er sich, sie zu heirathen.

Leoniſſe, die nicht weniger klug als tugendhaft war, sah deutlich, daß Hector sie wirklich liebte.

Da sie aber neue Betrachtungen über die Ungleichheit ihres Standes anstellte, so befürchtete sie, daß es übel ablaufen möchte. Sie wußte wohl, daß die ersten Liebesregungen alles thun wollen, daß aber die letzten nichts halten wollen.

Diese Gedanken lagen ihr unaufhörlich im Sinne, und sie wußte nicht, wozu sie sich entschliessen sollte, bis endlich ihre Mutter, eine ehrgeizige und gewinnsüchtige Frau, es dahin brachte, daß sie Hectorn zu ihrem Gemahle annahm. Vergebens machte ihr Leoniſſe vernünftige Gegenvorstellungen: ihre Mutter war einmal fest entschlossen, sie Hectorn zu geben, und es schien ihr die vortheilhafteste Partey von der Welt zu seyn. Ich bitte dich ums Himmels willen, meine Tochter, (sprach sie) laß diese gute Gelegenheit nicht fahren! Es beruhet dein ganzes Glück hierauf: und wie kannst du eine Versorgung ausschlagen, die nicht zuträglicher für dich seyn könnte? Du kannst eine der vornehmsten und reichsten Frauen in ganz Neapolis werden: und doch bedenkest du dich noch? O meine Tochter! man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und die Gelegenheit bey den Haaren ergreifen. Soll eine Furcht, in der Einbildung, dich um ein wirkliches Glück bringen?

Leoniſſe willigte endlich darein, obwohl nicht gern. Es war aber auch noch so frühzeitig für Hectorn, zu heirathen: und Leoniſſens Mutter ließ es also genug seyn, daß er in Gegenwart etlicher Zeugen schwören mußte, er wolle sie, so

bald

bald als es seyn könnte, zur Gemahlinn nehmen, und er halte sie itzt schon wirklich dafür.

Hector beschwor dieses, und gelangte hierdurch noch in derselben Nacht zum völligen Besitze der schönen Leoniſſe. Er war so entzückt vor Freuden, daß seine Sinne keine andere Empfindung mehr, als Liebe hatten; und er starb fast, etlichemal in Leoniſſens Armen.

Des Morgens ersuchte er sie, ihre Ehe noch so lange geheim zu halten, bis seine häuslichen Angelegenheiten ihm erlauben würden, sie öffentlich zur Gemahlinn zu nehmen und heim zu führen. Seine Liebste und die Mutter lieſſen es sich gefallen. Die folgenden sechs Monathe war seine Aufführung so beschaffen, daß Leoniſſe, die ihn nur wider Willen geehliget hatte, anfieng ihn herzlich zu lieben. Hector machte ihr auch öfters die kostbarsten Geschenke, sowohl mit Geschmeide als mit Kleidern.

Die Nachbarn inzwischen, welche Hectorn bey Nacht und bey Tage in Leoniſſens Haus ein und ausgehen sahen, konnten nicht anders glauben, als daß sie sich durch Geld habe gewinnen lassen, und es wollte sich solches kein Mensch ausreden lassen. Leoniſſens einziger Trost dabey war, daß die Leute bald aus ihrem Irrthum gerissen, und in Erstaunen gesetzt werden sollten, wenn ihre Vermählung mit Hectorn bekannt gemacht, und sie als eine der vornehmsten Frauen geehret werden würde.

Sie sehnte sich immer mehr nach Erfüllung ihres Wunsches, und bat ihren lieben Hector,

daß er sie nicht länger in diesem Zustande wolle schmachten lassen. Aber Hector, der Leoniſſens Liebe schon lange gnug genoſſen hatte, fieng an, seinen begangnen Fehler einzusehen, und es sich reuen zu lassen, daß er einem Mägdchen von geringem Stande seine eheliche Zusage gethan hatte. Inzwischen hoffte er, obgleich mit schlechtem Grunde, sie werde sich wohl mit einer ansehnlichen Geldsumme abweisen lassen.

Um diese Zeit versöhnten sich Hectors Aeltern mit einem andern mächtigen Hause; und damit die Bande der neuen Freundschaft desto fester verknüpft werden möchten, wurde in Vorschlag gebracht, Clölien dem Hector zur Gemahlinn zu geben, welcher sie eben so willig annahm, als ob keine Leoniſſe in der Welt gewesen wäre. Diese Heirath wurde in der ganzen Stadt bekannt; und jedermann freuete sich, daß diese zwey vornehmen Häuser, nach so langer Zwietracht, wieder in Freundschaft kamen.

Leoniſſens Mutter erfuhr diese Zeitung, und brachte sie ihre Tochter. Man erwäge selbst, ob für die arme Leoniſſe etwas betrübters zu hören gewesen seyn könnte. Sie vergoß einen Strom von Thränen, und war untröstlich. Sie vergieng wie ein Schatten, und täglich mehr. Endlich nahm sie sich vor, sich an Hectorn, wegen dieser Beschimpfung, und seiner Untreue an ihr, zu rächen.

Sie vertraute ihren Anschlag der einzigen Fatime, einer Sclavinn aus Mauritanien, die schon etliche

etliche Jahre bey ihr war, und für welche Leoniſſe beſondere Liebe hatte. Sie nahm hierüber Abrede mit ihr; hernach ſchien ſie wieder munter zu werden, und nahm auch am Leibe wieder zu.

Hector war kaum vier Wochen mit Clölien verheirathet, als er einsmals bey Leoniſſens Hauſe vorbeygieng, und ſie an einem Fenſter, unten im Hauſe, erblickte. Leoniſſe ſah ihn, und die Röthe ſtieg ihr ins Geſicht. Hector wußte nicht, wie er ſich gebehrden ſollte; jedoch erhohlte er ſich von ſeiner Entſtellung. Er blieb ſtehen, machte Leoniſſen ſeinen Gruß, und ſagte, er freue ſich, ſie geſund zu ſehen.

Leoniſſe ſtellte ſich, als wüßte ſie nichts von ſeiner Ehe, und antwortete ihm mit munterm Geſichte: Herr Hector, ſie ſetzen mich in Verwunderung, weil ich meynte, ſie hätten mich ganz vergeſſen. Wie kömmt es, daß ich ſie gar nicht mehr bey mir ſehe? Habe ich mich ihnen durch etwas mißfällig gemacht? Ach Hector! wiſſen ſie nicht mehr, wie zärtlich ich ſie liebe, und wie ich ihnen gänzlich ergeben bin?

Hector erſtaunte, da er anſtatt Klagen und Vorwürfe, die er vermuthet hatte, ſo viel Sanftmuth an ihr wahrnahm. Er freuete ſich nicht wenig, daß er (nach ſeiner Meynung) ſo gut davon kam, und ſagte: Mademoiſelle, ſie wiſſen ohne Zweifel meine Heirath mit Clölien. Ich habe es thun müſſen, bloß um den Frieden zu beſtättigen, den meine und meines Schwiegervaters Familien, nach ſo langwierigen und ſchrecklichen Feindſälig-

keiten, mit einander geschlossen haben. Ich habe es unmöglich ändern können. Aber ich hoffe, daß dieses die gute Freundschaft unter uns nicht stöhren wird. Was mich betrifft, ich liebe noch stets Leoniſſen: ich bewundere unaufhörlich ihre Schönheit und Artigkeit im Umgange. Und wenn ſie die Gütigkeit haben, mir meinen Fehler zu vergeben, ſo will ich ihnen unwiderſprechliche Beweiſe geben, daß Clölia viel zu wenig iſt, ſie schönſte Leoniſſe aus meinem Herzen zu vertreiben.

Herr Hector, antwortete Leoniſſe, ſie können leicht erachten, wie ſehr ich mich über ihre Vermählung gegrämet habe, und daß mir eine andere ſo vorgezogen worden. Ich habe Ströme von Thränen vergoſſen, und eine lange Zeit weder eſſen noch ſchlafen können. Das bißchen Schönheit, ſo man mir beylegt, vergieng in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, und ich verfiel innerhalb dreyen Tagen ſo ſehr, daß ich faſt nicht mehr kenntlich war. Endlich überlegte ich, daß nur die dringende Noth, und ein Familien-Vortheil, ſie untreu an mir hatte werden laſſen; und ich ſchmeichelte mir mit der Hoffnung, daß ſie es nicht aus Mangel an Liebe zu mir gethan hätten. Dieſe Betrachtungen brachten mich wieder zurecht; und ich freue mich herzlich, itzt aus ihrem Munde zu hören, daß Clölia mir ihre Gewogenheit nicht hat entziehen können. Allein, wenn ich es ihnen glauben ſoll, ſo erzeigen ſie mir die Gnade, mich zuweilen zu beſuchen. Eine gröſſere Freude wird mir nicht widerfahren können, als eine Perſon wieder zu umarmen, die ich ſo zärtlich geliebt,

und

und noch liebe. Mademoiselle, sagte Hector, weil sie so gütig sind, und mehr als ich gehoffet hatte, so verspreche ich ihnen, diesen Abend zu kommen, um unsere Liebe wieder zu erneuern. Glauben sie sicherlich, gab ihm Leoniſſe zur Antwort, daß ich sie mit Schmerzen erwarten werde.

Hector nahm hierauf Abschied. Leoniſſe freuete sich, daß die Sache einen so guten Anfang nahm. Sie rief Fatimen, und befahl ihr, alles, womit sie sich an Hectorn rächen wollte, in Bereitschaft zu halten.

Als die Nacht einbrach, und Hector mit seiner Gemahlinn gespeist hatte, so gieng er mit einem einzigen Bedienten, der sein Vertrauter war, zur Leoniſſe. Sie nahm ihn sehr freundlich und liebreich auf. Dem Diener wurde anbefohlen, nach Hause zu gehen, und früh um drey Uhr wieder zu kommen.

Nach vielen verliebten Gesprächen legte sich Hector mit Leoniſſen zu Bette, und sie liebkoſete ihm mehr als jemals. Sie hatte ihm einen Schlaftrunk beygebracht, und er schlief folglich bald ein. Sie machte hernach Fatimen die Thüre auf; und diese erschien mit allen Werkzeugen, die Hectorn auf eine grausame Art das Leben rauben sollten.

Leoniſſe nahm einen Strick, und band ihm Arme und Beine. Hernach steckte sie ihm einen Knebel in den Mund, damit er nicht schreyhen könnte: und hierüber wachte er erst auch. Ueber dem Bette war ein starker eiserner Ring befestiget,

durch welchen sie einen Strick gezogen hatten. Hieran banden sie Hectors Füsse. Die Sclavinn zog den Strick an, und Hectorn von unten in die Höhe, so daß die Beine oben, und der Kopf unten war. Hector war ganz nackend, und in solcher Stellung ganz auſſer Stand, den mindesten Widerstand zu thun.

Die ergrimmte Leoniſſe fieng nunmehr die grausame Marter dieſes unglücklichen Liebhabers an ſeiner Zunge an. Ehe ſie den Schnitt that, ſagte ſie zu ihm: Schelm! itzt will ich, mit Gefahr meines Lebens, wegen deiner mir angethanen Beſchimpfung, Rache an dir ausüben. Du haſt mir die Ehre geraubt; und ich will dir das Leben nehmen. Treuloſer! du haſt Clölien geheirathet, und dieſe Zunge hatte mir doch die Ehe geſchworen. Aber du glaubteſt, eine ſolche Schandthat ſollte unbeſtraft bleiben? Meineidiger! deine Luſt iſt in dieſem Augenblicke zu Ende, und deine Marter geht an. Du ſollſt weder Clölien noch Leoniſſen mehr haben. Ich mache alſo den Anfang deiner Todesſtrafe an deiner falſchen Zunge, die mich vornehmlich ins Unglück geſtürzt hat. Nach dieſen Worten ſchnitt ſie ihm mit einem Scheermeſſer die Zunge in der Mitte ab.

Nach der Zunge hieb ſie ihm die Hände ab, weil ſie Gehülfen bey ſeinem Verbrechen geweſen waren. Hernach redte ſie ſeine Augen an, und ſagte: Ihr verrätheriſchen Werkzeuge der Liebe! die ihr ſo viel falſche Thränen um mich vergoſſen, und mich für die liebenswürdigſte Perſon

von

von der Welt gehalten habt? wie habt ihr mich so betriegen können? Billig muß euch das Licht genommen werden; und ihr sollet nebst allen anderen Werkzeugen meines Unglücks verderben. Hierauf stach sie Hectorn die Augen aus, damit er vor seinem Ende noch blind würde. Von den Augen kam sie zu anderen Gliedmaßen. Aus Ehrerbiethung gegen den Leser, übergehen wir die umständliche Beschreibung aller Grausamkeit, die sie an Hectorn ausübte.

Itzt erwäge man, welchen Anblick ein nackender Mensch gab, der am Leibe so zerstümmelt war. Leoniſſe wollte ihn endlich nicht länger quälen, und stach ihm einen Dolch etlichemal durchs Herz.

Sobald er todt war, banden ihn Leoniſſe und Fatime auf, und legten ihn mit allen seinen Gliedmaßen in einen langen Korb, welchen sie mit einem weissen Tuche bedeckten. Sie reinigten auch alle Stellen, die mit Blute befleckt waren. Hernach sagte Leoniſſe zur Sclavinn: Liebe Fatime, ich danke dir für deinen Beystand, welchen du mir bey meiner Rache geleistet hast. Nunmehr mußt du dich mit der Flucht retten, und nach Africa, in dein Vaterland, zu entkommen suchen. Nimm dieses Kistchen, in welchem du mein sämmtliches Geschmeide, auch viel Gold und Silber finden wirst. Hiervon kannst du, nebst deinen Verwandten, bequemlich leben.

Die treue Sclavinn war viel zu gutherzig, und Leoniſſen viel zu sehr ergeben, als daß sie

es hätte thun wollen. Ich verlasse sie nicht, sagte sie, es gehe auch wie es wolle. Ich bin ihnen im Leben treu gewesen: ich will es auch bis zum Tode bleiben. Lieber will ich mit ihnen sterben, als sie überleben: denn ich bin gewiß, daß weder Freyheit, noch Gold und Silber, noch alle Kleinodien, jemals im Stande wären, mich nach ihrem Tode vergnügt werden zu lassen.

Leoniſſe erstaunte über eine so wunderbare Treu, und suchte sie nochmals zu bewegen, daß sie sich mit der Flucht retten möchte; aber die Sclavinn blieb bey ihrem einmal gefaßten Entschlusse.

Des Morgens um drey Uhr kam Hectors Bedienter, und wollte, wie ihm befohlen war, seinen Herrn abholen. Fatime gab vor, er schliefe; er sollte wieder heim gehen, und um acht Uhr wiederkommen.

Unterdessen ersuchte sie Fatimen aufs neue inständigst, daß sie die Flucht ergreifen möchte. Sie entdeckte ihr, daß sie entschlossen wäre, um nicht in die Hände der Obrigkeit zu fallen, sich selbst ums Leben zu bringen; und daß sie deßwegen schon Gift bereit hätte, der sie in vier bis fünf Stunden tödten würde. Hoffentlich, sagte Fatime, haben sie dessen so viel, daß wir beyde daran sterben können. Und wenn dieses ist, so wollen wir ihn geschwind einnehmen, damit wir einen freywilligen Tod, und nicht erst Marter von der Justiz ausstehen dürfen.

Deine

Deine Treu, antwortete Leoniſſe, verdient in den Geſchichten verewiget zu werden, und ich kann ſie nicht gnugſam bewundern. Nach dieſen Worten, öffnete ſie ein Schächtlein, worinnen ſie vergiftete Pillen hatte. Sie verſchluckte eine davon, und die Sclavinn die andere: beyde mit unglaublicher Begier. Hernach umarmte Leoniſſe Fatimen aufs allerzärtlichſte, weil ſie ihr keinen andern Beweis von ihrer herzlichen Gewogenheit geben konnte.

Um acht Uhr des Morgens kam der Bediente wieder, um ſeinen Herrn abzuholen. Leoniſſe ſagte, er ſollte mit ihr in den Palaſt des Vicekönigs gehen, wo er Nachricht von ihm bekommen würde. Sie ſchloß ihr Schlafzimmer zu, und gieng mit Fatimen und Hectors Bedienten in den Palaſt. Hier hielt ſie um geſchwindes Gehör beym Vicekönig an, und ſagte, daß ſie etwas höchſt nothwendiges anzubringen hätte. Sie ward bey ihm angemeldet, und er ließ ſie in einem Saale, im Beyſeyn vieler Perſonen vor ſich, und ihre Sache vortragen.

Gnädigſter Herr! ſagte Leoniſſe: ich komme Eurer Excellenz von einer Sache Nachricht zu geben, über die ſie erſtaunen werden. Ich muß ihnen ſagen, daß ich mich an dem Herrn Hector nach Wunſche gerächet habe. Er iſt todt, der Treuloſe! aber ſein ſchandbares Verhalten hätte verdient, daß er im Angeſicht der ganzen Welt eine ſolche Strafe erlitten hätte. Nachdem er

alle

alle Mittel, mich zu verführen angewandt hatte, so versprach er mir feyerlichst, und in Gegenwart etlicher Zeugen, die Ehe, und beschwor seine eheliche Zusage, auch daß er mich von dem Augenblicke an als seine Ehefrau ansehen wollte. Hierauf hielt ich ihn als meinen Gemahl, und erlaubte ihm alles, was eine Frau ihrem Manne schuldig ist. Inzwischen weiß ganz Neapolis, was hernach mit ihm geschehen ist. Der Verräther heirathete Clölien; und mich verließ er, als ob ich ein liederliches Weibsbild wäre. Meine Ehre ist mir allzeit sehr lieb gewesen, und ich habe also einen so widrigen Zufall nicht ertragen können. Ich bekam Gelegenheit, mich an ihm zu rächen: ich habe mich gerächet; und ich will lieber grausam, als unzüchtig heissen. Er kann der Nachwelt zu einem Beyspiele dienen: und ob es mir wohl das Leben kosten wird, so werde ich doch sterbend noch das Vergnügen haben, daß ich mich an einem Undankbarn, einem Treulosen, einem Verräther und einem Meineidigen, zur Gnüge gerächet habe.

Leonissens Erzehlung setzte den Vicekönig, wie leicht zu erachten ist, in Erstaunen. Er fragte sie zuerst, wo Hectors Körper sey. Unter meinem Bette, antwortete sie, in einem Korbe; und bey diesen Worten überreichte sie ihm den Schlüssel. Hierauf wurde dieser Korb geholet; und alle die zugegen waren, entsetzten sich über den schrecklichen Anblick. Leoniſſe hielt beym Vicekönige an, daß er Fatimen und den gegenwärtigen Diener

des

des Entleibten, über Hectors beſchwornes Eheverſprechen abhören laſſen möchte. Beyde ſagten aus, was Leoniſſe behauptete; und ihre Auſſagen beſtätigte hernach ihre Mutter, wie auch ein naher Anverwandter von ihr. Der Vicekönig bezeugte ſein großes Mißfallen über das Unrecht, ſo Hector Leoniſſen angethan hatte; aber er ſprach auch Leoniſſen Unrecht, daß ſie ſich nicht an die Obrigkeit gewandt hatte. Er beklagte ihr Schickſal, und ſagte, er wollte wünſchen, daß er die Gnade mit der Gerechtigkeit vereinigen könnte.

Leoniſſe, die den Tod in ſich zu fühlen anfieng, dankte ihm; gab ihm aber auch zu erkennen, daß ſie weder Leben noch Tod von jemanden, wer es auch ſey, empfangen könnte. Bald hernach that der Gift ſeine Wirkung, und ſie fiel in ſeiner Gegenwart, auf der Stelle todt nieder. Fatime überlebte ſie nur wenige Augenblicke. Ein Trauerſpiel, bey welchem der Vicekönig und alle Umſtehende in ſolches Entſetzen geriethen, daß der Inhalt aller Geſpräche zu Napoli, einige Zeit nur Hectors und Leoniſſens trauriges Ende war.

Sechste Geschichte
von
unglücklichen Liebhabern.

Elvire, eine Spanische adeliche Frau, die von ihrem Gemahle Don Fernandez, im Ehebruche ergriffen wird, muß, nebst ihrem Geliebten und ihrer Vertrauten, einen schrecklichen Tod ausstehen.

Zur Zeit, als der Herzog von Alba wider die Holländer Krieg führte, um sie der Krone Spanien wieder unterwürfig zu machen, befand sich in seinem Kriegsheere ein Spanischer Officier, mit Namen Don Fernandez. Er war aus Sevilla bürtig, und brachte, im Dienste seines Königs, den größten Theil seines Lebens in Flandern zu, wo er sich bey vielen Belagerungen und Feldschlachten besonders hervorthat.

Nach geschlossenem Friede begab er sich nach Hause, um sein Leben in Ruhe zu beschliessen. Er war Willens gewesen, niemals zu heirathen; aber der kleine Götze, der sein Spiel mit Göttern und Menschen treibt, brachte ihn geschwind auf andere Gedanken.

Don Fernandez war erst ein Jahr wieder zu Hause, als er bey einer seiner Anverwandten zur Hochzeit gebethen wurde. Hier sah er die ungemein

mein schöne Elvire, und ließ sich dermaßen von ihrer Schönheit rühren, daß er beym ersten Anblicke seine Freyheit verlohr. Auſſer ihren großen Annehmlichkeiten, war sie auch von sehr edler Geburth; aber in Ansehung des Reichthums hatte Fernandez nichts von ihr zu hoffen. Ihr Vater hatte viel Kinder: und damit er sein meistes Vermögen den Söhnen zuwenden könnte, war er eben damals im Begriffe, Elviren, und noch eine andere Tochter, ins Kloster zu St. Brigitta zu thun.

Er änderte seinen Vorsatz, als er sah, daß Don Fernandez, einer der reichsten Edelleute in der Stadt, Elviren liebte. Don Fernandez hielt um sie an: er bekam sie; und die Vermählung gieng mit vielen Freudenbezeugungen vor sich. Zwar fand sich ein sehr ungleiches Alter zwischen einem Manne von fünf und funzig, und einer Frau von vierzehn Jahren: nichts desto weniger lebten sie die ersten zwey Jahre sehr vergnügt beysammen.

Je älter Don Fernandez wurde, desto lieber hätte Elvire einen jüngern Mann gehabt. Dieses machte endlich, daß sie sich einen Liebhaber zulegte. In dieser Absicht warf sie ihre Augen auf den Don Carlos, einen jungen wohlgestalteten Edelmann, der ihr schon, ehe sie verheirathet wurde, sehr nachgegangen war. Als einsmals ihr Gemahl aufs Land verreiset war, schickte Elvira dem Don Carlos durch ihr Kammermägdchen Lucinden, ein Briefchen zu. Der junge Edelmann nahm es mit unaussprechlicher Freude an,

und

und versäumte keinen Augenblick Zeit. Er besuchte Elviren: und sie erlaubte ihm, was er sich längst gewünschet hatte.

Diese heimlichen Ergetzungen giengen eine Zeit lang glücklich von statten, bis endlich Don Fernandez, um freyer leben zu können, auf einem schönen Landhause, fünf Meilen von Sevilla, am Guadalquivir, seine beständige Wohnung aufschlug. Diese Entfernung war sehr unangenehm für unsere Verliebten, weil sie in Zukunft nicht anders als mit vieler Mühe zusammenkommen konnten. Unterdessen war Don Fernandez nicht im mindesten eifersüchtig auf seine Gemahlinn: und weil er keinen Verdacht in ihre Tugend setzte, so ließ er ihr so viel Freyheit, als eine Frau in diesem Lande hoffen und wünschen konnte.

Diese Freyheit selbst war Ursache an ihrem Unglücke. Weil ihr Gemahl nicht eifersüchtig war, so war auch sie nicht vorsichtig; und weil sie ihre Liebeshändel gar zu offenbar trieb, so wurde sie zuletzt ertappt. Don Carlos lebte viel zu frey mit Elviren, als daß er nicht den Bedienten im Hause hätte Verdacht geben müssen.

Unter diesen befand sich ein alter Diener, welcher dem Don Fernandez jederzeit treu gewesen war. Weil er sich die Ehre seines Herrn mehr als alle andere Bediente, angelegen seyn ließ, so schloß er aus dem vertrauten Umgange des Don Carlos mit Elviren, daß sie die Zeit, zum Nachtheile seines Herrn, mit einander zubringen müßten. Weil aber Dom Fernandez eine allzu gute

Meynung

Meynung von seiner Gemahlinn hatte, als daß er ihr etwas böses zutrauen konnte, so getrauete er sich nicht, ihm seine Gedanken zu entdecken, ehe er der Sache völlig gewiß wäre. Er nahm sich also vor, auf Elviren und den Don Carlos genau Achtung zu geben.

Unsere Liebhaber, die unterdessen ihrer verbothenen Lüste vollauf genossen, dachten nicht an die Gefahr, in der sie standen. Sie waren einsmals so nachläßig, daß sie in währender Zeit, als sie sich mit einander auf dem Bette unzüchtig vergnügten, die Thüre offen gelassen hatten.

Der alte Diener, der es sah, und also durch seine Augen überzeuget wurde, bedachte sich nicht länger, und nahm sich vor, sobald sein Herr aus Sevilla zurückkäme, (wo er seiner Verrichtungen halber war,) ihm Nachricht davon zu geben. Sobald er ankam, wurde Don Carlos unsichtbar; und Elvira, die erst von seinen Umarmungen kam, lief ihrem Eheherrn entgegen, und fiel ihm um den Hals. Sie machte ihm unzehlige Caressen, und fragte ihn, warum er so lange in Sevilla geblieben wäre. Du weißt, mein Engel! sprach sie, daß ich nicht froh werde, wenn du nicht bey mir bist, und daß ich mich gräme, wenn meine Augen nicht das Glück haben dich zu sehen.

Der alte Bediente, der das Gegentheil wußte, konnte diese verstellte Zärtlichkeit kaum anhören. Er wurde schrecklich unwillig über ihr, und es verdroß ihn, daß sich sein Herr durch ihre falschen Liebkosungen täuschen ließ. Und da er einsmals

allein bey ihm in seinem Cabinet war, so trug er ihm diese Sache ohngefähr mit folgenden Worten vor.

Gnädiger Herr, ich habe ihnen eine Nachricht zu geben, die sie wundern, aber auch ärgern wird. Die Sache betrifft ihre Ehre, und ich kann sie ihnen nicht länger verbergen. Ihre Frau Gemahlinn hat einen Liebhaber; und ich habe es mit Augen angesehen. Ich habe ihn mit ihr auf dem Bette gesehen, und die Wahrheit zu sagen, in einer Stellung, die nicht ärger hätte seyn können.

Diese Nachricht setzte den Don Fernandez so sehr in Erstaunen, daß er ganz ausser sich selbst kam. Die Treu seines Dieners, die er so vielmal geprüfet hatte, bestürzte ihn erst heftig; aber die Liebe zu seiner Gemahlinn war doch noch stärker. Er antwortete ihm: Bedenke es wohl was du sagest! ich kann mirs unmöglich vorstellen, daß Elvire so untreu an mir handeln könne. Der Diener that ihm einen Eid, daß es nichts gesaget, als was er mit seinen Augen gesehen; daß er nicht etwa aus einem Hasse so rede, sondern es bloß aus Treue, seiner Schuldigkeit gemäß erachtet habe, ihm zu entdecken, was wider seine Ehre sey.

Don Fernandez fragte ihn, ob er ihm eine so unglaubliche Sache selbst sehen lassen könne. Gnädiger Herr, sagte der Diener, sie werden nur eine Reise vorgeben dürfen, und ich getraue mir, sie augenscheinlich zu überführen. Don Fernandez war begierig, hinter die Wahrheit zu kommen, und gab vor, er habe Briefe bekommen, die ihn nöthig-

nöthigten, ohne Verzug nach Sevilla zu reisen. Elvire that sehr kläglich, daß er so oft verreiste. Warum sind wir aber hierher gekommen, (sagte sie) wenn wir nicht ruhiger beysammen leben wollen? Warum verlassen sie mich so sehr oft? Ich muß, gab er zur Antwort, und meine Angelegenheiten nöthigen mich dazu. Ich glaube auch nicht, daß ich eher als in sieben bis acht Tagen werde wiederkommen können.

Kaum war Don Fernandez aus dem Hause, so that sie es ihrem Don Carlos zu wissen, welcher sogleich des Mannes Stelle besetzte, und sich des Nachts durch die Gartenthüre ins Haus schlich.

Sobald er angekommen war, mußten alle ihre Leute zu Bette gehen, ausgenommen Lucinde, die ihre Vertraute war. Da alles im Hause still war, so fand sie sich beym Don Carlos ein: sie setzte ihm zu Essen und zu Trinken vor, und gieng hernach vergnügt mit ihm zu Bette. Diesesmal (sagte Elvire) haben wir recht bequeme Zeit, beysammen frölich zu seyn. Der gute Mann hat ganzer acht Tage lang in Sevilla zu thun: wir wollen uns indessen die Zeit nicht lang werden lassen.

Don Fernandez, der in währender Zeit, da sie auf nichts als Freude sann, auf ihr Unglück bedacht war, reiste nur eine Meile weit von seinem Landhause. Er schickte seine Leute nach Sevilla, mit Befehle, ihn dort zu erwarten. Als sie fort waren, begab er sich zurück, und langte gegen Mitternacht zu Hause an.

Er fand sogleich seinen treuen Diener, der auf seine Wiederkunft wartete. Dieser sagte seinem Herrn, daß die Verliebten schon länger als zwo Stunden beysammen wären. Don Fernandez hatte zween bewaffnete Kerle mit sich gebracht; und er gieng alsobald mit ihnen hinauf nach Elvirens Schlafzimmer. Sein alter Bedienter mußte an die Thüre anklopfen. Die Kammermagd kam, und fragte wer da sey. Der Diener gab zur Antwort, der Herr habe jemand mit wichtigen Briefen an seine Gemahlinn zurück geschickt, und ausdrücklich befohlen, daß sie ihr, es sey in welcher Stunde es wolle, übergeben werden sollten.

Die Magd meldete es Elviren. Diese befahl ihr, die Briefe durch die Thüre anzunehmen, aber keinen Menschen hinein zu lassen. Als sie die Thüre ein wenig öffnete, so stieß sie der Diener mit Gewalt auf, so daß Don Fernandez und seine Leute hinein traten. Sie ergriffen sogleich ein Licht, das auf dem Tische brannte, und sahen Elviren und den Don Carlos beysammen im Bette liegend. Don Fernandez befahl ihnen, heraus zu steigen; und sie fielen ihm beyde zu Füßen. Er aber, ohne sich an ihre demüthige Stellung zu kehren, redte sie mit drohenden Gebehrden folgendergestalt an. Du Schelm, sagte er zuerst zu Don Carlos: du bist sehr frech, daß du herkömmst, mein Ehebette zu beflecken. Du hast deine Lust mit Elviren gehabt, und ich muß dafür meine Rache haben. Hierauf sagte er zur Frau: Und du, ehrloses Weib! bist du unsinnig, daß du mir so meine Ehre raubest? Weintest du deßwegen so sehr, du Verrätherinn! da ich

ab-

abreiſte? Undankbare! erkenneſt du meine Liebe mit ſolchem Danke? Und zur Magd ſagte er: Du aber, die mein Brod aß, haſt du dich wider mich verſchworen? Treibſt du nur einen Spaß mit Dingen, derer du dich ſchämen ſollteſt? Ihr habt alle drey das gröbſte Verbrechen begangen, und billig muß ich mir Recht verſchaffen.

Sie lagen ihm alle zu Füßen, und ſuchten ihn wehmüthig zur Barmherzigkeit zu bewegen. Aber Don Fernandez blieb unerbittlich. Er befahl ſeinen Leuten, einen Strick an der Decke zu befeſtigen; und Elviren, ihrem Ehebrecher den Strick um den Hals zu legen.

Elvire weigerte ſich es zu thun. Aber der Mann ſchwur, er wollte ihr augenblicklich den Degen durch den Leib ſtoſſen, wenn ſie nicht gehorchte. Sie that es endlich, um ihr Leben zu retten, und wurde alſo des Don Carlos Henker.

Nachdem er aufgeknüpft war, ließ Don Fernandez alles, was im Zimmer war, wegtragen, und nur eine Matratze in einen Winkel legen, auf welcher die unglückliche Elvire liegen könnte. Ehe er hinaus gieng, ſagte er zu ihr. Elvire! an dich will ich nicht Hand legen, weil ich dich ſo herzlich geliebt hatte. Aber zur Strafe, ſollſt du dein übriges Leben hier zubringen, und deinem Don Carlos auch nach ſeinem Tode Geſellſchaft leiſten, weil du im Leben ſo gern bey ihm geweſen biſt. Du hatteſt deine Luſt an ihm, und ich will dir ihn nicht nehmen. Deine Magd ſoll bey dir bleiben, um dich wegen ſeines Abſterbens zu tröſten. Nach

diesen Worten gieng er hinaus, und ließ sogleich die Fenster mit eisernen Stäben verwahren, und die Thüre vermauren. Anstatt derselben ließ er ein kleines Loch durch die Wand machen, durch welches der alte Diener Elviren und Lucinden alle Tage Brod und Wasser gab, um ihr Leben zu erhalten.

Welch ein schrecklicher Anblick für die betrübte Elvire! Ein Gehenkter in ihrem Zimmer, und sie selbst zwischen vier Mauren, ohne alle Hoffnung, jemals heraus zu kommen! Welch ein Gram für sie, ihren so zärtlich Geliebten mit eigner Hand ermordet zu haben, und in einem so entsetzlichen Zustande stets vor sich zu sehen! Ein Anblick, der fähig war, auch Fremde mit Schrecken zu erfüllen, und in solchen Umständen den Unerschrockensten furchtsam zu machen!

O Gott! sprach sie zu Lucinden, o wollte Gott, ich hätte, anstatt des Don Carlos Henker zu werden, den grausamen Fernandez meinen Henker seyn lassen! Wie gelind wäre für mich der Tod gewesen, in Vergleichung mit einem solchen Leben! Aber ich leide billig für meine Zaghaftigkeit, und billig verliehre ich mein Leben durch meinen lieben Carlos, den ich ums Leben gebracht habe. Sie starb einige Zeit hernach, nebst ihrer Vertrauten, durch die schädlichen Ausdünstungen des Körpers, da er verwesete. So starb ein verliebtes Paar, das so manche vergnügte Stunde beysammen zugebracht hatte, jämmerlich: und so thaten sie einander selbst den Tod an.

Siebente

Siebente Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Fabricius, Diener bey dem Pompejus, einem edlen Römer, verliebte sich in Adelinden, seines Herrn Gemahlinn, und fand Gelegenheit, indem er des Pompejus Person vorstellte, seine böse Begierde zu stillen. Kaum war es geschehen, so entdeckte Adelinde den Betrug, und erstach den Diener. Sie wollte ihr Unglück nicht überleben, und ermordete sich selbst.

Rom, diese an glücklichen und betrogenen Liebhabern so fruchtbare Stadt, ist auch nicht unfruchtbar an unglücklichen Liebhabern gewesen. Die Begebenheit mit dem Fabricius und Adelinden, ist in dieser Art eine der merkwürdigsten, und verdienet die Aufmerksamkeit derer, welche am Tragischen Vergnügen finden.

Adelinde, Gemahlinn des Pompejus, eines römischen Herrn von sehr edlem Hause, war ungemein schön und tugendhaft; aber sie liebte ihren Gemahl so unmäßig, daß sie das Unglück hatte eifersüchtig zu werden. Sie forschte ihn bis in die Regungen seines Herzens aus, und konnte nicht ruhen bis sie dasjenige entdeckte, wovor sie sich doch am allermeisten furchte. Pompejus, der die-

ses bemerkte, gab sich alle Mühe, ihr andere Gedanken beyzubringen, und sie von dieser Schwachheit zu befreyen; es war aber alles vergebens.

Unterdessen verliebte sich Fabricius, des Pompejus Diener, in Adelinden. Dieser Mensch stellte eine ziemlich gute Person vor, und hatte viel Aehnliches mit seinem Herrn. Ob er wohl von schlechter Herkunft war, so gieng er doch mit hohen Gedanken um, und schmeichelte sich daß er noch mit der Zeit Adelinden gewinnen wollte. Er bediente sie mit solcher Sorgfalt und Hurtigkeit, daß sie ihn ihrem Gemahle als den besten Diener von der Welt beschrieb. Fabricius erfuhr dieses wieder, und freuete sich nicht wenig darüber: er wagte es aber doch nicht, Adelinden seine Liebe anzutragen.

Es befand sich damals zu Rom eine berühmte Buhlschwester aus Spanien, mit Namen Nucia. Adelinde hörte, daß Pompejus derselben gewogen sey: worüber sie noch viel unruhiger wurde. Damit sie der Sache gewiß werden möchte, befragte sie deßwegen den Fabricius, weil sie ihn für ihres Herrn Vertrauten hielt. Höre Fabricius, sagte sie, du weißt ohne Zweifel um alle Geheimnisse deines Herrn. Sage mir aufrichtig: welches Weibsbild besuchet er? Nicht wahr die Nucia? die verdammte Spanierinn, die dort bey den Schleussen wohnet? Rede die Wahrheit, ich will dich dafür belohnen.

Gnädige Frau, antwortete der schlaue Fabricius, sie machen mich sehr bestürzt. Mein Herr ist so gnädig gegen mich, daß er mir alle seine Liebeshändel

beshändel anvertrauet. Aber was würde er sagen, wenn ich sie ausplauderte? Sie sehen selbst, daß für mich Lebensgefahr dabey ist. Jedoch wenn sie mir gütigst versprechen, daß sie es geheim halten wollen, so soll das Vergnügen ihnen zu dienen, mehr bey mir ausrichten als alle Furcht vor der Gefahr, in die ich mich hierdurch setze.

Bey meinem Worte, sagte Adelinde, ich will nicht das mindeste davon erwähnen: erzehle mir freymüthig was du weißt. Es ist allerdings wahr, antwortete er ihr, daß der gnädige Herr die Nucia liebt, und daß er gar oft bey ihr ist. Heute hat er sie auf morgen zu einer alten Frau bestellt, welche in der Strasse Longara wohnet. Adelinde sagte: ich wollte zwar gern meinen Mann auf frischer That ergreifen, und mich an dem liederlichen Weibsstücke rächen; aber ich fürchte, du möchtest hernach dafür büßen müssen. Laß uns ein wenig nachsinnen, wie ich ihn ertappe, ohne dich dabey in Gefahr zu setzen.

Gnädige Frau, gab er zur Antwort: itzt fällt mir ein gutes Mittel ein, wie sie ihren Endzweck in der Stille erreichen können. Nucia soll, um von niemanden gekannt zu werden, mit einem Schleyer vor dem Gesichte bey der verliebten Zusammenkunft erscheinen: und sie pflegt auch allemal gern ihre Liebessachen im Finstern, und ohne Reden abzuhandeln. Wenn es ihnen nun gefällig ist, anstatt der Nucia dahin zu kommen, so wird ihr Herr Gemahl sie schwerlich im Dunkeln erkennen können; und wenn er denkt, er sey bey der Nucia, so wird er bey ihnen seyn.

Das ist in der That recht wohl ausersonnen, sagte Adelinde: auf solche Art ertappe ich ihn, und er weiß es doch nicht; ich komme hinter seine verliebten Geheimnisse, ohne daß er es im geringsten vermuthet. Aber, Fabricius! du mußt mir recht treu seyn!

Morgen, sagte der Diener, soll ich zur Nucia gehen, um die Stunde, in welcher sie kommen will, zu wissen; und ich soll hernach dem Herrn Nachricht geben, wenn sie angelanget ist. Es würde am besten seyn, gnädige Frau, sie bestimmten die Stunde eher als Nucia: und sobald sie bey dem Weibe angekommen sind, will ich dem Herrn sagen, sie sey da. Aber ich bitte nochmals unterthänigst, sich zu erinnern, was sie mir versprochen haben, und sich nicht zu erkennen zu geben: denn sonst sehen sie selbst, daß ich in Gefahr meines Lebens dabey käme.

Adelinde versprach ihm nochmals Verschwiegenheit, so gern sie sich auch dieser Gelegenheit bedient hätte, ihrem Gemahle einen derben Verweis zu geben. Und in Erwartung noch stärkerer Proben von der Treue des Dieners, machte sie ihm unterdessen ein Geschenk mit etlichen Thalern.

Am folgenden Tage ließ sich Adelinde in der Sänfte an den erwähnten Ort tragen. Sobald sie angekommen war, ließ Fabricius Adelinden in einem finstern Zimmer abtreten, wo sie sich ins Bette legte. Unterdessen machte er ihr weis, er wollte den Herrn Pompejus ruffen.

Allein

Allein, dieser böse Bube, der alles nur deßwegen so angestellet hatte, um sich bey Adelinden zu vergnügen, war so frech seines Herrn Person vorzustellen. Als er ins Zimmer trat, legte er den Mantel ab, zog sich aus, und legte sich zu Adelinden ins Bette. Sie, die ihn für den Pompejus hielt, wurde also von dem Diener hintergangen, anstatt daß sie seinen Herrn zu hintergehen gedachte.

Fabricius spielte seine Person gut, und seine List gelang ihm. Aber die Sache nahm einen höchst betrübten Ausgang. Er lag noch im Bette, indem Adelinde sich wieder ankleidete und fortgehen wollte. Im Weggehen erblickte sie ihren Gemahl auf der Strasse, als er mit etlichen Edelleuten vorbey gieng. Sie sah also daß sie betrogen und verrathen war, und schloß sogleich daraus, daß Fabricius selbst bey ihr gelegen haben müsse.

Dieses brachte sie augenblicklich zu dem Entschlusse, sich zu rächen. Sie lief in größter Wuth zurück. Sie wußte, daß dieser Diener allzeit einen Dolch bey sich hatte, wenn er ausgieng: diesen suchte sie, und fand ihn. Sie ergriff ihn, ohne ein Wort zu sagen. Hernach gieng sie zu dem Diener, und stach ihm den Dolch durch den Bauch. Du Verräther! sprach sie: ich nehme dir das Leben, weil du mir die Ehre geraubet hast. Hast du so schelmisch an mir und deinem Herrn handeln können? O! könnte ich dich mehr als einmal für diese Beschimpfung ermorden:

Nach diesen Worten gieng sie in sich selbst. Sie erwägte ihre Eifersucht und Leichtgläubigkeit.

Ach!

Ach! ich Unglückselige! (sagte sie) daß ich in diesen Fehler verfallen bin! Bloß weil ich meinen lieben Gemahl im Verdacht eines schlechten Lebens gehabt, ist mir das Unglück begegnet, mich von seinem ehrlosen Knechte schänden zu lassen. Mein Abscheu ist so schrecklich, und mein Kummer so groß, daß ich nach einem solchen Zufalle unmöglich mehr leben kann.

Hierauf ergriff sie den Dolch wieder, und wandte dieses Werkzeug der Rache wider sich selbst. Du hast mir gedient, (sprach sie) mich an diesem Bösewichte zu rächen: billig mußt du auch meinen Gemahl wegen des Unrechts, so ich ihm angethan, rächen. In dem Augenblicke stach sie sich das unglückliche Gewehr durch die Brust: sie fiel nieder, und that ein lautes Geschrey.

Das alte Weib im Hause, da sie es hörte, lief sogleich nach dem Zimmer, wo es geschah, und öffnete ein Fenster, um zu sehen was vorgienge. Beym ersten Blicke sah sie das Zimmer und Bette voll Blutes, welches ihr ein so heftiges Schrecken machte, daß sie die Nachbarn zu Hülfe rief. Es kamen viel Menschen herbey; man kannte Adelinden, und man ließ eiligst den Pompejus holen.

Pompejus gerieth in eine unaussprechliche Bestürzung, da er seine werthe Gemahlinn hier sterbend und in ihrem Blute schwimmend fand. Er zerfloß fast in Thränen, nahm sie in seine Arme, und fragte sie, wodurch ihr dieses Unglück begegnet sey. Adelinde richtete die Augen auf ihn, und

antwor-

antwortete ihm mit leiser und matter Stimme: du weißt, liebster Gemahl! daß ich aus großer Liebe eifersüchtig wurde. Die Eifersucht brachte mich hierher, weil mir gesaget worden war, daß du hier mit der Nucia zusammenkommen würdest. Der treulose Fabricus, den du hier vor dir siehest, hatte mir diese Unwahrheit beygebracht, um mich zu hintergehen. Es gelang ihm sein Betrug; und ich habe Rache an ihm ausgeübet. Und damit ich mich wegen meiner Eifersucht und Leichtgläubigkeit bestrafen möchte, habe ich, wie du siehst, an mich selbst Hand geleget.

Nachdem sie ihm dieses erzehlet hatte, kam der Wundarzt, welchen Pompejus hatte ruffen lassen. Er untersuchte die Wunde, und urtheilte davon, daß sie tödtlich sey, und daß Adelinde nicht lange mehr zu leben habe. Pompejus grämte sich hierüber so sehr, daß er untröstlich war. Der schelmische Fabricius lebte noch; und Pompejus würde ihm noch seinen Degen durch den Leib gestossen haben, wenn Adelinde ihn nicht davon abgehalten hätte.

Sie bat ihn, er möchte ihn lieber, ehe er stürbe, im Beyseyn der vielen Umstehenden, die Wahrheit aussagen lassen. Pompejus that es; und Adelinde erlebte noch diese Freude auf der Welt, daß sie ihre Unschuld gerettet sah. Der Diener hatte noch so viel Kräfte, daß er sagen konnte, wie er Adelinden betrogen hatte.

Unterdessen kam der peinliche Richter mit den Gerichtsdienern, um Untersuchung anzustellen

und

und höhern Orts Bericht abzustatten. Er nahm die Wirthinn im Hause in Verhör, welche alles, was sie wußte, aussagte.

Adelinde bat ihren Gemahl, er möchte sie in seine Arme nehmen, und sagte hierauf mit thränenden Augen: Mein lieber Pompejus, ich fühle in mir, daß mein Lebensende heran nahet. Ich bitte dich, vergieb mir meinen Irrthum! Du weißt es, ich habe dich jederzeit ganz allein geliebt; und auch itzo, Gott sey Dank! habe ich mich von der Beschuldigung des Verbrechens, so man mir hätte zur Last legen können, aufs beste gerechtfertiget. Bitte Gott für mich, und danke es ihm, daß ich vor meinem Tode noch das Glück gehabt, meine Unschuld auszuführen.

Bald nach diesen Worte rückte sie ihren Mund an ihres Gemahls seinen, küßte ihn, und starb. Pompejus vergieng fast in Wehmuth, und man konnte ihn nicht ohne Mühe von seiner verstorbnen Gemahlinn abbringen. Ein so trauriges Ende verursachte die unmäßige Eifersucht, der schönen und keuschen, aber unglücklichen Adelinde.

Fabricius starb, eine Stunde darauf, an seinen Wunden, und ließ vor seinem Tode, eine herzliche Reue an sich spühren.

Achte

Achte Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Antenor war nicht im Stande, als Ehemann mit seiner Gemahlinn Livia zu leben; weßwegen sie mit dem Polidor verbothene Liebe trieb. Als es Antenor erfuhr, so ließ er den Ehebrecher, vor der Livia Augen, ermorden, und sie den Dolch oder den Giftbecher für sich wählen. Sie trank den Gift, und wurde mit ihrem Liebhaber in der Stille beerdiget.

Syracuse hat nicht weniger als Rom, seine unglücklichen Liebhaber gehabt. Dieses bezeugen Polidor und Livia, deren Geschichte sehr tragisch ist.

Livia war eine von denen unglücklichen jungen Frauen, welche alte Männer heirathen. Das Feuer ihrer Jugend schickte sich schlecht zu der Kälte des alten Antenors, ihres Gemahls. Sie behalf sich mit Polidorn, einem jungen und schönen Edelmanne, der sich schon lange Zeit um sie bemühet hatte.

Clarine, der Livia Kammermägdchen, war dabey Mittelsperson. Sie entdeckte Polidorn die Neigung, so Livia zu ihn trug, und fand Mittel

und

und Wege, wie sie heimlich zusammen kämen. Kurz, Clarine war das Werkzeug ihres Vergnügens und ihres unglücklichen Schicksals.

Das erstemal, als Polidor seine Geliebte besuchte, that er es in Bauerskleidern. Nach der Zeit kam er insgemein, als ein Weib verkleidet, zu ihr.

Einer von Antenors Bedienten, welcher am scharfsichtigsten und am treuesten unter allen war, kam hinter diese listigen Streiche. Er hinterbrachte es seinem Herrn, welcher sogleich schlüßig wurde sich zu rächen.

In solchen Fällen sind in Italien Gift und Dolch die bewärtesten Hülfsmittel; und Antenor legte sich beydes zu. Er gieng an einem Morgen ins Schlafzimmer seiner Gemahlinn, noch ehe sie aufgestanden war. Er that liebreicher und freundlicher mit ihr, als es sonst seine Gewohnheit war, damit sie nicht den mindesten Verdacht bekommen möchte.

Nach einer kurzen Unterredung, befahl er dem Kammermägdchen, hinaus zu gehen; und als sie weg war, so schloß er die Thüre zu. Livia meynte, daß ihr Gemahl bey guter Laune seyn müßte, und vergnügt mit ihr seyn wollte. Aber, wie sehr erstaunte sie nicht, als er wieder näher zu ihr kam, und in einer Hand einen entblößten Dolch, in der andern aber einen Becher mit Gifte hatte.

Höre Livia, sagte er, ich weiß von sicherer Hand, daß Polidor dein Liebhaber ist; und ich habe unläugbare Beweise davon. Du mußt dich entschließen, entweder diesen Augenblick zu sterben,

oder einen Brief an ihn zu schreiben, welchen ich dir in die Feder geben will.

Livia zerfloß den Augenblick fast in Thränen, und suchte auf alle mögliche Art, ihren Gemahl zu erweichen. Sie betheurte ihm, daß sie unschuldig wäre, und ihn einzig und allein liebte. Allein, alles dieses, anstatt ihn zu besänftigen, erbitterte ihn immer mehr. Ich weiß, sagte er, daß du ein unzüchtiges Weib bist, und ich will nichts mehr von dir wissen und hören. Aber mein liebster Gemahl, antwortete sie, was soll ich denn Polidorn schreiben? Soll ich ihm Dinge schreiben, die in der That nicht sind? soll ich ein Laster gestehen, dessen ich nicht schuldig bin? Behüte mich Gott davor! lieber will ich durch deine Hand sterben.

Nach diesen Worten setzte ihr Antenor den Dolch auf die Brust; aber Livia schrieh mit Schrecken: mein liebster Gemahl! habe Erbarmung mit mir! ich bitte dich um der Liebe willen, die du vormals zu mir gehabt hast. Ich will dir folgen, und alles thun was du befiehlst. Antenor gab ihr hierauf eine Schreibfeder und Papier; und Livia schrieb folgenden Brief, den er ihr vorsagte.

Wenn sie mich lieben, mein wertheſter Polidor, wie ich nicht zweifle, so kommen sie diesen Abend, in der gewöhnlichen Stunde, und in Weibskleidern, durch die Gartenthüre, um ihre Geliebte, die sie mit Schmerzen erwartet, allein zu sehen. Antenor ist diesen Morgen aufs Land verreist, und wird etliche Tage dort bleiben. Ich bin

Ihre liebste Livia.

Antenor las den Brief nochmals durch, versiegelte ihn, und bestellte ihn unverzüglich durch einen Bedienten, der sehr gescheid war. Er sagte ihm, wie er sich auf alle Fälle verhalten sollte, damit Polidor nicht den mindesten Verdacht bekäme. Der Bediente richtete seine Sachen so gut aus, daß sich Polidor, nachdem er den Brief gelesen hatte, sehr erfreuete. Er gab durch ihn zur Antwort, er werde Frau Livien gehorsamst Folge leisten. Der Bediente stattete seinem Herrn davon Bericht ab, und dieser machte alle Anstalten, wie er sich vorgenommen hatte.

Unterdessen grämte sich die arme Livia fast zu Tode, daß sie ein solches Schreiben an ihren Liebhaber abgelassen hatte. Sie befürchtete unglückliche Folgen davon, und stellte sich vor, daß alle Worte ihres Briefs lauter tödtliche Dolchstöße in Polidors Herz werden würden. Sie seufzte und ächzte unaufhörlich, und zeigte dadurch ihren tödtlichen Schmerz in voraus an.

Polidor selbst hatte einige Ahndungen von seinem Unglücke. Des Abends blutete ihm die Nase, welches er für ein böses Anzeichen hielt. Und da er im Begriffe war zur Livia zu gehen, so wurde er so unschlüßig, daß er nicht wußte was er thun sollte. Bald kam es ihm vor, als eilte er in sein Verderben; bald wurde er wieder muthig, und glaubte, daß wenn er den Besuch auf ein andermal aufhöbe, er leichtlich Liviens Gunst einbüßen könnte. Ehe er sich also in diese Gefahr setzte, wollte er lieber sein Leben daran wagen.

Er

Er kam in der gewöhnlichen Stunde bey der Gartenthüre an, und fand sie verschlossen. Er kam einige Zeit hernach wieder, und fand sie, zu seinem Unglücke, offen. Er gieng gerades Weges in der Livia Zimmer. Sobald sie ihn sah, schrieh sie heftig, und fiel rücklings nieder. Polidor, welcher darüber erstaunte, half ihr wieder auf, machte ihr viel Liebkosungen, und meynte nicht, daß eine solche Ursache dahinter stäcke.

Der eifersüchtige Antenor der sich verborgen hielt, und alles sah, ließ augenblicklich vier bewaffnete Leute hervortreten, die er, Polidorn zu ermorden, bestellt hatte. Der unglückliche Liebhaber ward auf der Stelle mit unzehligen Stichen getödtet; und seine Geliebte, die sich wieder von ihrer Ohnmacht erholet hatte, sah es mit an.

Als er todt war, trat Antenor zur Livia und sagte: Itzt, da dein Ehebruch ausser Zweifel ist, schicke dich geschwind an, deinem Liebhaber nachzufolgen, und wähle dir Gift oder Dolch. Livia ergriff den Giftbecher, und trank ihn mit unerschrocknem Gesichte aus. Der Gift war so stark, daß sie fast den Augenblick todt niederfiel. Antenor ließ beyde Leichen in einem Sarg legen, und sie in der Stille beerdigen.

Neunte Geschichte
von
unglücklichen Liebhabern.

Pamphilus, ein junger Edelmann aus Mantua wurde eifersüchtig auf seine Geliebte. Seine Eifersucht brachte ihn zu einer solchen Verzweiflung, daß er sich selbst ermordete. Seine Liebste kam dazu, als er den Geist aufgeben wollte: sie zeigte ihn ihre Unschuld, und erstach sich hernach augenblicklich, in seiner Gegenwart, ehe er noch starb.

Wir haben schon etliche tragische Todesgefälle gesehen, die aber nicht freywillig, wie des Pamphilus und Leonorens Tod, waren, wovon die folgende Begebenheit handeln wird.

Leonore war die Gemahlinn eines reichen Edelmanns zu Mantua, und des besten Ehemanns in ganz Italien. Er erlaubte Leonoren, ihr Haus für jedermann offen seyn zu lassen, Gesellschaften zu besuchen, und sich in allerley Spiele mit Manns- und Frauenspersonen einzulassen. Leonora, wie sie aufgeweckt und den Lustbarkeiten ergeben war, wußte sich die Freyheit so ihr ihr Gemahl ließ, zu nutz zu machen. Ihr freyes und

lustiges

lustiges Wesen lockte den größten Theil des Adels an sich.

Pamphilus war einer von denen, welche am fleißigsten zu ihr kamen: und Leonore ließ sich hierdurch das Herz nehmen. Er verliebte sich in sie, und sie sich in ihn. Er erklärte sich gegen sie: und sie nahm ihn ohne alle Schwierigkeit zu ihrem Geliebten an.

Es wurde ihnen gar nicht schwer, ihren Endzweck zu erreichen, weil der Mann auf seiner Gemahlinn Thun und Lassen nicht Achtung gab. Noch niemals ist vielleicht ein so willfähriger Ehemann gewesen, als er: und es war sonderlich in Wälschland beynahe ein Wunderzeichen, einen Ehemann zu sehen, der so wenig eifersüchtig auf eine so freye Frau war.

Pamphilus war ein reicher Edelmann, der keine Gemahlinn hatte. Seine Liebe zur schönen Leonore war so stark, daß er keine andere zur Ehe begehrte. Er wollte lieber mit ihrem Gemahle theilen, als eine Schöne für sich haben. Wie sehr sich auch seine Verwandten bemühten, ihn zum Heirathen zu bewegen, so that er es dennoch nicht. Er antwortete allzeit, er schätzte sich in seinem Stande für glücklich, und wollte seine Glückseligkeit nicht in die Hände einer Frau stellen, die sie ihm vielleicht mindern könne. Kurz, Pamphilus war so vergnügt mit seiner geliebten Leonore, das er sich ihr völlig ergab, und nur mit ihr und ihrem Manne leben wollte. Er machte ihr eine Schenkung seines Vermögens durch ein

Testament, und behielt sich nur den Gebrauch auf Lebenszeit vor.

Der Mann, der sie so vertraut mit einander leben sah, bekümmerte sich nicht im geringsten darüber. Ob es aus Erkänntlichkeit geschah, oder aus Furcht, oder aus Sorglosigkeit, das weiß ich nicht: wer kann allen Leuten ins Herz sehen? Gewiß ist es, daß Pamphilus und Leonore, wenigstens zehen Jahre, in ihrem dreyfältigen Ehestande höchst vergnügt, und ohne alle Zwietracht, mit einander lebten. Aber endlich veränderten sich ihre Umstände. Das allerwunderlichste dabey war, daß die Eifersucht, (die Pest in Italien) die dem Ehemanne nichts hatte anhaben können, zuletzt den Liebhaber befiel. Sie griff ihn so heftig an, daß ers nicht leiden konnte, wenn ein Fremder mit Leonoren redte. Und obgleich ihre Liebe zu ihm nicht im mindesten abgenommen hatte, so nagte ihm doch diese Leidenschaft das Herze so heftig, daß er in kurzer Zeit am Leibe abnahm. Es vergieng ihm alle Munterkeit im Gesichte; es verlohr sich seine anmuthige Farbe; die Augen fielen ihm tief in den Kopf, und er that oftmals tiefe Seufzer.

Leonore erstaunte über diese Veränderung, und verlangte von ihm, die Ursachen davon zu wissen. Sie, Madame, sagte Pamphilus, sie selbst sind Ursache daran, und niemand als sie, kann meinem Uebel abhelfen. Gehen sie nicht so vertraut mit allen Menschen um, wenn sie wollen, daß ich vergnügt leben soll; und wenn sie

nur

nur mich allein lieben, was hilft es, daß sie allen, die zu ihnen kommen, so viel Gewogenheit zeigen?

O! lieber Pamphilus! sprach Leonore: nach einer Prüfungszeit von zehen Jahen, hast du doch noch das Ungeheuer der Eifersucht dein Gemüth einehmen lassen! Verbanne von itzt an, solche Grillen, die deine Ruhe betäuben, und die meiner aufrichtigen Liebe zu dir Unrecht thun. Soll ich, um dich zu lieben, mich aller Welt verhaßt machen? und unhöflich gegen jedermann seyn, weil ich Gefälligkeit gegen dich gehabt, und noch habe? Was würde ganz Mantua sagen, wenn ich ein eingezogenes Leben anfienge, nachdem ich bisher eine Figur, wie du selbst weißt, gemacht habe? Ich kann nicht läugnen, ich bin gesellig, und mag gern in Gesellschaft seyn: aber dieß hindert mich nicht, ganz die Deinige zu seyn. Amor hat mir die Liebe zu dir, nicht in ein Herz von Demant eingepräget: und liebet man noch nach diesem Leben, so glaube, der Tod wird meiner Liebe nicht Gränzen setzen. Laß mich also, mein liebster Pamphilus! laß mich leben, wie ich gewohnt bin! Zwinge mich nicht, den Wohlstand zu beleidigen, und die Munterkeit, die Seele der Gesellschaft, abzulegen.

Pamphilus ließ sich von den vernünftigen Vorstellungen der schönen Leonore besiegen: aber es währte nicht lange. Seine Eifersucht setzte ihm wieder stärker als jemals zu; und dieser nochmalige Anfall seines Uebels brachte ihn ganz zur Ver-

zweiflung. Leonore, die ihn noch immer liebte, war untröstlich darüber. Und ob sie wohl überhaupt sehr sanftmüthig war, so regte sie doch endlich die Galle in ihr. Sie erzürnte sich einsmals über dem Pamphilus, und gab ihm die stärksten Verweise wegen seiner unbilligen Eifersucht. Aber die Liebe versöhnte sie wieder, und sie lebten noch einige Zeit in gutem Vernehmen mit einander.

Unterdessen fügte es sich, daß ein fremder Marquis, der oft in Leonorens Haus kam, sterblich in sie verliebt wurde. Als er einsmals um ein freywilliges Geschenk mit ihr spielte, verlohr der Marquis mit allem Fleiß, um sich bey ihr in Liebe zu setzen. Zum Gewinnste schenkte er ihr einen Demantring von großem Werthe; und zur Zugabe machte er ihr ein Liebes-Compliment mit einem Kusse: ein Kuß, welcher dem Pamphilus und Leonoren das Leben kostete.

Pamphilus, der sich in einem Winkel hinter den Tapeten versteckt hielt, sah unglücklicher Weise diese Vertraulichkeit, welche, so unschuldig sie auch war, ihn doch zur Verzweiflung brachte. Aber zum größten Unglücke geschah es auch noch, daß der Marquis mit Leonoren, nicht lange hernach, in den Garten, der hinter dem Hause war, einen Spaziergang that.

Sobald sie mit einander aus dem Zimmer waren, kam Pamphilus aus seinem Winkel hervor, und gieng in ein anders Zimmer, welches die Aussicht nach dem Garten hatte. Hier that

er

er die Augen weit auf, um recht genau zu sehen, was zwischen ihnen vorgehen würde. Er sah daß der Marquis Leonoren etlichemal Küsse gab. Betrübter Anblick für einen Eifersüchtigen, wie es Pamphilus war! Es waren für ihn lauter Dolchstösse, tief in sein Herz. Er wurde schrecklich unwillig, und rauste sich die Haare aus dem Kopfe. Nun erwäge man, wie rasend vor Zorne er erst wurde, da er den Marquis mit ihr in eine Jasmin-Laube gehen sah, in welcher ein Rasenbette und ein kleiner Tisch stand. Jtzt meynte Pamphilus überzeuget zu seyn, daß Leonore seiner Liebe untreu würde.

Er machte etlichemal das Fenster auf, und wollte ihr zuruffen, um sie davon abzuhalten; aber er that sich doch Einhalt. Er lief vielmehr, in äusserste Wuth, nach Gewehre, und wollte den Marquis in Leonorens Armen ermorden. Er ergriff ein Pistol und einen Dolch, welche er beyde in seinem Zimmer fand; und aus diesem eilte er in der Leonore ihres. Hier beklagte er einige Minuten sein Unglück, das in der Einbildung bestand; und anstatt sich an dem Marquis zu rächen, richtete er das Gewehr plötzlich wider sich selbst, und schoß sich mitten durch den Leib. Er starb nicht augenblicklich, sondern er hatte noch so viel Lebenskräfte, daß er sich auf Leonorens Bette werfen konnte.

Der Marquis, nachdem er fast nur einen Augenblick in der Laube geblieben, und zweymal im Garten auf und nieder gegangen war, nahm Ab-

schied von Leonoren. Und sobald sie allein war, begab sie sich wieder in ihr Zimmer. Im Vorzimmer blieb sie ein wenig vor einem Spiegel stehen, und brachte sich einige Haarlocken, die der Wind zerstreuet hatte, wieder in Ordnung. Mittlerweile hörte sie jemand im Zimmer ächzen und wehklagen.

Sie lief eiligst hinein, trat ans Bette, und entsetzte sich, da sie ihren Pamphilus im Blute liegen sah. O Gott! schrieh sie, (und ihre Augen schwammen dabey in Thränen) was sehe ich? welch ein grausames Unglück! Hernach legte sie sich mit ihrem Gesichte auf des Pamphilus Wangen, und bath ihn ihr zu sagen, wer ihn ermordet habe. Sie selbst haben es gethan, Madame, antwortete er mit matter Stimme; sie haben mich ums Leben gebracht. Ihr verliebter Umgang mit dem Marquis, vorhin im Zimmer, und hernach vollends im Garten, war mein tödtlicher Stoß, der mir den Tod bringt. Verflucht sey die Jasmin-Laube, in der sie ihn itzo glücklich, und mich unglücklich gemacht haben! Aber, ich sterbe . . . es ist keine Hülfe für mich. Nur diese Freude nehme ich noch aus der Welt mit, daß ich in ihren Armen sterbe.

Welcher Schreckensgeist, sprach Leonore, hat dich um eines falschen Scheines willen, zu dieser Verzweiflung gebracht? Du sollst wissen, mein liebster Pamphilus, daß dieser Marquis nichts als etliche verstohlne Küsse von mir bekommen hat. Und damit du noch überzeuget werdest, daß ich

dich

dich ganz allein liebe, so will ich sterben, und dich nicht überleben.

Hierauf lief sie in ihr Nebenzimmer, um ein Mordgewehr für sich zu suchen. Sie fand sogleich auf dem Fußboden den Dolch, der dem Pamphilus aus der Hand entfiel, ehe er sich den Schuß gab. Sie ergriff ihn, und machte sich die Brust bloß. In dieser Stellung eilte sie wieder zum Pamphilus, der schon in Todesnöthen lag. Dennoch entsetzte er sich über ihr Vornehmen, und wandte noch den kleinen Rest seiner Kräfte an, sie davon abzuhalten. Weil er sich aber kaum mehr regen konnte, so bath er sie doch mit gebrochener Stimme, sie möchte leben bleiben, und nicht das Schönste auf der Welt verderben. Ich halte sie für unschuldig, (sagte er,) vergeben sie mir, daß ich ihnen so Unrecht gethan habe.

Allein, sein Bitten war vergebens. Sie stieß sich den Dolch dreymal in die Brust; und nachdem es geschehen war, senkte sie sich auf den Leib des unglücklichen Pamphilus. Ihr Mund traf auf seinen Mund, und blieb wie daran hangend.

Unterdessen kam das Kammermägdchen, und wollte Leonoren sagen, daß zween Edelleute unten im Saale wären, und sie zu sprechen begehrten. Aber wie sehr erstaunte sie nicht, da sie dieses unglückliche Paar im Blute schwimmend, und sterbend antraf. Sie lief mit Schrecken fort, und schrieh um Hülfe. Die Edelleute eilten hinzu,

und

und fragten das Mägdchen, was es gäbe. Anstatt einer Antwort, führte sie sie ans Bette, wo Leonore und Pamphilus lagen.

Leonore hatte noch sterbend so viel Lebenskräfte, daß sie ihnen den Verlauf der Sache kürzlich erzehlen konnte. Kaum war sie damit fertig, so gaben diese unglücklichen Verliebten, und fast in einem Augenblicke, den Geist auf.

Zehnte Geschichte

von

unglücklichen Liebhabern.

Hermenesilde, eine spanische Gräfinn, verliebet sich in Ramiro, einen wohlgebildeten jungen Edelmann, und vermählet sich in der Stille mit ihm. Als der Bruder dieser Gräfinn das Geheimniß entdeckt, so ermordet er den Ramiro, und schickt ihr dessen Herz. Aus Verzweiflung nimmt sie Gift zu sich, und legt dieses Herz hinein. Nach ihrem bald hierauf erfolgten Tode, findet man sie in einer Stellung, in der sie noch ihres Geliebten Herz an ihres drückt.

Zur Zeit als die Mohren die Reiche Grenada, Murcia und Valencia in Spanien besaßen, lebte in Castilien der Graf Don Fernandez Nugnez,

Nugnez, welcher sehr mächtig war. Damals brach der König von Cordua den Waffenstillstand mit dem Könige von Leon, und dieser letztere sah sich genöthiget, dem erstern den Krieg anzukündigen; wobey er dem Don Fernandez den Oberbefehl über sein Kriegsheer gab.

Don Fernandez hatte eine sehr schöne Schwester, die einen Grafen von Castilien zur Ehe gehabt hatte. Sie hieß Hermenesilde. Nach ihres Gemahls Tode begab sie sich zu ihrem Bruder: und in währender Zeit da er die Mohren besiegte, ließ sich die junge Hermenesilde von der Liebe besiegen.

Der, in welchen sie sich verliebte, hieß Ramiro. Es war ein junger Edelmann, dem Don Fernandez die Oberaufsicht seines Schlosses, mit voller Gewalt, seine Person in allen Dingen vorzustellen, anvertrauet hatte. Es war dieses ein sehr ansehnliches und einträgliches Amt, welches ihm Don Fernandez gab, nachdem er ihm etliche Jahre als Edelknabe gedient hatte. Die schönen Gemüths- und Leibesgaben des Ramiro machten, daß ihn Hermenesilde lieb gewann.

Das erstemal, als sie ihm ihre Liebe nicht länger bergen konnte, war, da er einsmals auf dem Schloßhofe ein Pferd in die Runde tummelte. Er that es mit so annehmlicher Art, daß Hermenesilde seine Behendigkeit und ganze Person bewunderte. Ramiro, der von ohngefähr in die Höhe sah, und sie am Fenster erblickte, grüßte

sie

sie mit einer Beugung bis auf den Sattelbogen. Sie dankte ihn auf eine sehr galante Art.

Als Ramiro schon weg war, blieb die verliebte Hermenesilde noch lange am Fenster liegen, und überlegte, wie sie ihn heimlich bey sich sehen könnte. Sie ward endlich schlüßig, ihr Geheimniß einer Kammerfrau, die sie ungemein werth hielt, zu entdecken. Diese Frau machte ihr die beste Hoffnung, sie ihres Wunsches zu gewähren. Die Gräfinn versprach ihr, dankbar dafür zu seyn.

Die Kammerfrau nahm ihren Schleyer, und gieng heimlich in des Ramiro Zimmer. Sie gab ihm ihr Anbringen zu verstehen, nennte aber die Person nicht; obgleich Ramiro sogleich errieth, wer es seyn müßte. Er ließ sich aber nichts bemerken, sondern sagte nur, daß er ihr Anerbiethen mit größtem Danke annähme. Es würde mir aber doch lieb seyn, sagte er, wenn ich ihren Namen wüßte. Die Frau ersuchte ihn inständig, dieses nicht von ihr zu begehren, und versicherte ihn nur, daß es eine Standesperson, und eine sehr schöne Person wäre.

Gut, sagte Ramiro, ich bin willig und bereit zu allem. Hierauf gab sie ihm ein Weibskleid, das sie mitgebracht hatte; bat ihn, daß ers anziehen, und sich des Nachts um zehen Uhr an einem gewissen Orte des Schlosses einstellen möchte.

Ramiro

Ramiro that alles, wie es verabredet war. Er hatte noch nicht lange gewartet, so kam die Kammerfrau, und führte ihn durch eine heimliche Treppe, und im Finstern, in der Gräfinn Zimmer. Da er bey der Thüre ankam, überfiel ihn ein Schauer, so daß er am ganzen Leibe bebte; welches ihm kein gutes Anzeichen war.

Er trat ins Zimmer; und Hermenegilde empfieng ihn mit Freuden. Sie nahm ihn bey der Hand, und ließ ihn neben sich sitzen. Don Ramiro, sprach sie, ich habe sie so lieb gewonnen, daß ich es ihnen nicht länger bergen kann. Versprechen sie mir Verschwiegenheit, und ihre Liebe bis zum Tode, wenn ich die Ihrige seyn, und sie zu meinem Gemahle machen soll. Wenn ihnen mein Anerbiethen gefällig ist, so will ich ihnen einen Platz in meinem Bette einräumen, noch ehe wir unsere Vermählung bekannt machen können. Sagen sie mir also, Ramiro, ob sie mich lieben?

Gnädige Gräfinn, (antwortete er, indem er ihr zu Füßen fiel) die Gnade, so sie mir erzeigen, ist so groß, daß ich unmöglich Ausdrücke finden kann, ihnen meine Erkänntlichkeit zu zeigen. Ihr Stand ist ungleich höher als meiner: und demnach gefällt es ihnen, sich bis zu mir, der ich nur von geringem Adel bin, herabzulassen, und ihren Gemahl aus mir zu machen. Sie werden mir Neid von allem, was groß in Castilien ist, zuziehen. Und wiewohl ich mir niemals, eine solche Ehre zu suchen erkühnet

kühnet hätte, so läßt doch mein unterthäniger Gehorsam selbige nicht abschlagen. Meine gnädige Frau wollen also versichert seyn, weil es ihnen doch gefällig ist, mich zum glückseligsten Menschen auf der Welt zu machen, daß ich bis zum Tode der Ihrige bleibe, und niemals ein so hohes Merkmal ihrer Gütigkeit gegen mich vergessen werde.

Hermenesilde ersuchte ihn hierauf, daß er aufstehen möchte. Sie schenkte ihm einen kostbarn Demant-Ring. Don Ramiro gab ihr einen andern, obwohl von viel geringerm Werthe. Die Gräfinn umarmte ihn, und gab ihm etliche sehr zärtliche Küsse. Er ließ sich nicht träge finden, ihre Küsse zu vergelten, und beyder Mund blieb eine lange Weile wie an einander hangend. Hermenesilde ward in seinen Armen ohnmächtig; und als Ramiro es bemerkte, so brachte er sie auf ein Bette. Die Kammerfrau bespritzte sie mit einem stark riechenden Wasser, wodurch sie wieder zu sich selber kam, und die Augen eröffnete.

Als sie sich in ihres lieben Ramiro Armen erblickte, wäre sie beynahe nochmals in eine Ohnmacht gefallen. Alles dieses schienen Ahndungen von ihrem bevorstehenden Unglücke zu seyn. Endlich erhohlte sie sich völlig: beyder Liebe drückte sich in Gesprächen aus; und hernach vollzogen sie im Bette, was noch am Ehestande fehlte.

Früh morgens gieng es ihnen sehr schwer ein, sich von einander zu begeben; aber es war kein

Mittel

Mittel dawider, und sie schieden endlich. Vorher hatten sie die Abrede mit einander genommen, alle Nächte auf eben diese Art zusammen zu kommen, und bey Tage im Beyseyn anderer Leute, wie vorher gleichgültig mit einander umzugehen. Sie wußten ihre Sachen dermaßen geheim zu halten, daß eine Zeitlang kein Mensch, ausser der Kammerfrau, etwas gewahr wurde.

Ramiro bewunderte sein gutes Glück, da es ihm indessen untreu wurde, und seinen Untergang zuzog. Nachdem Don Fernandez die Mohren besieget, und dem Könige in Leon sein Reich wieder befestiget hatte, so begab er sich auf seine Güter, um der Früchte seiner Siege in Ruhe zu geniessen. Ganz Castilien empfieng ihn mit Freuden, und am allermeisten Hermenesilde.

Zum Unglück für sie und für ihren lieben Ramiro, fügte es sich, weil dieser den Ring, so sie ihm zur Versicherung des Eheversprechens geschenkt hatte, am Finger trug, daß Don Fernandez ihn einsmals sehr genau betrachtete, und ihn sogleich für denjenigen erkannte, welchen Hermenesildens erster Gemahl ihr geschenket hatte. Der Demant-Ring, den sie am Finger tragen, sagte er zu Ramiro, gefällt mir ungemein wohl: wollten sie mir ihn nicht verkaufen? Gnädigster Herr, sagte Ramiro, von allem was ich in der Welt habe, ist mir nichts kostbarer als dieser Ring, und ich wollte wohl eher mein Leben hingeben. Alles übrige habe ich ihrer Güte zu danken, und sie haben nach Gefallen darüber zu gebiethen. Aber

die Ehre nöthiget mich, diesen Ring nicht von mir zu lassen, weil ich ihn von einer Person habe, die ich mehr als mein Leben liebe.

So? sagte Fernandez mit finsterer Miene: wohlan! gestehen sie mir die Wahrheit. Ich bin versichert, daß der Ring meiner Schwester gehöret hat, und daß es eben derselbe ist, den ihr ihr verstorbener Gemahl zur Eheverlöbniß geschenkt hatte. Wie hat er also ihnen zu Theile werden können? Sagen sie mir die reine Wahrheit, ich bitte nochmals.

Ramiro war so bestürzt, daß er nicht wußte was er antworten sollte. Don Fernandez trieb ihn vollends in die Enge, und fragte, ob er nicht Hermenesildens Gunst besäße, und als Ehemann mit ihr gelebt hätte. Ich gestehe es, sagte Ramiro, daß ich den Ring von dero gräflichen Frau Schwester habe; aber nicht unter schändlichen und strafbaren Bedingungen: denn, die Wahrheit zu sagen, ich besitze ihn als ihr Ehegemahl.

Als ihr Ehegemahl! sagte Fernandez. Ja, gnädigster Herr, gab Ramiro zur Antwort. Bey diesen Worten gerieth Don Fernandez in einen schrecklichen Zorn; er sah den Ramiro verächtlich an, und sagte: Ehrvergeßner! so hast du die Frechheit gehabt, dich mit dem Geblüthe meiner großen Ahnen vereinigen zu wollen? Hierauf zog er den Degen, und stieß ihn dem Ramiro etlichemal durch den Leib, so daß er auf der Stelle todt zur Erde fiel.

Don

Don Fernandez vollführte hernach noch eine That, die (nach Verhältniß) eben so heldenmäßig wie diese war. Er schnitt dem unglücklichen Ramiro den Leib auf, riß das Herz heraus, und legte es, nebst dem Demant-Ringe, in ein schwarz lackiertes Kistchen von Chinesischer Arbeit. Dieses gab er einem seiner Edelknaben, mit Befehle, es seiner Schwester zu bringen, und dabey zu sagen, er schickte ihr hier das Herz von etwas, das am meisten nach ihrem Geschmacke wäre.

Dieser that was ihm befohlen war. Hermenesilde entsetzte sich, da sie das Kistchen öffnete, und ein noch blutendes Menschenherz fand. Sie hatte die letzteren Worte des jungen Edelmanns nicht recht erwogen, und begriff noch nicht, warum Don Fernandez ihr dieses Herz schickte. Sobald sie aber auch den Ring erblickte, so zweifelte sie nicht mehr an der Wahrheit der Sache.

Ihre Betrübniß war so unmäßig groß, daß sie fast auf der Stelle des Todes war. Sie benetzte das Herz mit ihren Thränen; beklagte sich über die Grausamkeit ihres Bruders, und bejammerte das Unglück ihres Geliebten. Eine lange Weile that sie nichts als ächzen, seufzen und stöhnen. Aber das Leben ward ihr unerträglich, und nichts als der Tod war fähig sie zu trösten.

Sie nahm Gift, mischte ihn in Wasser, und legte das werthe Herz darein. Sie zog diesen

schrecklichen Trank in sich, und fiel bald hernach todt nieder. Die Kammerfrau meldete es dem Fernandez. Er kam, und fand sie in einer Stellung, in der sie das Herz ihres liebsten Ramiro mit beyden Händen an ihr Herz drückte.

Der kurz zuvor grausame Fernandez vergoß bey diesem Anblicke eine Menge Thränen. Und nachdem er ein so zärtliches Paar im Leben getrennet hatte, brachte er sie im Tode wieder zusammen, und ließ sie neben einander in ein Grab legen.

533

Dritter Theil.

Von

glücklichen und unglücklichen

Liebhabern.

Erste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein alter und reicher Geizhals verliebte sich in eine Jungfer, die nichts als Jugend und Schönheit besaß. Diese neue Leidenschaft unterdrückte in ihm diejenige, die ihn in seinem ganzen Leben gequälet hatte. Er heirathete endlich seine Geliebte. Aber seine unmäßige Liebe, die ihn freygebig gemacht hatte, machte ihn zuletzt rasend.

Der Liebe ist nichts unmöglich. Sie ändert die natürlichsten Neigungen: und in was für Fehler man auch durch eine lange Gewohnheit gerathen seyn kann, so darf man doch nur lieben, wenn man dieselben ablegen will. Ich sage hiermit nichts, als wovon man unzehlige Beweisthümer hat: und wenn sie alle noch nicht zureichend wären, so könnte doch diese Wahrheit allein mit dem, was einem gewissen vornehmen Edelmanne vor nicht langer Zeit widerfahren ist, bestättiget werden. Der Geiz war ihm wie

angebohren. Als er zu studieren anfieng, bekam er von seinem reichen Vater so viel Geld zu verthun, daß er einen ansehnlichen Staat hätte führen können; aber er wußte sich in kurzer Zeit von dem, was er erspahrte, ein Capital zuzulegen. Weil er nun, um dieses große Werk auszuführen, niemals Gesellschaft halten, oder sich sonst ein Vergnügen machen durfte, so stellte er sich als liebte er die Bücher, und borgte sich ihrer überall zusammen, damit es das Ansehen hätte als kaufte er sie. Auf solche und andere Art mehr, gewöhnte er sich zur einsamen Lebensart an, und leistete aus bloßem Geize, seiner Stube getreue Gesellschaft. Nach vollbrachtem Studieren gab ihm sein Vater jährlich eine ansehnliche Summe Geldes: aber er verthat deßwegen nicht mehr. Weil dieses Geld zu seinem Vergnügen bestimmt war, er aber von keinem andern Vergnügen wußte, als wenn er sammlete, so suchte und begehrte er keine andere Lust, war auch vielleicht damals nicht fähig ein anderes Glück zu kennen, als immer die richtige Zahl seiner Louis d'or zu wissen. Sein Vater starb endlich: und gesetzt, es wäre der Sohn nicht schon in Jahren gewesen, da er keinem Vormund mehr nöthig hatte, so hätte man ihm doch ohne alle Gefahr die Verwaltung seines Vermögens überlassen können. Er schaffte sogleich Kutsche und Pferde ab; und seine ganze Bedienung bestand noch in einer alten Magd und einem Diener: und dieser mußte auch recht klein von Person seyn, damit ihm seine Kleider und sein Essen weniger kosteten. Da die

alte

alte Magd, welche keine Zähne mehr hatte, sehr wenig aß, und der kleine Bube, (welcher immer ein neuer war, damit er ihm nicht etwa eine Belohnung geben dürfte,) seinem Appetit Gesetze vorgeschrieben sah, so war vielleicht niemals auf dem Erdboden ein mäßigerer Tisch als in seinem Hause geführt worden. Es kam auf seinen Tisch nichts als das nothwendigste zum Leben; und unter allen Tugenden wurde keine in seinem Hause gewissenhafter beobachtet als die Mäßigkeit. So streng auch immer die Prediger, die er hörte, seyn konnten, so erregten sie ihm doch keine Gewissensbisse, weder in Ansehung seines Hausgerätes, noch wegen seiner Kleidung. Die Ueppigkeit war von beyden verbannt, und der einzige große Aufwand, den er machte, bestand in seinem Geldkasten. Der, den er geerbt hatte, war ihm noch lange nicht fest gnug; sondern, um sich ausser aller Gefahr vor Dieben zu setzen, ließ er sich einen nach der neuesten Erfindung, und welcher ganz unerforschlich und unüberwindlich war, machen. Seine größte Wollust, oder vielmehr, die einzige zu der er fähig war, bestand darinnen, daß er sich oftmals ganz allein in sein Zimmer verschloß, und seinen Schatz zählte, musterte und besah, welchen er stets zu vermehren bedacht war, aber niemals, desselben zu geniessen. Man kann leicht denken, da er für so reich ausgeschriehen war, daß, ob man gleich den Geiz an ihm tadelte, dennoch jedermann gern sein Freyersmann werden wollte.

Man schlug ihm unterschiedene Parteyen vor, aber unter allen war nicht eine einzige, die ihm angestanden hätte. Was für Vortheile man ihm auch dabey zeigen konnte, so dünkten sie ihm doch allezeit viel zu geringe, als daß sie ihm hätten die nothwendigen Unkosten beym Ehestande ersetzen können; und so bald er bey sich überlegte, er müßte alsdann einer Frau Kleider schaffen, fünf oder sechs Bediente halten, Ammen ernähren, Kinder erziehen, und dieses alles zum größten Schaden seines herzlich geliebten Geldkastens, seiner einzigen Freude und Wonne, so war es, als wollte man ihm die Seele aus dem Leibe reissen, wenn man ihm vom Heirathen sagte. Auf solche Art lebte er nun bis über sein funfzigstes Jahr; endlich aber ward dieser unleidliche Mensch, der keine Empfindung hatte, zur Liebe empfindlich; und nachdem seine Begierde zu gefallen, seinen murrischen Sinn gemildert hatte, so überwand sie in ihm die Natur selbst, und befreyete ihn von seinem Geize.

Es war schon eine geraume Zeit her, daß ihm eine gewisse Jungfer, die er vor Zeiten in seiner Nachbarschaft hatte zur Taufe tragen gesehen, in die Augen stach. Er begegnete ihr oftmals in der Kirche, und auf dem Wege, (denn Besuche gab er niemals.) Ihre ungemein große Bescheidenheit, und die Annehmlichkeiten ihrer Person, hatten ihn unvermerkt so weit verleitet, daß er sie mit Vergnügen ansah, und dieses Vergnügen der Augen drang zuletzt ins Herz. Er wurde von ihr gerührt; und nach einem langwierigen heftigen

Selbst-

Selbſtkampfe, welchen ihr geringes Vermögen und ihre Schönheit in ihm führte, unterwarf er ſich endlich derjenigen faſt unvermeidlichen Nothwendigkeit, nach welcher wir oft etwas thun, wozu wir am allerwenigſten geneigt und fähig zu ſeyn ſcheinen. Er gieng zu ihrer Mutter, und hielt um dieſes ſchöne Mägdchen an: man möchte ihm auch (ſagte er) Bedingungen dabey verſchreiben, welche man ſelbſt wollte. Die Mutter erſtaunte über ſeinen Antrag, und antwortete ihm auf die höflichſte Art von der Welt, ſie zweifle nicht, es werde ihre Tochter, ſo wie ſie ſelbſt thue, ſeine Gütigkeit mit gebührendem Danke erkennen. Weil ſie aber ihre Tochter viel zu zärtlich liebe, als daß ſie ſie zwingen, und ihr nicht in einer Sache, auf der das ganze Glück ihres Lebens beruhe, freye Wahl laſſen wolle, ſo werde es am beſten ſeyn, daß ſie ſelbſt wählen dürfe.

Der alte Edelmann, aus größter Ungeduld, zu ſehen, was ſeine Liebeserklärung ihm für Hoffnung gäbe, wollte ſogar nicht bis zum folgenden Tage warten. Er bath ſie, ihre Tochter ſogleich kommen zu laſſen. Sie that es; und nachdem ſie ihr geſagt, was für große Verbindlichkeit ſie gegen dieſen Edelmann hätte, ließ ſie die Tochter mit ihm allein. Dieſe wußte nicht, was ſie ihm antworten ſollte. Sein großes Vermögen reizte ſie; aber ſein Geiz, der ihr nicht unbekannt war, machte ſie zitternd; und ſie glaubte mit Rechte, daß man nicht ſagen könne, man beſitze dasjenige, was man auf keine Art und Weiſe gebrauchet. In der Ungewißheit alſo, die ihr dieſe ſchnellen und

heftigen

heftigen Betrachtungen im Gemüthe machten, erwiederte sie seine Höflichkeit mit der besten Art. Sie gab ihm zu erkennen, wie innig sie von seiner gütigen Meynung gegen sie gerührt wäre, bath ihn aber zugleich, sich nicht zu übereilen, damit er sich von seiner Leidenschaft nicht blenden liesse, und niemals bereuen dürfe, was er zu thun Willens wäre.

Dieser Widerstand vermehrte nur seine Liebe. Je mehr er die Schöne sah, desto mehr gefiel sie ihm; und nachdem er, aus etlichen besonderen Unterredungen mit ihr, bemerkt hatte, wie ihre Unschlüßigkeit, das Jawort von sich zu geben, bloß daher rührte, daß er jederzeit ein allzu eingezogenes Leben geführt, welches nicht nach ihrem Sinne war, so versicherte er sie endlich, daß er nichts in der Welt besäße, worüber er ihr nicht freye Macht lassen wollte; und daß, wie sie in Zukunft sein Alles sein sollte, er nur deßwegen erfreuet sey viel zu besitzen, weil es ihm ein Vergnügen seyn werde, ihr mehr geben zu können. In dem Augenblicke fieng er an, ihr hiervon Beweise zu geben. Er versprach, sich Kutsche und Pferde anzuschaffen, auch sonst allen seinem Stande gemäßen Staat zu führen, und bath sie inständig, nur zu sagen, was sie sich zu haben wünschte. Er lag ihr so dringend an, freymüthig hierinnen mit ihm umzugehen, daß sie sich genöthiget sah, ihm zu sagen, wie sie nicht im geringsten einen allzu großen Staat und Aufwandt begehrte; sondern, wofern es ihm gefällig wäre, sie zu heirathen, so ersuchte sie ihn vielmehr, es dabey zu lassen,

wie

wie er es angefangen hätte, indem es für ihn und für sie unangenehm seyn würde, sich dem Gespötte der Leute bloß zu stellen, welches nothwendig geschehen würde, wenn er eine so große Veränderung in seiner Lebensart machte.

Anstatt der Antwort warf er sich seiner Schönen zu Füßen; und nachdem er sie unzählige male versichert hatte, daß sein Wille dem ihrigen gänzlich unterworfen seyn sollte, so versprach sie ihm ihre eheliche Treue. Er schloß Ehepacten mit ihr, und zwar aufs allervortheilhafteste für sie: und bald hernach kaufte er ihr eine prächtige Kutsche; schenkte ihr eine Schnur Perlen, drey tausend Thaler werth; wählte sich eine prächtige Livrey, und machte in allen Dingen einen Aufwandt, wie ein sterblich Verliebter, der für nichts in der Welt Augen und Ohren hat, als nur für seine Gebietherinn. Der Inhalt aller Gespräche in der Stadt war nunmehr seine Verschwendung; und weil man sich nicht einbilden konnte, daß Naturfehler, die funfzig Jahre lang eingewurzelt sind, abgelegt werden könnten, so lachte schon jedermann über so große Anstalten, die alle auf nichts hinaus laufen würden, so bald seine Leidenschaft befriediget seyn würde.

Die Schöne selbst, weil sie glaubte, es könnte eine so heftige Liebe nicht lange Bestand haben, suchte ihn dahin zu bewegen, daß er kein so großes Aufsehen machen möchte: aber sie konnte nicht das mindeste ausrichten. Er gab ihr zur Antwort,

wort, es hätte das, was er thäte, einen guten Grund; und weil er es gewiß würde ausführen können, so besorgte er ganz nicht, daß sie jemals würde klagen dürfen, sich durch ihn in veränderte Glücksumstände versetzt zu sehen. Er hielt sein Wort ehrlich: denn wenn er als Liebhaber freygebig gegen sie gewesen war, so wurde er hernach gar verschwenderisch, als er ihr Ehemann war. Die Schöne, die eben so verbindliche als annehmliche Manieren hatte, wußte seine Liebe zu ihr dermaßen wohl zu erhalten, daß man sich eine so heftige Leidenschaft, wie die seinige war, kaum als möglich vorstellen kann. Er machte ihr alle Tage neue Geschenke; und wenn sie die Macht ihrer Caressen hätte mißbrauchen wollen, so wäre es ihr ein leichtes gewesen, seinen Geldkasten zu erschöpfen. Er kam nicht allein ihrem Wunsche in allen Dingen zuvor, sondern er that immer noch mehr, als sie sich wünschen konnte. Weil ihn die Liebe, anstatt des Geizes, itzo gänzlich eingenommen hatte, so that er nunmehr, ohne Ziel und Maaße, für die Liebe eben das, was er sonst für den Geiz gethan hatte. Er bemühte sich, Mittags und Abends die auserlesensten Speisen auftreiben zu lassen, und die besten Speisewirte auszukundschaften, um die feinsten Ragouts zu bekommen. Alle Nachmittage stellte er ihr kostbare Collationen an, bey welchen weder zeitige Früchte, noch Pasteten, noch trockenes Zuckerwerk, gespahrt wurden. So oft ein angenehmer Tag kam, führte er sie auf ein schönes Lusthaus bey Paris:

und

und da war er allemal so galant als es kaum ein Liebhaber seyn kann. Eben so machte er es mit ihrem Kleiderstaate. Er gieng alle Wochen zu Kaufleuten, welche die besten neuen Stoffe führten, und kaufte überall das Schönste zusammen, sowohl zum Hausgeräte, als zu neuen Modekleidern für sie.

Eine so unerwartete Verschwendung überhäufte die Schöne ganz, und sie mußte zuweilen alle ihre Gefälligkeit gegen ihn zusammennehmen, um ihren Anzug, so oft als ers wünschte, zu ändern. Wo er einen recht geschickten Maler auftreiben konnte, der mußte sie ihm alsobald abmalen, damit er ihr Bild in allen Zimmern und Kammern des ganzen Hauses hätte. Fünf bis sechs Bildnisse in Mignatüre trug er beständig bey sich, die er fast alle Augenblicke besah, wenn er zu einem Besuche ausgieng, damit er nicht etwa den Gedanken von dem Gegenstande seiner heftigen Liebe verlöhre. Er besuchte seine Freunde fast bloß um seine Frau zu rühmen; und das Gespräch mochte seyn wovon es wollte, so wußte er doch von nichts als von seiner Frau zu reden.

Wie alles übermäßige gefährlich ist, so hat er sich der Heftigkeit seiner Liebe dermaßen überlassen, daß sein Verstand unvermerkt Schaden gelitten, und endlich ganz verlohren gegangen ist. Man hat ihn einschließen müssen: und sein Verdruß über die Abwesenheit seiner Frau, verschlimmert seine Paroxismen um ein großes: denn er

schreyht

schreyht Tag und Nacht auf eine entsetzliche Art nach ihr. Man erkennet hieraus, wie übel in allen Dingen die Uebermaße ist; und wie gefährlich eine ausschweifende Leidenschaft werden kann.

Zweyte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Gelehrter war in der Schlafmütze zu einer vornehmen Frau, die seine Freundinn war, zum Besuche gekommen, und vergaß, sie beym Weggehen wieder mit sich zu nehmen; ließ sie aber durch seinen Bedienten holen. Der Ehemann hörte diese Bothschaft an; und seine Eifersucht, die ihn schon lange Zeit gequälet hatte, gab ihm ein, daß ein Liebeshandel zwischen seiner Frau und dem jungen Gelehrten dahinter stäcke: weßwegen er einen Proceß mit ihm anfieng.

Man sollte denken, es könnte ein jeder einem Processe, den man ihm erregt, ein Ende machen, wenn er sich erbietet, alles zu thun, was seine Gegenpartey haben will. Gleichwohl

wohl wurde solches durch den wunderlichen Sinn eines seltsamen Ehemanns, der nur seiner Eifersucht Gehör gab, einen gewissen Edelmann unmöglich gemacht, der jenem doch alles, worüber er klagte, freywillig zugestand. Dieser Edelmann war einer von denen seltenen Personen, die einen so bequemen Umgang haben, daß sie überall wohl aufgenommen sind. Er besaß viel Feines im Denken, Scharfsinnigkeit und guten Geschmack. Er sprach ungemein vernünftig von allen Sachen; und es sind nur wenig Personen im Stande, eine Gesellschaft so annuthig zu unterhalten, wie es dieser zu thun wußte. Daher kam es, daß alle vornehme und verdienstvolle Personen in einer gewissen kleinen Stadt, wo er insgemein einen Theil des Jahrs zubrachte, Freundschaft und fleißigen Umgang mit ihm hielten. Allda befand sich auch eine sehr artige und wohlgebildete Frau, die, weil sie von ihrer ersten Jugend an, ihren Verstand mit schönen Wissenschaften geziert hatte, als ein Wunder ihrer Provinz angesehen wurde. Die Hochachtung, so beyde gegen einander trugen, hatte eine gute Freundschaft unter ihnen gestiftet. Wiewohl aber für den Edelmann nichts angenehmers als der Umgang mit dieser Frau seyn konnte, so besuchte er sie doch, wegen des murrischen Wesens ihres Mannes, seltener als alle andere.

Er war ein Mann, der einen ausserordentlich großen Appetit zum Processiren hatte. Er stritt mit aller Welt vor Gerichte, so bald er die mindeste Gelegenheit dazu bekam; und er würde auch

mit unserm Edelmanne schon längst einen Proceß geführt haben, wenn die Verschiedenheit der Meynungen, die in Gesellschaften vorfällt, proceßbar wäre. Ob sie aber gleich nicht mit einander vor Gerichte lagen, so lagen sie doch in einem ewigen Streite mit einander. So bald als der Edelmann etwas behauptete, in dem Augenblicke läugnete es der Mann, und dieses zuweilen mit einer Erbitterung, daß man wohl sah, daß ers lieber hätte zum Zanke kommen lassen. Der Edelmann, aus Achtung gegen die Frau, hielt sichs für keine Schande, sich für überwunden zu erklären, so bald der Streit hitzig wurde; und wenn die Frau dem Manne in der Stille vorwarf, daß er gegen den Edelmann zu auffahrisch und unhöflich wäre, so antwortete er ihr trotzig, sie liesse sich von ihrem Witzlinge den Kopf mit neuen und seltsamen Meynungen verderben, und es dienten solche Leute, wie er, zu nichts, als Verdruß in Ehen zu stifften. Weil sie ungemein züchtig und tugendhaft war, und es sich vornehmlich angelegen seyn ließ, sich ihres Mannes Willen zu unterwerfen, so sagte sie ihm mehr als einmal, sie wollte mit diesem Edelmanne nicht mehr Umgang halten; aber ihr Eheherr wollte auch dieses nicht zugeben, und ließ sichs vielmehr lieb seyn, ihn bisweilen bey sich zu sehen, bloß um das Vergnügen zu haben, ihm zu widersprechen. Bald hernach kam es zu größeren Weitläuftigkeiten, wie ich itzo erzehlen werde.

Als einsmals der Edelmann früh morgens hörte, daß ihr Mann den Abend vorher drey Meilen verreist war, um einer gewissen Ceremonie beyzuwohnen, so wollte er sich dieser Gelegenheit bedienen, und gieng schon um neun Uhr zu dessen Frau, seiner Freundinn, weil er wußte, daß sie sich kein Bedenken daraus machen würde, seinen Besuch am Nachttische anzunehmen. Es war heftig kalt, und überdieß war der Gang dahin wegen eines dicken Nebels sehr beschwerlich. Weil er wenig Haare hatte, und sehr zu Flüssen geneigt war, so behielt er seine Schlafmütze auf, setzte den Huth darüber, verhüllte sich in einen Mantel, und begab sich also zu seiner Freundinn. Auf der Treppe begegnete ihm das Kammermägdchen von ohngefähr. Er nahm sogleich seine Schlafmütze ab, und bath sie, sie möchte sie ihm aufheben, bis er wieder fort gienge. Alsdann gieng er ins Zimmer der Frau, und traf bey ihr eine von ihren Freundinnen, die sehr munter und witzig war, an. Hier führten sie alle drey, bey einem starken Caminfeuer, die angenehmsten Gespräche mit einander, wobey dem Edelmann die Zeit so kurz wurde, daß, wenn ers nicht hätte zwölf Uhr schlagen hören, er nicht geglaubt haben würde, daß es um zehen seyn könnte. Er nahm alsdann Abschied, und gieng heim. Weil es ihm heiß geworden, und der Nebel vorbey war, auch das Kammermägdchen im Weggehen sich nicht sehen ließ, so dachte er nicht wieder an seine Schlafmütze, bis des Abends, als er sie

zu Hause aufsetzen wollte, um bequemer lesen oder schreiben zu können. Er schickte einen von seinen Leuten hin, sie zu holen. Da dieser hörte, daß das Kammermägdchen etwas nöthiges zu thun hatte, so trug ers einem Dienstburschen im Hause auf, daß er zu ihr gehen, und ihr nur heimlich sagen möchte, was er begehrte. Das Mägdchen zog gleich ihre Frau aus; und weil der Bursche ihr etlichemal Zeichen gab, so bemerkte es endlich der Mann, welcher zugegen war, und fragte ihn, was er wollte. Der Bursche, der gar einfältig war, erschrack über die Frage; und da sein Herr in ihn setzte, daß er antworten sollte, und dieses mit einem Tone der Stimme, der ihn furchtsam machte, so sagte er gerade heraus, der Edelmann schickte her, seine Schlafmütze holen zu lassen, weil er sie des Morgens, als er hier weggegangen, vergessen hätte.

Das Wort Schlafmütze fiel dem Hausherrn nicht wenig in die Ohren, und er antwortete ganz kaltsinnig, er glaubte nicht, daß der Edelmann in seiner Abwesenheit Macht hätte, in seinem Hause zu schlafen. Er sah alsdann das Kammermägdchen an, und verlangte, ihm dieses Geheimniß zu erklären. Weil diese nicht wußte, ob ihre Frau den Besuch des Edelmanns wissen lassen wollte, so meynte sie, am besten zu thun, wenn sie sich stellte, als wüßte sie nichts von der Schlafmütze. Ohne also ihrem Herrn zu antworten, schalt sie den Burschen aus, daß er da herkäme, und etwas begehrte, was er

ganz

ganz gewiß nicht recht gehört haben würde. Die Frau selbst, die von dieser Bothschaft nicht das mindeste begreifen konnte, wußte nicht, was sie von einem so verdrießlichen Zufalle sagen und denken sollte. Der Ehemann faßte geschwind einen Entschluß. Weil er auf den rechten Grund der Sache kommen wollte, so befahl er, man sollte des Edelmanns Bedienten ins Vorzimmer kommen lassen. Das Kammermägdchen mußte dahin gehen, und er selbst versteckte sich hinter eine Tapetenthüre, um zu hören, was der Bediente anzubringen hätte. Weil das Mägdchen wußte, daß ihr Herr sie sehen und hören konnte, so erkühnte sie sich nicht, dem Bedienten das mindeste Zeichen zu geben: und dieser bedachte sich keinen Augenblick, die Schlafmütze zu fordern. Sogleich trat der Hausherr hervor. Das Kammermägdchen, in größter Angst, was sie thun sollte, hieß den Bothen einen Narren; und der Bothe, aus Furcht, er möchte Schläge bekommen, weil er den Hausherrn so schnell aus einem Winkel kommen sah, lief, so hurtig als er konnte, zur Thüre hinaus.

Die Frau war nicht Willens, aus dem Besuche, den ihr der Edelmann am Morgen gegeben hatte, ein Geheimniß zu machen. Sie sagte also ihrem Eheherrn, er wäre früh um neun Uhr zu ihr gekommen; erzehlte ihm alles, wovon sie gesprochen hatten, und bath ihn endlich, von ihrer Freundinn, welche beständig dabey gewesen, selbst zu vernehmen, ob sie ihm nicht

in allen Stücken die Wahrheit gesagt hätte. Wiewohl er nun keinen Verdacht auf seine Frau gesetzt hatte, so gieng er dennoch zu ihrer Freundinn; und weil er eben dasselbe von ihr erfuhr, was seine Frau ihm gesagt hatte, so setzte er sich in den Kopf, als habe der Edelmann, aus Hasse zu ihm, seine tolle Gesandtschaft in sein Haus nur deßwegen angestellt, um ihm einen Possen zu spielen. Er beschloß also, sich hierüber zu rächen. Den folgenden Tag ließ er ihn vor Gericht laden, um ihm eine Ehrenerklärung wegen Beschimpfung zu thun. Er setzte selbst die Klage und Bittschrift auf. Er stellte darinnen zuerst dem Richter die Sache, wie sie geschehen war, vor; bath hernach, den Edelmann dahin zu verurtheilen, daß er in offener Gerichtsstube sich erklären sollte, wie er, vermessener und boshafter Weise, in seinem Hause habe seine Schlafmütze wollen holen lassen, bloß um seine, Klägers, Ehegenossinn zu schmähen, welche besagte Ehegenossinn er für eine ehrbare und tugendsame Frau zu erkennen und halten, übrigens sich allen gesetzmäßigen Strafen auf diejenigen, so irgend einer Falschheit und Verläumdung überführt worden, so willig als billig zu unterwerfen habe. Der Richter, dem diese Klage übergeben wurde, hielt es für gut, dieser Rechtssache vorzubeugen. Er gieng zum Ehemanne, und stellte ihm vor, wie sehr eine solche Weitläuftigkeit lächerlich werden würde; aber er konnte bey dem halsstarrigen Manne nicht das mindeste ausrichten. Der Edelmann hin-

hingegen, der nicht läugnen konnte, daß diese Bothschaft von ihm gekommen wäre, sagte, was an der ganzen Geschichte mit der Schlafmütze war. Man verhörte das Kammermägdchen. Sie bekräftigte was er ausgesagt hatte, und entschuldigte sich, daß sie sich anfangs gestellt, als wüßte sie nichts davon, weil sie besorgt hätte, dadurch lächerlich zu werden.

So stand diese Sache damals als sie mir erzählt wurde. Der Ehemann nahm noch keine vernünftige Vorstellung an, und es war alles vergebens, daß der Edelmann sich erboth, er wollte, im Beyseyn ihrer beyderseitigen guten Freunde alle Erklärungen thun, wie er sie selbst verlangen würde. Er beharrte darauf, er sollte es vor offenem Gerichte thun; und als der Richter auf seine Klage nicht weiter verfügen wollte, so bedrohte er ihn, ihn selbst zu verklagen, daß er mit seinem Gegentheile im heimlichem Verständnisse stünde.

Dritte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Edelmann verliebte sich in ein adeliches Fräulein, welche ihn wieder liebte, ihm auch von ihren Aeltern zur Ehe versprochen wurde. Er wartete mit Vollziehung seiner Heirath nur bis er ein Amt erhielte; und mittlerweile gefiel ihm seiner Braut jüngere Schwester besser als sie. Er war glücklich bey seiner neuen Liebste, und fand Mittel, sie insgeheim zu heirathen. Einsmals sah die ältere Schwester, daß die jüngere ihrem Liebsten gewisse Freyheiten bey sich erlaubte, die ordentlicher Weise nur Eheleuten erlaubt sind. Nach dieser artigen Entdeckung, und weil auch ein ältlicher Mann ihr die Heirath anboth, suchte sie sich an ihrem untreuen Bräutigam zu rächen: es gelang ihr aber nicht gänzlich, wie sie sichs vorgestellt hatte.

Obwohl die Liebe die Königinn aller Leidenschaften ist, so steht sie doch unter dem Schicksale. Die Veränderungen, welche täglich in den stärksten Verbindungen vorfallen, geben

geben gnugsam zu erkennen, daß die Regungen unsers Herzens nicht allzeit da fest beharren, worauf unsere erste Wahl fällt. Eine verborgene Gewalt treibt uns an, unbeständig zu werden: und wenn nicht schon tausend Beyspiele diese Warheit erwiesen, so thäte es doch folgende Begebenheit ganz allein.

Eine junge sehr schöne Person, die dabey großen Witz und hohen Verstand besaß, lebte seit etlichen Monathen in einer kleinen Stadt, nicht weit von Paris, wohin sie sich wegen Besorgung gewisser Familien-Angelegenheiten begeben hatte, und wo sie in kurzer Zeit mit allen adelichen Personen daselbst in gute Bekanntschaft kam. Ihre Aeltern, (welche von vornehmen Adel waren, aber wenig im Vermögen besassen,) weil sie ihr die Geschicklichkeit zutraueten, welche sie auch wirklich besaß, die vielen schlimmen Streiche, so ihnen in ihren rechtmäßigen Ansprüchen gespielet wurden, zu hintertreiben, verließen sich völlig auf sie, daß sie ihr Bestes so gut als möglich besorgen würde. Sie that es mit solcher Sorgfalt und Klugheit, daß sie in kurzer Zeit alle Schwierigkeiten, die ihrem Rechte im Wege gestanden hatten, bey Seite schaffte. Ihre große Geschicklichkeit machte überall viel Aufsehens. Jedermann bewarb sich, ihr bey den Richtern gute Dienste zu leisten: und unter dieser Menge befand sich auch ein junger Edelmann, der schon Herr über sein Vermögen war, welches so groß als fast eins in der ganzen Gegend war. Er wandte sein ganzes Ansehen und alle mögliche

Mühe an, um ihr zu zeigen, wie sehr er sich ihre Vortheile angelegen seyn liesse. Die Schöne ließ sich seinen Beystand ungemein wohl gefallen: und weil sie ihm, da sie seiner so nöthig hatte, fleißige Besuche nothwendig erlauben mußte, so bekam er unvermerkt eine stärkere Neigung zu ihr als er vermuthet hatte. Er sah wohl, daß das, was sie ihm etwa zubringen könnte, viel geringer war, als er es an anderen Orten bekommen konnte; allein, weil ihn einmal die Liebe anfieng zu blenden, so bedachte er bey sich, daß sein schon großes Vermögen ihm mancherley Geschäffte machen könnte; und daß es also besser für ihn seyn würde, eine Gemahlinn zu haben, die etwas verstünde, als eine solche, die ihm zwar ein Ansehnliches zubrächte, sich aber um nichts anders bekümmerte, als wie sie ihm Geld verthun könnte.

Die Schöne, welche geschwind bemerkte, wie ihre großen Vorzüge des Edelmanns Herz zu ihr geneiget hatten, wußte ihn so gut zu gewinnen, daß er sich nicht länger enthalten konnte, ihr seine Liebe anzutragen. Man kann leicht erachten, daß sie ihn willig erhörte. Sie zeigte ihm die größte Hochachtung und Erkänntlichkeit. Sie versicherte ihn, daß ihre Aeltern nicht zuwider seyn würden; und war dermaßen höflich und gefällig gegen ihn, daß er an ihrer Liebe nicht zweifeln konnte. Weil sie aber ehrbegierig war, so wollte sie einen Rang haben; und sie bediente sich der Gewalt, so ihr die Liebe über ihn gab, so sehr, daß sie ihm sagte, er würde, um seiner Ehre willen, ehe er sie heirathete, eine Ehrenstelle zu suchen haben. Der

Edel-

Edelmann war schon seit einer geraumen Zeit mit diesen Gedanken umgegangen: er versprach es ihr also um so viel lieber, je mehr er sich solches selbst wünschte. Nachdem die Schöne ihre Sachen nach Wunsche zu Ende gebracht hatte, begab sie sich wieder nach Paris; und ihr Geliebter folgte ihr zween Tage darauf nach. Ihre Aeltern, nachdem sie die Umstände gehöret hatten, nahmen ihn aufs beste bey sich auf; bothen ihm auch, (um ihn nicht so leicht wieder zu verlieren) die Wohnung in ihrem Hause an. Der Edelmann war viel zu verliebt, als daß er ein solches Anerbiethen hätte abschlagen können. Er nahm also seine Herberge bey dem Vater der Schönen, bath sich auch seine guten Rathschläge aus, wie er am besten zu einer Ehrenstelle gelangen könnte.

In währender Zeit, da wegen seiner gesuchten Ehrenstelle, nur noch kleine Schwierigkeiten zu heben waren, zeigte sich der Eigensinn der Liebe durch Neigungen, so sie dem jungen Edelmanne zu der jüngern Schwester der Schönen beybrachte. Diese Person hatte einen sehr großen Fehler in den Augen, der vielen nicht würden angestanden haben. So groß aber auch dieses Gebrechen war, so hielt es den Edelmann doch nicht ab, sich sterblich in sie zu verlieben. Es ist wahr, daß sie, dieses einzige ausgenommen, die angenehmste Person von der Welt war. Sie war so weiß, daß sie die Augen blendete; hatte die regelmäßigsten Gesichtszüge; Hände und Arme, zum Bezaubern schön; die feinste und geschickteste Leibesgestalt;

gestalt; vornehmlich aber ein so sanftes und gefälliges Wesen, daß sie bloß in Ansehung dessen höchst liebenswürdig heissen konnte. Je mehr der Edelmann sie sah, desto mehr gefiel sie ihm. Er sagte ihr unzehlige verliebte Thorheiten vor, und sie erwiederte alles mit einer Munterkeit, die voller Feuer und Wiz war. Ihr Gespräche, so sie mit einander führten, waren niemanden verdächtig, weil alles öffentlich geschah: und da sie einander fast alle Augenblicke sprechen konnten, so war dabey nichts erzwungnes. In der That war auch, von Seiten dieser angenehmen Person, nichts als artige Lebensart Ursache, warum sie sich so gegen ihn verhielt; und da sie des Edelmanns Heirath mit ihrer ältern Schwester für etwas gewisses hielt, so war sie nicht fähig, etwas mehr als Hochachtung gegen ihn zu hegen. Er hingegen meynte es ganz anders. Seine heftige Neigung zu ihr bekam allmälig eine solche Stärke, daß er es nicht mehr beym Scherzen bewenden ließ, sondern ihr seine Liebe in rechtem Ernste antrug.

Die Schöne trieb einen Scherz damit, und antwortete ihm, daß vielleicht eine kleine Unordnung in seinem Gehirne vorgienge. Er sezte öfters vom neuen bey ihr an; bekam aber immer eine Antwort gleichen Inhalts: bis er sie endlich einmal fragte, welche Widerwärtigkeit es denn eigentlich wäre, und ob sie in seiner Gemüthsart, oder in seinem Aeusserlichen bestünde, um deren willen er nur ihre Verachtung verdiente. Die Schöne erstaunte über eine solche Zumuthung,

und

und fand für nöthig, ihm ein wenig ernsthaft zu antworten, er thäte sich selbst, und auch ihr Unrecht, wenn er sie einer Verachtung beschuldigte: denn wenn er solche Neigungen gegen sie hätte blicken lassen, ehe ihm ihre Schwester versprochen wäre, so würde sie ihm ohne Zweifel keine Ursache zum Klagen gegeben haben; itzt aber, da die Sachen einmal auf diesem Fuße stünden, müßte sie nothwendig dasjenige thun, was ihm doch unrecht zu seyn schiene.

Diese Antwort vermehrte nur seine Liebe. Es war ihm gnug, daß er ihr nicht zuwider zu seyn glaubte, um sie immer stärker zu lieben. Er hielt sein Herz, von dieser Stunde an, nicht mehr im Zaume, und bemühte sich bloß, sie von seiner aufrichtigen Liebe zu überzeugen. Sie, als eine sittsame Person, suchte sein Gemüth wieder in Ordnung zu bringen, und gab ihm seltener Gelegenheit, ihr verliebte Dinge zu sagen: aber je mehr sie es that, desto begieriger wurde er darnach. Nunmehr verrieth sich seine Liebe: denn es bemerkte jedermann sowohl seine Unruhe, wenn sich die jüngere Tochter oft ganze Nachmittage lang, um seine Gegenwart zu meiden, in ihr Zimmer verschloß; als auch seine verliebten Blicke, die er ihr im Beyseyn anderer Leute gab. Die ältere Schwester, die an dem Edelmanne einige Kaltsinnigkeit spührte, vermuthete geschwind die Ursache derselben. Sie sah, daß sein Umgang mit ihrer Schwester nicht mehr so frey und munter wie vorher war. Sie bemerkte an beyden eine gewisse Beunruhigung, sobald ihre Blicke

zuweilen

zuweilen zusammentrafen, und welchen Zwang sie sich thun mußten, sich bey unterschiedenen Gelegenheiten auf allerley Art in Acht zu nehmen: welches alles ihr deutlich zeigte, daß man sie hintergienge. Weil sie sehr hoch gesinnt war, so hätte sie sich herzlich gern gerächet, und ihm den Handel freywillig aufgesaget; aber ihr Ehrgeiz wurde nicht vom Reichthum unterstützt; und sie besaß so viel Einsicht zu sehen, daß es ihr schwer werden könnte, einen andern zu finden, der ihr alles wieder einbrächte, was sie an diesem verlieren könnte. Sie beschloß also, ihren Verdruß zu bergen, und ihn einigermaßen zu mindern, indem sie dem Edelmanne kleine Verweise über seine Kaltsinnigkeit machte. Die Verwirrung, darein sie ihn hierdurch setzte, war ein deutliches Geständniß seiner bösen Absichten. Sie beleuchtete von dieser Stunde an, die Gründe ihres Argwohns immer mehr. Die Vermählung sollte erst vor sich gehen, wenn alle Hindernisse, die ihm noch zur Ehrenstelle, die er suchte, aus dem Wege geräumet wären: und sie entdeckte geschwind, daß er alle diese Schwierigkeiten abstellen könnte, sobald er nur wollte, und daß sie bloß noch auf diesem Grunde beruhten, weil er Zeit zu gewinnen suchte. Um nun ihrer Besorgniß und Ungewißheit entlediget zu werden, bath sie ihre Aeltern, daß sie ihre Heirath zu beschleunigen suchen möchten; und gab ihnen zu verstehen, ohne jedoch ihre Schwester darein zu mischen, was die Folgen von einer langen Verzögerung seyn könnten.

Ihre

Ihre Aeltern hatten selbst schon einigen Verdacht auf den Edelmann, weil sie sahen, daß er die Schwierigkeiten bey der Ehrenstelle, die er suchte, ohne Noth vermehrte. Sie besprachen ihn deßwegen in der Stille, und stellten ihm vor, daß, da er bey ihnen im Hause wohne, die ganze Nachbarschaft sich nicht wenig darüber aufhalten würde, wenn er die getroffene Heirath noch lange verschieben wollte. Er dürfte auch (sagten sie) eben nicht nothwendig seine Ehrenstelle erst haben, und könnte lieber vorher die Heirath richtig machen. Der Edelmann bedachte sich nunmehr nicht länger, und entdeckte ihnen seine wahre Gesinnung. Er antwortete: Er erinnerte sich sehr wohl seines Versprechens, und würde es halten, so bald als es ihnen gefällig wäre. Er hätte ihnen versprochen, ihr Schwiegersohn zu werden; und dieses würde ihm ein großes Vergnügen seyn, aber nicht anders, als die jüngere Tochter zu heirathen, zu welcher er die größte Liebe trüge. Bey ihr fände er, womit er vergnügt seyn könnte; da gegentheils die Gemüthsart der ältern Tochter so wenig mit der seinigen übereinstimmte, daß er nothwendig unglücklich mit ihr werden müßte. Wofern sie ihm übrigens diese seine inständigste Bitte abschlügen, so müßte er sich wegbegeben und könnte sein Versprechen nicht erfüllen. Er gab diese Antwort mit solcher Standhaftigkeit, und alle Gegenvorstellungen der Aeltern richteten so wenig bey ihm aus, daß sie sich genöthiget sahen, um ihr Glück nicht zu verscherzen, ihm alles einzugehen, was er verlangte. Dieses einzige bathen

sie

sie sich von ihm aus, daß es bald, und in größter Stille geschehen möchte, damit die ältere Tochter über ein Unrecht, das ihr geschähe, weniger Verdruß empfände, wenn sie sähe, daß nichts mehr dawider zu thun wäre. Seine Liebe war so unmäßig groß, daß er den Aeltern vor Freuden zu Füßen fiel, und seinen Dank abstattete. Hierauf sagten sie zur ältern Tochter, der Edelmann beharrte so fest bey seinem gefaßten Entschlusse, sich nicht eher, als bis er einen Rang hätte, zu verheirathen, daß sie mit allen ihren Vorstellungen nichts bey ihm auszurichten vermocht hätten. Sie begriff, was dieser standhafte Entschluß sagen wollte; und man kann leicht erachten, wie sehr es sie schmerzte.

Unterdessen wurden heimlich alle Anstalten zur Vermählung des Edelmanns mit der jüngern Tochter gemacht; und es fehlte nur noch eine gute Gelegenheit, wie es geschehen konnte, ohne daß die ältere Tochter etwas davon erführe. Wenig Tage hernach fand sich diese Gelegenheit so gut, als sie es wünschen konnten. Eine gewisse adeliche Frau, welche diese verstoßene Braut zärtlich liebte, bath sie, daß sie ihr etliche Tage auf einem Landhause Gesellschaft leisten möchte. Die Schöne that es, und besaß so viel Verstand, daß sie ihren Gram unterdrücken, und sich in Gesellschaft auf diesem Landhause ungemein wohl aufgeräumt stellen konnte. Man sagte ihr, (wie gewöhnlich) daß Bräute jederzeit am vergnügtesten wären, und was dergleichen mehr ist. Sie, damit sie den Schimpf, der ihr geschah, geschickt verber-

verbergen möchte, antwortete, daß wer ihr Herz rühren wollte, der müßte etwas gefälligers in seinem Aeusserlichen, und gewisse andere Arten des Gemüths haben, als der junge Edelmann, dessen Braut sie hätte werden sollen; und daß die Vermählung nur deßwegen aufgeschoben worden, weil sie immer gehoffet, es auch selbst dahin zu bringen gesucht hätte, daß er ihre jüngere Schwester heirathen möchte.

In der Gesellschaft befand sich unter andern ein alter Junggeselle, der schönes Vermögen besaß, auch schon einen höhern Rang hatte, als der untreue Liebhaber erst suchte. Dieser antwortete ihr scherzend, Er wäre zwar noch niemals nach dem heiligen Ehestande lüstern gewesen; aber er wollte wohl wünschen, daß er die gewissen Gemüthsarten, die, wie sie sagte, ihr Herz rühren könnten, besitzen möchte: denn, was die Gefälligkeiten anlangte, für diese könnte er Bürge seyn. Die Schöne sagte eben so scherzhaft dagegen, sie fände alles an ihm, was ihr gefiele, und sey völlig versichert, daß sie das beste Paar zusammen abgeben könnten. Der alte Junggesell sagte ihr hierauf zween Tage lang so verliebte Dinge vor, wie ein ordentlich bestallter Liebhaber seiner Geliebten, und sie gefiel ihm, je mehr er mit ihr umgieng, dermaßen wohl, daß er Troß allen seinen Entschlüssen frey und ledig zu bleiben, vom Heirathen schwatzte. Der Leser erwäge selbst, ob sein Antrag der Schönen nicht angenehm war. Sie bekam durch ihn einen Rang, wie ihn ihr Ehrgeiz wünschte; sie rächte sich an einem Un-

treuen; kurz, es fügte sich alles besser als sie es hatte hoffen und erwarten können. Die adeliche Frau, deren guten Rath sie sich hierüber ausbath, wurde freywillig des alten verliebten Junggesellen Vertraute, und er mußte ihr versprechen, daß weil er ihrer Freundinn den Antrag schon selbst gethan, er auch nunmehr, sobald sie wieder bey ihren Aeltern seyn würde, ordentlich um sie anhalten wollte. Die Schöne, da sie wieder nach Hause war, erzehlte ihrem Vater was mit ihr vorgienge. Seine jüngere Tochter war schon verheirathet: und also freute er sich herzlich, daß er so unverhofft aus allem Kummer kam. Sie verbarg ihren Unwillen aufs beste, und bemühte sich auf alle mögliche Art, ihren Untreuen aufs neue zur Liebe zu reizen, damit es ihn hernach reuen möchte sie zu verlieren. Den folgenden Tag machte sie eine artige Entdeckung. Sie sah, ohne daß es jemand gewahr wurde, daß der junge Edelmann sich heimlich in ihrer Schwester Zimmer schlich, und daß man die Thüre den Augenblick darauf verschloß. Sie guckte durchs Schlüsselloch, und sah sie beyde in einer Stellung, die ihr eine völlige Ueberzeugung von demjenigen gab, was sie schon längst vermuthet hatte. Wiewohl es sie sehr schmerzte, so freute sie sich doch auch, daß sich ihre Schwester auf eine solche Art aufführte, bey welcher der Edelmann sie (wie sie meynte) eben nicht so bald zur Ehe begehren würde. Sie hoffte also, daß sie an ihm und an ihr zur Gnüge gerächet werden würde, sobald als ihre Ehe mit dem alten Junggesellen, ihren Vater

nöthigen

nöthigen würde, den Edelmann nicht länger im Hause zu behalten. Der ehrliche alte Junggesell hielt sein Wort. Man wußte daß er kommen würde, und man hatte dem Edelmanne heimlich Nachricht davon gegeben, welcher denselben Abend mit Fleiß ausgieng, und erst spät in der Nacht wiederkam. Die Heirath wurde geschlossen, und der alte Junggeselle (nunmehr beglückter Bräutigam) war höchst vergnügt.

Die Schöne und wieder gewordene Braut, die nur auf Rache bedacht war, gieng nicht eher zu Bette, bis der Edelmann nach Hause kam. Sie beklagte sich gegen ihn über seine Aufführung, die er seit einiger Zeit blicken liesse, und sagte hernach, sie habe ihn, nachdem sie ihn kennen gelernet, so wenig werth befunden, ihre vorigen guten Gesinnungen gegen ihn beyzubehalten, daß sie sich diesen Abend mit einem andern vermählet, und schon völlige Richtigkeit getroffen, so daß er nunmehr seinen Abschied habe. Der Edelmann stellte sich sehr bestürzt darüber. Die Schöne meynte, sie hätte ihn recht gedemüthiget. Sie freute sich ihres Sieges, wie ein Held, der eine Schlacht gewonnen, gieng fort, und ließ ihm nicht Zeit zu antworten. Dieses war aber eben, was sich der Edelmann wünschte, damit er nichts antworten dürfte. Er gieng ruhig zu Bette. Den folgenden Morgen begab er sich (wie er mit seinen Schwiegeraltern verabredet hatte) zu einem Freunde, der in einer andern Gegend der Stadt

wohnte, als ob er bey ihm herbergen wollte, in der That aber nur, bis die Vermählung der ältern Tochter, mit dem alten Junggesellen, vorbey wäre. Nachdem diese erfolget war, so kam der Edelmann, und zog wieder ins Haus ein: denn er mußte doch freylich bey seiner Frau seyn. Die junge Frau erstaunte darüber. Sie stellte ihrem Vater vor, wie gefährlich solches für ihre Schwester wäre, und erzehlte ihm gewisse Pröbchen. Der Vater antwortete ihr, daß weil sie nunmehr Ursache hätte, höchst vergnügt zu seyn, so würde sie auch ihrer Schwester ihr Glück willig gönnen; und hernach löste er ihr das Räthsel auf. Sie kam vor Unwillen ganz ausser sich selbst, weil sie, anstatt sich zu rächen, nur heimlich zum Gespötte wurde. Sie lief, ohne ein Wort zu sagen, fort; und sie hat, seit dem sie im Ehestande lebt, ihre Schwester noch nicht zu sehen begehrt.

Vierte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Edelmann, und eine adeliche Tochter, die eines widerwärtigen Liebhabers Verfolgung flohe, reisten mit einander nach Paris, und wurden die besten Freunde. Das Fräulein hatte sich aber in eine Mannsperson verkleidet, und gab sich ihrem Reisegefährten nicht zu erkennen. Sie sagte ihm nur, sie hätte eine Schwester, durch die sie mit ihm in Verwandtschaft zu kommen wünschte. Er ließ sich den Antrag gefallen; und etliche Tage hernach heirathete er eben diese Person, die er für seinen Freund, und für seinen zukünftigen Schwager gehalten hatte.

Ein junger Edelmann aus Provence, welcher Willens war, sich nach Paris zu begeben, und etliche Jahre ritterliche Leibesübungen daselbst zu treiben, auch diejenige Artigkeit an sich zu nehmen, die man in kleineren Städten niemals annimmt, reiste von Marseille ab, und nahm den Weg nach Avignon, wo er sich drey oder vier Tage aufhielt, um das Merkwürdigste daselbst zu

sehen. Indem er Anstalt zu seiner Abreise machte, hörte er, daß ein junger wohlgebildeter Mensch eine Gelegenheit nach Paris suchte. Er freute sich, eine Reise-Gesellschaft zu bekommen, und gieng selbst zu dem Fremden. Dieser war eben im Begriffe, eine Tragsänfte zu miethen. Der junge Edelmann erboth sich sogleich, einen Platz darinnen zu nehmen, und sie halb zu bezahlen. Der Handel ward richtig; und unsere jungen Leute fühlten schon beym ersten Anblicke einen geheimen Zug und Neigung zu einander. Sie beschlossen, am folgenden Tage abzureisen. Beyder Gemüthsart stimmte so vollkommen überein, daß sie nach etlichen Tagereisen, einander eine ewige Freundschaft schwuren. Der Edelmann trug kein Bedenken, sich dem Fremden zu erkennen zu geben. Er war von einem alten ansehnlichen Hause. Der Fremde hingegen hielt mehr an sich. Er verschwieg, aus gewissen Ursachen seinen Namen, und sagte seinem neuen Freunde nur, daß er der Sohn eines Edelmanns in der Gegend von Air wäre. Sein Vater, ein sehr gebietherischer Mann, hätte ihm eine zwar reiche, aber sehr häßliche Person zur Ehe geben wollen; so daß er, um solcher Gewalt zu entgehen, die Flucht ergriffen; und er gehe itzt nach Paris, wo er eine Base habe, welche ihm wieder mit seinem Vater aussöhnen werde: um welcher Ursache willen sie vor einiger Zeit bey seinem Vater gewesen sey, indem sie viel über ihn vermöge. Indessen nun, da sie ihm diesen Liebesdienst thun werde, wolle er die Hauptstadt des Königreichs besuchen.

Der

Der Edelmann antwortete seinem neuen Freunde, daß er gar nicht begreifen könne, wie man ihm, einem Menschen von solchem Ansehen, habe ein häßliches Weib geben wollen. Und in der That, wenn dieser Fremde einem Fehler hatte, so war es dieser, daß er gar zu schön war. Er hatte die regelmäßigsten und feinsten Gesichtszüge, einen schönen Mund, große Augen, die ihm gehörig offen standen, eine behende Leibesgestalt, und eine Haut, die so weiß war, als das schönste Weibsbild haben konnte. Ihre Freundschaft nahm täglich so stark zu, und sie ergetzten sich so sehr in ihren Gesprächen, daß ihnen die Reise gar nicht lang deuchte, ob sie gleich die strengste Witterung hatten. Es waren da, fast alle Augenblicke, neue Versicherungen einer ewigen Freundschaft, und es wünschte sich immer einer mehr als der andere, Gelegenheit, sie noch fester verknüpfen zu können: weßwegen der Edelmann den Fremden einsmals fragte, ob er nicht eine Schwester habe, durch die er sein Schwager werden könne, welches er sich für ein großes Glück schätzen wolle. Diese Frage machte seinen Freund zwar ein wenig tiefsinnig; er zeigte aber doch viel Vergnügen darüber, und sagte, daß er allerdings eine Schwester hätte, die er seiner vielleicht nicht für unwürdig halten würde; und die er selbst um so viel mehr liebte, weil sie Zwillinge wären, und fast in allen Stücken gleiche Gesinnungen und Neigungen hätten, auch einander so ähnlich sähen, daß sie in ihrer zartesten Kindheit, ehe die Klei-

der einen Unterschied gemacht, beynahe gar nicht zu unterscheiden gewesen wären.

Der Edelmann, der seinen Freund für so schön hielt als es fast möglich war, betrachtete ihn, nach diesen Worten, aufs allergenaueste. Und da er hörte, daß dessen Schwester alle seine Gesichtszüge, und (weil sie eine Weibsperson war) nothwendig noch feiner hatte, so machte er sich ein ganz engelisches Bild von ihr, das ihm nicht aus den Gedanken kam. Er hörte auch, mit vielem Vergnügen, daß sie edle Neigungen hätte; daß sie die Jagd mehr als alles liebte; daß sie im Schiessen vortrefflich geübt wäre; und daß, wenn Frauenzimmer einen Degen trügen, sie sich dessen mit Ehren bedient haben würde.

Der Edelmann, der in diese Abschilderung sterblich verliebt wurde, bath seinen Freund, ihm bey dieser liebenswürdigen Person freundschaftliche Dienste zu leisten, welches sich leicht thun lassen würde, wenn er unterdessen an sie schriebe, bis sie mit einander nach Provence reisen könnten, sobald nämlich der Fremde mit seinem Vater wieder ausgesöhnet seyn würde. Sein Freund lächelte, und sagte zum Edelmann: wofern er wirklich, und bloß in die Abschilderung seiner Schwester verliebt sey; so werde er seine Sehnsucht bald gestillt sehen können, weil diese Person itzt in Paris sey, indem seines Vaters Schwester sie bey ihrer Abreise aus Provence, da sie seinen Vater besuchet, mit sich dahin genommen habe. Itzt war der Edelmann vor Freuden ganz ausser

sich.

sich. Er umarmte seinen Reisegefährten; und dieser mußte ihm nochmals versprechen, daß er ihm in seiner Liebe dienen wollte. Indem er sich nun so sehr nach Paris sehnte, wurde die Reise doch immer beschwerlicher und langweiliger. Es war im Märzmonathe: und es fiel nach dem strengsten Froste plötzlich Thauwetter ein, wodurch die Wege so grundlos wurden, daß unsere Reisenden, ob sie gleich nur noch eine kleine Tagereise nach Chalons hatten, mit schwerster Mühe bis dahin kamen, und sich einige Zeit daselbst aufhalten mußten. Der Edelmann brachte in Gesellschaft des Fremden, ganze Tage fast mit nichts anderm zu, als von dessen Schwester, seiner unbekannten Geliebten zu reden.

Als sie an einem Abend nicht beysammen gewesen waren, (welches doch sehr selten geschah,) und der Edelmann, bey einbrechender Nacht wieder in seine Herberge gehen wollte, so hörte er, am Ende einer einsamen Strasse, ein Klirren der Degen. Bald hernach sah er ein Paar die sich schlugen, und erkannte endlich seinen Freund, der seinen Gegenpart stark zurück trieb. Er lief hinzu: und fast in dem Augenblicke, als er ankam, fiel der Feind seines lieben Reisegefährten zur Erde, nachdem er einen heftigen Stich bekommen hatte. Weil sie beyde, als Fremde, in einen schlimmen Handel hätten verwickelt werden können, so überliessen sie den Verwundeten der Fürsorge des Himmels, und begaben sich eiligst weg. Der Edelmann hatte ihn ein wenig betrach-

tet: und weil er sehr häßlich und von schlechter Miene war, so meynte er, es müsse ein Strassenräuber seyn, der sich die einsame Gegend habe zu nutz machen wollen. Aber sein Freund sagte ihm, es wäre ein Edelmann aus seiner Nachbarschaft, mit dem er alte Familien-Streitigkeiten hätte, und der ihm von ohngefähr begegnet wäre. Weil dieser Mensch leichtlich sterben konnte, und es also gefährlich für sie war, in der Stadt zu bleiben, so hielten sie für dienlich, geschwind abzureisen, und setzten sich noch selbigen Abend, ungeachtet des bösen Weges, auf die Post. Sie kamen glücklich in Paris an, ohne verfolget zu werden; und herbergten wieder beysammen. Am folgenden Morgen gieng der Fremde aus, um seine Base zu besuchen. Er versprach dem Edelmanne, noch selbigen Tages gewiß wieder bey ihm zu seyn, und ihm von seiner Schwester nähere Nachricht zu geben. Allein, der Fremde kam in fünf bis sechs Tagen nicht wieder. Der Edelmann grämte sich nicht wenig über sein langes Aussenbleiben, und konnte sich kaum zufrieden geben, daß er ihn nicht zu seiner Base begleitet hatte. Er würde es auch gewiß nicht unterlassen haben: allein, der Fremde hatte es nicht geschehen lassen wollen; gleichwie er ihm auch weder seinen Namen, noch seiner Base Wohnung, angezeiget hatte. Dieses einzige hatte er ihm gesaget, daß er wichtige Ursache hätte, noch gegen ihn zurück zu halten; und der Edelmann hatte sich alles gefallen lassen: denn sie waren schon so vertraute Freunde, daß es nicht

mehr

mehr erlaubt war, Verdacht blicken zu lassen. Der Edelmann hatte auch in der That keinen Verdacht: weil er aber schon gesehen hatte, was seinem Freunde zu Chalons begegnet war, itzt aber so lange keine Nachricht von ihm bekam, so befürchtete er nur, er möchte etwa wieder einen schlimmen Zufall zu Paris gehabt haben, der vielleicht nicht gut für ihn abgelaufen wäre. Endlich, nachdem er sich etliche Tage den größten Kummer gemacht hatte, bekam er einen Brief von seinem Freunde, in welchem er ihn ersuchte, daß er sich den Tag hernach bereit halten möchte, weil er ihn zu dem bewußten Besuche gewiß abholen würde.

Diesen Brief hatte die Wirtinn im Hause bekommen, und der Ueberbringer war sogleich fort gegangen, ohne eine Antwort zu erwarten: der Edelmann wußte also nicht, was alle diese Geheimnisse bedeuten sollten. Inzwischen hielt er sich zu dem Besuche bereit. Des folgenden Tages zog er ein prächtiges Kleid an; und als er kaum Mittags gespeist hatte, kam sein Freund. Bey aller seiner Freude über seiner Wiederkunft, konnte er sich doch nicht enthalten, ihm einige Verweise zu geben. Er stellte ihm vor, wie sehr er sich über ihm Kummer gemacht habe; und der Fremde mußte endlich gestehen, daß er Unrecht gethan, weßwegen er ihn sehr um Vergebung bath. Sein Freund schob alle Schuld auf seine Schwester, und gab vor, sie habe großes Bedenken getragen, vor einem Liebhaber, der eine allzu gute Meynung von ihr habe, zu erscheinen.

Dabey

Dabey gestand er ihm, er habe selbst befunden, daß sie itzt nicht so schön als sonst sey: und weil sie dieses gewußt, so habe sie sich fast gar nicht entschliessen können, seinen Besuch anzunehmen: weßwegen er es für besser gehalten, ihn in einiger Unruhe zu lassen, als ihm zu sagen, was seine Hoffnung für Schwierigkeiten fände.

Der Edelmann begnügte sich mit diesen Entschuldigungen, und mit der Versicherung, daß seines Freundes Schwester, wie ers sich wünschte, gesinnt sey, auch selbst ihre Base alles genehm halte. Er setzte sich mit seinem Freunde in die Kutsche, in welcher dieser letztere gekommen war. Die Base empfieng ihn, und leistete ihm so lange allein Gesellschaft, bis ihre schöne Nichte von ihrem Bruder nochmals zu einer recht gütigen Aufnahme ihres neuen Liebhabers bereitet wäre. Die Base war eine Frau, die viel Verstand besaß; und sie hielt den Edelmann, weil ihr seine Familie wohl bekannt war, für eine sehr gute Partey. Sie trug also kein Bedenken ihm zu versprechen, daß sie seinen Antrag auf alle Art unterstützen wollte, wofern er, wenn er seine unbekannte Geliebte kennen lernte, nicht etwa selbst anders Sinnes würde.

Diese Unterredung währte länger als eine Stunde, und des Edelmanns Freund ließ sich nicht wieder sehen. Er fragte etlichemal nach ihm; und die Base, da sie sah, daß er ungeduldig wurde, ließ ihrer Nichte sagen, sie möchte

nicht

nicht so lange auf sich warten lassen. Bald hernach kam sie. Obgleich der Edelmann oft und viel von der großen Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrem Bruder reden gehöret hatte, so erstaunte er doch, da er die ganz unglaublich große Aehnlichkeit sah. Es schien sein Freund selbst zu seyn, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Swester, als ein Frauenzimmer, in allen Stücken zärter aussah. Er machte ihr sein Compliment, so bestürzt, wie es insgemein zu geschehen pflegt, wenn man eine Geliebte zum erstenmal anredet. Die Schöne antwortete ihn gesetzter als er: aber wie sehr erstaunte er nicht vollends, da er auch seines Freundes Ton der Stimme hörte. Nunmehr wollte er auch gern seinen Freund dabey sehen: weil aber die Schöne das Lachen nicht mehr zurückhalten konnte, so konnte man es ihm nicht länger verbergen, daß beyde nur eine Person wären. Der Vater der Schönen hatte ihr den häßlichsten Menschen zum Manne aufdringen wollen, weßwegen sie geflüchtet war, und zwar in Mannskleidern. Derjenige Edelmann, den sie zu Chalons verwundet hatte, war eben dieser häßliche Mensch, den sie hatte heirathen sollen, und welcher ihr nachgeeilet war. Er hatte sie, ungeachtet sie wie eine Mannsperson gekleidet war, dennoch gekannt, auch ihre Herberge zu Chalons ausgekundschaftet. Weil aber der Edelmann, ihr Reisegefährte, stets bey ihr gewesen war, so hatte er sich öfters Mühe gegeben, sie allein zu finden; und da es ihm endlich gelungen war, sie des

Nachts

Nachts allein anzutreffen, so hatte er ihr die ärgsten Vorwürfe gemacht, daß sie sich so verkleidet, und sie hernach mit Gewalt fort zu bringen gesuchet. Allein, die Schöne, weil sie den Degen zu brauchen wußte, hatte sich so tapfer gewehrt, wie vorhin schon beschrieben worden. Sie hatte, vor ihrer Ankunft in Paris, ihrer Base von allem Nachricht gegeben, sie auch ersuchet, daß sie sie, wenn sie bey ihr ankäme, für eine Mannsperson ausgeben möchte. Sie hatte nothwendig in den ersten Tagen noch Mannskleider tragen müssen, weil ihre neuen Frauenkleider noch nicht fertig waren: und sobald diese Schwierigkeit gehoben gewesen war, hatte sie des Edelmanns Besuch annehmen können. Und daß sie endlich bey diesem Besuche so spät erschienen war, kam daher, weil sie sich von einem Kammermägdchen erst völlig als ein Frauenzimmer hatte ankleiden lassen müssen.

Ich übergehe, was diesen Tag weiter vorfiel. Man kann leicht erachten, wie sehr alle diese Begebenheiten den Edelmann in Verwunderung setzten. Er war so lange mit einer Schönen gereist; sie hatte ihn so künstlich zu betriegen gewußt; sie hatte sich auf den Degen geschlagen; und itzo verwandelte sie sich so wunderbarer Weise, und zu seinem größten Vergnügen, aus einem Freunde in eine Liebste. Die Base entdeckte ihm nunmehr, wer sie war. Sie kannten einer des andern Familie: und der Edelmann mußte gestehen, daß wenn er gleich alle seine Vernunft und Ueberlegung

gung angewandt hätte, er doch schwerlich eine bessere Wahl in der Heirath hätte treffen können, als diese, die ihm das Glück zugewiesen hatte. Die Base meldete sogleich einen Theil von dem, was vorgegangen war, nach Provence. Der Vater gab in seiner Antwort den heftigsten Zorn über seiner Tochter Flucht zu erkennen. Wie aber die Zeit alles gut macht, und der erste Liebhaber, den die Schöne zu Chalons verwundet hatte, wieder genesen war, auch von dieser Heirath abgieng, so wurde es in die Wege gerichtet, daß der Edelmann, dessen Reichthum, Familie und persönliche Vorzüge bekannt waren, seines Wunsches gewähret wurde. Der Vater willigte in diese Heirath. Er schickte seiner Schwester eine Vollmacht, die von ihm selbst entworfenen Ehepacten zu schliessen; und die Vermählung geschah mit unbeschreiblicher Freude von beyden Seiten. Nicht lange hernach begaben sie sich wieder nach Provence, wo ihre sämmtlichen Verwandten Antheil an ihrem Vergnügen nahmen.

Fünfte Geschichte
von
glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein Vornehmer von Adel liebte eine junge schöne Person; konnte aber mit seinen vielen Bemühungen, weil er allzu viel Mitwerber hatte, lange Zeit nichts bey ihr ausrichten: und da er kaum anfieng einige Hoffnung zu schöpfen, benahm sie ihm schon wieder ein gewisser Marquis, ein großer Weiber-Günstling, der sich bey seiner Schönen zum Liebhaber aufwarf. Der Edelmann ließ sich hierdurch noch nicht abschrecken. Er kam auf den Einfall, eine Schrift, welche für die Ehre der Schönen sehr nachtheilig war, in des Marquis Namen, öffentlich anzuschlagen. Dieser bekannte sich, aus bloßer Eitelkeit, zu diesem Pasquill, ungeachtet er nicht Verfasser desselben war. Hierdurch verlohr er die Gunst der Schönen, und sie ihre vielen Liebhaber. Der Edelmann blieb ihr allein getreu, und heirathete sie bald hernach.

Was am weitesten entfernt zu seyn scheint, geschieht oft am ersten; und was dem Ansehen nach, unfehlbar geschehen muß, geschieht nicht. Es ist nicht allzeit die stärkste Leidenschaft

denschaft im Lieben die glücklichste: die List richtet zuweilen mehr aus. Das, was vor nicht langer Zeit einem Vornehmen von Adel begegnet ist, zeigt klar, wie gute Dienste sie bey gewissen Gelegenheiten thun kann.

Dieser Edelmann legte bey einer jungen schönen Person fleißige Besuche ab. Er konnte zwar seine Liebe zu ihr nicht bergen, aber er getraute sich doch nicht, ihr mit Worten den Antrag zu thun, weil er besorgte, sie möchte ihm keine günstige Antwort ertheilen. Sein Wunsch war, das Herz seiner Schönen zu rühren: sie erzeigte sich aber so spröde und gleichgültig, daß ihm die Eroberung ihres Herzens keine leichte Sache zu seyn schien. Ihre große Schönheit hatte ihr viel Anbether zugezogen; und sie mochte ihrer gern viel haben, weil sie dachte, sie könnte hernach unter der Menge am besten wehlen. Der Edelmann, weil er sah, daß seine Mitwerber eben so wenig als er selbst ausrichteten, machte sich wenig Kummer über ihren Besuchen. Er wollte die Zeit das Glück seiner Liebe entscheiden lassen, und fuhr mit seinen Besuchen bey der Schönen fort, in Hoffnung sich würdig zu machen, daß sie ihn ihren übrigen Liebhabern vorzöge.

So standen seine Sachen, als er einen Mitwerber bekam, der ihm gefährlich zu seyn schien. Es war ein Edelmann und sogenannter Marquis, welcher die größte Eigenliebe besaß, und, weil er bey etlichen Schönen glücklich gewesen war, in

der Meynung stand, er dürfe sich nur sehen lassen, so liebe man ihn auch schon. Er stellte eine schöne Person vor, sprach mit ziemlich angenehmer Art, und hatte alle diejenigen leichtsinnigen Manieren an sich, die bey gewissen Frauenspersonen guten Eingang finden. Weil er sich gar zu vieler Dinge berühmte, so glaubte man ihm nur wenig von allem, was ihm in Liebessachen geglückt seyn sollte, und man sah deutlich, daß er die meisten seiner Heldenthaten nur erdichtete. Man hatte in der That Ursache ihm nicht viel zu glauben. Er gehörte zu denen, die überall freyen, und nirgends lieben, und die nur von sich wollen sagen lassen, daß sie bey Personen, die sie um sich leiden, wohl angeschrieben sind. Seine Absicht war überall, ein Aufsehen zu machen; und das Vergnügen, in der Stille glücklich zu seyn, galt bey ihm nicht so viel, als wenn er nur glücklich zu seyn schien. Inzwischen mochte man so behutsam mit ihm gehen, als man konnte, um zu hindern, daß er sich seine fleißigen Besuche nicht zur Prahlerey zu nutz machen könnte, so waren sie doch allzeit sehr gefährlich, weil er dadurch Anlaß zu glauben gab, daß er nicht gehaßt würde, und weil er es für einen Sieg ansah, wenn nur seine Eitelkeit vergnüget wurde. Das große Aufsehen, so die Schöne machte, bewog ihn, sie würdig zu halten, daß er sie auf die Rolle seiner Besiegten setzte. Es gelange ihm, in ihrem Hause Bekanntschaft zu machen, und man nahm seinen Umgang willig an. Man warnte ihren Vater

vor

vor der Gefahr, in die er seiner Tochter guten Ruff setzte, wenn er des Marquis Besuche litte. Man sagte ihm, daß er an nichts weniger als ans Heirathen gedenke, sondern nur deßwegen den Schönen nachgehe, um die kleinsten Gefälligkeiten zum Nutzen seiner Eitelkeit anzuwenden; und daß, weil alle seine verliebten Bemühungen, noch zur Zeit, überall auf nichts abgezielet hätten, nichts anders von ihm zu erwarten stünde, als der Verdruß, in Histörchen verwickelt zu werden, von denen man lieber weit entfernet geblieben wäre. Der Vater hörte dieß alles an, ließ sich aber durch nichts auf andere Gedanken bringen. Der Marquis-Titel, welchen der junge Herr, ich weiß nicht ob mit Rechte oder mit Unrecht führte, schmeichelte seinem Ehrgeize; und überdieß hielt er ihn auch, in Ansehung seines Vermögens, für eine Partey, die sich nicht überall fände. Er glaubte also, es hätten die vielen anderen Schönen, denen er wieder entgangen war, es nur mit ihrer zu freyen Aufführung selbst versehen; und es würde eine Ehre für seine Tochter seyn, wenn sie ihn fest halten könnte.

Die Schöne war auch selbst dieser Meynung. Sie verließ sich auf ihre Ehrliebe, die sie vor aller Schwachheit sicher stellte; und hoffte also, daß wofern sie ihn auch nicht beständig machen könnte, sie sich wenigstens so gut in Acht nehmen wollte, daß sie in keine üble Nachrede mit ihm kommen könnte. Der Marquis setzte seine Besuche drey Monathe nach einander bey ihr fort; und obwohl

sein ungezwungnes Wesen und seine artigen Manieren sehr nach ihrem Geschmacke waren, so war sie doch allzeit so vorsichtig gegen ihn, daß er sich nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit berühmen konnte, und also auch nichts übles von ihr zu reden hatte. Er schrieb etliche Briefe an sie, damit er Antwort von ihr bekommen möchte, aber sie nahm keinen einzigen an. Sie war niemals, auch nicht einen Augenblick, allein bey ihm. Zuweilen wollte er ihr, in Gegenwart ihrer andern Anbether, etwas ins Ohr sagen, aber sie hörte nichts an, wenn er nicht laut sprach. Er bath oft, ihm Erlaubniß zu geben, daß er Abends nach dem Essen ins Haus kommen dürfte: weil man ihn aber spät hätte können heraus gehen sehen, welches ein gutes Anzeichen für einen Verliebten heißt, so ward es ihm abgeschlagen. Aus Verdruß über alles dieses, und weil er nicht etwa so verliebt in die Schöne war, daß er ans Heirathen hätte denken können, so war er schon im Begriffe die Besuche einzustellen, und seine Absichten fahren zu lassen. Indessen wurde es der Edelmann je länger je mehr überdrüßig, sich von dem Marquis in seiner Liebe stöhren zu lassen, und kam daher auf den Einfall, (um ihn von seiner Schönen zu entfernen,) der Eitelkeit des jungen Herrn eine längst erwünschte Gelegenheit zu geben, welche ihm die Schöne niemals hatte geben wollen, seinem Character gemäß zu handeln. Nun mußte zwar das, was er thun wollte, seine Geliebte bey den Leuten in Nachrede bringen: weil

sie

sie aber doch überall den Ruhm der Ehrbarkeit hatte, so hoffte er, es würde ihrem guten Gerüchte wenig schaden. Er war in sich überzeuget, daß er dem Marquis einen Fallstrick damit legen könnte, indem er, bey seiner unbändigen Eigenliebe, etwas, das ihm das Ansehen eines glücklichen Liebhabers bey der Schönen geben könne, nicht werde zu läugnen begehren; und daß, wenn derselbe für den Urheber werde angesehen seyn wollen, aller Umgang mit ihr aufhören müsse. Und wenn sie hernach recht unwillig auf ihn seyn würde, so wollte er die Zeit in Acht nehmen, sich bey ihr in Liebe zu setzen, um sie zu heirathen. Solchergestalt that zwar der Edelmann dem guten Ruffe seiner Schönen einigen Schaden: weil er aber dadurch in seiner Liebe glücklich zu werden hoffte, so machte er sich keinen Kummer darüber. Sein Anschlag gieng ihm glücklich von statten; und er bestand im folgenden. Er ließ heimlich eine Menge Zettel drucken, und sie des Nachts an allen Ecken der Strassen anhängen. Diese Zettel hatten nicht allein eine ganz andere Gestalt und Einfassung als alle übrige, sondern auch diese Ueberschrift, die recht nach der Neugierigkeit Geschmack war: Zwanzig Louisd'or zu verdienen. Der Inhalt war: daß wer von der Strasse N. an, bis zur Strasse N N. (hier wurden die zwo Strassen, wo die Schöne und der Marquis wohnten, genennt,) eine Brieftasche gefunden, worinnen eine Menge Briefe von einem Frauenzimmer, nebst einem Bildnisse in Miniatur, befindlich, und noch

überdieß eine Verschreibung der Schönen, auf zehn tausend Thaler, an den Marquis, auf diesen Fall zahlbar, wofern sie, wenn er eine gewisse Ehrenstelle beym Könige gekauft hätte, anders Sinnes würde, und ihn nicht heirathen wollte: der sollte alles dieses zu dem Notarius N. bringen, welcher ihm die versprochenen zwanzig Louisd'or auszahlen würde.

Diese Zettel wurden des Morgens überall gelesen; und weil der Marquis, sowohl als die Schöne, allen Leuten bekannt waren, so wurde die Sache in kurzer Zeit in der ganzen Stadt ruchbar. Sie kam auch dem Marquis vor Ohren. Er erstaunte anfangs darüber, und ließ sich durch einen Bedienten einen solchen Zettel holen. Er las ihn etlichemal, sann über die Sache nach, und faßte sogleich seinen Entschluß. Er sah wohl, daß man ihm einen Possen spielte, gleichwohl war es ihm mehr lieb als zuwider. Er hatte die Schöne seit so langer Zeit bloß deßwegen so fleißig besuchet, damit er sie in eine Nachrede mit sich bringen möchte. Er fand in den angeschlagenen Zetteln alles, was er sich wünschen könnte, und er durfte nichts thun als die Sache nicht läugnen, so hatte er gewonnenes Spiel. Seine guten Freunde besuchten ihn; und ich kann nicht für gewiß sagen, ob sie die Sache für wahr hielten, oder ob sie ihn nur mit seiner Eitelkeit verspotteten, genug, sie sagten ihm scherzend, daß sie, bey allen den großen Vorzügen, die er besäße, doch nicht geglaubt hätten, daß er mit der Schönen in so gutem Vernehmen stün-

de,

de, wie man aus den angeschlagenen Zetteln ersehen könnte. Der Herr Marquis stellte sich sehr zornig, und sagte, man habe ihm dem schlimmsten Streich gespielt, der einer Standesperson gespielt werden könne. Weil er diese Schöne zärtlich liebe, so sey er in ihrer Person weit empfindlicher beleidiget worden, als er es in seiner eignen Person hätte werden können: er wolle sich aber auf eine Art rächen, daß alle Menschen sehen sollten, wie empfindlich es ihm sey. Er habe es einem einzigen Freunde geklaget, daß er so unglücklich gewesen, diese Briefe und das Bildniß zu verlieren; und dieser Freund müsse nothwendig untreu an ihm gehandelt haben: aber er solle ihm Gnüge dafür thun, es koste auch was es wolle. Seine Freunde erwähnten auch die Verschreibung auf zehen tausend Thaler, und er antwortete hierauf: Ob er gleich nicht die mindeste Neigung zu einem Amte bey Hofe habe, vielmehr ein ruhiges und bequemes Leben liebe, so habe er sich doch, weil ihm die Schöne widrigenfalls keine Hoffnung zur Heirath habe machen wollen, aus großer Liebe zu ihr, entschliessen müssen, ihr in diesem Stücke zu willfahren. Weil er aber die große Unbeständigkeit, wie überhaupt aller Schönen, so auch insonderheit einer solchen, die so viel Anbether habe, in Betrachtung habe ziehen müssen, so sey seine Meynung bey dieser Verschreibung nur diese gewesen, ihr eine gewisse Verbindlichkeit aufzulegen, aber nicht, diese Summe jemals von ihr zu fordern, gesetzt auch daß sie anders Sinnes geworden wäre.

Er habe auch noch niemals genau untersuchet, ob im Falle, daß sie noch unter väterlicher Vormundschaft stünde, ihr mütterliches Vermögen sie in dem Stand setzen könnte, dieser Verschreibung nachzukommen. Diese Lügenpredigt hielt er allen, mit denen er von dieser Sache sprach; und viele liessen sich durch seinen verstellten großen Unwillen, den er über seinen untreuen Freund an sich blicken ließ, wirklich überreden, daß die verlohrne Brieftasche etwas Wirkliches seyn müsse.

Wie nun der Neid allzeit Anlaß zum Lästern giebt, so breiteten andere Schönen, die ihre Vorzüge mit mißgünstigen Augen ansahen, überall aus, sie habe sich mit dem Marquis nur deßwegen wenig in Gespräche eingelassen, weil ihr fleißiger Briefwechsel mit ihm alles reichlich ersetzt habe; und wenn ein Frauenzimmer einer Mannsperson ihr Bildniß schenke, so erkläre sie sich nicht allein für seine Liebste, sondern sie müsse ihm schon viel zu gefallen gethan haben. Nun erwäge man, wie sehr sich die Schöne über so nachtheilige Gerüchte müsse gegrämet haben, und auch selbst ihr Vater, insonderheit da er erfuhr, wie sich der Marquis über die angeschlagenen Zettel erklärte. Da dieser letztere etliche Tage hernach, nicht anders als ob nichts unrechtes vorgefallen wäre, wieder in des Vaters Haus kam, so fragte ihn dieser, was er von den Reden, die der Herr Marquis, wie man sage, überall führe, zu glauben oder nicht zu glauben habe. Seine Antwort war: Derjenige, der

ihn

ihn verrathen habe, solle ihm seine Untreu theuer bezahlen müssen; er selbst aber sey mehr unglücklich als strafbar, daß er sich einem Menschen, den er lange Zeit für einen treuen Freund befunden, anvertrauet habe, indem bloß dessen Unvorsichtigkeit an der ganzen Sache schuld gewesen seyn müsse.

Der Vater konnte aus diesen Reden nicht anders schliessen, als daß der Marquis alles, was die Briefe und das Bildniß betraf, gestünde. Er ließ sogleich seine Tochter ruffen: und hier hätte man einen schönen mündlichen Proceß anhören können. Der Marquis läugnete und gestand wieder, fast beydes in einem Odem, was er gesaget hatte. Da der Vater sah, wie wenig licht er in der Sache bekommen konnte, so sagte er endlich: das Hauptwerk sey hier nicht, zu untersuchen, wie und durch wen die Zettel angeschlagen worden wären: es sey vielmehr gnug, wenn er seine Tochter liebe; und es könne die ganze Sache leicht wieder gut gemacht werden, wenn er zur Heirath schreite. Der Marquis antwortete, er werde sein Versprechen redlich halten. Weil aber die Schöne schlechterdings verlange, daß er erst eine Ehrenstelle am Hofe haben solle, und das Geld hierzu noch nicht baar da liege, so wolle er, sobald er die Ehrenstelle habe, wieder nachfragen, ob er noch die Ehre haben solle ihr Gemahl zu werden.

Die Schöne gerieth bey diesen unverschämten Lügen in einen unaussprechlichen Zorn. Er sollte

sagen, wie sie solche umständliche Abreden mit einander hätten nehmen können, da er doch so gut als sie selbst wisse, daß sie niemals ein Wort heimlich mit ihm geredet, und noch weniger an ihn geschrieben habe. Der Herr Marquis lächelte und sagte: aus Ehrerbiethung gegen die Schönen pflegte er ihnen allemal Recht zu geben; und wenn sie sogar verlange, daß er öffentlich anschlagen lassen solle, er habe niemals weder vom Heirathen, noch von Amte bey Hofe, ein Wort mit ihr gesprochen, so wolle er es herzlich gern thun. Alles dieses sagte er so kaltsinnig als nur möglich: er gieng fort, und kam niemals wieder ins Haus.

Dieser plötzliche Friedensbruch, den sich kein Mensch vermuthet hatte, nachdem die gute Bekanntschaft des Marquis mit der Schönen viele Monathe gedauret hatte, gab wieder zu neuen Urtheilen und Lästerungen Anlaß. Diejenigen, die ohne Parteylichkeit die Schöne nach ihrem guten Ruffe beurtheilten, und die des Marquis unbändige Eitelkeit kannten, glaubten sicherlich, daß er sich den Schein zu nutz gemacht, und diese Zettel habe anschlagen lassen, um ein glücklicher Liebhaber zu heissen! Andere, (und natürlicher Weise die meisten,) aus Neid gegen die Tugend und die Vorzüge der Schönen, sagten, daß wenn auch allenfalls die Spötterey zu hoch getrieben sey, so müsse doch etwas an der Sache seyn, und die Schöne müsse wenigstens in einigem geheimen Verständnisse mit dem Marquis gelebt haben.

Diese

Diese Reden wollten denen, die wirklich Heirathsgedanken bey der Schönen gehabt hatten, gar nicht gefallen, und es blieb einer nach dem andern weg. Der Edelmann (der Urheber der ganzen List) war der einzige, der ihr treu blieb. Seine Beständigkeit, und das gute Vertrauen, so er ihr hierdurch bezeugte, beydes war Ursache, daß die Schöne seine Liebeserklärung, die er nicht lange hernach that, mit Vergnügen annahm. Auch ihr Vater, der von diesen Lästerungen, so wenig sie auch Grund hatten, doch besorgen mußte, daß seine Tochter eine verlassene Vielgeliebte werden könnte, gab seine Einwilligung mit Freuden dazu, und die Vermählung gieng wenig Tage hernach vor sich. Der Edelmann machte, seiner Gemahlinn zu Ehren, die List, durch die er den Marquis ausgebissen hatte, öffentlich bekannt. Dieser wurde bey allen Leuten lächerlich, und man konnte sich genug wundern, wie er aus bloßer Eitelkeit so tolle Reden habe führen können, sobald es nur ein wenig geschienen hatte, als hätte diese Schöne von seinen hohen Vorzügen, in der Einbildung, nicht ungerührt bleiben können.

Sechste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein gewisser Bürger hatte drey Liebsten auf einmal, und betrog sie alle drey zugleich. Sie bemerkten es endlich, und beschlossen, sich gebührend dafür zu rächen. Es bestellte ihn eine zu einer heimlichen Zusammenkunft, in einen Garten, wo sie alle drey heimlich dazu kamen. Der Bürger fand sich ein; aber dießmal ward der Betrüger betrogen.

Ein gewisser gemeiner Bürger, dessen Glücksumstände sehr mittelmäßig waren, brachte seine erste Jugend in Umständen zu, die seinem Stande gemäß waren, nicht aber seinem heimlichen Ehrgeize, der ihn innerlich quälte, und den er nicht unterdrücken konnte, so sehr er sich auch einige Zeit darum Mühe gab. Er stellte eine gute Person vor, hatte auch ein gar angenehmes Wesen an sich; und es war eine große Pein für ihn, daß er in einem Stande leben mußte, in dem er nicht alle Eitelkeiten mitmachen konnte. Es mangelte ihm alles was dazu nöthig war; und weil er also nur mit seines Gleichen umgehen konnte.

konnte, so war er doppelt unglücklich, weil er Leute von seinem Stande verachtete, sich aber doch nicht zu höhern emporschwingen konnte. Er hatte zwar einem Oheim, der ein reicher Kaufmann war; aber es half ihm nichts, weil dieser im höchsten Grade geizig war. Auf dessen Erbschaft konnte er sich noch weniger Rechnung machen: denn dieser Oheim hatte in seinem vierjährigen Ehestande, (da er doch schon funfzig Jahre alt gewesen war,) drey Kinder erzeuget; und diese Fruchtbarkeit schien für den hochgesinnten Bürger von schlimmen Folgen zu seyn. Allein, alle diese Kinder starben in einer Zeit von sechs Monathen; und der Vater betrübte sich darüber so sehr, daß er nicht lange hernach auch starb: so daß sein Herr Neffe Erbe seines ganzen Vermögens wurde. Wenn er klug gewesen wäre, so hätte er seines Oheims Handlung fortgesetzt: aber, ungeachtet alles Zuredens seiner Freunde, wollte er schlechterdings einen adelichen Bürger vorstellen. Er fing an den Degen zu tragen, ob er gleich nichts weniger als eine kriegerische Seele hatte; er gab sich ein großes Ansehen, schaffte sich Bediente, Kutsche und Pferde an, mit denen er zur Noth einen Marquis hätte vorstellen können, und gab also den Bürgerstand gänzlich auf. Er mischte sich unter adeliche Personen, und suchte ihre artige Manieren, die sie ihrem Stande und einer schönen Erziehung zu danken hatten, in allen Dingen nachzuahmen. Aber vergebens stellte er sie sich zu Mustern vor: die Natur vermochte mehr als die Kunst; und ob er gleich guten Witz hatte, sich

auch

auch die größte Mühe ihnen nachzuahmen gab, so legte er den Bürger doch nicht ab. Dennoch verblendete ihn sein Dünkel dermaßen, daß er seine Fehler nicht sah, und daß er die bittersten Spöttereyen, die ihm oft ins Gesicht gesaget wurden, für die größten Lobsprüche annahm.

Nachdem er sich einige Zeit mit Leuten von seinem Geschlechte und Alter bekannt gemacht hatte, so nahm er sich vor, auch den Schönen seine Aufwartung zu machen. Er hatte oft gehört, daß beym Frauenzimmer die rechte Schule der artigen Lebensart sey: und er fieng also seine Lectionen bey einer angenehmen und witzigen Blondine an. Ob sie ihn gleich gar wohl kannte, so stand er ihr doch nicht unrecht an, weil sie nichts im Vermögen hatte. Er fand mit seinem verliebten Geschwätze, so bürgerlich es auch war, gutes Gehör bey ihr. Die Schöne, weil sie ihn gern zu einer Liebeserklärung bringen wollte, sagte ihm viel Verbindliches. Er, da er sie so willfährig gegen sich sah, schrieb alles seinen eingebildeten hohen Vorzügen zu, was sie doch in der That nur um seines Geldes willen that; und er meynte, er müsse nothwendig überall eben so willkommen seyn. Er wollte also mit seinem Talente wuchern und es nicht bey dieser Schönen allein vergraben seyn lassen. Und da ihm sein Glück beym Frauenzimmer so günstig zu seyn schien, so dünkte ihm die Beständigkeit keine so wichtige Tugend zu seyn, daß er seine Vortheile dabey hätte vergessen wollen.

Die

Die Schöne hatte eine Freundinn, welche oft zu ihr kam, und viel Gemüths- und Leibesvorzüge besaß. Unser adelicher Bürger fieng an verliebte Reden gegen sie zu führen. Die Freundinn seiner Schönen wehrte sich anfangs, drohte ihm auch, sie wollte es ihrer Freundinn entdecken, daß er ihr untreu würde; aber er stellte sich so ernsthaft in sie verliebt, daß sie sichs endlich für keine Schande hielt, einen Liebhaber, den sie ihrer Freundinn nicht abspänstig zu machen gesuchet hatte, anzunehmen: denn ein jeder Mensch ist sich allerdings der nächste, wenn es darauf ankömmt, wie man sein Glück machen soll. Sie nahm also fleißige Besuche von ihm an, aber mit solcher Behutsamkeit, daß sie alle auf der schönen Blondine Rechnung gegeben wurden. Und weil diese keine Abnahme in seiner Liebe spührte, so dachte sie an nichts weniger als daß er ihr untreu würde: ja vielleicht hätte sie noch lange Zeit nichts davon erfahren, wenn ers nicht ihrer Freundinn eben so, wie ihr, gemacht hätte. Er war einsmals bey dieser Freundinn, als sie von einer sehr schönen Brünette einen Besuch bekam. Er ließ sich von ihrer Schönheit einnehmen: er sah sie als eine glorreiche Eroberung für sich an, und sagte ihr die verbindlichsten Dinge vor. Es wurde viel darüber gescherzet, nachdem sie weg war: und damit er seine Sachen recht listig anfangen möchte, so machte er ihre Manieren und ihre ganze Person aufs ärgste lächerlich. Ihre Schönheit war so abgeschmackt, (wie er sagte,) daß sie ihm recht zum Ekel war. Dem unge-

ungeachtet erkundigte er sich in der Stille, wohin und in welcher Stunde sie in die Messen gieng; und er wußte es dahin zu bringen, daß er etliche Unterredungen mit ihr hielt. Er gestand ihr, daß er ein Verständniß mit der Blondine habe, und sagte dabey, es sey ihr heimlich lieb, daß er ihre Freundinn öfters besuche, weil sie ihre Vertraute sey. Aber so viel Mühe sie sich auch gäbe, daß er sich näher erklären möchte, so käme es ihm doch nicht in dem Sinn; er suche vielmehr nur einen ehrbarn Vorwandt, sich nach und nach abzuziehen; und sobald es geschehen sey, so solle sie sehen, daß er nur für sie leben und sterben wolle.

Die Brünette, welche eine gute Meynung von ihm hatte, auch insonderheit sein schönes Vermögen in Erwägung zog, freute sich daß sie ihn an sich gezogen hatte, und erzeigte sich ungemein freundlich gegen ihn. Die Freundinn beyder Schönen erfuhr eine lange Zeit nichts von diesem neuen Geheimnisse. Diese letztere wohnte in einer abgelegenen Gegend, und ihre Zusammenkünfte wurden sehr geheim angestellt. Allein, so sehr man sich auch bemühte, ihr nichts davon wissen zu lassen, so erfuhr sie es doch endlich; und sie sann hernach nur auf Rache an ihrem Betrüger. Sie gieng zu der Blondine, und erzehlte ihr, was wider sie vorgienge; und damit sie ihr die Untreue ihres Liebhabers desto besser zeigen möchte, entdeckte sie ihr, daß es nur bey ihr selbst gestanden, von ihm geliebt zu werden, indem er ihr seine Liebeserklärung gethan habe.

Die

Die Blondine bath sie, die Sache bey sich zu behalten, damit sie mit besserer Muße überlegen könnte, was sie zu thun hätte. Unterdessen liessen sie den seyn wollenden Edelmann aufs genaueste beobachten: und das artigste war, daß sie durch ihre vielen Spione erfuhren, wie er auch die Brünette betrog. Er hatte eine sehr artige junge Person, die eine Muhme der Brünette war, bey ihr kennen gelernt, und er fieng an seine Worte bey ihr anzubringen, nachdem er schon aller andern überdrüßig war.

Alle drey betrogene Liebsten giengen nunmehr mit einander zu Rathe, und entdeckten zuvörderst der vierten neu angehenden, was sie sich von einem solchen Liebhaber zu versprechen hätte. Diese begriff leicht, daß ein Mensch, der ihrer vier auf einmal liebe, keine einzige lieben könnte, und trat also willig ins dreyfache Bündniß wider ihn, so daß es ein vierfaches wurde. Sie verschworen sich, daß sie sich an ihm rächen wollten: und die Frage war nur noch, wie? Ehe sie ihre Meynungen hierüber sagten, wollten sie erst wissen, ob er auch einer von denen sey, die einer Schönen nach der andern nachlaufen, bloß damit sie sich mit nie genossenen Gunstbezeugungen berühmen können. Ihren guten Freunde, von welchen sie zuweilen Besuche bekamen, erbothen sich ihnen hierinnen zu dienen. Sie bathen ihn zu einer Gasterey, bey welcher man von allen Sachen aufs freyeste sprach. Man kam auch auf das Capitel vom Frauenzimmer, und es sagte einer von den lustigsten: diejenigen wären dumme Köpfe, die

sich über sie zu beklagen hätten; sie wären alle von Natur so zahm wie die Schäfchen, und man könnte unmöglich Verstand haben, wenn man nicht alles in der Welt mit ihnen machen könnte. Hierauf erdichtete er etliche Namen solcher Schönen, die er besieget haben wollte, und erzehlte mehr als eine Geschichte, die ihm recht natürlich von der Zunge flossen. Ein anderer machte es eben so. Unser adelicher Bürger meynte, es erforderte seine Ehre, eben diese Sprache zu führen, und gab deutlich zu verstehen, daß er mit der Blondine im besten Vernehmen stünde. Man nennte ihm auch die andern drey; und er glaubte, daß seine Ehre erforderte, ihrer ebenfalls nicht zu schonen.

Als die Schönen dieses alles erfuhren, so verschoben sie ihre Rache nicht länger. Sie beschlossen mit einander, daß es in einem gewissen Garten, vor dem St. Antons-Thore, in welchem eine derselben zu befehlen hatte, vor sich gehen sollte. Die Brünette, welche am kühnsten war, nahm es über sich, den adelichen Bürger dahin zu bestellen. Sobald sie ihn wieder bey sich sah, empfieng sie ihn so höflich wie allemal. Sie sagte ihm, es thäte ihr Leid, daß sie ihm vielerley, im Beyseyn anderer Leute, nicht so wie sie sich wünschte, sagen könnte, und sie wollte, wenn er ihr Verschwiegenheit angelobte, irgendwo allein mit ihm zusammenkommen. Der Edelmann (in den Gedanken) wurde vor Freuden fast entzückt. Er hielt es für etwas gewisses, daß sie

nunmehr

nunmehr besieget sey, und ihn glücklich machen wolle. In dieser süssen Hoffnung wurde er noch mehr bestärkt, da sie den erwähnten Garten vorschlug, und sich von ihm versprechen ließ, daß er seine Kutsche und seine Bedienten am Stadtthore, lassen, und zu Fuße allein in den Garten kommen wollte, damit niemand den mindesten Argwohn bekäme. An dem bestimmten Tage, und lange vorher ehe der galante Herr kommen sollte, fanden sich alle vier Schönen, die er seiner Liebe gewürdiget hatte, und mit gutem Schutzgeleite, im Garten ein. Er kam zur rechten Zeit an. Die Brünette kam sogleich aus einer Laube, und gab ihm die Hand, um einen Spatziergang in den Alleen mit ihm zu thun. Weil er keine Zeit verlieren, und sich die Gütigkeit der schönen Brünette zu nutz machen wollte, so fieng er an, von seiner großen Liebe zu reden, und wie sie hoffentlich bald einer Belohnung . . . Ehe er ausgeredt hatte, so erblickte er seine andern drey Geliebten, welche Stöcke in den Händen hatten, und auf ihn los giengen. Dieser Anblick wollte ihm nicht gefallen. Er sah wenigstens, daß ihm diese Zusammenkunft nichts einbringen würde, und er wurde sehr bestürzt. Es fragte ihn eine nach der andern, welchen Rang sie in seinem Herzen verdiene, zur schuldigen Dankbarkeit für das viele Genossene? Bald darauf nahm ihm die Blondine den Huth; die Brünttte nahm ihm den Degen, und eine andere riß ihm die Perrücke vom Kopfe. Er wußte nicht, nach welcher er laufen sollte, um seine verlohrnen Sachen wieder zu be-

kommen, und er hatte auch nicht Zeit dazu, denn er fühlte so viel Schläge mit Stöcken und mit dem platten Degen, daß er zurück weichen mußte. Kaum war er acht oder zehen Schritte rückwärts gelaufen, so kamen ein Paar junge Herren aus der Sommerlaube. Es waren die Brüder von zwoen seiner Geliebten: und er sah wohl, daß sie ihm nicht zu Hülfe kamen. Er entlief hierauf in größter Eilfertigkeit, und entkam, obwohl ohne Huth, ohne Perrücke und ohne Degen, auf die Gasse. Die Schönen verfolgten ihn bis an die Gartenthüre, und brauchten ihre Arme und Stöcke so gut als sie konnten, um ihn für seine artigen Erzehlungen zu belohnen. Man erfuhr, daß er sich ins erste ins beste Haus, das er offen fand, begeben hatte; wie er aber wieder in seine Kutsche gekommen, das weiß ich nicht. Wenn alle verliebte Prahler so bestrafet werden sollten, wie viel verlohrene Hüthe, Perrücken und Degen würde es nicht täglich geben!

Siebente Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein alter Practicus hatte eine Tochter, die er gern mit einem sogenannten Marquis, der ihm seine Processs-Sachen anvertrauet hatte, verheirathen wollte. Ungeachtet des (dem Scheine nach,) ungleichen Standes, gieng doch diese Heirath zum Vergnügen des alten Mannes von statten. Er gab ihr funfzigtausend Thaler zum Brautschatze, und meynte nunmehr seine Tochter in eins der größten Häuser im Königreiche gebracht zu haben. Etliche Tage hernach verreiste der neue Herr Gemahl, und wie er vorgab, auf kurze Zeit. Seine Gemahlinn wartete im Anfange geduldig auf seine Wiederkunft. Hernach besorgte sie, daß er sie entweder nicht mehr liebe, oder daß er ein Unglück genommen haben müsse. Endlich reiste ihr Vater auf ihres Herrn Gemahls Güter, um nicht länger in Sorgen zu leben. Er traf den Besitzer der Güter zu Hause an; aber es war nicht der, den er suchte. Der Herr Schwiegersohn war ein Spitzbube, und hatte die Flucht ergriffen.

Ein Mann von geringer Herkunft, welcher theils durch unvermuthete Erbschaften, theils auch durch allerley Practiken in einer geringen Gerichtsbedienung, in kurzer Zeit zu großem

Reichthum gekommen war, hatte das Vergnügen, eine Menge Freyer um seine einzige Tochter zu sehen. Diese Tochter war in ihrem achtzehnten Jahre; und wenn sie gleich nicht regelmäßig schön war, so war sie doch auch nicht unangenehm. Sie hatte lebhafte Augen, und voller Feuer; eine schöne Gesichsfarbe, und viel sanftes Wesen in ihrem Gesichte. Wenn sie aber auch nicht die mindeste Annehmlichkeit gehabt hätte, so konnte sie doch nicht anders als sehr schön seyn, weil ihr der Vater funfzig tausend Thaler zum Brautschatze geben wollte. Dieses war überall bekannt; und es war eine kräftige Reizung für viele, die sich zu ihren Freyern angaben. Sie hatte Liebhaber von allerley Stande und Würde: aber ihr Vater, der den größten Theil seines Vermögens für sie weggeben wollte, übereilte sich nicht, und wollte vielmehr für sein Geld eine recht gute Wahl treffen. Weil seine ganze Größe in seinem Reichthum bestand, so hatte er sich von hohen Standes-Gedanken einnehmen lassen, und glaubte, daß wenn seine Tochter einen Mann von vornehmen Adel bekäme, ihre Ehre auf ihn selbst zurückprallen, und seine geringe Herkunft ins Vergessen bringen würde. Er ließ also manche gute Partey aus den Händen, bey der er zwar ein schönes Vermögen, aber nichts herrliches von Ahnen und Wapen sah: denn diese Dinge waren das Hauptwerk, so er suchte. Seine Tochter war noch jung, (sagte er,) und es war mit ihrer Versorgung nichts versäumet.

Weil

Weil er, vermöge seiner Bedienung mit allerley Leuten bekannt wurde, so hoffte er, es sollte irgend ein glücklicher Zufall seinen Ehrgeiz befriedigen. Diese Hoffnung wurde erfüllt. Ein Marquis aus einem sehr angesehenen Hause, und von ohngefähr dreyßig Jahren, consulierte ihn wegen gewisser Ansprüche, die ihm auf etliche von seinen vielen Gütern, die er allerwegen hatte, gemacht wurden. Er ließ sich unterschiedene Schriften von ihm aufsetzen, weßwegen er ihm die Abschriften von Contracten, Kaufbriefen und allerley Urkunden gab, deren Originale seine Consulenten in den Provinzen hatten. Der Practicus sah daraus, wie auch aus seinen Unterredungen mit ihm, daß der Herr Marquis mehr als dreyßig tausend Livres jährlicher Einkünfte besaß. Ueberdieß führte er einen schönen Staat, hielt Kutsche und Pferde, und vier Bediente in prächtiger Livrey. Der Practicus hörte auch daß seine Aeltern schon etliche Jahr todt waren; und daß er nur zwo Schwestern, eine verheirathete, und eine Nonne, hatte. Alles dieses mußte ihm nothwendig eine große Meynung von dem Herrn Marquis geben. Aber er wurde von dessen Reichthum noch mehr überzeuget, als es sich von ohngefähr fügte, daß etliche fremde Herren, die ihn wegen ihrer Proceß-Sachen zu Rathe zogen, da sie den Herrn Marquis in seinem Hause antrafen, ihn als ihren Herzensfreund umarmten, sich nach seinen Streitigkeiten erkundigten, und bey dieser Gelegenheit unvermerkt alle besondere Umstände berührten, welche der Herr Marquis schon selbst erzehlet hatte.

Nachdem er nun diesen Herrn etlichemal gesprochen hatte, so fragte er ihn einsmals, ob er nicht Lust zu Heirathen habe. Der Marquis antwortete, es wären ihm schon etliche junge Personen mit sehr schönen Gütern angetragen worden; aber er suche baares Geld, um sich eine Ehrenstelle bey Hofe zu kaufen. Der Practicus sagte hierauf, wofern ihm funfzig tausend Thaler anstünden, und noch dabey eine zu hoffende gar ansehnliche Erbschaft vom Schwiegervater, der kein Kind als diese Tochter habe, welche noch jung sey, (und mehr wolle er nicht von ihr sagen,) so verspräche er ihm, zu dieser Partey gewiß behülflich zu seyn. Der Marquis nahm diesen Antrag wohl auf, und bath nur, daß er das Frauenzimmer sehen möchte, ehe er sich weiter einliesse; nicht etwa, (sagte er) als verlangte er eine große Schönheit, sondern nur eine hübsche Person, und die Verstand besitze, welches für ihn eine der größten Annehmlichkeiten sey. Der Vater nahm Verabredung mit ihm, daß er sie in einer gewissen Kirche, die etwas weit von seinem Hause war, zu sehen bekommen sollte. Hierauf erzehlte er die Sache seiner Tochter, und wünschte ihr in voraus Glück, wenn sein Anschlag gelingen sollte. Die Jungfer, welche keine schlechte Meynung von sich hatte, versicherte ihren Vater, daß alles gut gehen sollte. Sie sagte dieses mit so viel größerer Zuversicht, weil der Marquis sie in einer andern Kirche, in die sie oft gieng, schon drey bis viermal gesehen, und sie jedesmal sehr genau betrachtet hatte. Und weil sie ihn hernach in

ihres

ihres Vaters Haus hatte kommen gesehen, doch so, daß sie sich nicht von ihm hatte sehen gelassen, so war ihr seine Person schon bekannt. In dieser süssen Hoffnung nahm sie die ganze Macht ihrer Reizungen zusammen, um eine so glorreiche Eroberung, wie der Herr Marquis war, zu machen.

Der Marquis gieng also mit dem Vater in die zuerst bemeldete Kirche; und kaum hatte er die Augen auf sie gerichtet, so sagte er, mit einem großen Erstaunen, der Himmel habe seine Hand sichtbarlich bey dieser Heirath im Spiele, indem er ihm eine Person zeige, die er schon etlichemal gesehen, und auf die er seine Liebe geworfen, ohne daß er wisse wer sie sey. Dieser gute Anfang erfreute den Vater. Aber noch viel größer ward sein Vergnügen, als er aussen vor der Kirche seine Tochter, als wenn sie eine Fremde wäre, anredte, damit der Marquis ein wenig mit ihr sprechen könnte; und als ihn dieser hernach versicherte, daß sie ihm eine sehr verständige Person zu seyn schiene, mit der er vollkommen zufrieden wäre: wobey er noch hinzu setzte, daß ihm sein Herz sage, er müsse der Ihrige werden, gesetzt auch daß sie das ansehnliche Vermögen nicht hätte, zu dem er ihm so gewisse Hoffnung machte. Der Vater wurde immer erfreueter, und sagte zum Marquis, er könne ihn aufs gewisseste versichern, daß ihr die funfzig tausend Thaler, die er ihm mit ihr versprochen, baar und richtig ausgezahlet werden sollten: denn die Person die er itzo gese-

hen, sey seine eigne Tochter, und er verspreche nichts als was er halten könne.

Der Herr Marquis ließ das äusserste Erstaunen über diese Begebenheit blicken, und schätzte sich, wie er sagte, glückselig, daß er an ihm den Vater seiner Geliebten fände. Er wollte aus dringender Liebe, die Schöne den Augenblick von seinen zärtlichen Gesinnungen versichern: aber ihr Vater bath sich nur etliche Stunden Aufschub aus, damit sich seine Tochter ein wenig besser in Verfassung setzen, und einen Herrn, der sich bis auf sie herablassen wollte, mit besserm Anstande aufnehmen könnte.

Da der Vater seiner Tochter die hohen Standes-Gedanken aufs beste beygebracht hatte, so kann man leicht denken, was sie für Anschläge machten, eine für sie so glorreiche Partey nicht aus den Händen zu lassen. Sie sahen nicht die mindenste Ursache, an dem großen Vermögen, das sich der Herr Marquis zuschrieb, zu zweifeln. Er hatte, ehe ihm noch diese Heirath in den Sinn gekommen war, ohne allen Verdacht einer Argliſt, seinen Reichthum durch Urkunden und Schriften, die er zu seinen angefochtenen Rechten vorzeigen mußte, zur Gnüge dargethan: und waren nicht dieses unläugbare Beweise? Auch alles, was er gesaget hatte, war von etlichen Fremden Personen, welche die Sache nichts angieng, und die ihn von ohngefähr gesehen hatten, bekräftiget worden; und alles dieses war auf eine so ungezwungne und natürliche Art geschehen, daß

nicht

nicht der mindeste Argwohn Statt fand. So wenig nun auch der Vater Zweifel trug, so wollte er doch zum Ueberfluß alle mögliche Sicherheit anwenden. Und weil er wohl sah, daß der Marquis nicht lange würde warten wollen, so erkundigte er sich überall, wo seine Güter lagen, schriftlich nach seinen Umständen. Er konnte auf seine Briefe in kurzer Zeit Antwort bekommen, so daß er nicht nöthig hatte, sein Geld eher auszuzahlen, bis er gnugsame Versicherung hätte. Der Herr Marquis brachte den Nachmittag mit seiner Schönen zu, und schien der zärtlichste Liebhaber von der Welt zu seyn. Sie begegnete ihm mit der größten Gefälligkeit, so viel es Ehre und Tugend erlaubte. Sie besaß Witz, und überhaupt viel Gutes an sich; und was noch etwa nach ihrer bürgerlichen Herkunft schmackte, das konnte sie sich durch einigen Umgang mit artigen Personen, allem Ansehen nach, bald abgewöhnen, und eine recht liebenswürdige Frau werden. Der Marquis, weil er kaum erwarten konnte, seine Liebe bekrönet zu sehen, sagte zum Vater, beym Abschiednehmen: weil es nicht erlaubt wäre, daß man ihm, in Ansehung seiner Güter, bloß auf sein Wort glaubte, so wollte er herzlich gern, und lieber heute als morgen, sie auf seine Güter führen, um ihr alles klar vor Augen zu legen, wenn anders seine väterliche Liebe zuliesse, seine Tochter weit von sich zu lassen, und wenn er nur nicht auch selbst mit Geschäfften so sehr überhäufet wäre, daß er nicht gern zwo bis drey Wochen versäumte; es könnte

aber

der Herr Vater diese Sorge einem guten Freunde auftragen; und er wollte nur bitten, es keinen Tag länger aufzuschieben, ihm aber nur inzwischen sein Wort zu geben, damit er alle Einrichtungen zu dem Staate seiner künftigen Gemahlinn machen könnte.

Der Vater, weil er schon in der Stille alle gehörige Vorsicht gebrauchet hatte, stellte sich als wollte er sich nach nichts erkundigen, und antwortete dem Marquis, daß man Personen von seinem Stande schon am Gesichte Ehre und Redlichkeit ansähe, wodurch sie sich ein Vertrauen zuzögen. Er wolle ihm vierzehn Tage Zeit lassen, um alles nöthige zu veranstalten; und unterdessen könnten sie die Ehepacten vorläufig entwerfen, in welchen er sich anheischig machen wollte, ihm den Tag vor der Vermählung, funfzig tausend Thaler zum Brautschatz auszuzahlen. Hierbey blieb es für dießmal. Man machte die Ehepacten; und der Herr Marquis, um seine große Liebe zu zeigen, ließ sie gänzlich zum Vortheile der Braut einrichten. Denn ob er wohl nur funfzig tausend Thaler zum Brautschatze bekam, so seßte er ihr doch dagegen zwey hundert tausend Livres aus, und versicherte diese Summe, ins besondere, auf sein schönstes und einträglichstes Gut: welche Großmuth die Schöne für einen ausnehmend starken Beweis seiner Liebe annahm. Eine neue Probe bekam sie wenig Tage hernach. Der Herr Bräutigam schickte ihr ein kostbares Kistchen mit fünf hundert Louisd'or, nebst vielen Kleinodien und Geschmeide, die wenigstens eben so viel am Werthe betru-

gen.

gen. Ein klares Anzeichen von einem reichen und freygebigen Herrn! Er kaufte eine prächtige Kutsche und sechs Pferde; bestellte eine kostbare Livrey, und ließ vier Zimmer in dem Hause, wo er wohnte, vortrefflich auszieren: denn er wollte nicht eher seine eigne Haushaltung zu Paris führen, als bis er seine Gemahlinn ein halbes Jahr auf seinen vielen Gütern, und bey allen seinen hochadlichen Anverwandten herumgeführt hätte. Nach zehen oder zwölf Tagen bekam der Vater von allen Seiten her Antwort auf seine Erkundigungen. Man meldete ihm, daß der Marquis von seinen Gütern nicht zu viel gesaget hatte; und noch überdieß, (welches ein wichtiger Punct war,) daß sie alle ohne Schulden wären. Nunmehr war es Zeit, alles richig zu machen. Der Vater zahlte dem Herrn Marquis funfzig tausend Thaler aus; und dieser vermählte sich des Morgens sehr früh, mit seiner Schönen, um den bey vornehmen Vermählungen gewöhnlichen Zulauf des Volks zu vermeiden. Nach der Trauungs-Ceremonie führte er seine neue Gemahlinn in die für sie bereiteten Zimmer in seinem Gasthofe: denn bey ihrem Vater war nirgends Raum, eine Marquise zu fassen. Die Lust, so ihr der Titel gnädige Frau Marquise gab, und daß sie sich täglich etlichemal mit sechs Pferden, in und bey Paris herumführen sah, war unaussprechlich groß. Der Herr Marquis erzeigte sich noch wie ein Liebhaber, ob er gleich ein Ehemann war, wodurch er sich seiner Gemahlinn Liebe immer mehr erwarb. Weil es damals die schönste Jahrszeit war, so schickte er sich schon

zur

zur Reise mit ihr auf seine Güter an. Allein, plötzlich war ihm ein betriegerischer Streich gespielt worden, welcher die schlimmsten Folgen nach sich ziehen konnte, wenn er nicht eiligst abreiste, und sichere Mittel dawider vorkehrte. Er mußte also dem Augenblick mit der Post fort. Die Frau Marquise bath sehr, daß sie ihm Gesellschaft leisten dürfte; aber die Sache litt so wenig Aufschub, daß er ihr nichts anders eingehen konnte, als ohne Verzug mit seinen Pferden und Wagen nur auf sein nächstes Gut zu reisen, von dar er aber hernach mit der größten Geschwindigkeit etliche andern Reisen anstellen mußte. Er bath sie also, unterdessen, bis er wiederkäme, in ein Kloster zu gehen, weil ein Gasthof für eine junge Frau, in Abwesenheit des Mannes, kein anständiger Aufenthalt war.

Diese Anstalten wollten der Frau Marquise anfangs gar nicht gefallen. Nachdem er ihr aber versprochen hatte, nicht länger als sechs Wochen wegzubleiben, die Geschäffte möchten seyn wie sie wollten, so entschloß sie sich endlich zum Klosterleben. Sie hatte gute Bekanntschaft mit einer Aebtissinn: zu dieser begab sie sich, nebst einer Gesellschafts-Jungfer und einer Kammerfrau. Zween Bedienten blieben ausser dem Kloster, um der Frau Marquise Befehle in der Stadt auszurichten: und der Herr Marquis bezahlte einen Theil der Verpflegungs-Unkosten in voraus. Drey Tage nach seiner Abreise bekam die Frau Marquise einen Brief von ihrem Herrn Gemahl, mit den stärksten Versicherungen, wie schmerzlich ihm ihre Abwesen-

heit sey. Er wollte ihr mit nächsten melden, wohin sie Antwort an ihn schicken sollte: und sie erwartete diesen zweyten Brief mit Schmerzen; aber sie hoffte und harrte vergebens. Es verging ein ganzer Monath, ohne daß sie die mindeste Nachricht von ihm bekam. Der Kummer, dem sie sich über dieß lange Stillschweigen machte, nöthigte sie, an viele Oerter, wo sie meynte, daß der Herr Marquis durchgereist seyn müsse, zu schreiben: allein, es hatte ihn niemand gesehen, und ihre Erkundigungen waren vergebens. Sein vornehmster Einnehmer, bey dem man sich ebenfalls, (aber ohne die Ursache zu melden,) nach ihm erkundigte, ertheilte zur Antwort, es sey schon über ein Jahr, da sein Herr eine Reise nach Italien angestellt habe; und nach dieser Zeit habe er keine Nachricht von ihm.

Diese Antwort machte der Frau Marquise Angst. Der Herr Marquis konnte zwar aus Italien nach Paris gekommen seyn, und es doch seinem Einnehmer nicht gemeldet haben: aber die vielen Processe und angefochtenen Rechte, mit denen er sich zu Paris so viel bemühet hatte, reimten sich gar nicht mit seiner weiten Zurückkunft zusammen; und es stack dahinter ein Geheimniß, bey dem seiner Frau Gemahlinn die Gedanken vergiengen, wenn sie es zu ergründen suchte. Ihr Vater beunruhigte sich nicht weniger. Er bedachte bey sich, daß diejenigen Processirenden, die den Herrn Marquis in seinem Hause, noch vor der Heirath, als gute Freunde angetroffen, und viel besondere Umstände von seinen Gütern

und

und Streitigkeiten im Gespräche berühret hatten, nach der Zeit nicht wiedergekommen waren: und fieng daher an zu befürchten, es könnte vielleicht alles dieses nur so zwischen ihnen abgeredt gewesen seyn, um ihm eine Dunst vor die Augen zu machen; welche Besorgniß ihm viel schlaflose Nächte machte. Er erkundigte sich auch bey dem Wirte, wo der Marquis mit seiner Tochter etliche Zimmer innen gehabt hatte, ob er diesen Herrn schon seit langer Zeit gekannt hätte: und er bekam zur Antwort, er habe ihn erst diesesmal kennen gelernt, auch seinen Namen nicht eher erfahren, als bis die Heirath richtig gewesen sey.

Alles dieses setzte dem Vater und die Tochter in große Verwunderung und Sorge. Inzwischen hielten sie es für dienlich, ihren Verdacht noch nicht zu erkennen zu geben. Sie bedachten, daß doch diese Ungewißheit nicht lange dauren könnte; und sie trösteten sich auch damit, daß der Name des Marquis kein erdichteter Name war. Es war mehr als zu gewiß, daß derjenige, der diesen Namen führte, alle die bewußten Güter besaß: und er mochte also seyn wo er wollte, so mußte er doch (dachten sie) endlich einmal wiederkommen, und sich seiner Güter annehmen. In dieser Hoffnung beschloß die Frau Marquise, sich mit Geduld zu waffnen, und im Kloster zu bleiben, damit sich ihr Herr Gemahl, nach seiner Wiederkunft, nicht über ihre Aufführung zu beschweren hätte. Nach Verlauf der ersten drey Monathe bezahlte der Vater wieder Kostgeld in voraus;

voraus; und etliche Wochen hernach bekam er von einem Freunde, mit dem er in Briefwechsel stand, Nachricht, daß der Marquis auf einem seiner Güter angekommen war. Die junge Marquise war voller Freude: sie schrieb ihm ohne Verzug, und beklagte sich, aber mit vieler Zärtlichkeit, daß er sie so habe vergessen können. Sie schickte, aus großer Ungeduld ihn bald wiederzusehen, drey Tage hernach, noch einen Brief, und durch eine andere Gelegenheit, an ihn ab: aber alle diese Beweise ihrer zärtlichen Liebe zogen ihr dennoch keine Antwort zu. Nunmehr fieng sie an die Augen aufzuthun, und wurde gewahr, daß er nur ihr Geld hatte heirathen wollen. Die Betrübniß, so ihr dieses machte, versetzte sie in einen erbärmlichen Zustand. Sein Vater, dem eine solche Verachtung auch zu Herzen gieng, wollte die Ursache davon wissen; und ob er gleich viel Arbeit hatte, so reiste er dennoch zu seinem Herrn Schwiegersohne auf das Gut, wo er wußte daß er sich aufhielt. Das Herrnhaus auf diesem Gute stellte zur Noth ein Schloß vor, und war so beschaffen, wie es ihm sein Eydam beschrieben hatte. Er verlangte mit dem Herrn Marquis zu sprechen; und er wurde in einen schönen Saal eingeführt. Bald darauf kam ein ansehnlicher Cavalier, von des Marquis Alter und Leibesgröße, und der sogar etwas ähnliches mit ihm hatte, und fragte was ihm beliebte.

Itzt stelle man sich das Erstaunen des alten Practicus vor, da er aus dessen Reden und Hand-

lungen sah, daß er der Herr des Schlosses war. Der alte Mann sagte bestürzt, und mit zitternder Stimme, es müßten vermuthlich zwo Personen einerley Namen führen: er suche aber denjenigen Cavalier, der diese und jene Güter (die er nennte) besitze. Der wahre und gegenwärtige Marquis gab ihm zur Antwort, er wisse nicht, ob ein anderer seinen Namen führe; aber dieses könne er mit Gewißheit sagen, daß alle genannte Güter ihm gehören. Der Vater seufte und sagte, man habe also ihn und seine Tochter betrogen und arm gemacht. Hierauf zog der Marquis etliche Briefe aus der Tasche, und fragte ihn, ob er diese Hand kenne. O! er kannte sie mehr als zu wohl, denn es waren Briefe von seiner Tochter. Der Marquis hatte nicht begreifen können, wie er zu den unverdienten zärtlichen Klagen einer Frau an ihren Mann gekommen war; aber der unglückliche Practicus löste ihm das Räthsel auf. Er erzehlte ihm, wie er sich dermaßen habe blenden lassen, daß er funfzig tausend Thaler Brautschatz für seine Tochter ausgezahlt habe, nachdem er sich vorher nach der Person seines Eydams so genau erkundiget gehabt, daß vielleicht ein jedweder anderer sich eben so hätte hintergehen lassen können.

Der Marquis sah deutlich, daß ein Spitzbube von guter Miene sich seine lange Abwesenheit von den Gütern zu nutz gemacht, und diese Jungfer, unter seinem Namen, geheirathet haben müsse. Er bedauerte den Vater, daß er die ansehnliche Mitgift seiner Tochter auf ein Gut, das unmög-

lich

lich dafür haften könne, habe versichern lassen. Er begegnete ihm sehr höflich, und wollte ihn sogar etliche Tage bey sich behalten, um ihn einigermaßen zu trösten. Weil aber der betrogene Schwiegervater seines Unglücks mehr als zu gewiß war, so war es ihm nicht möglich, länger an einem Orte zu bleiben, wo er diese betrübte Entdeckung gemacht hatte. Er reiste geschwind wieder fort, und brachte diese traurige Zeitung der gewesenen gnädigen Frau Marquise, seiner Tochter, welche er hernach, ohne Kutsche und Pferde, wieder zu sich ins Haus nahm. Man hat alle mögliche Untersuchungen angestellt, den Betrüger auszukundschaften; aber es scheint als wolle er sich nirgends finden lassen. Da der Vater, ungeachtet dieses großen Verlusts, doch noch ein feines Vermögen hat, so wäre seine Tochter nicht halb so unglücklich, wenn sie nur noch für ihre Person frey und ledig wäre. Aber sie ist und bleibt einmal verheirathet, und noch dazu vielleicht mit einem Ehemanne, der sie gar nicht heirathen konnte. Und wenn auch dieser Schelm stürbe, so wüßte sie doch nicht, ob sie Wittwe wäre. Alle diese Umstände machen sie sehr unglücklich. Sie hat allen Marquisen-Staat aufgegeben, und lebt wieder beym Vater, als wenn sie noch Jungfer wäre.

Achte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Etliche Jungfern beredten sich mit einander, einem jungen Herrn, der sich viel mit Weiberglücke zu berühmen pflegte, einen Possen zu spielen. Eine derselben bestellte ihn, durch ein Briefchen, so sie ihm unter falschen Namen schrieb, in eine Kirche. Er fand sich ein, und die Schöne auch. Allein, sie erschien nicht nur mit einer Maske, so daß er nicht das Vergnügen hatte sie zu sehen, sondern es kamen auch etliche andere Mannspersonen, welchen sie eben diesen Brief geschrieben hatte, an eben denselben Ort in die Kirche. Es half ihm also diese Einladung nichts, ob er sich gleich große Hoffnung aufs Zukünftige daraus gemacht hatte: und überdieß schrieb ihm auch bald hernach seine Liebste, (in der Einbildung,) einen andern Brief, der seine Freude in großes Herzleid verwandelte.

Etliche der artigsten Jungfern in Paris, da sie einsmals in Gesellschaft beysammen waren, kamen auf den lustigen Einfall, einem gewissen jungen Herrn, der ihnen allen bekannt war,

war, mit der Hoffnung einer verliebten Zusammenkunft zu schmeicheln. Dieser junge Mensch hatte viel Gutes an sich: er besaß Witz, und alle die angenehmen Manieren, mit denen man überall gefällt; und er würde sich bey allen Leuten Hochachtung erworben haben, wenn er nicht seine Vorzüge gar zu gut gewußt hätte. Er war so sehr von sich selbst eingenommen, als es ein Mensch seyn kann. Man mochte ihn loben wie man wollte, sein lächerlicher Eigendünkel hatte niemals genug; und er erdichtete hunderterley, was ihm beym Frauenzimmer geglückt seyn sollte. Indem er sich so das Ansehen eines großen Weibergünstlings geben wollte, verdunkelte er alle andere gute Eigenschaften, die er wirklich besaß. Die erwähnten Jungfern machten sich in voraus ein großes Vergnügen aus dem Anschlage, den sie wider ihn und seine Eitelkeit gemacht hatten, und überlegten es mit einander, wie er am besten auszuführen wäre. Der Schluß ihrer Berathschlagung war, daß ein Briefchen an ihn geschrieben werden müßte. Eine von ihnen nahm es über sich: sie verstellte ihre Hand, ob sie ihm gleich ohnedieß unbekannt war, und schrieb ihm folgendes.

Sie werden gebethen, mein schöner Herr, sich morgen um drey Uhr in der Franciscaner-Kirche einzustellen. Sie müssen sich hierüber allerdings wundern; aber beurtheilen sie sich selbst nach der Wahrheit, so werden sie leicht glauben können, daß nur so ausserordentliche Vorzüge, wie die ihrigen sind, zu so zärtlichen Gesinnungen, wie ich gegen sie hege, verleiten

können. Ich versichere sie, daß noch niemand, mit allen Bemühungen und Diensten, dasjenige bey mir auszurichten vermögend gewesen, was sie, mein Herr, vielleicht ohne Wissen und Willen ausgerichtet haben. Ermessen sie die Größe meiner Leidenschaft nach dem Geständnisse, so ich ihnen hier thue. Weder die Ehrliebe, die mir natürlich ist, noch die Betrachtung dessen was mir obliegt, beydes hat mich nicht abhalten können, ihnen mein Herz zu ergeben. Ihre ausserordentlich schönen Eigenschaften, die ihnen aller Menschen Hochachtung zuziehen, entschuldigen mich gnugsam, daß ich zu viel für sie empfinde; denn es ist nicht sowohl Schwachheit von mir, daß ich sie liebe, als vielmehr Macht von ihnen, daß sie mich zur Liebe zwingen können. Das Uebrige will ich ihnen morgen sagen. Das, woran sie mich kennen werden, ist ein weisses Kleid, und ein feurfarbiges Band auf dem Kopfzeuge, wenn sie sich anders die Mühe geben wollen, mich an dem erwähnten Orte zu suchen.

Wie insgemein ein lustiger Anschlag immer besser ausgearbeitet und mit Zusätzen vermehret wird, so fand sich auch hier eine von der Gesellschaft, die zwar erst ein paar Monathe aus dem Kloster war, aber schon so viel listige Ränke als eine von ihren Mitschwestern im Kopfe hatte, und welche sagte, daß wenn die Betrügerey, so man dem jungen Herrn spielen wollte, recht lustig werden sollte, so müßte man diesen Brief noch an etliche seiner Freunde schreiben, damit sie alle zu

gleicher

gleicher Zeit, und an demselben Orte zusammen kämen, und einander als Stöhrer ihres Vergnügens scheel ansähen. Sie selbst, weil sie mit keinem von ihnen bekannt sey, und sie nur von Gesichte kenne, wolle bey der bestellten Zusammenkunft ihre Person spielen, und ihren Freundinnen hernach erzehlen wie die Comödie abgelaufen sey. Dieser Anschlag fand allgemeinen Beyfall. Man schrieb den Brief noch fünfmal ab, und schickte ihn an fünf seiner guten Freunde. Da aller dieser Herrn Eigenliebe durch diese Briefe so schön geschmeichelt wurde, so kann man sich vorstellen, wie sehr sie alle bey sich darüber triumphierten. Sie bereiteten sich, ein jeder für sich, zu dieser Zusammenkunft; aber keiner mehr, als die Hauptperson, von der zuerst gesagt worden ist: dieser wollte die Schöne mit seinem vortrefflichen Ansehen vollends recht bezaubern. Er vergaß gewiß nichts von allem was irgend verschönern kann. Er zog ein sehr prächtiges Kleid an, und brachte den ganzen Vormittag vor dem Spiegel, seinem Schönheitsrathe zu, um sonderlich sein Haar in die vollkommenste Ordnung zu bringen.

Er hatte noch diese Beschäfftigung vor, so kam einer von seinen besten Freunden, der ihm sagte, daß etliche Damen, gleich nach Tische, eine Spazierfahrt mit ihm aufs Land, eine Stunde von Paris, thun wollten, und daß sie ihm aufgetragen hätten, ihn auch dazu abzuholen. Man kann leicht erachten, daß der glückliche junge Herr keine Lust zu diesem Vortrage hatte. Er wandte vieler-

ley Entschuldigungen vor; aber sein Freund wollte keine annehmen, und nöthigte ihn immer mehr, so daß er sich endlich genöthiget sah, ihm die Sache zu entdecken. Seine Eitelkeit fand auch ihre Rechnung dabey; und es war ihm also gar lieb, daß er sich zu dieser Vertraulichkeit genöthiget sah. Sein Freund mußte ihm Verschwiegenheit zusagen; worauf er ihm das Einladungs-Briefchen zu lesen gab, dessen Innhalt zur Gnüge bewies, daß er diesen Tag an keine Spatzierfahrt gedenken durfte.

Sein Freund gieng; und der junge Herr, der sein Glück kaum erwarten konnte, begab sich eine Stunde eher als er bestellt war, an den bestimmten Ort. Dieses war freylich der Galanterie gemäß, und die Schöne, die von ihm bezaubert war, mußte ihm seine Eilfertigkeit billig Dank wissen. Er verwandte kein Auge von der Kirchthüre, um sie kommen zu sehen: aber wie bestürzt wurde er, da er nach einer halben Stunde einen guten Freund kommen sah. Er drehte ihm den Rücken zu, um sich nicht im Gesichte sehen zu lassen; und sein Freund, der ihn sogleich kannte, war nicht weniger bekümmert als er selbst. Sie hatten nicht lange Zeit sich zu bedenken, was sie thun wollten, weil in dem Augenblicke noch ein dritter guter Freund kam, und gleich hernach auch der vierte, fünfte und sechste, welche allerseits den Brief bekommen hatten. Ihr Erstaunen war unglaublich, da sie einander des Nachmittags, an einem Orte antrafen, wohin sie der Andacht wegen zu kommen, gar nicht vorgeben durften.

Es

Es war beynahe unmöglich, daß diese Zusammenkunft bloß von ohngefähr geschehen seyn sollte, und fast eben so unmöglich auch, daß ein jeder aus einer andern Ursache an eben den Ort, und in eben der Stunde gekommen seyn sollte. Sie hatten alle der gütigen Schönen zuvorkommen wollen, um ihrer erwiesenen großen Ehre und Gunst recht würdig zu werden: und man kann hieraus leicht abnehmen, wie herzlich leid es einem jeden that, so viel Zeugen und Zuschauer, die einander insgesammt kannten, um sich zu sehen, und die Gütigkeit der Schönen nicht geniessen zu können.

Aber keinen unter allen rührte dieser unglückliche Zufall mehr, als den schönen jungen Herrn, der die Haupt-Person in der Comödie war. Er meynte, es hätte sein Freund, der ihn zur Spazierfahrt eingeladen hatte, sein ihm anvertrautes Liebesgeheimniß ausgeplaudert, und es hätten hernach die Damen, zur Rache, daß er ihnen nicht Gesellschaft geleistet, arglistiger Weise diese Spione ausgeschickt, um ihn in seinem Glücke zu stöhren. Weil aber doch gute Bekannte, wie sie es alle waren, unmöglich nahe bey einander seyn konnten, ohne sich zu besprechen, so giengen sie, einige Augenblicke nach ihrer Ankunft, näher zusammen. Ein jeder brachte seine elende Ursache vor, mit der er sein Hierseyn bemänteln wollte: und ehe sie noch ihre mancherley Lügen alle nach der Reihe her erzehlt hatten, so kam die Schöne, mit dem weissen Kleide und dem feurfarbigen Bande, in die Kirche, und hatte eine Frau bey

sich, der man es an der Kleidung ansah, daß sie wohlbetagt war. Sie hatten beyde Masken vor, und setzten sich etwa zwanzig Schritte eine von der andern. Weil die Schöne einen so feinen und geschlanken Leib hatte, daß sie nothwendig die Augen auf sich ziehen und neugierig machen mußte, so besorgte ein jeder von unsern sechs jungen Herren, daß er sich verdächtig machen möchte, wenn er nichts von ihr sagte. Sie zeigten also insgesammt einige Neugierde zu wissen, wer sie sey, und warum sie itzt hierher komme. Der junge eingebildete Herr, von welchem jedermann wußte, daß er so kühn als verliebt war, erboth sich sogleich, hin zu gehen und ihr sein Compliment zu machen. Er suchte mit vieler List, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um mit ihr zu sprechen, ohne daß er Ursache zu glauben gäbe, als hätte sie ihn bestellt. Er ließ sich sehr nahe neben ihr, auf die Knie nieder; und kaum war dieses geschehen, so sagte sie zornig zu ihm: es solle ihm nichts helfen, daß er so viel Zeugen seines Sieges mit sich hergebracht habe; und ob sie wohl die Schwachheit gehabt ihm günstig zu seyn, weil sie gemeynt habe, daß er es verdiene, so wolle sie doch auch so viel Stärke über sich besitzen, Gesinnungen, die nur verschwiegne Mannspersonen verdienten, gänzlich in ihrem Herzen wieder zu unterdrücken.

Der unglückliche junge Herr, der sich über diesen Vorwurf innigst grämte, antwortete ihr, sie thue ihm großes Unrecht: es wären alle, die sie hier bey ihm sähe, von ohngefähr gekommen,

ohne

ohne das mindeste von ihrem gütigen Handbriefe gewußt zu haben, und sie stünden in der Meynung, er habe sie nur mit einer cavaliermäßigen Freyheit angeredet; welches keine Beleidigung für Damen sey, wenn es nur mit Ehrerbietung geschehe. Sie stellte sich anfangs, als glaubte sie es nicht; bald hernach aber bestellte sie ihn wieder auf den folgenden Tag, in eben dieser Stunde, und in eine andere Kirche, wohin sehr wenig Leute zu kommen pflegten. Da die Umstände hier so beschaffen waren, daß sie keine längere Unterredung, im Beyseyn seiner Freunde, mit ihm halten konnte, weil es ihnen einen Verdacht wider ihre Ehre hätte beybringen können, so bath sie ihn, mit ihnen aus der Kirche zu gehen, damit sie hernach auch hinaus gehen könnte, und nicht befürchten dürfte, daß man ihr nachgienge. Er hielt demüthig bey ihr an, daß sie ihm ihr schönes Gesicht zeigen möchte; aber diese Gnade wurde ihm glatt abgeschlagen, und er mußte sich gnügen lassen, ein Paar schöne Augen, und ein vortreffliches blondes Haar auf einem schneeweissen Halse zu sehen und zu bewundern. Er verließ sie hierauf, und war indessen vergnügt, daß er sich bey ihr entschuldiget hatte. Er kam wieder zu seinen überläßigen Freunden, und sagte ihnen, er habe nichts anders von der Schönen erfahren können, als daß sie eine Dame hier erwarte, mit der sie etwas wichtiges zu reden habe. Hernach fragte er, ob sie nicht mit einander fortgehen wollten. Weil nun ein jeder dachte, er wäre hier Hahn im Korbe, so hielt auch ein jeder für dienlich,

lich, sich etliche Minuten wegzubegeben, in Hoffnung, der übrigen los zu werden, und hernach sich wieder bey der Schönen einzustellen. Sie giengen alle aus der Kirche, und die Schöne gab auf alle genau Achtung. Der junge Herr, der auf morgen Hoffnung bekommen hatte, suchte seine Freunde zu einem Spatziergange zu überreden: aber es hatte ein jeder seine wichtigen Hindernisse. Sie giengen hierauf aus einander, kamen aber wenig Minuten hernach, auf unterschiedenen Wegen, insgesammt wieder in die Kirche. Allein, die Schöne war fort; und das verdrießlichste war, daß einige von ihnen zum andernmal zusammenkamen. Sie entschuldigten ihre Wiederkunft mit ihrer Neugierde, zu sehen, wohin die Schöne gehen würde. Sie konnten nicht begreifen, warum sie schon fortgegangen sey; schmeichelten sich aber, daß sie sich zu rechter Zeit wieder melden würde.

Der junge Herr mit der süssen Hoffnung auf morgen, fand sich lange vor der gesetzten Stunde, richtig an Ort und Stelle ein. Seine Ungeduld, die Schöne bald zu sehen, war um so viel größer, je mehr er ganz allein in der Kirche war; aber er erwartete sie leider vergebens. Seine herrliche Ausstaffierung, in der er dießmal erschienen war, hatte nicht den geringsten Nutzen: und nachdem er drey volle Stunden gewartet hatte, welche ihm wenigstens so lang als drey Jahre vorkamen, mußte er endlich zum Tempel hinaus, weil ein Mönch kam, der die Thüren zuschloß. Da er nach Hause kam, fand er ein Briefchen an sich,

von

von eben der Hand wie das erste, und folgenden betrübten Inhalts.

Ich stellte mich gestern, als glaubte ich ihren Versicherungen, bloß, damit sie mir nicht nachgehen möchten; aber ich ließ mir es nicht ausreden, daß sie alles ausgeplaudert haben; und ich bestellte sie, nur zum Scheine, auf heute hierher, um ihre Schwatzhaftigkeit zu bestrafen. Mein Wunsch war gewesen, daß sie sich dessen, was ich für sie that, werth machen möchten; allein, das größte Glück bey Damen hat nichts anmuthiges für sie, wenn es nicht alle Leute wissen. Leben sie wohl! Freuen sie sich des Vergnügens, daß sie geschwatzt haben; und seyn sie versichert, daß sie mich auf ewig verlohren haben.

Dieser Brief verursachte unserm jungen Herrn einen schrecklichen Unmuth. Er nahm sich vor, seinem Freunde, der sein Geheimniß, wie er glaubte, verrathen hatte, seine Feindschaft anzukündigen. Als er ihn den folgenden Tag bey einem andern Bekannten antraf, so gab er ihm die hitzigsten Reden, und zwang ihn den Degen zu ziehen. Man riß sie von einander, und ihr Zwist machte so viel Aufsehens, daß jedermann begierig wurde, die Ursache davon zu wissen. Seine Freunde, die bey der abentheuerlichen Begebenheit in der Franciscaner-Kirche gewesen waren, kamen zu ihm, um die Gelegenheit zu seinen Händeln zu erfahren: und er sagte, sie wüßten wohl, wo sie ihn ein paar Tage vorher belauscht hätten;

hätten; und er wisse gewiß, daß sie damals nicht alle zusammen gekommen seyn würden, wenn nicht sein schwatzhafter gewesener Freund ihnen zuwissen gethan hätte, daß sie ihn dort antreffen würden. Einer von diesem gab ihm freymüthig zur Antwort, er sey auf seine eigne Rechnung damals in die Kirche gekommen, und er habe ihn, und alle die übrigen, zu seinem größten Verdrusse damals kommen gesehen, weil ihn ihre und seine Gegenwart an einer verliebten Zusammenkunft, von der er nichts habe sagen wollen, gehindert habe. Um ihm zu zeigen daß er hierinnen die Wahrheit redte, zeigte er ihm den Brief, durch den er bestellt worden war. Sobald die übrigen Freunde die Hand im Briefe sahen, und daß es eben dieselbe war, von der sie alle auch Briefe bekommen hatten, fiengen sie laut an zu lachen. Sie hielten die Briefe gegen einander, und sahen daß sie alle in einerley Worten abgefasset waren. Itzt wurden sie gewahr, daß man sie nur gehöhnet und zu Narren gehabt hatte. Der junge Herr, welcher nach seiner Meynung beleidiget worden war, erkannte seinem Irrthum, und ließ seinen Freund um Vergebung bitten.

Neunte

Neunte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Edelmann hatte sich in eine Schöne verliebt, und suchte ihr allerley Vergnügen zu machen. Weil das Carnaval bald zu Ende gieng, so wollte er seine Geliebte auf einen Bal führen; und es gieng auch ihre ganze Familie mit. Sie erschienen alle mit großer Pracht; und der verliebte junge Herr hatte zu allem die Unkosten hergegeben. Des Nachts, als man wieder nach Hause fuhr, und ein jeder mit der Lust dieses Tages höchstvergnügt war, wurde die Gesellschaft von Strassenräubern überfallen, und aller Kleinodien und kosibaren Kleider beraubt. Der Edelmann, und seine Frau Schwiegermutter in Hoffnung, geriethen hierüber in einen Proceß.

Ein gewisser Edelmann aus einer entlegnen französischen Provinz, kam nach Paris, um dasjenige freye und artige Wesen an sich zu nehmen, das nur an Personen, die sich in der Welt umgesehen, befunden wird. Hier gewöhnte er sich in das Haus einer sehr verständi-

gen

gen vornehmen Frau, und suchte je länger je mehr fleißigen Umgang mit ihr. Sie hatte zwo Töchter, die beyde überaus angenehm waren. Weil sie von Seiten der Glücksumstände schlecht bedacht waren, so mußten sie sorgen, wie sie einen oder den andern jungen Herrn, der etwa bey Gelegenheit seiner Besuche im Hause, an ihren Reizungen Feuer fangen möchte, an sich ziehen und fest halten könnten. Der Edelmann war reich: und dieses Umstands wegen würde die Dame die größte Achtung für ihn gehabt haben, wenn er auch wenig oder nichts Gutes an sich gehabt hätte: (denn eine solche Art zu denken gehört hauptsächlich zum Verstande, und am allermeisten für Frauen, welche Töchter ohne Geld haben, wie wir an den täglichen Exempeln wahrnehmen.) Der Edelmann erzeigte sich einige Zeit nur überhaupt gefällig und höflich, wie es die Artigkeit gegen das Frauenzimmer erfordert. Man bewies sich auch gegen ihn ungemein freundlich; und die beyden Schwestern zeigten ihm ihre Hochachtung, so viel nur der Wohlstand erlaubte, obgleich der Edelmann gegen keine von ihnen einige Bemühung, die etwa eine Wahl seines Herzens angedeutet hätte, an sich blicken ließ: aber zuletzt wagte er sich an die ältere Schwester; und weil er eine große Gleichheit des Sinnes an ihr bemerkte, so reizte ihn dieses so sehr, daß er sich alle Mühe gab, sie zur Liebe zu bewegen. Man kann leicht denken, daß ihm sein Wunsch nicht schwer gemacht wurde. Die Schöne hatte schon selbst Lust dazu, und sich sogar gewissermaßen bereitwillig

willig gezeiget. Und da auch ihre Mutter die Vereinigung beyder Herzen, die sich der junge Herr wünschte, gut hieß, ja selbst ein wenig Gelegenheit gemacht hatte, so genoß er das Vergnügen geliebt zu werden, sobald er gesagt hatte, daß er lieben wollte. Man hätte es gern gesehen, daß er ohne langes Bedenken zur Heirath geschritten wäre: aber es war gefährlich ihn zu nöthigen; und man wollte also warten, bis seine stärker gewordene Liebe ihn ausser Stand setzte, die zu hoffenden sehr geringen Vortheile bey dieser Heirath, so genau zu sehen oder zu untersuchen.

Unterdessen sah man in diesem Hause nichts als Lustbarkeiten. Der Edelmann, um seine Geliebte zu ergetzen, führte sie oft in die Comödien und Opera, suchte ihr auch sonst auf allerley Art Vergnügen zu machen. Als der Jahrmarkt kam, so führte er sie etlichemal dahin, und machte ihr allzeit schöne Geschenke. Auch die Mutter ward von seiner Freygebigkeit nicht vergessen; und weil er auch eine Spielgesellschaft in ihrem Hause hielt, so waren ihr seine fleißigen Besuche auf mehr als eine Art einträglich. Da die Carnaval-Zeit kam, und seine Schöne Lust hatte, auf den Bal zu gehen, so machte ihr der Edelmann auch diese Freude. Er ließ reiche Kleider in ihr Haus bringen, und sie wehlten sich davon, was sie selbst wollten. Die beyden Jungfern verkleideten sich in Mannspersonen nach französischer Mode, mit kostbaren Leibbinden und allem, was groß und schön in die Augen fiel; die Mutter aber und der Edelmann, in Armenier. Galanterie und Pracht, beydes

war hier beysammen; und diese kleine Gesellschaft war wohl werth, betrachtet zu werden. Weil der Edelmann gern spielte, und daher viel Geld bey sich zu tragen pflegte, so verlangte seine Schöne, daß er seine Börse zu Hause lassen möchte. Die Mutter erschrack und sagte, weil man sich des Nachts, auf den Strassen, nicht für recht sicher hielte, so wollte sie lieber nicht dabey seyn, als sich einem üblen Zufalle bloß stellen. Der Edelmann antwortete, es sey so wenig Gefahr zu befürchten, nachdem der Herr Gouverneur so gute Anstalten gemacht, daß er mit tausend Pistolen, durch ganz Paris mit eben der Sicherheit gehen wollte, als ob er die sämmtlichen Stadtknechte zur Bedeckung bey sich hätte. Hierauf gab er seiner Schönen ein kostbarn Brillianten, die Maske zu halten; sie setzten sich alle in die Kutsche, und fuhren in die Vorstadt St. Germain, wo sie wußten daß ein sehr zahlreicher Bal war.

Sie konnten vor der Menge der Masken kaum in den Saal, bis sich endlich der Edelmann im Gedränge Platz machte. Die große Anzahl der Lichter und Wandleuchter gab ihren Kleidern und Juwelen ein noch viel schöneres Ansehen. Die ganze Gesellschaft ward aufmerksam auf sie, und sie wurden den Augenblick zum Tanze aufgezogen. Sie thaten es mit solcher Annehmlichkeit, daß ihnen der Hausherr die größte Ehre erwies. Er ließ ihnen Stühle setzen, und der Edelmann nahm Platz neben seiner Schönen. Indem sie mit einander verliebte Gespräche führten, gaben unterdessen

dessen die Mutter und die Tochter nur Zuschauerinnen ab, und giengen, weil ihnen die Zeit an einer Stelle lang wurde, im ganzen Saale herum, um die Masken zu sehen und zu sprechen. Es kamen alle Augenblicke neue, bis zuletzt der Gedrang so groß wurde, daß man die Music aufhören lassen mußte. Unsere Verliebten standen nunmehr auf; sie suchten erst lange die Mutter und die Schwester vergebens, und giengen hernach die Treppe hinunter, wo sie sie (nach ihrer Meynung) antrafen. Der Edelmann nahm die Mutter an den Arm, und ließ die zwo Jungfern vorangehen. Sie eilten hierauf fort, und setzten sich alle, ohne ein Wort zu reden, in ihre Kutsche. Der Kutscher, wie ihm befohlen war, führte sie zu einem andern Bal. Kaum war er hundert Schritte gefahren, so nahm der Edelmann die Maske ab, und fragte die Mutter, ob sie sich ein wenig erlustiget habe. Die vermeynte Mutter erstaunte, da sie eine unbekannte Stimme hörte, und rief dem Kutscher zu, er sollte halten. Der junge Edelmann und seine Geliebte wurden eben so sehr bestürzt, wie diese Fremden, daß sie sich so geirret hatten. Es hatte sich von ohngefähr gefüget, daß ein Mann in einen ansehnlichen Gerichtsamte, sich mit seiner Frau, seiner Schwester und Tochter, eben so wie unser Edelmann und seine drey Damen, nämlich zwo Personen in Armenier, und zwo andere als französische Herren verkleidet hatten. Diese nun waren im Gedränge auch von einander gekommen; und die Frau und die Tochter des Rechtsgelehrten hatten den Edelmann und seine liebste

für ihre Freunde, die sie suchten, gehalten, gleichwie sich auch diese letzteren mit ihnen geirret hatten. Sie mußten nunmehr alle nach dem ersten Bal zurück fahren, um ihre verlohrnen Bekannten wieder zu suchen. Man nahm also den Weg dahin. Kaum aber war die Kutsche umgekehrt, so giengen zehn maskierte Leute auf sie los. Sie zwangen den Kutscher sogleich abzusteigen. Einer von ihnen setzte sich an dessen Stelle, und führte die Kutsche mit unserer Gesellschaft weit hinaus in die Vorstadt. Endlich hielten sie innen; und es sagte einer von ihren ungebethenen Begleitern, sie würden auf der Stelle ermordet, wenn sie Lärmen machten; widrigenfalls wollte man ihnen nichts thun, als sich ihre Kleider und Juwelen ergebenst ausbitten. Unsere Gesellschaft machte aus der Noth eine Tugend: sie stiegen ganz friedlich aus der Kutsche, und giengen mit ihren unbekannten Führern in ein Haus, das sehr schlecht aussah, und ihnen aufgemacht wurde. Hier gaben sich diese allzu dienstfertigen Masken die Mühe, sie aller schönen Kleider und Kleinodien, mit denen sie so vortrefflich gepranget hatten, zu entledigen; und zogen sie hernach sehr schlecht wieder an, so daß sie sich zur Noth der Kälte erwehren konnten. Die Schöne büßte ihren großen Brillianten, ihr Geliebter seine schwere Goldbörse und eine kostbare Uhr ein; und das übrige Frauenzimmer alles was sie hatten, welches gewiß auch werth war, daß man es von der Gasse aushübe. Nachdem sie solchergestalt aller Bürde entlästiget waren, fragten die höflichen Spitzbuben

ben, wohin sie beliebten, daß man sie führen sollte. Der Edelmann und die Dame gaben ihre Namen von sich, und man brachte sie in der Kutsche fast bis nach Hause.

Der Rechtsgelehrte, nachdem er seine halb nackende Frau wieder hatte, und die schöne Geschichte erfuhr, meynte, unser Edelmann' habe sich nur in der Absicht, wie er, verkleidet, damit der begangne Diebstahl habe bewerkstelliget werden können. Er glaubte, er müsse sich mit den Räubern heimlich verstehen, und fieng einen Proceß wider ihn an, der vermuthlich wichtige Folgen haben wird. Unser Edelmann hingegen, weil ihn sein großer Verlust schmerzte, kam auf die Gedanken, als habe die Mutter seiner Schönen nur deßwegen gesaget, sie wolle lieber nicht mit der Gesellschaft auf den Bal fahren, wenn es so unsicher wäre, daß man kein Geld auf der Strasse bey sich tragen dürfe, damit er seine Goldbörse, ihr zum Troste, gewiß mit sich nehmen möchte: ja er bildete sich sogar ein, sie habe sich mit allem Fleisse im Gedränge verlohren, damit er ohne sie vom Bal fortgehen müsse; und hielt sie also für mitschuldig an seiner Beraubung. Der Gram, den er hierüber empfand, ließ seine Liebe zur Tochter verlöschen, und er that vor Gerichte eben das wider ihre Mutter und sie, was der Rechtsgelehrte wider ihn that.

Zehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein alter Mann versprach einer Jungfer, die er heirathen wollte, eine Schnur Perlen, und hielt sein Wort nicht. Die Schöne nahm sich vor, ihren geizigen und lügenhaften Bräutigam zu bestrafen. Unterdessen wurden die Ehepacten gemacht, und man setzte den Trauungstag an. Der alte Mann freute sich dessen sehr. Man gieng zur Kirche, und es schien alles richtig zu seyn; aber anstatt daß die Braut ihr deutliches und vernehmliches Ja vor dem Altare sagen sollte, sagte sie ein standhaftes und wiederholtes Nein, auch die Ursache dazu, warum sie es that. Der alte Bräutigam mußte sich glücklich schätzen, daß die Braut seine Perlen und seine Hand noch annahm.

Ein Greis von achtzig Jahren kam auf den sonderbaren Einfall, sich in ein junges Mägdchen zu verlieben, deren größter Reichthum in Annehmlichkeiten bestand, und führte seinen Anschlag, Troß allen Einwürfen der Vernunft,

nunft, muthig aus. Nachdem er sie etlichemal besuchet hatte, fieng er an vom Heirathen zu schwatzen; und die Aeltern der Schönen nahmen seinen Antrag mit Vergnügen an. Es fehlte also nur noch an einer Kleinigkeit, an der Einwilligung der Schönen selbst: und ihr wollte die Ungleichheit des Alters nicht recht gefallen, so daß sie ziemlich unschlüßig war, ob sie einen so ehrwürdigen Greis zum Ehemanne begehren könnte. Weil aber ihre Güter und Reichthümer, wie gesagt, fast bloß in Jugend und Schönheit bestanden, so hielt sie es endlich fürs beste, auf was gründliches bedacht zu seyn. Und weil auch ihre sämmtlichen Befreundten ihr klüglich und wohlmeynend riethen, diese gute Gelegenheit bey den Haaren zu ergreifen, so that sie endlich was man haben wollte. Man machte die Ehepacten; und der alte Mann ließ solche Puncte einrücken, die gar nicht so zu ihrem Vortheile waren, wie sie doch immer gehoffet hatte. Diese Aufführung vermehret ihre Liebe zu ihm schlecht. Sie wollte ihn also auch in anderen Dingen probieren, ob sie etwas über ihn vermöchte. Er schenkte ihr unterschiedenes, das aber alles nicht viel werth war: und diese Geschenkchen gaben ihr Gelegenheit, ihm wegen einer Schnur feiner Perlen, die ihr schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, ihren Vortrag zu thun. Sie bath ihn, er möchte gütigst bis tausend Thaler daran wagen, damit sie ihr nicht allein zur Zierde, sondern auch in Zeit der Noth zur Zuflucht dienen könnten. Der alte Mann versprach alles, und hielt nichts. Er ver-

schob den Einkauf von einem Tage zum andern; und nachdem sich die Schöne etlichemal über sein Zaudern beklaget hatte, so nahm sie sich endlich vor, ihm kein Wort mehr davon zu sagen. Sie erzeigte sich nur kaltsinniger gegen ihn: und da der gute alte Mann die Ursache davon errieth, so sah er wohl, daß wenn er wieder süsse Caressen haben wollte, er erst wegen der Perlen in einen sauern Apfel beissen müßte. Nachdem nun die Liebe und der Geiz, drey Wochen lang, einen schrecklichen Selbstkampf in ihm erreget hatten, so mußte dießmal der leidige Geiz unterliegen; und er kaufte seiner Liebsten die (für ihn) sehr betrübten Perlen.

Die Schöne indessen, weil sie die Perlen nicht mehr erwartete, und schon das Andenken an dieselben für sie betrübt war, schlug sie sich zwar aus dem Sinne, wurde aber schlüßig, sich an ihrem alten filzigen Herrn Bräutigam zu rächen. Sie gedachte, sie würde nicht besser zu ihrem Endzwecke gelangen können, als wenn sie ihn noch verliebter machte. In dieser Absicht nahm sie ein so einnehmendes und schmeichelndes Wesen gegen ihn an, daß man hätte schwören sollen, sie sey wahrhaftig in ihn verliebt. Den Anfang zu dieser Verstellung machte sie eben den Tag, an dem der Alte, da er sie besuchte, die Perlen schon bey sich in der Tasche trug, damit er sie ihr schenken möchte. Er erstaunte vor Freuden über eine so unerwartete Veränderung; und seine Freude verdoppelte sich, da er bedachte, daß er nun seine Schnur Perlen erspahren konnte, weil die Kaltsinnigkeit der Schö-

nen

nen ohnedieß schon vergienge. Dieses erspahrte Gut ergetzte seine geizige Seele; und er nahm die Schmerzenskinder, die Perlen, wieder mit sich heim, ohne es sich anmerken zu lassen, daß er sie jemals gehabt hatte. Es war ein Kleinod, daraus er sein liebes Geld so ziemlich wieder herausbringen konnte. Inzwischen eilte er doch nicht mit dem Verkaufe: die Schöne konnte wieder einen Paroxismus der Kaltsinnigkeit bekommen; und die Perlen waren allemal ein kräftiges und untriegliches Mittel dawider.

Ihre große Gefälligkeit gegen den ehrlichen alten Mann, seit mehr als einem Monathe, machte ihn so verliebt, daß er nicht länger mit Vollziehung der Heirath warten wollte: und man setzte also den Tag an. Er wunderte sich aber nicht wenig, als die Schöne schlechterdings keine Hochzeit-Anstalten, auch keine neuen Kleider für sich gemacht haben wollte, welche letztern sie sich erst hernach aussuchen wollte, wenn andere Sorgen vorbey seyn würden. Diese große Mäßigung an einer jungen Schönen, die doch gewöhnlicher Weise Staat und Lustbarkeiten lieben und wünschen mußte, stand unserm verliebten Alten, (weil er das Geld nicht weniger als die Jungfer liebte,) gar vortrefflich wohl an. Er bildete sich auch ein, daß sie eben so schmerzlich den Besitz seiner reifen männlichen Person, als er den Besitz ihrer jugendlichen Reize, erwartete; und weil er nun nichts in der Welt weniger, als die wahre Ursache von diesem allen vermuthete, so beschloß er, daß er

sich bey frühem Morgen, und in Stubenkleidung trauen lassen wollte. Sie giengen mit einander zur Kirche: und der gute alte Mann, der diesen glücklichen Tag begierigst erwartet hatte, ließ alle Freude, die aus einer vollkommenen Glückseligkeit entstehen kann, an sich blicken. Man sah sie ihm an den Augen an, und vielleicht ist noch niemals ein Mensch so erfreuet, wie er, gewesen. Aber ach! seine Freude ward plötzlich in schreckliches Leid verkehrt. Itzt sollte vorm Altar das öffentliche und freywillige Geständniß der Verlobten gethan werden: und siehe! die Braut sagte nein, anstatt ein freundliches Ja zu sagen, wie er gewünscht und gehofft hatte. Der Priester, weil er nicht anders meynte, als daß sie sich versprochen haben müsse, fragte sie zum andern und dritten mal, ob sie ihren alten Herrn Bräutigam zum ehelichen Gemahl haben wolle: und die Braut antwortete zum andern und dritten mal ungemein vernehmlich nein! nein!

Hierauf entstand unter allen Anwesenden ein gewaltiges Geräusche. Man wollte wissen, warum sie sich itzt anders besonnen habe. Anfangs gab sie vor, als hätte sie, beym Eintritte in die Kirche, eine heimliche Eingebung des Himmels gehabt, wodurch sie gänzlich vom Ehestande abgeschreckt worden sey. Der gute alte Mann grämte sich herzlich über dieser Antwort, und bath sie so inständig, die Wahrheit besser zu gestehen, daß sie endlich laut sagte: weil sie itzt im Begriffe sey, sich auf

Lebens-

Lebenszeit einen Manne zu übergeben, so habe sie sich erinnert, daß er ihr etlichemal eine Schnur feiner Perlen versprochen, sein Wort aber nicht gehalten habe; sie könne sich also unmöglich vorstellen, daß ein Mann, der noch als Liebhaber und Bräutigam, so wenig Gefälligkeit gegen sie gezeigt habe, sie als Ehemann, glücklich machen würde. Der betrübte Bräutigam, welcher die Perlen, seitdem er sie gekaufet, stets bey sich getragen hatte, um sich ihrer im Falle der Noth zu bedienen, erhohlte sich nunmehr wieder ein wenig von seinem Schrecken. Er sagte zur Braut, sie thue ihm großes Unrecht mit diesen Klagen: er werde ihr stets in allen Dingen gefällig zu seyn suchen. Er habe diese Perlen schon damals, da sie ihm das erste Wort davon gesaget, eingekauft; aber für besser gehalten, sie ihr erst, wenn sie schon seine Gemahlinn wäre, zu schenken, damit sie nicht habe glauben sollen, als triebe ihn nur die Höflichkeit eines Liebhabers dazu an, sondern ihr zu zeigen, daß er mit vielem Vergnügen, auch selbst im Ehestande, in allen Dingen ihren Befehl vollstrecke. Bey diesen Worten zog er die Schnur Perlen aus der Tasche, und bath sie, dieselbe anzunehmen. Die Entschuldigung war so gut ausgesonnen, und die Aeltern und Anverwandten der Braut nahmen sich des Bräutigams so stark an, daß sie sein Geschenk annehmen mußte. Sie sprach nunmehro das schreckliche Wort aus, dessen Wichtigkeit nur wenig Leute erwägen. Man kann also sagen, diese Eheleute seyn mit Perlen verknüpfet

knüpfet worden. Ihr Ehestand ist recht wohl gerathen. Die junge Frau hat ihres alten Mannes Sinn ausstudiert, und sich so gut in ihn schicken gelernet, daß er nichts ohne Sie thut, und nichts anders will als was Sie will.

Eilfte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Eine schöne Brünette wurde von einem jungen Edelmanne zärtlich geliebt; und sie liebte auch ihn. Sie waren schon im Begriffe einander zu heirathen: sie hatten die Einwilligung ihrer Aeltern, und es sollte die Trauung vor sich gehen. Aber die Base der Schönen, und eine gewisse Witwe, die ihre Freundinn war, entführten heimlich die Braut, und hielten sie bey sich verborgen. Dennoch fand der Edelmann Mittel, sie ihnen aus den Händen zu reissen.

Ein junger, wohlgebildeter, witziger und reicher Edelmann hatte seit vier oder fünf Jahren, (nach Art der meisten jungen Herren, die allen Schönen was vorschwatzen, und etlichen

etlichen hoch betheuren, andern heilig zuschwören, daß sie eine jede ganz allein, bis an den Tod lieben wollen,) alle und jedwede verliebte Rollen durchgespielt; wurde aber endlich von der Schönheit einer liebenswürdigen Brünette ohne allen Spaß gerühret. Er traf sie einsmals bey einer Witwe an, die, ob sie wohl volle vierzig Jahre und drüber alt war, sich doch noch immer für acht und zwanzig ausgab, und vermittelst eines gewissen weltartigen Wesens, das, was ihr an Jugend mangelte, ziemlich annehmlich zu ersetzen wußte.

Die schöne Brünette besaß, bey ihren reizenden Gesichtszügen, auch eine Bescheidenheit, die dem jungen Herrn ganz bezaubernd vorkam. Er erfuhr, daß sie der erwähnten Witwe Nachbarinn war: und weil er, aus großer Hochachtung, die er vom ersten Augenblicke an zu ihr trug, gern genau von ihren Umständen unterrichtet seyn wollte, so erkundigte er sich aufs beste darnach, und erfuhr, daß ihr Vater in schlechten Glücksumständen lebte, ihr aber dennoch keine Besuche von Mannspersonen erlaubte; und daß man sie fast nirgends, als bey ihrer alten reichen Base, zu sehen bekäme, welche ihr einen großen Theil ihres Vermögens zuwenden wollte: daher sich die Liebhaber an diese Frau wenden müßten, weil sie eigentlich ihre Nichte zu vergeben hätte.

Der Edelmann wollte nunmehr auch wissen, wie die Schöne gegen ihn gesinnt wäre, ehe er sich weiter einliesse. Weil er wußte, daß sie zuweilen

weilen bey der Witwe war, so fieng er an, diese Frau oft zu besuchen. Er wurde allemal wohl aufgenommen, so daß er immer öfter kam. Die junge Schöne kam auch oft zu dieser Freundinn, welche auch mit der alten Base Freundschaft hielt, und sie fleißig besuchte. Alle Gespräche der jungen Schönen überzeugten den Edelmann von ihrer guten Beurtheilungskraft und Sittsamkeit so deutlich, daß er sich immer mehr vornahm sie ganz allein zu lieben, dennoch aber mit der Liebeserklärung noch zurückhielt. Ob er nun wohl oft bey der Witwe Besuche ablegte, so hatte er doch kein einzigesmal bemerkt, daß sie sich einbildete, als wenn er in sie selbst verliebt wäre. Sie glaubte es inzwischen gewiß, und kam ihm auf allerley Art so willig zuvor, um ihn beherzter zu machen, daß wenn ihn nicht seine Liebe zur schönen Brünette, zu anderer Liebe wie blind gemacht hätte, er ihre Thorheiten nothwendig hätte sehen müssen.

Nach etlichen Besuchen, bey welchen er deutlich bemerkt zu haben glaubte, daß seine Person der jungen Schönen nicht übel anstünde, entschloß er sich, ihr seine Liebe zu entdecken, und zu hören, wie sie es mit ihm meynte. In dieser Absicht erwartete er sie einsmals bey einer Kirche, wo er wußte daß sie alle Morgen war. Er gieng sie an, da sie herauskam, begleitete sie nach Hause, und that ihr unterwegs eine so zärtliche und ernsthafte Liebeserklärung, daß sie aus seinen Reden eine wahre und unverstellte Liebe abnehmen konnte. Sie sah, daß er eine sehr vortheilhafte Partey für

sie

sie war, und gab ihm also in ihrer Antwort solche Merkmahle der Hochachtung, aus denen er schliessen konnte, wie er ihr leicht noch etwas mehr als Hochachtung gegen sich würde beybringen können. Sie sagte: sie stünde unter einem Vater, und würde ihm in allem, was er ihr befehlen würde, willigen Gehorsam leisten: aber der Vater wäre nicht die einzige Hauptperson in dieser wichtigen Sache; sondern es hätte sich ihres Vaters Schwester, weil sie ihr Vermögen mit ihr theilen wollte, ihre Verheirathung gewissermaßen vorbehalten: daß also alles, was er etwa um ihretwillen thun wollte, vergeblich seyn würde, wenn man nicht erst die Einwilligung dieser Base hätte.

Der Edelmann freuete sich, daß die Schöne seinem Glücke nicht zuwider war, und war nunmehr darauf bedacht, wie er sich bey ihrer Base in Gunst setzen möchte. Nur machte es ihm große Sorgen, weil er gehöret hatte, daß diese Frau gern Gesellschaft bey sich hätte, und alle diejenigen lange aufhielte, die ihre Nichte begehrten, um sich recht lange die Aufwartung von ihnen machen zu lassen. Jedoch hoffte er, weil er reicher als alle seine Mitwerber, vielleicht auch sonst mehr in Betrachtung zu ziehen wäre, daß man sich ihn nicht gern entgehen lassen, und eher zum Schlusse eilen würde. Er wußte also kein besseres Mittel, als mit der Witwe deßwegen zu reden, weil sie viel bey der Base vermochte. Da er sie nun noch denselben Tag allein antraf, so

sagte

sagte er zu ihr (mit Gebehrden, denen man die Liebe ansehen konnte:) er wäre in ihrem Hause mit einer gefährlichen Krankheit befallen worden, und er brauchte ihre Hülfe, wenn er geheilet werden sollte. Er hoffte also, nach der großen Gütigkeit, so sie ihm bisher erwiesen, sie würde sich seinen rechtmäßigen Absichten gefällig erzeigen.

Die Witwe, die aus den fleißigen Besuchen des Edelmanns schon längst überzeugt zu seyn glaubte, daß er sein verliebtes Absehen auf sie selber hätte, war so erfreuet ihn so reden zu hören, daß sie ihn nicht ausreden ließ, sondern geschwind sagte: sie wüßte schon alles übrige. Sie wäre nicht mehr in der ersten Jugend, daß sie sich vor einer Liebeserklärung fürchten dürfte. Seine vielen Bemühungen um sie wären schon die Dolmetscher seines Herzens gewesen. Ihr Witwenstand gäbe ihr völlige Macht über ihre Person, und sie würde sich also seinem Wunsche gemäß erzeigen. Sie bäthe sich aber nur diese Gefälligkeit von ihm aus, weil sie noch viele Familien-Sachen in Ordnung bringen müßte, noch drey Monathe mit Vollziehung der Heirath zu warten. Indessen gäbe sie ihm ihr Wort, keinem andern Gehör zu geben: ja sie wollte gern, aus Hochachtung gegen ihn, allen Mannspersonen, die ihm etwa verdächtig seyn könnten, ihr Haus verschliessen.

Itzt stelle man sich vor, wie bestürzt unser unrecht verstandener Edelmann gewesen seyn müsse. Er konnte auch seine Bestürzung nicht völlig bergen, sondern

sondern er mußte sie mit seiner unmäßigen Freude beschönigen, welche sein Herz (wie er vorgab) so sehr beklemmte, daß er wie stumm bliebe. Was aber diesen Punct anlangte, daß er sein Glück bey der Witwe nach drey Monathe erwarten möchte, da kann man leicht denken, daß er von Grund seiner Seele bereit und willig dazu war. Er stellte solches völlig in ihre Freyheit: aber er sah, und beseufzte es heimlich in sich, was für großen Verdruß er sich zugezogen, daß er nicht vorsichtiger mit ihr gewesen war. Er hatte nicht die geringste Hoffnung mehr, daß sie ihm bey der alten Base beförderlich seyn würde: vielmehr war es itzo nöthig für ihn, daß diese nichts von seiner Liebe gegen ihre schöne Nichte erführe. Die Witwe konnte es von ihr wieder erfahren: und so bekam er an ihr eine Feindinn, die ihn auf alle mögliche Weise in seinem Glücke gehindert haben würde. Der verdrießliche Zwang, den er sich nun auf vielerley Art thun mußte, machte ihn ganz tiefsinnig und unruhig. Noch ärger wurde es, da die schöne Brünette, um nicht den Schein zu geben, als wenn sie sich zu ihm drängte, nachdem er ihr sein Herz angetragen, die Witwe seltener als vorher besuchte. Er sah diese wahre Ursache davon wohl ein, weil sie ihm übrigens allemal aufs artigste und mit größter Achtung begegnete, so oft er sie in der Kirche, oder anderwärts antraf; und er konnte also ihre Behutsamkeit nicht tadeln, weil sie ein klares Merkmahl ihrer Ehrliebe war.

Die Witwe, und Braut in der Einbildung, da sie seinen heimlichen Gram bemerkte, schob

alles auf die dreymonathliche Frist, die sie seinem Glücke gesetzt hatte. Sie ward zärtlich gerührt, da sie deutlich zu sehen meynte, wie schmerzlich seiner Liebe dieser lange Aufschub würde. Sie suchte ihm sein Leid zu mildern, und machte ihm die süsse Hoffnung, daß sie ihren Fleiß in ihren verdrießlichen Familien-Sachen verdoppeln wollte, und viel eher, als sie gedacht, damit zu Stande kommen würde. Alle diese leidigen Tröstungen brachten den Edelmann zu einem Entschlusse, der ihn von aller Furcht befreyen konnte. Er entdeckte seiner Geliebten, wie er Willens wäre, sie, ohne der Base ein Wort zu sagen, in der Stille zu heirathen, und lieber allen Vortheilen, die sie von ihr zu hoffen hätte, zu entsagen, weil, wenn er sein Ansuchen wissen liesse, die Witwe es sogleich von ihr erführe, und diese hernach die Base unfehlbar antreiben würde, ihre Verheirathung weit hinaus zu schieben, zumal da diese letztere, schon um ihres eignen Nutzens willen, dazu geneigt seyn würde; ja vielleicht erlangte es die Witwe von ihr, daß sie sich wider ihn erklärete. Er erspahrte sich hierdurch viel Hindernisse in seinem Glücke, oder doch wenigstens viel Vorwürfe, die er nicht mehr zu scheuen hätte, wenn er bereits verheirathet seyn würde. Die Schöne ließ sich seinen Vorschlag gefallen; und der Edelmann gieng zu ihrem Vater, stellte ihm seine große Liebe zu dessen Tochter vor, hielt ordentlich um sie an, und erzehlte ihm die vielen Ursachen, warum er sie gern in der Stille heirathen wollte. Der Vater, weil ihm das schöne Vermögen des Edelmanns bekannt war, that, ohne

sich

sich lange zu bedenken, was dieser von ihm verlangte. Es ward ein Notarius gehohlt, welcher die Ehepacten in Richtigkeit brachte, ohne daß jemand etwas davon erfuhr. Wie aber nichts so geheim ist, das nicht offenbar würde, so fügte es sich, den Tag vor der angesetzten Trauung, daß eine Magd im Hause aus einigen Anstalten errieth was vorgienge, und der Magd der Witwe davon Nachricht gab. Diese, bey welcher die Base eben damals zum Besuche war, erfuhr es von der Magd augenblicklich wieder. Beyde Frauen erzürnten sich schrecklich darüber. Die jung seyn wollende Witwe gab vor, der Edelmann hätte ihr seine eheliche Treu zugesaget, und nennte seine Liebe zur wirklich jungen Schönen Betrug und Verrätherey; und die Base war ganz untröstlich, daß, da sie doch ihre Nichte hatte ausstatten wollen, diese dennoch ohne ihren Willen verheirathet werden sollte. Sie schwur, wofern sie auch diese Ehe nicht hindern könnte, daß sie selbige doch so lange aufschieben wollte, bis alle, die sich so sehr an ihr vergiengen, gnugsam bestrafet seyn würden. Sie besann sich eine Weile; nahm hernach Abschied von der Witwe, und sagte, sie wollte ihr auf den Abend wieder mündlich Nachricht geben, es möchte so spät seyn als es wollte. Sobald sie weg war, schickte sie allerwegen Kundschafter aus, und erfuhr endlich mit Gewißheit, daß die Trauung früh um zwey Uhr vor sich gehen sollte. Abends um zehen Uhr setzte sie sich in die Kutsche, und fuhr vor der Schönen Haus. Als es dieser gemeldet wurde, so erschrack sie nicht wenig, und befürch-

tete, es möchte ihr Nachtbesuch gar zu lange währen, und sie an gewissen kleinen Vorbereitungen hindern, welche sie noch zu machen hatte. Doch diese Sorge verlohr sich wieder, da ihr die Base sagen ließ, sie möchte nur einen Augenblick hinunter an die Thüre kommen, weil sie ein paar Worte mit ihr zu sprechen hätte. Die Braut lief eiligst zu ihr, und stieg in die Kutsche, um zu hören was es wäre. Aber kaum war sie hinein, so jagte der Kutscher, weil er schon Befehl dazu hatte, geschwind fort, und fuhr um viele Ecken der Strassen herum, damit nicht jemand, der ihr etwa nachgeschickt würde, wissen möchte, wohin sie gefahren wären. Endlich hielt er vor der Witwe Hause innen; und die Base gieng mit der Nichte hinein. Diese unerwarteten Dinge hatten die Schöne in die größte Bestürzung gesetzt, welche aber noch viel grösser wurde, da sie hernach von der Base und der Witwe hörte, daß sie von ihrer heimlichen Verehlichung benachrichtiget waren. Ich übergehe die vielen Verweise und Vorwürfe, so ihr von beyden gemacht wurden. Die Base ließ die Braut bey ihrer Freundinn, und fuhr heim. Ihre Aeltern schickten zu ihr und liessen fragen, wo ihre Tochter geblieben wäre. Sie gab zur Antwort, sie wollte schon Rede und Antwort von ihr geben, wenn es Zeit seyn würde; und sie nähme sich ihrer viel zu sehr an, als daß sie dieselbe nicht sicheren Personen anvertrauet haben wollte.

Der Edelmann, da er diese schnelle Veränderung hörte, konnte sich kaum zufrieden geben. Er gieng zur Base, erzeigte sich ungemein demüthig,

thig, um sie zu rühren, und wandte alles mögliche hierzu an: aber sie blieb unerbittlich. Der Vater, welcher die Sache nicht gern laut werden lassen wollte, versuchte alle Wege zur Güte, um seine Schwester auf gelindere Gedanken zu bringen. Inzwischen erfand die Base und die Witwe unzehlige Lügen, durch die sie den Edelmann bey der Schönen verhaßt zu machen suchten: aber es machte alles keinen Eindruck in ihr, weil sie ihn zärtlich liebte, und er in der That liebenswürdig war. Sie blieb ihm beständig treu; und endlich, so sehr man auch den Ort ihres Aufenthalts verborgen gehalten hatte, schwaßten doch die Bedienten davon. Sobald man wußte, daß sie bey der Witwe war, hielt es nicht schwer, sie zu nöthigen, daß sie sie herausgeben mußte. Sie übergab sie dem Vater; und dieser versuchte nochmals, seine Schwester zu besänftigen. Da aber alles vergebens war, so brauchte er seine väterliche Gewalt, und kehrte sich nicht länger an sie. Er setzte den Hochzeittag an, welcher zum größten Vergnügen der unbillig gehinderten Verliebten, und zum schmerzlichsten Leidwesen der herrschsüchtigen Frau Base, und der Braut seyn wollenden Witwe, begangen wurde.

Zwölfte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Edelmann, der sich in eine Schöne verliebte, welche nur mit Geistlichen umgieng, erschien bey ihr unter der Gestalt eines Abts. Diese andächtige Kleidung verschaffte ihm einen Zutritt bey ihr, wie ers vermuthet hatte; und sein Umgang gefiel der Mutter und der Tochter, aber der Tochter am besten. Es dünkte ihm Zeit zu seyn, die Schöne wegen ihrer Gedanken von Heirathen auszuforschen, und ließ also durch einen Freund um sie anhalten. Es wurde ihm abgeschlagen. Dennoch heirathete er die Schöne wenig Tage hernach; und sie hatte ihn nur deßwegen nicht zum Gemahle haben wollen, weil sie ihn schon liebte.

Ein junger Edelmann, dessen große persönliche Vorzüge seinem Vermögen und Stande einen wahren Werth gaben, reiste einsmals durch einen Flecken, wo er hörte, daß eine Jungfer sich als Nonne einkleiden ließ. Weil er nun an diesem Orte einen ganzen Tag still liegen mußte,

so

so wurde er neugierig diese Ceremonie mit anzusehen. Er gieng in Reisekleidung in die Kirche, und blieb im Gedränge des Volks. Indem er das viele Frauenzimmer, so bey dieser Einkleidung zusammen gekommen war, genau betrachtete, so bemerkte er unter andern eine junge Blondine, an welcher die sittsame Miene so ausserordentlich groß, als die Schönheit war. Er betrachtete sie lange Zeit, und hatte auch das Vergnügen, daß er etliche, die sie kannten, unzehlig viel Gutes von ihr sagen hörte. Dieses Lob, das gar nicht verdächtig war, brachte ihm schon mehr als Hochachtung für sie bey, und er wollte nun auch ihren Namen wissen. Er erfuhr, daß sie aus einer kleinen Stadt, vier Stunden weit von diesem Flecken, gebürtig war; daß ihre sehr tugendhafte Mutter sie so eingezogen als möglich hielt; daß ihr Haus nur frommen Personen offen stand: wie es denn überhaupt in demselben Städtchen damals gewöhnlich war, in Häuser, wo mannbare Töchter waren, niemanden als Geistlichen einen Zutritt zu verstatten.

Der Edelmann, so lange er die schöne Blondine sehen konnte, verwandte kein Auge von ihr; und nach geendigter Ceremonie blieb ihm ihr Bild so stark ins Herz gepräget, daß er es nicht wieder auslöschen konnte. Ob er gleich von ihrem Verstande und ihrer Tugend schon versichert war, weil er so viel gutes von ihr gehöret hatte, so wollte er sie doch auch durch sich selbst kennen lernen; und er spührte einen heftigen Trieb in sich, alles mög-

liche zu Erlangung seines Endzwecks zu unternehmen. Er war selbst aus einer frommen Familie; und die Beyspiele der Gottseligkeit, so ihm stets vor Augen gewesen waren, machten daß er ein sehr ehrbares Leben führte. Er hatte auch aus Lesung geistlicher Bücher eine schöne moralische Erkänntniß erlanget. Er beschloß also, sich in einen Abt zu verkleiden: und er verstand in der That alles was nöthig war, um diese Person aufs beste vorzustellen. Er veranstaltete alles Erforderliche zu einer solchen Verwandelung. Er legte den kleinen Ueberschlag an, setzte die kurze Stuß-Perruque auf, und begab sich in diesem Aufzuge in die Vaterstadt der Schönen, die ihn wie ein Magnet an sich zog. Sein einnehmendes Wesen und seine sanften und artigen Manieren, erwarben ihm allda in kurzer Zeit aller Menschen Hochachtung. Hierzu kam ein erbaulicher Lebenswandel und eine so fleissige Beschäfftigung mit allem was unter dem Namen geistlicher Uebungen bekannt ist, daß ihn die Frommen dieses Orts ihrer Vorrechte und Gesellschaften für sehr würdig hielten. Sie nahmen ihn in viele Häuser mit sich, so daß er in kurzer Zeit in der ganzen Stadt bekannt wurde.

Er hatte eine sehr gute Miene; und weil auch sein Umgang anzeigte daß er von Stande war, so sehnte sich das frömmste Frauenzimmer nach seinen Besuchen. Er sprach von nichts als vom Heile ihrer Seelen; und der gute Ruff, in den ihn seine Redlichkeit setzte, brachte ihm ein so großes Vertrauen zu wege, daß sie fast nichts mehr ohne sei-

nen

nen guten Rath vornahmen. Endlich wurde er auch in dasjenige Haus eingeführt, in dem er sich am meisten Bekanntschaft zu haben wünschte. Er hielt sich zuerst an die Mutter, aber ohne im geringsten an sich bemerken zu lassen, daß er verliebte Absichten hatte. Er sprach fast nur mit ihr, und nahm sich dermaßen in Acht, daß ihn seine Augen niemals verriethen. Hierdurch setzte er sich in das vollkommenste Vertrauen bey ihr: und wenn sie gleich oft nur geringe Verrichtungen ausser dem Zimmer hatte, so trug sie doch nicht das mindeste Bedenken, ihn bey ihrer Tochter allein zu lassen. Dieses gab ihm Gelegenheit, vollends recht in sie verliebt zu werden. Welche Gleichheit des Gemüths, und was für ein sanftes Wesen bemerkte er nicht an dieser liebenswürdigen Person! Er hielt nunmehr ihre Schönheit für den kleinsten von ihren Vorzügen. Die Aufrichtigkeit ihrer Seele, und die Güte ihres Herzens, übertrafen alle Reizungen, so ihr die Natur in Menge verliehen hatte. Er brachte sie oft aufs Heirathen, und sagte ihr, wie nöthig es sey, durch eine gute Wahl ihr Glück zu befestigen. Sie antwortete allemal, daß weil ihr das Glück so viel am Vermögen gegeben, als nöthig wäre, ohne Unterwerfung zu leben, und sie auch ihre Pflichten in allerley Stande erfüllen wollte, so würde sie nicht eher heirathen, als bis sie einen Mann fände, dessen guter Ruff so fest stünde, daß sie ihn wahrhaftig hochachten könnte.

Weil sie ausserordentlich viel Gutes an sich hatte, so bekam sie verschiedene Freyer: und ihre

Mutter fragte allemal unsern verstellten Abt darüber um Rath. Dieser fand (wie man leicht erräth) an allen gewisse Fehler, um deren willen sie ihnen abschlägige Antwort gab: und der Herr Abt freuete sich innigst, daß die Tochter in allen Stücken seiner Meynung war. Da seine Liebe zu ihr täglich, und auch dadurch stärker wurde, weil sie eine große Kaltsinnigkeit gegen alle andere Mannspersonen an sich blicken ließ, so suchte er ihr solche freundschaftliche Gesinnungen gegen sich beyzubringen, welche sich hernach leicht in zärtliche verwandeln könnten, sobald sie erführe wer er wäre. Die Schöne, weil sie ihn schon wirklich hochschätzte, zeigte, ohne ihr Wissen, die größte Bereitwilligkeit hierzu. Nachdem nun der verstellte Abt sah, daß er ihre Freundschaft besaß, so ließ er durch einen Freund um sie anhalten. Die Mutter, welche viel Gutes von ihm gehöret hatte, auch daß er ein schönes Vermögen besaß, zog ihn hierüber zu Rathe: und man kann leicht erachten, daß er sich nicht selbst zum Schaden redte. Er antwortete ihr, er kennte dieses Edelmanns Familie: und weil sie gern einen frommen Mann zum Schwiegersohne haben wollte, auch dabey einen solchen, der völlig im Stande wäre, eine Frau glücklich zu machen, so glaubte er sicherlich, daß sie keine bessere Wahl in der Welt treffen könnte. Dieses war völlig hinreichend, den unbekannten Freyer zum Schwiegersohne zu erwehlen. Sie sagte ihm ihren Entschluß hierüber: und unser verstellter Abt freuete sich herzlich, daß seine

An-

Anschläge so gut von statten giengen. Allein diese Freude währte nicht lange. Die Tochter hatte nicht die geringste Lust zur Heirath. Dieser ganz unerwartete Widerwille setzte den Edelmann in große Bestürzung. Er mochte ihr sagen wie er wollte, daß er für dieses Edelmanns guten Ruff Bürge seyn könnte: sie bath ihn einmal übers andere, er möchte diese Sache rückgängig zu machen suchen, und allerley Ursachen dawider vorwenden, damit dieser Freyer, wie die vorigen, auf sein Zureden abgewiesen würde. Er bemühte sich etliche Tage, sie auf andere Gedanken zu bringen; und endlich bath er sie, ihm aufrichtig zu sagen, warum ihr die Heirath so sehr zuwider wäre. Sie gab ihm hierauf zur Antwort: Ihr Herz hätte sich von einer heimlichen Neigung, so sehr sie ihr auch Widerstand gethan, hinreissen lassen; und sie fühlte gegen eine gewisse Mannsperson, die unzehlig viel Gutes besäße, (obgleich diese Person keine Absicht auf sie hätte,) eine so ausserordentliche Hochachtung, daß sie, bey solcher Verfassung ihres Herzens, einen Ehemann unmöglich nach Pflicht lieben könnte.

Der verstellte Abt betrübte sich schmerzlich über ihre Antwort, und dieses um so viel mehr, da er sah wie sehr die Schöne bey ihrem Vorsatze, unverheirathet zu bleiben, beharrte. Sie sagte hernach noch folgendes: Er könnte es sich selber lieb seyn lassen, daß sie bey ihrem Entschlusse bliebe; denn auf solche Art könnte sie ihn, als ihren besten Freund, stets bey sich zu sehen das

Vergnügen genieſſen; da ſie hingegen, wenn ſie im Eheſtande ganz andere Pflichten bekäme, dieſe vollkommene Freundſchaft mit ihm, die ihm doch ſelbſt angenehm zu ſeyn ſchiene, nicht wie bisher fortſetzen könnte.

Dieſe verbindliche Erklärung that unſerm verkleideten Abte endlich die Augen auf. Er begriff allmälig, daß niemand als er ſelbſt ſeinem Glücke im Wege ſtand, und daß ihn die Schöne nicht lieben wollte, weil ſie ihn wirklich ſchon liebte. Er gab, von dieſer Stunde an, genauer auf ſie Achtung; und ihre Blicke, auch ſogar etliche Worte, die ihr wider Willen entgiengen, beſtärkten ihn in dieſer angenehmen Meynung immer mehr. Endlich bath er ſie, den Edelmann, der um ſie angehalten, wenigſtens einmal bey ſich zu ſehen: denn wenn ihr ſeine Perſon nicht gefiele, ſo wollte er ſelbſt behülflich ſeyn, daß ihre Frau Mutter ihr Verſprechen zurücknähme. Die Schöne ſah hierbey keine Gefahr, und bewilligte es ihm. Man beſtimmte einen Tag, wenn er kommen ſollte, und man erſuchte auch den vermeynten Abt, mit dabey zu ſeyn: aber er entſchuldigte ſich aufs beſte. Denn da er (wie er ſagte) bloß um der Mutter und der Tochter Beſtens willen zu dieſer Heirath riethe, ſo dünkte es ihm nöthig zu ſeyn, ihnen völlige Freyheit zu laſſen, und ihren Entſchluß nicht durch ſeine Gegenwart gleichſam zu erzwingen. Als der Tag kam, ſo begab er ſich in einem prächtigen Aufzuge dahin, wo ihn Mutter und Tochter erwarteten. Seine

lange

lange weisse Perrücke, und sein Cavalierkleid, ganz mit Golde besetzt, beydes veränderte sein Ansehen so sehr, daß ihn das Frauenzimmer nicht auf den ersten Blick kannte; aber kaum hatte er zwey Worte gesprochen, so schriehen sie vor Erstaunen über diese Veränderung laut aus. Hierauf löste er ihnen das ganze Räthsel auf. Er betheuerte ihnen hoch, er würde als Cavalier, oder als Abt, stets eben derselbe seyn und bleiben, wie sie ihn bisher befunden hätten, nämlich unveränderlich in denen Gesinnungen, die so guten Beyfall bey ihnen gefunden hatten, und so aufrichtig als möglich in seinem bisherigen Lebenswandel. Er fragte endlich, was er zu hoffen hätte. Die Antwort der Mutter lautete so, wie er sich wünschte; und die Tochter, weil er ihr Herz schon ganz besaß, konnte es ihm nicht verschweigen, daß sie bloß deßwegen keine Lust zur Heirath mit dem vermeynten fremden Cavalier gehabt hätte, weil sie ihm, dem verschwundenen Herrn Abte, heimlich zu sehr gewogen gewesen wäre. Die Vermählung geschah, wenig Tage hernach, mit vielen Lustbarkeiten, an welchen die ganze Stadt einen freudigen Antheil zu nehmen schien.

Dreyzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein gewisser Marquis wurde seiner Geliebten untreu, und hielt sich zu einer andern. Sie machte es ihm eben so, und erwies sich eines würdigen Edelmanns verliebten Bemühungen günstig. Diese Veränderlichkeit schmerzte den unbeständigen Marquis, und seine alte Liebe entbrannte wieder. Er schrieb ihr die zärtlichsten Briefe: aber es war alles vergebens; und er verlohr beyde betrogene Liebsten auf einmal.

Ein junger Herr ohne Marquisat, der sich aber den Marquis-Titel beylegte, hatte etlichemal eine gewisse Jungfer, die Witz und Schönheit besaß, mit Gesprächen unterhalten, und fand so viel Gutes an ihr, daß er sein ganzes Glück in ihrer Liebe suchte, und sich alle mögliche Mühe um ihre Gegenliebe gab. Ihr Herz war ziemlich schwer einzunehmen. Ob sie gleich kaum achtzehen Jahre alt war, so wußte sie doch schon durch Hörensagen so viel von der schlechten Treue der Mannspersonen, in ihren Liebesversicherungen,

gen, daß sie in sich überzeuget war, wie die allersüssesten Reden so sie führen, nur abgedroschene Liebes-Legenden sind, und daß sie, auch mitten im Betheuren der zärtlichsten Liebe, nicht das mindeste Gefühl von demjenigen haben, was sie sagen. Der Herr Marquis mochte ihr noch so herzbrechende Dinge vorschwatzen: sie verlangte anstatt dessen, ihn recht lange zu prüfen, wie er gesinnt war; und er mußte sich manche Bemühung um sie geben, und manche kaltsinnige Aufnahme ausstehen, ehe sie sichs von ihm weis machen ließ, daß er sie wirklich liebte. Nachdem sie es endlich glaubte, so widersetzte sie sich ihrer gleich anfangs zu ihm getragenen Neigung nicht länger. Er stellte eine schöne Person vor, und seine gar guten Eigenschaften machten ihn ihrer Gegenliebe würdig. Es war dieselbe aufrichtig, und so zärtlich als möglich, indem sie, nach einem langen Widerstande, ihm ihr Herz und ganze Person, ohne alle Ausnahme, ergab. Schon da sie ihm ihre Liebe gestand, gab sie ihm auch alle vollkommene Beweise davon: und er würde sich für den glückseligsten Menschen gehalten haben, wenn ihm nicht der Genuß zur Gewohnheit geworden wäre, und seine Liebe wieder geschwächet hätte. Ein Gut, das er ganz sicher besaß, verlohr bey ihm allen Werth: und da einmal seine Liebe abnahm, so sah er allmälig das viele Gute an einer gewissen Brünette, die eine Freundinn von seiner Geliebten war, und an der er noch niemals etwas reizendes gesehen hatte. Er sprach immer öfter mit ihr, und immer mit einer verbindlichern Art

als sonst; und es kam endlich so weit, daß ihn die ächte Liebste erst mit Worten darüber anfocht, und zuletzt, da die Sache nicht anders wurde, im Zorne zur Rede setzte. Er scherzte nur über ihre Eifersucht; und anstatt gleichgültiger gegen die Brünette zu thun, gab er ihr etliche Besuche, die er der ordentlichen Liebsten nicht wissen ließ.

Nun erwäge man, wie übel sie es nehmen mußte, da sie es wieder erfuhr. Sie machte ihm die ärgsten Vorwürfe; und weil er nicht gnug Reu und Leid darüber blicken ließ, wie sie doch von seiner Liebe erwartet hatte, so wußte sie kein anders Mittel mehr dawider, als daß sie die Freundschaft mit ihrer Liebesstöhrerinn aufhub, damit ihr Geliebter ihr nicht mehr durch dieselbe Verdruß machen könnte. Sie fand leicht einen Vorwandt, sich mit ihr zu entzweyen: sie gab ihr sehr hitzige Reden, ohne jedoch des Marquis dabey zu erwähnen, und ersuchte sie zuletzt, sie künftighin in Ruhe zu lassen, und ihren Umgang mit ihr, gänzlich aufzuheben, weil er ihr nicht mehr angenehm sey. Der Marquis, anstatt ihre Partey zu nehmen, wie sie sich eingebildet hatte, sprach fast mehr ihrer Freundinn Recht, und gab sich etliche Tage die größte Mühe, sie zu bereden, daß sie wieder Umgang mit ihrer Freundinn halten möchte: es war aber alles vergebens. Sie sagte ihm frey, sie hätte mit ihr gebrochen, und fest bey sich beschlossen, sich niemals wieder mit ihr zu versöhnen: und wenn der Marquis nicht auch seinen Umgang mit derselben aufhübe, so könnte er sich, nachdem sie ihn bisher zärtlich geliebt, den ärgsten Haß von

ihr

ihr versprechen. Der Marquis machte sich wenig aus ihrer Drohung. Er fuhr fort, sich um die schöne Brünette zu bewerben: und diese, damit sie sich an ihrer gewesenen Freundinn, wegen ihrer unbilligen und wunderlichen Veränderung rächen möchte, that alles was sie konnte, um ihr den Marquis untreu zu machen. Sie wußte mit unzähligen zärtlichen Manieren, die sie bey ihm anbrachte, ihren Wunsch so gut zu erlangen, daß er jene verließ, und sich ihr gänzlich ergab. Die verlassene liebenswürdige Schöne grämte sich schrecklich, da sie sah, daß sie betrogen war, ungeachtet sie sich nicht ohne die größte Vorsichtigkeit, und erst nach langer Prüfung, mit dem Marquis eingelassen hatte. Sie besprach sich nochmals mit ihm, um ihn wieder an sich zu locken: da sie aber sah, daß sie mit allem nichts ausrichtete, so versicherte sie ihn mit einer edelmüthigen aber auch zornigen Art, daß er das größte Unglück von ihr gewärtig seyn könnte. Denn weil er sie nöthigte, ihre Liebe zurück zu nehmen, so sollte nichts so gewaltsam seyn, das sie nicht unternehmen wollte, um seine Untreue zu bestrafen. Der Marquis gab ihr kaltsinnig zur Antwort, weil sein Leben nicht sicher bey ihr wäre, so wollte er ihr nicht wieder zu nahe kommen.

Er hielt sein Wort, und kam nicht wieder. Diese Verachtung war ihr dermaßen empfindlich, daß sie ihrer gar nicht mehr mächtig war, und nur noch ihre Verzweiflung zu Rathe zog. Sie urtheilte bey sich, daß ein Mensch, der sie so schimpflich verriethe, nicht würdig zu leben wäre. Eins-

mals gieng sie sehr früh, mit zweyen Terzerolen unter den Kleidern, in sein Haus, um ihn noch im Bette anzutreffen. Weil sie alle Gelegenheiten in seinem Hause wußte, so war sie in seinem Schlafzimmer, ehe sie noch jemand im Hause gesehen hatte. Sie trat sacht an sein Bette, zog einen Vorhang auf, und sah eine Mannsperson darinnen, welche sich mit dem Gesichte nach der Wand kehrte, und schlief. Itzt wollte sie alsobald ihre Rache kühlen, ehe sie noch mehr Verachtung von ihm ausstehen dürfte. Sie ergriff ein Terzerol, und schoß es los; traf aber, weil ihre Hand, vor starker Gemüthsbewegung zitterte, nur in die Wand. Nunmehr ergriff sie das andere, und wollte es ebenfalls losdrücken: allein, der Schlafende erwachte mit Schrecken, und drehte sich mit dem Kopfe um. Vor Entsetzen fiel ihr das Gewehr aus der Hand, da sie sah, daß es nicht der Marquis war. Es war ein anderer Edelmann, den sie kannte, weil er mit ihrem Untreuen bisweilen bey ihr gewesen war. Er hatte diese Nacht bey dem Marquis geschlafen: und weil dieser, Verrichtungen halber, sehr früh hatte ausgehen müssen, so war sein Freund allein in dessen Zimmer geblieben. Die grausame Schöne lief eiligst davon, und that aus Entsetzen ein lautes Geschrey. Der Edelmann konnte sich vor Schrecken kaum besinnen, und befühlte sich eine gute Weile, um zu sehen, ob ihm der Schuß einen Schaden gethan hatte. Als der Marquis nach Hause kam, so verwies er ihm seine Untreu, durch welche er die Schöne zu einer so schrecklichen Rache bewogen hatte. Der Marquis that dennoch

noch nichts anders, als daß er sich vor ihrer verzweifelnden Wuth aufs beste in Acht nahm. Anstatt aus ihrer That einer heftige Liebe, und sein Unrecht gegen sie zu erkennen, besuchte er die schöne Brünette nur desto fleißiger, und ließ seines Freundes Zureden, daß er wegen seiner Untreu in sich gehen möchte, keine Statt bey sich finden. Inzwischen gieng dieser Edelmann zu der beleidigten Schönen, und bath sie, sie möchte ihn nicht die Treulosigkeit seines Freundes büssen lassen. Ob sie nun wohl so viel Muth besaß, daß sie einen Geliebten, der sie so schimpflich betrogen, zu ermorden Willens gewesen war, so konnte sie sich doch nicht der Thränen enthalten, als sie im Gespräche mit diesem Edelmanne, die vielen falschen Schwüre und andere Liebesversicherungen umständlich erzehlte, und wie aufrichtig sie gegen ihn verfahren, nachdem sie ihn auf alle mögliche Art geprüfet zu haben geglaubet hatte.

Der Edelmann wurde von ihrer Vertraulichkeit gegen ihn sehr gerühret, und bemerkte so viel Ehrliebendes und eine so ausserordentliche Art im Lieben an ihr, daß er nicht allein des Marquis Aufführung tadelte, sondern ihn auch wegen seiner Verblendung bedauerte, welche ihn hinderte, der glücklichste Liebhaber von der Welt zu seyn. Er stellte ihr aber auch vor, in was für Unglück sie durch ihre zu große Hitze, in einem an sich selbst gerechten Zorne, hätte gerathen können; und zeigte ihr zuletzt, wie der Marquis nicht werth wäre, sich seinetwegen in Gefahr zu setzen, und wie sie sich nur durch Verachtung an diesem Treulosen zu

rächen hätte. Dieß war nun freylich ein guter Rath: allein, ehe sie ihm folgen konnte, mußten die zärtlichsten Eindrücke, so die Liebe, seit langer Zeit, in ihr gemacht hatten, verlöschet werden, welches aber keine leichte Sache war. Indessen versprach sie ihm, sich alle mögliche Mühe darum zu geben; bath auch den Edelmann, sie bald wieder und oft zu besuchen, weil sie sich sonst gegen niemand über ihr Unglück beklagen, und einigen Trost daraus schöpfen könnte, er auch überdieß am besten im Stande wäre, sie in ihrem Vorsatze, einen untreuen Geliebten zu vergessen, immer mehr zu bestärken.

Der Edelmann, weil er an ihr bemerkte, daß sie den Marquis noch stets wahrhaftig liebte, suchte ihn etliche mal, wenn er bey ihm war, zu bewegen, einer so liebenswürdigen Person sein Herz wiederzuschenken: nachdem alles vergebens war, so bemühte er sich recht ernstlich, ihr eine Liebe, die ihr nur Kummer und Qual machen konnte, gänzlich aus dem Gemüthe zu reissen. Er wandte hierzu so starke Beweggründe an, und sein Bezeigen, um ihr alle Hoffnung zu benehmen, war so ehrliebend und so voller Sanftmuth, daß er ihr unvermerkt eben so viel Hochachtung gegen sich beybrachte, als er selbst gegen sie hegte. Diese beyderseitige Hochachtung, die täglich zunahm, gieng weiter als sie beyde gedacht hatten; und sie liebten einander schon, ehe sie es noch gewahr worden waren. Weil sich ihre Liebe auf wirkliche Tugenden und Vorzüge gründete, so hatten sie sich kaum erkläret, als beyde die Versicherungen einer

beständ-

beſtändigen Liebe wahr zu machen aufrichtigſt bedacht waren.

Der Marquis, weil ihm ſein Freund nichts mehr von der Schönen ſagte, fieng an über ſeine fleißigen Beſuche bey der Schönen, verdrießlich zu werden. Er erſuchte ihn, nicht ſo oft zu ihr zu gehen: und da dieſer es ihm abſchlug, der Marquis aber daraus ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihnen vermuthete, ſo wurde ſeine Liebe zur Schönen, die noch nicht völlig erloſchen war, durch die Eiferſucht aufs neue entzündet. Die Schöne kam ihm in allen Stücken viel vortrefflicher vor, da ſie ein anderer liebte; und ſo leichtſinnig als er ſie verlaſſen hatte, eben ſo leichtſinnig liebte er ſie auch wieder, und meynte, er dürfte nur ſeine Anſprüche aufs neue hervorſuchen und wieder gültig machen. Als er ihr einsmals im Spazierengehen begegnete, ſo gieng er ſie an, um mit ihr zu reden. Sie empfieng ihn aufs allerverächtlichſte, und gab ihm kein Gehör, ob er ſie gleich etlichemal anredte. Weil er wußte daß ers verdient hatte, ſo ließ er ſich dieſes nicht abſchrecken. Er dachte, es wäre nur die erſte Regung eines edlen Muths, die bald wieder vergehen würde. Und weil er auch eine große Meynung von ſich ſelbſt hatte, ſo hoffte er, ſobald er ihr nur ſchriebe und ſie bäthe, daß er zu ihr kommen und ſich wegen eines, dem Scheine nach, begangnen Verbrechens rechtfertigen dürfte, daß ihm nichts leichter ſeyn würde, als ſie in ihrem Hauſe allein zu ſprechen. Dieſer Anſchlag gefiel ihm ſo wohl, daß er ihn auszuführen ſuchte. Er gab ſeinen Brief einer guten

Freundinn, die vorher schon seine Liebe mit der Schönen hatte unterhalten helfen. Die Schöne, weil der Edelmann den Marquis völlig aus ihrem Herzen vertrieben hatte, sah mit dem größten Widerwillen, daß er sich noch unterstand an sie zu schreiben, und wollte ihrer Freundinn den Brief unerbrochen zurückgeben; aber sie besann sich geschwind anders. Sie erbrach ihn, las ihn ganz durch, lächelte etlichemal im Lesen, und sagte zu der Freundinn, die ihr den Brief übergeben hatte, sie wäre gar wohl mit dessen Inhalte zufrieden. Indessen wollte sie doch, wie sie vorgab, nicht eher darauf antworten, als bis sie ihr Herz mehr geprüfet hätte.

Der Marquis, da er von der Freundinn hörte, wie beruhiget sie die Schöne befunden hatte, hielt seinen neuen Sieg über sie schon für etwas gewisses, weil sie die Antwort nur noch hatte aufschieben wollen. Er freuete sich seines Triumphs, und seine Eitelkeit empfand schon großes Vergnügen, daß der Edelmann in kurzem ohne Liebste seyn würde: aber die Sache gewann einen ganz andern Ausgang. Die Schöne schickte seinen Brief der Brünette, und schrieb ihr dabey: ob sie wohl nicht mehr Freundinnen wären, so könnte sie es doch nicht über ihr Herz bringen, des Marquis Rückkehr zu sich anzunehmen, ohne ihr davon Nachricht zu geben. Sie könnte also ihre Maaßregeln darnach nehmen, damit er ihr nicht entwischte, weil sie ihr das Geheimniß selbst offenbar machte: wie sie dann auch aus dieser ihrer Treuherzigkeit schliessen könnte, daß sie sich hernach

nach nicht über sie zu beklagen haben würde, wenn sie ihn einbüßte. Die schöne Brünette erstaunte hierüber, und verschwieg es dem Marquis nicht. Sie gab ihm die heftigsten Verweise darüber: aber seine Kaltsinnigkeit gegen sie wurde hierdurch nur immer größer. Sie zankten sich mit einander: und in währender Uneinigkeit mit ihm, zeigte sich eine andere gute Partey für sie, zu der sie sogleich gute Lust bekam. Sie erwägte bey sich, daß sie den Marquis nur durch eine Untreue zum Verehrer bekommen hatte; sie sah, daß er immer kaltsinniger wurde, und daß er sie folglich als Mann noch weniger lieben würde; und sie heirathete also vierzehn Tage hernach, einen vornehmen Edelmann, der ein großes Vermögen besaß.

Der Marquis machte sich sehr wenig daraus; und freuete sich vielmehr, daß er ihrer los wurde. Und weil er wider seinen Willen, seine erste Gebietherinn liebte, so suchte er desto mehr Ehre darinnen, wenn er ihr Herz wieder besiegen könnte, je schwerer ihm dessen neue Eroberung gemacht wurde. Er gab sich alle mögliche Mühe deßwegen; aber es war alles vergebens: die Schöne wollte ihn weder vor sich lassen, noch Briefe von ihm annehmen. Er dachte, sie befürchtete nur, daß er ihr wieder aufs neue untreu werden möchte, und ließ ihr also sagen: damit sie seine aufrichtige Liebe sehen möchte, so hätte er bey dem Besuche, den er sich bey ihr ausbäthe, keine andere Absicht, als die Ehepacten, auf selbst beliebige Bedingungen, mit ihr zu schliessen, und sie Tages hernach zu heirathen. Sie beantwortete seinen Antrag

auf die verächtlichste Art von der Welt, und blieb unerbittlich, es mochte ihr auch noch so viel Vortheilhaftes angetragen werden. Der Marquis gerieth hierdurch fast in Verzweiflung, und seine Liebe verwandelte sich beynahe in Raserey. Er suchte den Edelmann auf, sagte ihm die größten Grobheiten wegen seiner glücklichen Liebe; und da dieser alles so kaltsinnig anhörte, daß er nur einen Spott mit seinem Zorne zu treiben schien, so zog er den Degen, und nöthigte ihn zur Gegenwehr. Der Edelmann zog sich anfangs zurück, und parierte nur aus: weil ihm aber der Marquis scharf zu Leibe gieng, so mußte er Stand halten, und brachte ihm selbst einige Stöße bey. Zu allem Glücke kamen Bekannte dazu, welche sie von einander rissen. Der Marquis mußte an den empfangenen Wunden drey Wochen zu Bette liegen. Weil diese Sache ein großes Aufsehen machte, so kam die Schöne fernern Weitläuftigkeiten zuvor, und heirathete ihren Geliebten wenig Tage hernach, um dem Marquis alle Hoffnung zu benehmen. Sie leben in ihrer Ehe, als wenn sie noch Verliebte wären. Der Marquis, nachdem er geheilet war, begab sich weit hinweg, um sich den Verdruß zu ersparen, ein Zeuge ihres vergnügten Ehestandes zu seyn.

Vierzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Edelmann, als er in Spanien reiste, verliebte sich sterblich in eine schöne Person. Sein Hofmeister, bemerkte es geschwind: weßwegen er eiligst mit ihm wieder abreiste. Der junge Edelmann ward darüber so schwermüthig daß ihm gar nicht zu helfen stand.

Ein französischer Edelmann, von fünf und zwanzig Jahren, hatte mit einem sogenannten Hofmeister, auf den sich des Jünglings Vater, der den Sohn herzlich liebte, vollkommen verließ, schon etliche Reisen gethan, und kam auch nach Spanien, wo er sich länger als anderwärts, und nicht bloß zur Neugier, aufhielt. Zu Madrid fügte es sich, daß er einsmals in einer Kirche neben einer jungen Person Platz nahm, deren Schönheit ihn so stark rührte, daß sie es selbst bemerkte, wie sehr sie von ihm bewundert wurde. Obgleich die Liebeserklärungen in diesem Lande schnell vor sich zu gehen pflegen, so erkühnte er sich dennoch nicht, ihr sein Herz anzutragen;

er hoffte nur, daß er sie wohl wieder in dieser Kirche antreffen würde. Er kam fleißig dahin, und etliche Tage nach einander; aber er traf sie nicht wieder an. Endlich erkundigte er sich so sorgfältig nach dieser Schönen, die er gar nicht mehr aus den Gedanken bringen konnte, daß er erfuhr, wie sie krank geworden, und die Aerzte an ihrer Genesung zweifelten. Diese betrübte Zeitung versetzte ihn in einen Kummer, dergleichen er noch niemals gespührt hatte. Er zog alle mögliche Kundschaft, wie es sich mit ihrer Krankheit anließ; und da er in der größten Angst war, so hörte er, daß sie sich wieder besserte, und in wenigen Tagen in die Messe gehen würde. Er vergaß nicht, sich an eben dem Orte einzufinden, wo er kurz vorher seine Freyheit verlohren hatte. Er sah daselbst die schöne Spanierinn, und sie war in seinen Augen viel schöner als jemals, obgleich die Krankheit ihre Schönheit vermindert hatte. Er war dießmal nicht so schüchtern wie das erstemal. Er trat nahe zu ihr, und wollte ihr seine Liebe eröffnen: aber er bemerkte zu seinem Verdruß, daß sie die französische Sprache nicht verstand. Jedoch tröstete er sich ein wenig, daß sie ihn sehr aufmerksam betrachtet hatte, und hoffte, daß sie ihn auch gern gehöret hätte, wenn er hätte Spanisch mit ihr reden können. Den Augenblick fieng er an, mit unglaublichem Fleisse Spanisch zu lernen, so daß solches dem Hofmeister verdächtig wurde. Dieser gab nunmehr auf alles, was er that, genau Achtung; und weil er aus dessen großer Begierde, überall wo diese

Schöne

Schöne war, zu seyn, in seiner Vermuthung bestärkt wurde, so hielt ers für unumgänglich nothwendig, ihn von einem Orte, der ihm gefährlich werden konnte, geschwind wegzuschaffen. Er bedachte sich nicht lange, sondern stellte sich als hätte er Briefe von seinem Vater bekommen, mit Befehl, seinen Sohn aufs schleunigste wieder nach Hause zu bringen.

Der zärtlichst verliebte Jüngling grämte sich über einen Befehl, der so schrecklich für ihn war, und that sein Möglichstes, um noch einige Zeit in Madrid bleiben zu dürfen: aber er mußte seinem unglücklichen Schicksale nachgeben. Vor seiner Abreise schrieb er einen Brief an seine Geliebte, und nahm sich vor, ihr ihn selbst zu übergeben, weil er wußte daß er sie in einer Gesellschaft, wo er sie schon vorher gesehen hatte, wieder antreffen würde. Er schrieb folgenden Brief in Französischer Sprache, ließ ihn durch seinen Spanischen Sprachmeister übersetzen, und steckte ihn zu sich. Weil er wußte, daß er sie hier zum letztenmal sah, so war er vor Betrübniß so ausser sich, daß er ihr, da er ihr den Brief gab, nur mit etlichen spanischen Worten sagen konnte, daß man ihn von ihr risse. Der Brief war folgenden Inhalts.

Weil meine Liebe zu ihnen durch alle Schwierigkeiten, um derer willen ich sie ihnen nicht habe entdecken können, nicht zu schwächen gewesen ist, so werden sie, Schönste, hoffentlich meine Freyheit nicht ungütig nehmen, daß ich ihnen meines Herzens Gesinnungen, die ich ihnen mit Worten nicht habe ausdrücken können, welche

sie

sie aber aus meinen Handlungen zur Gnüge werden bemerkt haben, durch diesen Brief anzeige. Wenn sie nur ein wenig darauf Achtung gegeben haben, so werden sie leicht glauben können, daß ich bis zum Sterben in sie verliebt bin: und ich hoffe daher, Sie werden wenigstens aus Mitleiden, was ich ihnen nicht habe sagen können, hier gütigst lesen. Schmeichle ich mir aber nicht noch zu viel, o Liebenswürdigste! wenn ich glaube, sie werden diese Güte für mich haben? für einen Menschen, den sie kaum kennen? für einen, der ihnen vermuthlich ganz gleichgültig ist? und dem sie weder mit einem Worte, noch mit irgend einer Handlung, Anlaß gegeben, sich einige Hoffnung zu machen? Jedoch die Billigkeit erfordert es fast gegen eine erbarmenswerthe Liebe, die zwar stumm geblieben, aber ihnen doch nicht unbekannt ist. Die einzige Belohnung, so ich mir dafür ausbitte, ist diese, daß Sie überzeugt seyn mögen, wie ich, der ich sie auf ewig verlassen muß, in dieser Welt weiter nichts finden werde, um dessen willen ich in ihr zu bleiben wünschen könnte. Leben sie ewig wohl!

Die Schöne hatte nicht so viel Zeit, diesen Brief zu lesen. Es entstand plötzlich ein großes Geräusch, und sie sah, wie ihr Liebhaber ohnmächtig geworden, und auf Befehl seines Hofmeisters von Leuten weggetragen wurde. Es währte über sechs Stunden, ehe er wieder zu sich selbst kam; und als er sich wieder erhohlt hatte, erstaunte er nicht wenig, da er sich mitten unter seinen Leuten, und im freyen Felde, weiter als zwo Stunden von

Madrid

Madrid erblickte. Seine Verzweiflung war so groß, daß er von nichts als vom Sterben redte. Indem er mit diesen Gedanken umgieng, sah er ein sehr verfallenes Wirthshaus, und bath, weil er sehr matt und kraftlos war, daß er hier einkehren und etliche Stunden ruhen dürfte. Kaum war er darinnen angekommen, so befiel ihn ein hitziges Fieber, welches er aber glücklich überstand. Im Wirthshause, als er eben allein war, stürzte ein Boden mit vielem aufgeschütteten Korne ein; und er würde gewiß darunter erstickt seyn, wenn nicht ein Affe, welcher stets bey ihm war, ihn gerettet hätte. Dieses Thier, da es sah, wie er unter dem Korne bedeckt lag, scharrte es so künstlich weg, daß er wieder Luft bekam, und bald hernach von Menschen vollends aus der Gefahr gerissen wurde. Er hatte selbst gehofft, daß dieses baufällige Haus seinen Tod befördern sollte: aber sein Hofmeister nöthigte ihn wieder fort zu reisen. Er ließ sich also nach Frankreich schleppen, aber mit dem festen Vorsatze, sein Leben in größter Einsamkeit zu beschliessen. Er hat alle Anstalten hierzu gemacht. Er lebt auf einem von seines Vaters Gütern, von aller Gesellschaft entfernt, und ergetzet sich unabläßig nur mit der Vorstellung und dem Andenken der schönen Spanierinn, die ihm alles übrige in der Welt ekelhaft und unerträglich machet.

Funf-

Funfzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Eine junge Schöne sollte auf Befehl ihrer Mutter einen Edelmann heirathen, welchen sie gar nicht kannte. Und da die Tochter kein Mittel dawider wußte, so bath sie eine gute Freundinn, sie möchte sich für sie ausgeben, und diesen Edelmann an ihrer statt zum Liebhaber annehmen. Diese spielte ihre Person so gut, daß der Edelmann wirklich in sie verliebt wurde. Er hielt sich lange Zeit zu ihr, ohne den Betrug innen zu werden: und als er ihn zuletzt entdeckte, so begehrte er keine andere Liebste.

Glückselig, wer sich der Liebe erwehren kann! aber noch glückseliger, wer sie niemals recht stark empfunden hat! Es ist eine gefährliche Leidenschaft, wenn sie sehr heftig ist: sie weiß von keinen Schranken; und ihre Wirkungen sind um so viel mehr zu fürchten, je mehr sie im Anfange anmuthig zu seyn scheinet. Die folgende Begebenheit wird zeigen, daß nichts verdrießlicher ist, als auf ausdrücklichen Befehl jemand lieben zu sollen, wenn ein sanfter Zug, dem man nicht

nicht widerstehen kann, unser Herz schon für eine andere Person eingenommen hat. In diesem Zustande befand sich vor einiger Zeit eine junge Schöne, die sich durch vortreffliche Naturgaben viel Anbether zugezogen hatte. Sie hatte insonderheit eines wohlgebildeten jungen Edelmanns Herz gerührt, der sich auch durch seine vielen Bemühungen um sie, ihre Hochachtung erworben hatte. Die Hochachtung kömmt insgemein weiter, wenn das Herz dazu geneigt ist. Der Edelmann hatte viel Gutes an sich; und weil er sich überall, wo er sie anzutreffen hoffen konnte, unausbleiblich einfand, so ließ sie sich bald von seiner Liebe einnehmen. Ihr Liebesverständniß konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die Mutter der Schönen, welche damals schon etliche Monathe bettlägerig war, erfuhr es, wie ihre Tochter mit diesem jungen Herrn in gutem Vernehmen stand. Weil sie ihn aber nicht zum Schwiegersohne haben wollte, so wollte sie die Tochter geschwind an einen andern verheirathen, um ferneren Weitläuftigkeiten zuvor zu kommen. Sie bath eine gute Freundinn, die oft bey ihr war, daß sie ihr einen Schwiegersohn aussuchen möchte. Diese Frau fiel mit ihrer Wahl auf einen reichen Cavalier; und sie machte demselben eine so gute Abschilderung von der jungen Schönen, daß er sie zu heirathen geneigt wurde. Er war mit ihrem Stande und Vermögen völlig zufrieden; aber, so liebenswürdig sie ihm dieselbe auch abschildern konnte, so wollte er doch lieber seine eignen Augen darüber zu Rathe ziehen, und

bath

bath also, daß er sie vorher etwa in einer Kirche zu sehen bekommen möchte, ehe er sich weiter in etwas einliesse. Als die Mutter dieses erfuhr, ließ sie ihm wissen, wo und in welcher Stunde er ihre Tochter in der Messe sehen könnte, auch daß sie zum Kennzeichen, ein weisses Mäntelchen und einen grünen Rock anhaben würde. Hernach befahl sie der Tochter, sich aufs beste zu putzen, um ihre Schönheit zu vermehren. Die Schöne stellte ihr zwar vor, sie müßte doch wenigstens Zeit haben, über eine Verbindung auf Lebenszeit gehörig nachzudenken: aber die Mutter war im höchsten Grade gebietherisch, und wollte nichts als Gehorsam haben; und die Tochter mußte also einen Freyer annehmen, den sie doch schlechterdings nicht zum Manne begehrte. Sie grämte sich schrecklich darüber; und da sie ihrem Geliebten treu bleiben wollte, so nahm sie sich vor, ihre Mutter zu betriegen. Denn weil diese noch immer das Bette hüten mußte, so konnte sie nicht mit ihr in die Kirche gehen, wo der Edelmann sie kennen lernen sollte.

Es fügte sich, daß damals eine gewisse junge Frau, die nicht lange verheirathet, und als Jungfer in der Schönen Nachbarschaft erzogen worden, auch stets ihre vertraute Freundinn gewesen war, sich acht bis zehen Tage in ihrem Hause aufhielt, weil ihr Mann eine Reise vorgenommen hatte. Unsere Schöne bath sie, sie möchte anstatt ihrer, dem Edelmanne zu gefallen in die Kirche gehen, und ihr weisses Mäntelchen, auch den grünen Rock anziehen. Und weil sie wußte, daß der

Edel-

Edelmann, nach der Kirche, sie anreden würde, so ersuchte sie sie sehr, die Sache so einzurichten, daß dem jungen Herrn die Heirathsgedanken mit ihr vergiengen; ihm auch zu verstehen zu geben, daß er mit Zwange nichts bey ihr ausrichten würde. Ihre Freundinn ließ sich den Anschlag gefallen, und er mußte nunmehr ausgeführet werden. Obgleich dem Edelmanne eine vortreffliche Abschilderung von der Jungfer gemacht worden war, so konnte doch die junge Frau ihre Person gar wohl vorstellen. Sie hatte schöne und sanfte Augen, eine lebhafte Farbe, einen angenehmen Mund, auch sehr schöne Zähne; und sie mochte reden oder lachen, so war sie doch allemal so anmuthig wie eine Huldgöttinn. Die Jungfer kleidete sich, wie ihr befohlen war, an, setzte sich den Kopf zierlich auf, und zeigte sich ihrer Mutter, welche sich große Hoffnung zu ihrem Siege machte. Hernach zog die junge Frau ihre Kleider geschwind an; und beyde giengen mit einander in die Kirche. Die Frau setzte sich allein an den Ort, wo sie den jungen Herrn zur Liebe reizen sollte. Ihm fiel das weisse Mäntelchen und der grüne Rock geschwind ins Gesicht. Er betrachtete sie sehr aufmerksam; und sobald sie die Augen, wie von ohngefähr, auf ihn richtete, so grüßte er sie auf eine Art, aus der sie wohl sehen konnte, daß sie ihm nicht unrecht anstand.

Nachdem er sie, so lange als der Gottesdienst währte, andächtig betrachtet hatte, so gieng er ihr aus der Kirche nach, und redte sie schon sehr verliebt an. Er wurde es aber noch mehr, da

sie ihm bey dieser ersten Unterredung eine vollkommene Gnüge that. Er fühlte wie Zauberstricke in ihrem Witze, welche sein Herz auf eine neue Art fesselten; und er wurde mit innigstem Vergnügen gewahr, daß ihre Schönheit fast der kleinste von ihren Vorzügen war. Er bath um Erlaubniß, sie noch selbigen Tag im Hause besuchen zu dürfen: aber die Dame (um ihrer Freundinn einen Gefallen zu thun) antwortete ihm lächelnd, es wäre ihr eine so eilfertige Liebe verdächtig: er müßte sich billig mehr Zeit nehmen sie kennen zu lernen, ehe er etwas bey ihrer Mutter für sie thäte; und sie selbst hätte ebenfalls mehr Zeit nöthig, um zu sehen, wie ihr Herz gegen ihn gesinnet wäre. Sie wollten also den folgenden Tag, um eben diese Stunde, wenn er sich wieder in der Kirche einstellen wollte, unterwegs mehr von der Sache reden.

Der Edelmann mußte mit dieser Hoffnung zum baldigen Wiedersehen, itzo abziehen. Die junge Frau kam heim zu ihrer Freundinn, und stattete ihr von allem, was vorgefallen war, getreuen Bericht ab. Die Jungfer zog hurtig ihre Kleider wieder an, und gieng mit der Freundinn zur Mutter, welche begierig auf Nachricht wartete, wie ihr der Edelmann gefallen. Sie sprachen beyde gar mäßig von ihm, und beschrieben ihn als eine Person, die eben nichts widerwärtiges an sich hätte. Die Tochter blieb dabey, daß sie sich unmöglich zur Heirath mit ihm entschliessen könnte: aber die Mutter sagte ihr mit einer gebietherischen Art, wofern er sie zur Frau begehrte,

so

so müßte die Sache in kurzem richtig werden. Diese Drohung machte, daß die Tochter der jungen Frau noch mehr mit Bitten anlag, und ihr neue Anschläge gab, damit sie ihr den Edelmann vom Halse schaffen möchte. Dieser erschien den folgenden Tag an Ort und Stelle, wie verabredet worden war. Beym Weggehen war er noch viel stärker, als erst, in die junge Frau verliebt; und nachdem er sich etlichemal auf eben diese Art mit ihr besprochen hatte, so fragte er sie, was er hoffen dürfte. Ihre Antwort war: sie hätte die größte Hochachtung für ihn, und würde stets alle Erkänntlichkeit dafür hegen: weil sie aber nicht im Stande wäre, ans Heirathen zu denken, so müßte sie ihm den Rath geben, sich nach einer andern Person umzusehen, die seiner werth wäre.

Der hochverliebte junge Herr sagte geschwind dawider, er wäre nicht mehr im Stande, eine andere Wahl zu treffen: sie allein sollte diejenige seyn, zu der er sich Zeit Lebens halten wollte; und wofern er sie nicht, ihn zu heirathen bewegen könnte, so würde ihm doch das Vergnügen, sie stets zu sehen, und ihr Freund zu seyn, mehr gelten als die beste Wahl, die er anderwärts treffen könnte. Die Dame sah sehr gern, daß er eine starke Liebe auf sie geworfen hatte: denn sie half ihrer Freundinn von ihm los, wenn sie ihn noch immer verliebter in sich machen konnte: und in eben dieser Absicht hatte sie alles dieses gethan. Sie bath ihn also, er möchte sich wohl prüfen, ob er das, was er ihr sagte, würde halten können: und da

er es ihr mit Eidschwüren betheurte, so versicherte sie ihn dagegen, daß es ihr ein wahres Vergnügen seyn werde, einen Freund von solcher Gemüthsart zu haben. Sie kamen abermals zusammen, und ihre Gespräche waren wieder gleichen Inhalts. Der Edelmann schwur ihr einmal übers andere, daß sie die einzige Person wäre, die er für würdig zu lieben hielte: aber die Dame nahm sich die Freyheit ihn zu erinnern, daß sie ihn nur als ihren Freund ansähe, und ihm bloß auf diese Art Gehör gäbe. Diese Erinnerung befremdete den Edelmann eben nicht. Er meynte, es käme ihre große Abneigung von allem, was Liebe heißt, nur von einem blinden Abscheu vor dem Ehestande her. Und da er gewiß hoffte, er wollte ihr diesen Ekel durch große Gefälligkeit, und weil er auch eine sehr vortheilhafte Partey für sie war, wohl zu vertreiben wissen, so ergab er sich ihr vollends mit Leib und Seele. Inzwischen wurde es Zeit, den Betrug den man ihm spielte, offenbar zu machen. Die Mutter, weil sie von der jungen Frau hörte, wie sehr der junge Herr ihre Tochter liebte, verlangte von einem Tage zum andern, ihn einmal bey sich zu sehen. Er selbst war gleichfalls begierig, ihr seine Aufwartung zu machen. Ueberdieß mußte auch die junge Frau wieder aus diesem Hause, weil ihr Mann wiederkommen sollte. Es wurde also zwischen den zwoen Schönen die Abrede genommen, daß die Frau den jungen Verliebten in die Thuillerien bestellen sollte, wo sie ihn mit vielen Gesprächen noch mehr zur Liebe reizen, hernach aber ihm das Geheimniß

des

des Betrugs entdecken sollte. Der Edelmann freute sich herzlich, daß der verliebte Sammelplatz aus der Kirche dahin verleget wurde. Er machte sich die süße Hoffnung, seine Geliebte, seine einzige Freude und Wonne, dort besser und länger mit Gesprächen zu unterhalten. Des folgenden Tages fand er sie wirklich in einer abgelegenen Allee, wohin nur wenig Spaziergänger kamen, und die sie ihm angezeiget hatte. Sie war in Gesellschaft einer Freundinn, welche um die Sache wußte; und weil diese auf eine Art mit ihr sprach, als wenn sie unverheirathet wäre, so bestärkte solches den Edelmann noch mehr in seinem Irrthum. Er sagte ihr, in Gegenwart ihrer Freundinn alles, was Liebe und Artigkeit sagen können. Indem er von ihr weggieng, wurde ihn ein guter Bekannter gewahr. Dieser gieng ihn an, und machte ihm seinen Glückwunsch, daß er eine so gute Wahl getroffen, und sich eine Schöne ausersehen, die mehr als tausend andere verdiente, daß man sich um sie bemühte. Wie man nun allezeit gern von dem, was man liebt, redet, und weil auch der Edelmann seine rechtmäßigen Absichten bey dieser Schönen hatte, so berühmte er sich mit seiner Liebe, und fragte den Freund, wie ihm diese Person gefiele. Dieser antwortete ihm, er kennte sie sehr wohl; und machte ihm hernach eine sehr gute Abschilderung von ihr. Zuletzt sagte er, sie würde ganz vollkommen seyn, wenn sie nicht einen Fehler an sich hätte, den er ihr gar nicht vergeben könnte: nämlich, daß sie nur gute Freunde haben

wollte; und daß man, sobald man ihr ein Wort vom Lieben sagte, alsobald Händel mit ihr bekäme.

Der Edelmann erstaunte über diese Reden, und sagte, es könnte wohl seyn, daß sie die Freundschaft mehr als die Liebe achtete; aber er wäre doch mit Vergnügen überzeuget worden, daß sie sich über seine Liebeserklärung nicht im geringsten erzürnet hätte. Und weil sie auch überdieß bey aller Gelegenheit schöne und edele Gesinnungen an sich blicken liesse, so wäre es ihm schon genug, daß sie ihn hochschätzte, um sich Hoffnung zu machen, daß sie ihn auch glücklich machen werde, wenn er sie geheirathet haben würde. Sein Freund erstaunte über diese Antwort, und sagte mit lächelnder Miene, er hätte noch nicht gewußt, daß man eine Ehefrau heirathen könnte. Ueber dieses Wort erhob sich ein artiger Streit, der gewiß schwer zu entscheiden war. Der Freund mußte endlich nachgeben. Der Edelmann behauptete schlechterdings, daß diejenige schöne Person, die er itzt bey ihm gesehen, eine Jungfer wäre, mit der er sich nächstens vermählen würde, und zwar mit guter Genehmhaltung ihrer Frau Mutter, unter deren Gewalt sie stünde: so daß der Freund, weil er sie nicht recht nahe gesehen hatte, zuletzt auf die Gedanken kam, daß er sich in der Person geirret haben müßte. Er sagte zum Edelmanne, sie sähe also einer gewissen Frau in seiner Nachbarschaft sehr ähnlich; und wenn er ihn des Gegentheils nicht so gewiß versicherte, so hätte er darauf schwören wollen, daß es diese Frau wäre. Der Edelmann

bekam

bekam durch dieſen Vorfall noch nicht den mindeſten Argwohn. Den folgenden Tag kam er wieder an dieſen Ort, und erwartete nochmals ſeine Geliebte, mit viel größerer Hoffnung als jemals. Die Schöne ſtellte ſich ein, blieb aber dabey, wie ſie ihm ſchon oft geſaget hatte, daß ſie ihm nichts als Freundſchaft, und keine Liebe bewilligen könnte. Ihr Liebhaber wollte ſchon ſeine Gegenrede anfangen: allein, da ſie eben am Ende einer Allee waren, ſo kam unvermuthet dieſer Freund wieder zu ihnen. Der Edelmann freute ſich heimlich, daß er kam, damit er ſeine Geliebte recht beym nahen ſähe; aber ſein Freund, der ihm gern zeigen wollte, daß er Tages vorher ganz recht geſehen hatte, ſtöhrte ihn geſchwind in ſeiner Freude. Er machte der jungen Frau ſein Compliment, und fragte, wie ſich ihr Herr Gemahl befände. Dieſe Frage machte ſie dermaßen verſtöhrt, daß ſie nicht wußte, was ſie antworten ſollte. Sie ſah den Edelmann an, und er ſah ſie wieder an: und weil ſie beyde nichts ſagten, ſo gieng ihr Bekannter fort, unter dem Vorwandte, er ſähe wohl, daß ſie Sachen abzuhandeln hätten, bey denen er ihnen nur beſchwerlich fallen würde. Nunmehr kam die Entwickelung der Comödie. Aber, o! wie betrübt wurde unſer Edelmann, da er ſah, daß er ſich in eine Perſon bis zum Heirathen verliebt hatte, die ihn nicht heirathen konnte, auch von Rechts wegen nicht lieben durfte. Er beklagte ſich ſchmerzlich über ſie, daß ſie ſein Herz zu Empfindungen gebracht hatte, welche ſie tadeln müßte, und die er gleichwohl nimmermehr würde verlieren können. Die Dame

sagte ihm, warum sie diese Verstellung gebrauchet hatte, und bath ihn, sich zu erinnern, daß sie ihm niemals etwas anders als Freundschaft versprochen hatte. Er schwur ihr, daß seine Freundschaft zu ihr ewig dauren sollte. Er wollte vom Heirathen nichts wissen und hören, und dachte nicht weiter an ihre Freundinn, die er unbekannter Weise hatte heirathen sollen. Die Mutter hoffte inzwischen, es würde die Heirath mit ehestem zu Stande kommen; wunderte sich aber gar sehr, da sie die neue große Veränderung erfuhr. Sie schob alles auf das kaltsinnige Bezeigen ihrer Tochter, und daß sie so schlechte Lust dazu hatte blicken lassen. Die junge Schöne mußte viel Schelten und Murren von ihr ausstehen: aber sie litt es geduldig, und freuete sich, daß sie ihrem Geliebten hatte treu bleiben können. Ich will nicht gewiß sagen, ob der Edelmann nichts als Freundschaft gegen die junge Frau hat: wer kann sich um alles bekümmern? oder wer weiß auch solche Geheimnisse allemal recht aus dem Grunde? Vielleicht weiß ers selber nicht recht: aber das weiß ich, daß er sich glücklich schätzet, ihr durch tausenderley Dienste und Bemühungen zu zeigen, daß er sie für liebenswürdig hält: und wenn er nicht beständig um sie ist, so geschieht es deßwegen, weil sie keine gar zu fleißigen Besuche von ihm haben will.

Sech-

Sechzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein gewisser Marquis schenkte einer Jungfer, die er liebte, eine Schnur falscher Perlen. Weil sie dieselben für ächt hielt, so versetzte sie sie bey einem Wucherer, der sich ebenfalls vom Scheine blenden liß, für tausend Pistolen. Einige Zeit hernach wurde ihr der Marquis untreu; und sie wollte die die Perlen wieder einlösen. Der Wucherer brachte sie ihr; und indem sie ihm sein Darlehn bezahlen wollte; bemerkte ein Goldschmid, der von ohngefähr bey ihr war, daß diese Perlen nur nachgemacht waren. Die Schöne erzürnte sich über dem Wucherer, beschuldigte ihn eines Betrugs, und verklagte ihn. Dieser war zwar unschuldig in dieser Sache: weil aber der ehrliche Mann nicht gern in üblen Ruff kommen wollte, so unterwarf er sich allem, was sie ihm vorschrieb.

Ein junger Marquis, der noch nicht Zeit gehabt hatte, sich arm zu machen, weil er noch nicht mit seinem Vermögen nach Belieben schalten und walten durfte, auch nicht gnug

Credit fand einen unmäßigen Aufwand zu machen, wie er doch gern gethan hätte, verliebte sich in eine junge Person, welche nur deßwegen eine Jungfer hieß, weil heutiges Tages alle unverheirathete Mägdchen Jungfern heißen. Sie hatte wenig im Vermögen, auch keine Aeltern mehr, und wohnte bey ihrer Base, die selbst ein sehr mäßiges Auskommen hatte: weßwegen sie ihr durch alle zehen Finger sehen mußte, um nicht diejenigen Profitchen, die ihrer Nichte gewisse Besuche eintrugen, zu verlieren. Der Marquis wollte ihr schon in den ersten Tagen seiner guten Bekanntschaft gründliche Merkmale von seiner Liebe geben; aber das Geschenk sollte ihm nicht viel kosten: nicht etwa aus Sparsamkeit, sondern aus der wichtigsten Ursache, weil er kein Geld hatte, auch keines zu bekommen wußte. Er berathschlagte sich hierüber mit seinem Kammerdiener, dem geheimen Rathe seiner Liebeshändel, und zuweilen seinem heimlichen Nebenbuler. Denn das ist der Lauf der Welt, sonderlich in diesen bösen Zeiten, wo prächtige Herren nicht selten den Nutzen von ihrer Freygebigkeit mit den Kammerdienern theilen müssen. Dieser treue Kammerrath sagte zu seinem Herrn, er wüßte Perlen, die so fein nachgemacht wären, daß selbst die Goldschmiede sehr oft damit betrogen würden; und er wollte ihm, auf höchste für drey Pistolen, eine solche Schnur schaffen, die gewiß von allen Leuten bis auf zwey tausend Livres geschätzt werden sollte. Er sagte, man möchte diese Perlen naß machen, oder mit einem Messer reiben, so blieben sie doch unverändert;

dert; sie glänzten und spielten ganz ungemein schön, und so gut als die ächten; sie klebeten vom Schweisse nicht an den Hals an, auch so gar nicht, wenn man sie naß machte; ja sie wögen beynahe so schwer wie die guten Perlen. Er möchte sie bey dem Kaufmanne selbst besehen, welcher sie im Ganzen und auch einzeln verkaufte, und eine schriftliche Versicherung ausstellte, daß sie sich nicht änderten. Der Marquis antwortete ihm, er hätte selbst dergleichen Perlen gesehen. Weil sie aber leicht erkannt würden, so könnte man die Leute nicht anders damit betriegen, als bis man sich mit denen, die sie annähmen, heimlich verstünde. Es würde also ein schlechtes Mittel seyn, das Herz einer Schönen damit zu erobern, welche doch wegen Mangels an Vermögen, sehr gewinnsüchtig wäre.

Der Kammerdiener, ein witziger und gescheider Kerl, sagte, er sollte sich keine Sorge machen, und nur seiner Schönen diese Perlen zum Geschenke geben: denn in der Zeit, ehe sie für falsch erkannt würden, könnte sich seine Geliebte schon ergeben haben; und hernach würde er sie wohl behalten: allenfalls aber sollte er sich nur auf ihn verlassen; er wollte ihm zu rechter Zeit einen Verkäufer erfinden, der ihm aus der Noth helfen sollte, indem er bekennte, daß er anstatt einer Schnur ächter Perlen, falsche geliefert; wofür er, wegen itzigen Geldmangels, eine Verschreibung auf zweyhundert Louisd'or gegeben hätte; welche Verschreibung der Schönen zugestellt werden könnte, die

sie

sie hernach, in Erwartung eines wirklichen Geschenks, zur Versicherung behalten müßte.

Der Marquis war mit dieser List wohl zufrieden. Es war doch nur eine Bürgerliche, die er betriegen wollte; und wenn es also gleich bekannt worden wäre, so hätte es ihm doch an seiner Ehre wenig schaden können. Er kaufte eine Schnur falscher Perlen, schenkte sie seiner Schönen, und bekam die holdsäligste Danksagung dafür. Es war eine so große Freude über seinen Besuch (in Gesellschaft der Perlen,) daß man ihn bis auf die Nacht bey sich behielt. Als er weg war, zeigte die Jungfer ihre Perlen. Die Base gab ihr zuerst etliche weise Lehren, und wünschte ihr hernach viel Glück zur Freygebigkeit des Herrn Marquis. Sie hielt die Perlen für so fein und ächt, wie Gold aus Peru. Eine gute Freundinn, die den folgenden Morgen zu ihr kam, und so wenig als die Base davon verstand, war gleicher Meynung. Damit sie aber doch den wahren Werth dieser Perlen erführe, ersuchte sie die Freundinn, mit ihr zu einem bekannten Goldschmiede zu gehen, der sie ihr aufrichtig tarieren würde. Die Jungfer legte die Schnur Perlen um den Hals, und gieng mit der Freundinn zum Goldschmiede. Es war ein sehr reicher Mann, und den man überall für geschickt und hocherfahren hielt, weil seine Bude mit einer Menge kostbarer Sachen prangete. Zu allem Glück aber, für unsern Herrn Marquis, verstand er so wenig als einer von seiner Kunst. Das große Vermögen seines Vaters war Ursache gewe-

gewesen, daß er nichts gelernet, sondern sich nur lustig gemacht hatte, wie solches bey reichen Erben sehr gewöhnlich ist. Nach des Vaters Tode hatte er Besitz von seinem Gelde und Silberzeuge genommen: und wie der Reichthum, in allen Künsten und Wissenschaften, geschickte Leute macht, ob sie gleich nichts verstehen, so fielen ihm die Kundschaften häufig zu. Die Freundinn der jungen Schönen, der er schon längst gewogen war, (wie er ihr denn auch itzo sogleich ein kleines Geschenk machte,) fragte ihn scherzend, ob er sie nicht lieb genug hätte, ihr eine solche Schnur Perlen, wie ihre Freundinn am Halse hätte, zum Andenken zu schenken. Er besah sie; und weil man sich seine Meynung ausbath, wie viel sie werth seyn möchte, so betrachtete er sie, am Halse der Jungfer, noch genauer, und sagte hernach recht altklug: wenn sie diese Schnur für zwey tausend Livres habe, so sey sie noch nicht übertheuert worden. Dieses hörte ein gewisser Mann, der eben in die Bude trat, und mit der jungen Schönen bekannt war. Dieser that auch, auf Treue und Glauben des Goldschmids, als wenn er ein großer Kenner wäre, und versicherte sie, daß es eine vortreffliche Schnur Perlen wäre. Es war einer von denen ehrbaren Wucherern, oder Pfandverleihern, die recht christlich mit den Leuten zu verfahren glauben, wenn sie vom Thaler monathlich nur sechs bis acht Pfennige Zins nehmen. Er wollte itzt einen Demant taxiren lassen, auf den er funfzig Pistolen geliehen hatte.

Der

Der Goldschmid taxirte so gut, oder so schlecht, als ers wußte und konnte. Der Wucherer gieng hierauf mit der Jungfer fort. Weil sie so begierig als irgend ein junges Mägdchen in der Welt, nach schönen Kleidern und Tändeleyen war, so hatte sie ihn schon vor einiger Zeit um Geld auf Pfand gebethen: aber der Wucherer hatte das Pfand nicht für so viel Geld, als sie verlangte, annehmen wollen. Sie warf es ihm itzo vor: und der Wucherer gab ihr freymüthig zur Antwort, er lehnte nur auf Silbergeschirr und Geschmeide; wenn sie ihm aber diese Perlen verpfänden wollte, so könnte er ihr wohl tausend Livres darauf geben; aber sie müßte gleich itzo zu ihm kommen, weil er noch selbigen Tag verreiste, und unter vier Wochen nicht wiederkäme. Die Schöne sah wohl, daß er nur deßwegen so eilte, damit sie die Perlen zu Hause nicht etwa austauschen könnte. Tausend Livres waren eine starke Versuchung für sie. Sie hatte nur noch das einzige Bedenken dabey, daß es der Marquis übel nehmen möchte, wenn sie die Perlen, die er ihr so gütig geschenkt hatte, lange Zeit nicht am Halse trüge. Weil sie aber ungemein sinnreich war, so besann sie sich geschwind auf eine Entschuldigung. Mit einem Worte, die neuen Modekleider waren ihr lieber als alles. Sie gieng mit ihrer Freundinn sogleich zum Wucherer: sie versiegelte ihre Perlen an beyden Enden der Schnur, that sie in ein Schächtlein, und versiegelte auch dieses. Der Wucherer zahlte ihre tausend Livres aus; und das Herz im Leibe lachte ihr, daß sie nunmehr reiche Stoffe kaufen konnte. Sie

gieng

gieng den Augenblick zu Kaufleuten, und forderte überall vom feinsten; und vom Gelde kam das wenigste mit ihr nach Hause. Etliche Tage hernach erschien sie in einer Pracht, die alle ihres Gleichen weit übertraf.

Da der Marquis sie wieder besuchte, empfieng sie ihn ungemein freundlich und gütig. Wegen seiner Schnur Perlen bath sie ihn, sie bestens zu entschuldigen, daß sie dieselben nicht schon am Halse trüge. Sie stellte sich, als hätte sie es noch nicht wagen wollen, ihrer Base etwas davon zu sagen: denn weil das Geschenk gar zu groß wäre, so würde sie sie vermuthlich hart anlassen, daß sie es von ihm angenommen; aber sie wollte schon eine bequeme Zeit in Acht nehmen, wenn sie bey guter Laune wäre, um ihr ihr Glück zu entdecken. Der Marquis, dem am meisten daran gelegen war, daß die Perlen nicht von vielen Leuten betrachtet würden, bath sie inständigst, sie möchte sich wegen dieser Kleinigkeit keinen Verdruß bey ihrer Frau Base machen; und er hätte es lieber gesehen, wenn sie niemals einem Menschen etwas davon erwähnet hätte. Er verdoppelte nunmehr sein verliebtes Anliegen; und sie erzeigte sich ihm mit so vielem Vergnügen willfährig, und belohnte ihn so herrlich, daß er sich fast ein Gewissen daraus machte, ihre Gütigkeit nur mit Betrügerey verdienet zu haben. Unterdessen hatte sie sich mit dem edlen Perlengelde (wie schon gesaget worden) einen großen Staat angeschafft: und wie schöne Kleider die schönste Person schöner machen, so wurden ihre Reizungen immer bezaubernder, und

ihrer

ihrer Verehrer und Anbether immer mehr. Der Herr Marquis war kein Liebhaber von Nebenbulern, und konnte ihr seinen Verdruß darüber nicht bergen. Seine Eifersucht machte sein Liebesglück nur immer mehr rückgängig. Die Schöne, die sich itzo für eine sehr wichtige Person hielt, konnte die Anbethungen, die ihr von allen Seiten her gemacht wurden, nicht abschlagen; und weil sie sich ihm zu gefallen in keinen Stand der Erniedrigung herablassen wollte, so nahm endlich der Herr Marquis seinen Abtritt bey ihr. Die Schöne machte sich nunmehr, bey ihren übrigen Liebhabern, aus dem Verlust des Herrn Marquis ein großes Verdienst: und wie nichts zu kostbar ist, wenn das Herz einmal gerührt ist, also beeiferten sich ihre Herzensfreunde, wie um die Wette, es einander in der Freygebigkeit bey ihr zuvor zu thun. Die Geschenke flogen ihr von allen Seiten her zu; und in kurzer Zeit war sie im Stande, ihre Schnur Perlen einzulösen. Sie ließ es dem Wucherer zu wissen thun: und er war, wider die Gewohnheit seiner Mitbrüder so huldreich, zu ihr zu kommen, obgleich sonst solche Sachen allemal in ihren Häusern abgethan werden müssen. Er kannte sie schon seit geraumer Zeit, und war schon mehrmal so höflich gegen sie gewesen. Sie nahm das Schächtlein, in dem die Perlen lagen, brach das Siegel auf, und erkannte es ausdrücklich für ihres. Es war auch noch unversehrt an beyden Enden der Schnur. Hierauf berechneten sie sich wegen der Zinsen fürs Capital, so lange das Pfand gestanden; und die Schöne that schon den Geld-

beutel

beutel auf, und wollte ihn in Louisd'or bezahlen. In dem Augenblicke trat ein Goldschmid ins Zimmer, der ihr einen Ring umgesetzt hatte. Sie wies ihn dem Geldwucherer; und zugleich fragte sie auch den Goldschmid, wie ihm ihre Perlenschnur gefiele. Er betrachtete sie sehr genau, und sagte, es wären die Künstler, die diese schönen Perlen machten, gar zu künstlich für die Juwelenhändler; und es würden diese Perlen, ob sie gleich nicht ächt wären, wohl drey Pistolen kosten. Die Jungfer erstaunte über seine Reden, und behauptete, ihre Perlen wären ächt. Zum Zeugen nahm sie den Geldverleiher, in dessen Beyseyn ein anderer Goldschmid sie auf zwey hundert Pistolen tarieret hätte: und dieser konnte es nicht läugnen. Er gestand auch, daß sie die Perlen nicht ausgetauschet haben könnte, indem sie ihm dieselben vom Halse weg, und in die Hand gegeben hätte. Aber er sagte auch, zu seiner Rechtfertigung, sie könnte ebenfalls nicht läugnen, daß es nicht ihre Perlen wären, weil sie das Siegel an ihrem Schächtlein selbst erbrochen, und es vorher für das ihrige erkannt, auch die Siegel an beyden Enden des Bandes unversehrt befunden hätte. Sie gab zur Antwort, es wäre schlechterdings nicht möglich, daß seine Perlen hätten können in dem Schächtlein falsch werden; aber man könnte wohl ihr Pitschier haben nachstechen lassen, um die Perlen zu vertauschen.

Diese Antwort der Schönen war allerdings nicht dumm; und die Sache verursachte einen

weitläuftigen Wortwechsel, in welchem jede Partey ihr Recht mit vieler Hitze behauptete. Der Goldschmid, der hierzu Anlaß gegeben hatte, konnte nicht anders als unparteyisch bleiben. Er sagte nur, er hätte müssen beantworten, worüber er befraget worden, und er hätte nichts als die Wahrheit geredet. Nach langem und heftigem Streiten, wurde man dahin einig, zu demjenigen Goldschmiede zu gehen, der damals diese Schnur Perlen für fein gehalten und auf zweytausend Livres geschätzet hatte. Der Wucherer gieng mit der Schönen sogleich dahin; aber es war vergebens: dieser Goldschmid war reformierter Religion, und hatte sich heimlich aus Frankreich begeben. Solchergestalt war von daher keine Erläuterung zu hoffen. Man wies diese Perlen etlichen anderen Goldschmieden; und einige wollten eher keinen Ausspruch in der Sache thun, bis sie die Perlen wogen: worauf sie sie einmüthig für falsch erklärten. Der Verleiher sagte hierauf zur Jungfer, sie sollte denjenigen nennen, der sie ihr verkaufet hatte, weil man hernach vermuthlich hinter die Wahrheit kommen würde. Sie antwortete, es hätte sie ihr ein guter Freund geschenkt. Um so viel besser ist es, (gab dieser zur Gegenantwort:) denn so darf sie der, von dem sie sie bekommen, nicht bezahlen, ob sie gleich falsch sind, und wird also lieber die Wahrheit sagen, als wenn sie ihnen ein Goldschmied verkaufet hätte, weil sich dieser nicht nur vor dem Schaden, sondern auch vor der Schande von einem solchen Betruge,

fürchten

fürchten müßte. Der Marquis, welchen sie nannte, war noch viel schwerer zu finden, als der reformierte Goldschmied. Man wußte, daß er sich nach Rom begeben hatte; aber es gieng sogar die Rede, er wäre daselbst ermordet worden. Die Schöne sagte: wenn er auch gleich noch lebte, so wollte sie doch mit der Bezahlung ihrer Perlen nicht warten, bis er etwa einmal wiederkäme; und es würde kein Mensch in der Welt glauben, daß ein verständiger Pfandverleiher auf eine Schnur falscher Perlen eine ansehnliche Summe Geldes geliehen hätte. Diese Herren wären halbe Juwelierer, weil sie fast alle Tage Juwelen unter Händen hätten: kurz, sie verlangte die feinen Perlen, die sie ihm zum Pfande gegeben, oder den Werth dafür. Der Wortwechsel wurde immer hitziger, und sie giengen von einander, ohne etwas ausgemacht zu haben.

Die Schöne war sicher, nicht alles zu verlieren, weil sie dem Wucherer tausend Livres schuldig war, ohne die Zinsen, die sich auch ziemlich hoch beliefen, dazu zu rechnen. Die Sache fieng schon an, überall großes Aufsehen zu machen, und der Verleiher befürchtete, er möchte in anderen Dingen mit der Wahrheit ins Geschrey kommen. Es konnte ihm auf andere Art in seiner ehrlichen Nahrung schaden: und weil er also sah, daß die Schöne ihn schlechterdings vor Gerichte belangen wollte, so bequemte er sich zu einem gütlichen Vergleiche mit ihr. Er wußte wohl, daß seine Sache

so gut und besser war, als manche, deren Recht vortrefflich ausgeführet wird: aber er wußte auch, daß ein Pfandverleiher schon überall in schlechter Meynung stehet, und daß er vor Gerichte weder Gunst, noch gute Vorurtheile, zu hoffen hatte. Er ließ daher die Schöne durch gute Freunde ansprechen. Im Anfange wollte sie den Werth bis auf den letzten Heller bezahlt haben, wie die Perlen in seinem Beyseyn taxieret worden waren. Allein, der Herr Marquis hatte sie gleichwohl betriegen können, und es war solches, (der Marquis-Würde unbeschadet,) sehr wahrscheinlich; denn ihr Siegel war unversehrt gewesen: und sie begnügte sich endlich, daß sie vom Wucherer für hundert Thaler Geschmeide bekam, und die geliehene Summe Geldes behielt.

Sieben-

Siebenzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein Edelmann, nachdem er seine Frau eine geraume Zeit zur Ehe gehabt, machte die Entdeckung an ihr, daß sie Ziegenfüsse hatte. Er drang gerichtlich auf die Ehescheidung. Ehe die Rechtssache entschieden wurde, behielt die Zärtlichkeit bey ihm die Oberhand, und er wollte sie wieder zur Ehefrau annehmen.

Ein reicher Edelmann aus Burgund, welcher die meiste Zeit nahe bey Dijon wohnte, hatte einsmals zween gute Freunde bey sich, und reiste mit ihnen, zur Lust, auf ein benachbartes schönes Landhaus, wo er noch niemals gewesen war. Die Pachterinn daselbst war eine Witwe, welche von ihrem Manne ein ansehnliches Vermögen, und zwo schöne Töchter hatte, von welchen jedoch die jüngere die angenehmste war. Die Mutter nahm diese Herren überaus höflich auf, zeigte ihnen das Schloß, die Gärten und die umliegenden lustigen Gegenden. Unterdessen hatten ihre Töchter eine Collation zurecht machen und bereit

halten müssen, so daß die Gesellschaft, nach dem Spaziergange, eine wohlgedeckte Tafel mit den schönsten Früchten der damaligen Jahrszeit fand. Man setzte sich ohne viel Ceremonien zu Tische; und die beyden Jungfern wollten weggehen. Unsere jungen Herren waren geschwind hinter ihnen her, und versicherten die Mutter, daß sie sogleich wieder fort reisen würden, wenn sie ihnen nicht mit ihren Töchtern bey Tische Gesellschaft leistete. Sie setzten sich also zu ihnen, und die Töchter bewirtheten sie und legten vor. Die jüngere Schwester that es sonderlich mit so artiger Manier, daß unser Edelmann das Essen beynahe vergaß, weil er sie beständig ansah und bewunderte. Und wenn ihn nicht seine Leute erinnert hätten, daß er zwo Stunden Wegs nach Hause hatte, und daß die Nacht schon da war, so hätte er vielleicht nicht ans Heimreisen mit seinen Freunden gedacht. Itzt läßt sichs errathen, ob die zwey schönen Mägdchen unterwegs gelobet wurden, und ob nicht unserm schon halb Verliebten das Herz wieder nach diesem Landhause stand, da seine Freunde fort waren. Er wartete kaum bis den folgenden Tag, die Urheberinn seiner verliebten Unruhe wiederzusehen. Er stellte sich, als thäte er eine weitere Reise, damit er bey der Pachterinn und den schönen Töchtern einsprechen konnte. Da er nicht weit vom Schlosse war, so begegnete ihm schon glücklicher Weise die, die er suchte, am Ende einer langen Allee, weil sie ihre Mutter auf einen Meierhof begleitet hatte. Das schöne Mägdchen erschrack

nicht

nicht im geringsten, da sie ihn hier antraf; und er fand so viel Sittsamkeit, Witz und Anmuth in allen ihren Reden, daß er sogleich bey sich beschloß, um sie zur Ehe anzuhalten.

Die Pachterinn, da er wieder zu ihr kam, erstaunte über seinen Vortrag, und dachte er wäre vom Geschlechte der Spötter. Weil er aber theure Eidschwüre that, daß es sein Ernst war, so hätte sie ihm gern die ältere Tochter untergeschoben, weil sie sagte, es sollte doch billig diese zuerst heirathen; ja sie versicherte, daß sie ihr ein großes Geld voraus schenken wollte, damit sie für die Ehre, so er ihrer Familie erzeigen wollte, geziemend dankbar wäre. Aber der verliebte Edelmann mußte Recht behalten; und er war in der That eine Partey, die man nicht abweisen konnte. Die Schöne selbst that alles was sie konnte, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Da aber alles nichts helfen wollte, so gestand sie ihm endlich, daß sie die undankbarste Person von der Welt wäre, wenn sie von seiner zärtlichen Neigung zu ihr ungerührt bliebe; und bath inständigst versichert zu seyn, daß ihre Bedenklichkeit in einem so großen Glücke, das sich ihr in seiner Person anböthe, nur von einem gewissen Fehler herrührte, welchen sie unmöglich ablegen könnte. Der Edelmann bath sie herzlich, sie möchte sich näher erklären, und versicherte sie dabey hoch und theuer, sie unverändert zu lieben, so groß auch dieser Fehler seyn könnte, der seiner Liebe hinderlich seyn wollte. Weil sie es dann zu wissen befehlen, (sagte sie, mit einer

Erröthung, die sie noch zehenmal schöner machte,) so sage ich ihnen, mein gnädiger Herr, daß ich von Natur einen so heftigen Abscheu vor blossen Füssen habe, daß ich auch sogar meine eignen nicht sehen kann. Wenn ich also in rechtem Ernste die Ehre haben soll, ihre Gemahlinn zu werden, so müssen sie sich gütigst gefallen lassen, Zeit ihres Lebens in Strümpfen zu schlafen, und mir erlauben, daß ich ein gleiches thue.

Wiewohl nun ein solcher Umstand manche Mannsperson nachdenklich gemacht haben würde, so bedachte sich doch unser Verliebter nicht einen Augenblick, ihr beydes zu versprechen, so daß sie mit seinen Versicherungen vollkommen vergnüget war. Nicht lange hernach wurden die Ehepacten gemacht, und sie erhielt darinnen alle Vortheile, die nach dem Herkommen erlaubt sind. Der Bräutigam und die Braut giengen mit schönen Strümpfen zu Bette: und dennoch schienen sie des Morgens so vergnügt mit einander zu seyn, als irgend ein verliebtes Paar in der Welt. Sie lebten mehr als sechs Jahre in einer glückseligen Ehe: hernach aber fügte es sich, daß unser Edelmann auf einer Jagd stark verwundet wurde. Man trug ihn blutend nach Hause, und seine Gemahlinn, die ihn zärtlich liebte, erschrack darüber so heftig, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Man versuchte alle Mittel, um sie wieder zu sich selber zu bringen; aber man mußte ihr am Fuße eine Ader öffnen, wodurch ein Geheimniß, das sie so sorgfältig vor ihrem Gemahle verborgen gehalten

hatte,

hatte, auf einmal verrathen wurde. Sie hatte Füße und Beine wie eine Ziege, wovor ihr Gemahl einen solchen Abscheu bekam, daß er sie in dem Augenblicke eben so sehr haßte und verachtete, als er sie sonst geliebt und hochgeschätzet hatte. Er ließ sie sogleich wegbringen, und konnte sie hernach nicht wieder vor seinen Augen sehen. Er gab beym Parlemente zu Dijon eine Bittschrift ein, um die Ehescheidung zu erlangen, aus dem Grunde, weil er mehr eine Mißgeburth als eine Frau geheirathet hätte. Die Parteyen wurden vorgeladen, und der Advocat der unglücklichen Frau sprach zuerst. Er zeigte, daß dieses große Gebrechen keine andere Ursache als die Einbildungskraft ihrer Mutter hätte, welche, in ihrer Schwangerschaft mit diesem Kinde, zugesehen, wie die ältere Tochter von einer Ziege gesäuget worden, auch selbst diesem Thiere dabey die Beine gehalten hatte. Hernach sagte er so überzeugende und rührende Dinge, zum Besten der adelichen Gemahlinn, daß alle im Gerichte gegenwärtige innigst beweget wurden. Der Edelmann selbst wurde zärtlich gerührt: und da er diejenige Person, die er so herzlich geliebt hatte, oft anblickte, so erweichten ihre schönen, obgleich itzt matten Augen sein Herz so sehr, daß sein Haß sich wieder plötzlich in Liebe verwandelte, und sein Advocat nicht antworten durfte. Das Parlement wies die streitenden Parteyen, durch einen Rechtsausspruch, vom Gerichte ab. Der Edelmann, der itzo seine Gemahlinn mehr als jemals liebte, bath sie inständigst, seine Vergehung zu

vergessen, und wieder zu ihm zu kommen: aber bis itzo hat sie es noch nicht thun wollen. Man sagt, das Parlement werde ein neues Urtheil sprechen, und denen, die sich verehlichen wollen, anbefehlen, nicht eher bey der Braut zu schlafen, bis sie ihr haben Schuhe und Strümpfe ausziehen, und in ihrem Beyseyn die Füße waschen lassen, damit nicht hernach den Herren Ehemännern der Kopf gewaschen werde.

Achtzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein Edelmann bezahlte die Liebesdienste, die ihm eine Frau geleistet hatte, in falscher Münze, und berühmte sich seiner That so öffentlich, daß es der Ehemann der Schönen erfuhr, und den verliebten Ritter auf einen Zweykampf herausforderte. Der betriegliche Liebhaber machte die Sache, und den Ehemann selbst zum Gespötte.

Ein Marquis, der erst zu Paris angekommen war, gieng einmal bey den Augustinern in die Messe. Da er wieder aus der Kirche gieng, so sah er eine junge Frau vor sich her gehen, welche

welche den Rock ein wenig in die Höhe gezogen hatte, entweder, um sich nicht kothig zu machen, oder auch, damit man ihre schönen Schuhe und Strümpfe besser sehen könnte. Der Marquis sah eine so feine Wade, und einen so netten Fuß, daß er sich schon halb in sie verliebte. Er schickte ihr seinen Bedienten nach; und da er hörte, daß sie nicht weit von ihm wohnte, so hoffte er um so viel eher, näher mit ihr bekannt zu werden. Er besprach sich deßwegen mit einem guten Freunde, der auch mit dieser Frau wohl bekannt war, und welcher ihn mit sich in ihr Haus nahm. Er sah mit Vergnügen, wie schön sie war, auch daß sie die artigsten Manieren von der Welt hatte, und gab ihr noch etliche Besuche, in Hoffnung, ihr Herz zu besiegen. Wiewohl er viel Witz besaß, auch eine schöne Person vorstellte, ausgenommen daß er ein hölzernes Bein hatte, so glaubte er doch, seiner Schönen nicht besser als mit dem Zaubermittel des Goldes beykommen zu können. Er suchte sich also wichtig bey ihr zu machen, indem er ihr vieles von seinem großen Vermögen vorsagte, und sie versicherte, daß ihm nichts so lieb wäre, was er nicht ihr zu gefallen weggäbe. Die schöne Frau, die niemals gewohnt gewesen war, einem artigen Manne, der so viel Liebe und Freygebigkeit gegen sie zeigte, etwas abzuschlagen, verabredete geschwind eine geheime Zusammenkunft mit ihm, bey welcher ihre Ehrbarkeit für hundert Louisd'or ein wenig nachgeben sollte; und diese wollte ihr der Marquis auszahlen, ehe noch an etwas anders gedacht würde. Er vergaß nicht, in der bestimmten

ten Stunde sich bey ihr einzustellen: und da er sie noch im Bette antraf, so wies er ihr seine siegreichen hundert Goldstücke; that sie wieder in den Beuthel, und legte sie auf den Tisch. Nachdem der Triumph gehalten war, trat er vor diesen Tisch, auf dem ein Spiegel stand, als ob er sich das Haar ein wenig zurecht machen wollte. Unvermerkt nahm er seinen Beutel mit Golde zu sich, und legte einen andern, nicht mit Golde, dafür hin. Das war nun freylich keine sehr ehrliche That: weil er aber wußte, daß die meisten Schönen nicht Sclavinnen ihrer Worte sind, so wollte er ihnen dießmal nachahmen. Ueberdieß bedachte er auch, wie einfältig es von ihm wäre, hundert Louisd'or für ein Gut wegzugeben, von dem er sich nicht einbilden konnte, daß er es allein besäße.

Nachdem der Marquis, höchst vergnügt mit sich und seiner Heldenthat, weg war, so ließ sich die Schöne den Beuthel vom Tische geben; sah sich aber gar sehr betrogen, da sie anstatt hundert Louisd'or, hundert schöne neue Zahlpfennige darinnen fand. Diese Verwandelung setzte sie in große Verwunderung, auch in noch größern Gram, der aber bald hernach in den schrecklichsten Zorn ausbrach. O! du undankbarer Vogel! rief sie: du Treuloser! du Schelm! verflucht sey der Tag, an dem ich dich habe kennen lernen! In eben der Zeit, da sie so ihren Unwillen ausließ, belachte der Marquis den lustigen Streich, den er ihr gespielt hatte. Und wie man insgemein dasjenige gern anderen erzehlet, woran man sich sehr ergetzet, so vertrauete er allen seinen guten Bekannten, wie er diese Frau

hinter-

hintergangen hatte. Er freuete sich noch viel mehr, da sie seine That lobten, und in allen Gesellschaften, wo er war, darüber scherzten. Da dieses der Schönen und ihrem Ehemanne vor Ohren kam, so wollte er sich mit dem Degen dafür Genugthuung verschaffen, und ließ den Marquis herausfordern. Aber der Marquis ließ ihm antworten: weil man sich nicht mit ungleichen Waffen und Vortheilen schlagen dürfte, so nähme er die Ausforderung nicht eher an, als bis er sich ein Bein hätte ablösen lassen; und er wollte ihm seinen Barbier schicken, der mit solchen Operationen sehr geschickt umzugehen wüßte. Der Ehemann ärgerte sich schrecklich über dieser Antwort. Er und seine Frau wurden überall ausgelachet, und man hielt dafür, der Marquis hätte recht wohl daran gethan. Aber die galanten Weiberchen wären ganz anderer Meynung. Sie sprachen dem Marquis im höchsten Grade Unrecht, und behaupteten, daß er nicht werth wäre, weder von einer Schönen etwas zu genieſſen, noch auch länger zu leben. Der Marquis und seine Freunde ergetzten sich immer mehr an solchen Reden. Die beleidigte Schöne hingegen, sann auf Rache, und wandte alle Mittel und Wege dazu an. Der Marquis, als er Nachricht davon bekam, brauchte alle Vorsicht dawider, und die beleidigte Schöne konnte ihm nichts thun. Aus Gram, daß sie ihre Rache nicht an ihm auslassen konnte, begab sie sich endlich aufs Land, und hoffte, daß mit der Zeit alles vergessen werden sollte.

Neunzehnte Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Eine Jungfer, die wenig im Vermögen, aber desto mehr Begierde darnach hatte, wußte auf eine sehr listige Art einen reichen Edelmann zur Liebe zu reizen, und ihm so viel weis zu machen, daß er sie heirathete. Er sah zwar hernach, daß er betrogen war; achtete aber dennoch ihre Schönheit und Tugend so hoch, daß er ihr alles willig vergab, und sie zur Gemahlinn behielt.

Die Heldinn dieser Geschichte hieß Angelica; und man kann sagen, daß sie diesen Namen mit Rechte führte, denn sie war englisch schön und angenehm. Sie verlohr ihre Aeltern, da sie erst zwölf und ein halb Jahr alt war. Ihre Base, welche zu leben wußte, und keine Kinder hatte, nahm sie in diesem betrübten Zustande zu sich. Ob sie wohl selbst nicht viel übrig hatte, und dieses Mägdchen in der That eine Last für sie war, so hatte sie doch ihre Absichten bey den Wohlthaten, die sie ihr that. Sie war eine sehr listige Frau. Ihre kleine Nichte besaß ausser der Schönheit

heit, auch dasjenige unnennbare angenehme Wesen, das noch viel anzüglicher als selbst die Schönheit ist. Wiewohl es nun der Base viel kostete, sie so in Kleidung zu halten, daß ihre Reizungen sich ausnahmen, so hoffte sie doch mit gutem Grunde, daß ihr die guten Freunde der jungen Schönen, die sie ihr würde verschaffen können, alles reichlich wieder einbringen sollten. Ihre Hoffnung traf ein. Kaum hatte die Kleine ihr funfzehntes Jahr erreichet, so sprach man fast nur von der schönen Angelica. Sie blühte wie eine junge Rose, und ihre Gesichtszüge waren so bezaubernd einnehmend, daß man sie mit Bewunderung ansah. Die jungen Herren bestrebten sich eifrigst nach ihrer Bekanntschaft: und weil man nicht anders als durch die Base zu ihr gelangen konnte, so gieng nunmehr die freudenreiche und längst erwartete Zeit an, da man ihr fleißig die Aufwartung machte. Die Base war nicht unerbittlich. Man hatte bald diesen bald jenen Vorwandt sie zu besuchen. Die junge Schöne war allemal in der Gesellschaft; und wie sie alles mit der anmuthigsten Art von der Welt sagte, so wurde ein jeder wie entzückt, wenn er sie reden hörte. So sehr aber auch diese Entzückung anlockte, so wurde man doch geschwind abgehalten. Nach zweenen oder dreyen Besuchen wandte die Base die Gesetze des Wohlstandes vor: und diese Gesetze konnten nur durch Wege, die ihr etwas eintrugen, gemildert und aufgehoben werden. Jedermann wußte, daß ihre Einkünfte sehr mittelmäßig waren: und die Geschenke hoben alle Schwierig-

keiten

keiten gründlich. Sie war so listig, daß sie sich nicht allein Geschenke zuzuziehen, sondern sie auch mit Zwange und höchst ungern anzunehmen wußte. Bey dem allen dienten sie doch zu nichts, als die Schöne unter Zeugen zu sprechen; aber sie ein wenig allein zu sehen, wenn die Frau Base einer wichtigen Verrichtung wegen weggehen sollte, das war etwas sehr kostbares. Blieb nun gleich die schöne Angelica alsdann ihrer eignen Vorsicht überlassen, so half es doch dem glücklichen Verliebten gar wenig. Die Base gab ihr die vortrefflichsten Lehren, und prägte es ihr stark ein, daß ihr nichts als die Ehrbarkeit einen Mann schaffen könnte; und daß, weil ihr ganzer Reichthum nur in Schönheit bestünde, sie nothwendig die Schwäche derer, die sie an sich lockte, recht ausstudieren müßte, um eine gute Heirath zu thun. Ueberdieß sagte sie ihr: ein zu zärtliches Herz wäre das Unglück der Jungfern; und wenn sie zu Reichthum gelangen wollten, so dürften sie im Ernste gar nicht lieben.

Diese Grundsätze waren sehr nach der Angelica Geschmack, und sie übte sie glücklich und wohl aus. Sie hatte einen feinen und durchdringenden Verstand, und bemerkte gar bald, daß auch diejenigen, die am allerverliebtesten zu seyn schienen, alles nur aus Hoffnung, ihre verliebten Wünsche erfüllt zu sehen, thaten. Aber sie sahen sich in ihrer Hoffnung betrogen. Ihre theuersten Versicherungen und Eidschwüre giengen alle in den Wind, und blendeten die Schöne nicht: ja die herrlichsten Versprechungen und Anträge, so man

ihr

ihr machte, (und diese recht deutlich und verständlich, denn sie war von geringem Stande,) bewegten sie zu keinem Liebesverständniß. Die Frau Base nahm alle Tage Geschenke an; und die Jungfer Nichte stellte sich alle Augenblicke, als wüßte sie von nichts. Wenn sie es auch hätte können geschehen lassen, daß man einen großen Aufwandt für sie gemacht hätte, so war doch nichts so groß und so wichtig, womit der Ehrgeiz, der sie quälte, hätte befriediget werden können: Angelica wollte und mußte einen Geck haben, der ihr alles aufopferte: aber der findet sich nicht so leicht. Die Mannspersonen gewöhnen sich zeitig an, auf guter Hut zu seyn; und wenn es aufs Heirathen ankömmt, so bedenken sich auch die Verliebtesten mehr als ein mal. Ueberdieß, obgleich Angelica ganz ehrbar und züchtig zu seyn schien, so dachte doch ein jeder, da sie so viel Gesellschaft hielt, es gelänge ihm nur deßwegen nicht bey ihr, weil ein anderer glücklicher bey ihr wäre. Und da die Besuche, die sie annahm, ihrer Base so viel Geschenke eintrugen, so hielt man sie wenigstens für eine Coquette, wenn man ihr gleich nichts böses zutrauete.

Auf solche Art verstrichen drey ganze Jahre, ohne daß die englisch schöne Angelica einen Mann bekam. Sie erkannte endlich, daß diese Lebensart nicht die zuträglichste für sie wäre, und daß, wenn sie ihrer Schönheit nicht etwa mit einem listigen Streiche zu Hülfe käme, sie vielleicht noch lange eine Jungfer bleiben könnte. Sie hörte eben damals von einem alten Marquis im Lande,

der schon zwo Frauen gehabt hatte, und doch die Schwachheit begehen wollte, eine dritte zu suchen. Es war ein sehr reicher Herr, der auf einem Landgute, acht Meilen von Paris lebte. Er brannte leicht an, und seine beyden ersten Frauen hatten ihn so zu berücken gewußt, daß er sie geheirathet hatte. Sobald Angelica hörte, daß er von verliebter Natur war, so traute sie sich es zu, mit ihm fertig zu werden. Sie ersann einen ordentlichen Roman, und überlegte den Entwurf dazu mit ihrer Base. Einsmals hörten sie, daß er Mittags in einem kleinen Flecken speisen würde, indem er von einer kleinen Reise, die er zuweilen that, zurück kam: und sie begaben sich mit einander in das Wirtshaus, wo er einzukehren pflegte. Die Schönheit der Angelica war von derjenigen Art, welche die Augen blendet und mit Erstaunen an sich ziehet. Die Wirtinn machte große Augen, da sie sie hineintreten sah; sie räumte ihr das schönste Zimmer ein, that sehr geschäfftig um sie, und fragte, was zu ihrem Befehle stünde. Angelica nahm eine schmachtende Miene an, die sie noch viel schöner machte, und gab ihr seufzend zur Antwort, sie dürfte nur für ihre Reisegefährtinn Essen machen: denn sie selbst befände sich in Umständen, in denen sie nicht ans Essen gedenken könnte.

Die Wirtinn trug großes Mitleiden mit ihr, wollte sich aber nicht erkühnen, nach der Ursache ihrer Betrübniß zu fragen. Sie suchte ihr auf allerley Art einen Muth zuzusprechen; mußte aber geschwind fort, weil eine Kutsche ankam. Es

war

war der Marquis selbst, den unser Frauenzimmer erwartete. Die Wirtinn erzehlte ihm, daß eine junge Person oben wäre, so schön, als sie in ihrem Leben keine gesehen hätte, aber auch so betrübt, daß man es nicht ohne Mitleiden sehen könnte. Der Marquis wurde hierdurch zärtlich gerührt, auch sehr begierig sie sogleich zu sehen, und bath die Wirtinn, daß sie ihn in ihr Zimmer führen möchte. Er entschuldigte sich mit der Freyheit eines Reisenden, und fragte, ob er die Ehre haben könnte, mit ihr zu speisen. Die Schöne erwiederte die viele Höflichkeit des Marquis aufs beste, und bath ihn, er möchte sich die verdrießliche lange Weile, so ihm der Umgang mit einer Unglücklichen ein paar Stunden machen würde, lieber ersparen. Angelikens Schönheit that beym Marquis die gehoffte Wirkung. Er ließ es sich anmerken, wie stark sie ihn rührte; er fieng an, großen Antheil an ihrem widrigen Schicksale zu nehmen, und ersuchte sie inständigst, ihm zu sagen wer sie wäre. Sie weigerte sich dessen lange, weil es (sagte sie) gar zu wichtig für sie wäre, unbekannt zu bleiben. Ihre Weigerung machte den Marquis nur immer neugieriger; und er lag ihr so sehr mit Bitten an, daß sie ihm endlich sagte, wie sie aus sehr wichtigen Ursachen ihren Namen verschweigen müßte. Was sie ihm aber überhaupt sagen könnte, wäre dieses, daß ihr im zehnten Jahre ihres Alters Vater und Mutter gestorben, welche ihr zwölf tausend Livres jährlicher Einkünfte nachgelassen; daß ihr Vormund, und nächster Erbe, sie in ein Kloster gesteckt, und mit

aller Gewalt eine Nonne aus ihr zu machen begehret hätte, und da er es nicht so weit hätte bringen können, schlüßig geworden wäre, ihr einen von seinen Söhnen, einen ungestalteten und schlechten Menschen, zum Manne zu geben; daß sie endlich, auf Anrathen einer Base, die es unter allen ihren Verwandten allein mit ihr gut meynte, Mittel gefunden, aus dem Kloster zu entgehen; und daß sie itzt nach Paris gehen, und sich bey der gegenwärtigen Jungfer, ihrer werthen Reisegefährtinn, verbergen wollte, bis sie sichere Anstalten wider ihres Vormunds Verfolgungen getroffen haben würde. Alles dieses erzehlte sie mit solcher Aengstlichkeit, aber zugleich mit einer so edlen Art, daß der Marquis sich täuschen ließ, und nichts in der Welt für gewisser hielt, als daß Angelica eine Standesperson seyn müßte. Die Liebe setzte ihm schon so stark zu, daß er sie bath, mit ihm auf sein Schloß zu kommen; wobey er sie versicherte, sie sollte bey ihm allen Schutz und Beystand genieſſen.

Die Schöne bezeugte ihm die größte Erkänntlichkeit für sein gütiges Anerbiethen. Sie sagte, sie wollte ihn nicht gern in ihr Unglück verwickeln. Es wären ihre Feinde sehr hitzige Köpfe, und würden aus Unwillen, sobald sie ihre Flucht aus dem Kloster erführen, denen, die ihr Beystand geleistet hätten, alles ersinnliche Herzleid anthun. Die Base, die (gleichsam aus Ehrerbiethung) noch nichts geredt hatte, sagte hierwider zur Angelica, sie würde in ihren itzigen schlechten Umständen nicht übel thun, wenn sie das gütige Anerbie-

erbiethen des Herrn Marquis annähme. Denn weil niemand vermuthen könnte, daß sie mit ihm bekannt wäre, so würde sein Haus eine Freystatt für sie seyn, wo sie kein Mensch suchen würde: da hingegen zu Paris, ihre Anverwandten sie leichtlich auskundschaften und aus ihrem Hause holen könnten, ohne daß sie sie zu schützen vermögend wäre, welches aber ein so angesehner Herr, wie der Herr Marquis viel besser im Stande seyn würde. Ihre Vernunftschlüsse wurden für bündig erkannt: der Marquis pflichtete ihr bey, und die Schöne konnte und wollte sich nicht länger widersetzen: jedoch behielt sie sich dieses ausdrücklich vor, ihr besondere Zimmer einzuräumen, wo sie nur wenige von seinen Leuten zu sehen bekämen. Es wurde ihr alles bewilliget. Bald hernach wurde das Essen aufgetragen; und der Marquis bath sie so inständig; ihren Gram zu mindern, daß sie, bloß ihm zu gefallen, ihre Munterkeit, die ihr aber sehr natürlich war, wieder hervorsuchte. Er freuete sich herzlich, ein solches Kleinod in Verwahrung zu haben. Er betrachtete sie schon als diejenige, die seine ganze Glückseligkeit werden sollte, und verwandte fast kein Auge von ihr.

Nachdem sie auf des Marquis Schlosse angekommen war, bekam sie ihre Wohnung in einem schönen Seitengebäude, wo der Marquis sie fast alle Augenblicke besuchte. Sie bath sich von ihm Erlaubniß aus, alles was vorgegangen, ihrer Base, auf deren Rath sie aus dem Kloster entwichen sey, zu berichten, damit sie von ihr erführe, was ihre

übrigen Verwandten dazu sagten. Er erlaubte es ihr mit vielem Vergnügen; und die wahre und gegenwärtige Frau Base, welche aber itzo die Person ihrer Hofmeisterinn spielte, wußte alles so einzurichten, daß die Antwort darauf, nebst anderen Briefen von unterschiedenen Händen, so wie sie zu Ausführung des Betrugs nöthig waren, zu rechter Zeit ankamen. Sie überlegte und verabredte alles aufs beste mit der Angelica; und ein guter Freund in Paris ließ die Briefe mit den Worten, wie sie ihm zugeschickt wurden, abschreiben und mit der Post an sie bestellen. Es wurde alles so künstlich eingerichtet, daß alle diese Briefe mit der Bretagnischen reitenden Post ankamen, und eine Stunde von des Marquis Gute, wo sie durchgieng, abgegeben wurden: denn eben in Bretagne wollte unsere arme entflohene Schöne alle ihre Güter haben. Vornehmlich hatte sie dem Marquis vieles von einem alten Schlosse erzehlet, welches ein Merkmaal von ihrem alten Adel war. Die Antwort der Base in der Einbildung kam nach Zeit von etlichen Tagen glücklich an. Sie war in einem Schreiben an den Marquis eingeschlossen, und zeugte von großer Freude, daß ihre Nichte eine Zuflucht bey ihm gefunden. Sie ermahnte sie, sich aufs beste zu verbergen, indem ihr Vormund schrecklich unwillig über ihrer Flucht wäre, und in der ganzen Gegend des Klosters Kundschafter ausgeschickt hätte, um ihren Aufenthalt zu erfahren, so daß, wenn er sie wieder in seine Gewalt bekäme, ihr vieles Unglück bevorstünde. Diesen Brief, den ihr der

Marquis

Marquis brachte, las sie ihm vor, und er faßte den festen Vorsatz, sie wider alle Ungerechtigkeit zu beschützen. Da er nun unterdessen fast beständig bey ihr war, so ließ er sich von ihren angenehmen Manieren immer mehr einnehmen; und sie sah bald, daß nichts als die Liebe an seiner großen Willfährigkeit Ursache war. So machte sich seine Neigung zu nutz, und reizte ihn alle Augenblicke noch mehr zur Liebe. Bald hernach kamen neue Briefe von der Base, die nirgends war, welche die Liebeserklärung sehr beförderten. Der Inhalt derselben war: Es rühmten sich ihre Feinde zu wissen, wo sie wäre. Um sich nun vor aller besorglichen Gewaltthätigkeit in Sicherheit zu stellen, wollte sie ihr rathen, sich ohne Verzug zu verheirathen; und zwar würde es selbst in des Herrn Marquis Hause am besten geschehen können, wie alle ihre Freunde dafür hielten. Wenn sie hernach mit einem Gemahle wieder zum Vorscheine käme, so müßte jedermann schweigen. Sie selbst hätte ihr einen jungen und reichen Edelmann ausersehen, welcher sie, ehe sie ins Kloster geschickt worden, kennen gelernet hätte, und dem ihre Person vollkommen wohl anstünde. Sie könnte aber nicht läugnen, daß ihr die Feindschaft ihres Vormundes und seiner Kinder, die sie sich hierdurch zuzöge, noch einige Bedenklichkeit machte. Uebrigens wollte sie ihr nächster Tage von allem mehr Nachricht geben.

Dieser Brief machte daß der Marquis zur Schönen sagte, sie würde Freunde finden, die aller Feindschaft ihres Vormundes mit Vergnü-

gen Trotz böthen. Sechs Tage hernach kam wieder ein Brief, der an ihn selbst gerichtet, und von einer unbekannten Hand war. Man berichtete ihm, daß man eine gewisse junge adeliche Person, die er seit einiger Zeit bey sich hätte, bey ihm abholen würde; und man ersuchte ihn, sie ohne Weitläuftigkeit denjenigen Personen, die mit einer gerichtlichen Verordnung versehen seyn würden, auszuantworten; mit angehängter Drohung, daß, wofern er sich dessen weigerte, man gehörige Mittel und Wege wissen würde, ihn dazu zu nöthigen. Die erdichtete Base schrieb mit eben dieser Post: der junge Edelmann, den sie ihr zum Gemahle ausersehen, wäre schon im Begriffe gewesen, zu ihr zu reisen; hätte es aber noch anstehen lassen, weil er erfahren, daß wegen ihrer Flucht aus dem Kloster, gewisse gerichtliche Proceduren angestellt worden wären; und sie wollte nähere Nachricht davon einziehen, um ihr etwas gewisses davon melden zu können.

Alles dieses überzeugte den Marquis vollends von dem Reichthum und edlen Stande seiner freywilligen Gefangenen. Er überließ sich nunmehr seiner Liebe völlig. Er stellte ihr vor, daß sie keine Zeit zu verlieren hätte; und sagte ihr dabey, wofern sie sich nicht vor seinen Jahren fürchtete, so wäre er bereit, sie zu heirathen. Eine solche Ehe würde alle böse Anschläge ihres Vormundes zu schanden machen. Vielleicht fände sie es ihren Umständen für zuträglich, ihn zum Gemahle anzunehmen, indem ihr Vormund, wie

er

er wohl sähe, sich so furchtbar gemacht, daß sich schwerlich jemand finden würde, der sich ihm zum Feinde machen wollte. Die Schöne weinte etliche künstliche Thränen, und antwortete dem Marquis, sie würde Unrecht thun, nachdem er schon so viel Güte für sie gehabt, dieselbe so sehr zu mißbrauchen. Denn da sie ihm schon auf so vielerley Art verpflichtet wäre, so könnte sie ihm mit einer Heirath, die für ihn nur verdrießliche Folgen nach sich ziehen müßte, unmöglich beschwerlich werden, und sie wollte lieber ihr widriges Schicksal allein tragen. Diese verstellte Weigerung machte ihn noch viel verliebter, und er lag ihr so stark an, daß sie ihm nicht länger widerstehen konnte (auch in der That nicht wollte;) aber doch noch mit der Bedingung, ihrer Base und etlicher Verwandten Einwilligung zu suchen, damit nichts mit Recht dawider einzuwenden seyn könnte. Der Marquis ertrug kaum diesen kleinen Verzug, welcher ihm ein Jahrhundert zu seyn dünkte. Die erwünschte Einwilligung der Base und der Verwandten kam so geschwind als möglich, mit schönen großen Notariats-Siegeln, (sie mochten nun von Notarien seyn oder nicht,) und die Vermählung gieng vor sich. Der hocherfreute Marquis setzte nunmehr seine schöne Gefangene in Freyheit, und machte seine Heirath mit ihr bekannt, worüber er von dem benachbarten Adel die Glückwünsche empfieng. Die junge Marquise, die ebenfalls höchst vergnügt über einen schon längst gewünschten ansehnlichen Titel war, erwiederte mit so guter Manier und mit so vieler Höflichkeit, die

Ehrenbezeugungen, die ihr geschahen, daß sie (da ohnedieß die Schönheit eine Zauberkraft an sich hat) aller Herzen an sich zog. Sie befliß sich ungezwungner Manieren, wußte aber ein so edles Wesen damit zu verknüpfen, daß man überall sagte, ihr edler Stand hätte bey der Kloster-Erziehung nichts verlohren. Insonderheit zeigte sie gegen den Marquis eine so ausserordentliche Gefälligkeit, daß sie sich seines Herzens immer mehr bemeisterte: und es war freylich wichtig für sie, ihn recht stark zu fesseln; denn der Betrug, den sie ihm spielte, konnte nicht lange verborgen bleiben, und es konnte übel ablaufen, wenn er sie nicht recht stark liebte. Weil ein Uebel, das man befürchtet, allemal viel zu früh kömmt, so bemühte sie sich auf alle mögliche Weise, ihn lange in seinem Irrthum zu erhalten. Es kamen erst etliche Briefe von der Base, in welchen sie ihr nicht nur zu ihrer Vermählung Glück wünschte, sondern ihr auch heilsame Rathschläge zu ihrer Aufführung gab; aber es kam auch einer, in welchem gemeldet wurde, daß ihr Vormund alles erfahren hätte, und schrecklich zornig darüber wäre; ja daß sie den Herrn Marquis, wegen den bedenklichen Drohungen, die er ausstiesse, bewegen möchte, sich nicht ohne sichere Begleitung weit auszuwagen.

Der Marquis, der nicht gewohnt war, sich vor einem rauschenden Blatte zu fürchten, sagte dagegen, es würden solche Drohungen nicht viel zu bedeuten haben und bald nachlassen. Er ließ ein halbes Jahr hingehen, ohne etwas in der Sache zu unternehmen. In dieser Zeit meldeten viele

Briefe,

Briefe, wie der Vormund sich rühmte, wider alles so gute Anstalten gemacht zu haben, daß die Marquise großes Unglück ausstehen sollte, ehe sie zum Besitze ihrer Güter gelangete. Alles dieses erschreckte den Marquis nicht im geringsten. Er hielt es für leicht, in der Ferne Drohungen wider ihn auszustossen, konnte aber nicht glauben, daß man sich der Gefahr bloß stellen würde, sie in Erfüllung zu bringen. Da also die schönste Jahrszeit kam, und weil doch auch in der That zwölf tausend Livres jährlicher Einkünfte wohl einige Mühe werth waren, so entschloß er sich, hin zu reisen, und seiner Gemahlinn Güter in Besitz zu nehmen. Denn ob er sie gleich zärtlich liebte, so ließ er sich doch durch ihre Furcht nicht länger abhalten. Nur diese einzige Bitte gewährte er ihr, daß sie erst Briefe von ihrer Base erwarten dürfte. Diese meldete ihr, es wäre alles ziemlich ruhig, und es schiene, als wollten ihre Feinde der Billigkeit endlich Gehör geben. Und wenn nicht etwa wieder verdrießliche Aenderungen vorfielen, so würde sie dem Herrn Marquis und der Frau Marquise bis zum letzten Nachtlager entgegen kommen. Hierauf reisten sie ab. Der Marquis nahm eine ziemliche Menge wohlbewaffneter Bedienten mit, welche neben der Kutsche her ritten. Sie waren schon zwanzig Meilen gereiset, so kam (durch gute Veranstaltung der wahren Frau Base, die alles anstatt der erdichteten schrieb und that, weil sie die Entdeckung des Betrugs gern noch länger aufschieben wollte:) unterwegs eine Staffette mit Briefen, worinnen gemeldet wurde: der Vormund

mund wäre von ihrer Abreise benachrichtiget worden, und hätte eine Gerichtsperson mit vielen Landknechten ausgeschickt, welche den Marquis aufheben sollten. Er hätte seiner Heirath mit ihrer Nichte den Schein einer Entführung zu geben gewußt, und einen Rechtsspruch ausgewirkt. Die Justiz (hieß es weiter) gienge in Bretagne sehr schnell zu Werke, und liesse zuweilen einem Menschen den Kopf abhauen, ehe er sich noch recht besonnen hätte. Und weil nun der Herr Marquis sich von einem Verbrechen, das ihm beygemessen würde, zu reinigen hätte, so wäre es viel rathsamer, es in der Ferne zu thun, indem solches an Oertern, wo er nur die Gerechtigkeit seiner Sache zum Schutze hätte, und wo die Gegenpartey so sehr viel vermöchte, allzu gefährlich für ihn seyn könnte.

Diese Nachricht brachte alle Anstalten in Unordnung. Die Marquise, welche weinen konnte sobald sie nur wollte, gieng hier nicht sparsam mit den Thränen um. Sie bath ihren Gemahl, auf eine Art, die einen Stein in der Erde hätte rühren können, daß er sie nicht dem tödtlichen Gram bloß stellen möchte, seines Lebens wegen etwas befürchten zu dürfen. Weil nun die Marquise schon schwanger gieng, und ihr Gemahl die größte Freude darüber hatte, so wollte er sie nicht länger in Angst und Schrecken lassen. Ueberdieß war die Beschuldigung, als ob er sie entführet hätte, nicht unwahrscheinlich. Die Marquise war (wie er meynte,) eine adeliche Person, die aus einem Kloster entwischet war, und er hatte sie wirklich bey

sich

sich verborgen gehalten. Er hielt also für nöthig, sich wider die gerichtlichen Proceduren, von welchen man ihm Nachricht gab, in gute Verfassung zu setzen. Er stellte seine Reise ein, kehrte nach seinem Gute zurück, und schwur seiner Gemahlinn, daß er lieber ihr ganzes Vermögen fahren lassen, als sie noch länger in Furcht sehen wollte. Allein, ehe er wieder nach Hause kam, offenbarte sich ihm alles, was man mit größter List vor ihm verborgen zu halten suchte: und zwar geschah solches in eben dem Wirtshause, wo er sich in seine Gemahlinn verliebt hatte. Kaum war er daselbst abgetreten, so kam von ohngefähr ein Edelmann, den er wohl kannte, in eben dieses Wirtshaus. Einer von seinen Leuten sprach mit diesem Edelmanne, und sagte ihm, daß sein Herr oben wäre, worauf er sogleich in sein Zimmer gieng. Er hatte kaum etliche Worte mit dem Marquis gesprochen, so erblickte er die Angelica, seine gute Bekannte. Er machte ihr sein Compliment, und fragte sie mit vieler Verwunderung, was sie hier bey dem Herrn Marquis machte. Die Frau Marquise erschrack heftig, und hätte sich vielleicht gestellt, als wenn sie ihn in ihrem Leben nicht gesehen hätte, wenn nicht den Augenblick ihre Base ins Zimmer getreten wäre. Der Edelmann sprach mit ihr eben so freundschaftlich, wie er mit ihrer Nichte gethan hatte. Beyde wurden blutroth im Gesichte, und sahen einander an, ohne ein Wort zu antworten. Der Marquis, weil er wohl sah, daß ein Geheimniß dahinter stack, und doch keine verdrießliche Weitläuftigkeit haben wollte, bath den Edelmann, er möchte mit ihm

hinunter

hinunter gehen, weil er gern etwas mit ihm allein sprechen wollte. Da sie mit einander allein waren, bath er ihn, daß er ihm sagen möchte, woher er die Frauenspersonen, die bey ihm waren, kennte. Dieser Edelmann war einer von denen, die sich viel Mühe um die Angelica gegeben hatten. Er trug kein Bedenken, dem Marquis alles, was er von ihr und der Base wußte, zu erzehlen. Endlich sagte er auch, daß weil sie weder von Vermögen noch von vornehmer Geburth wäre, er nicht anders geglaubt hätte, als daß man leicht ihre Gunst erlangen könnte, insonderheit auch, weil ihre Base gern Geschenke angenommen hätte. Da er aber, nach vielen Bemühungen und Liebesversicherungen, gesehen hätte, daß nichts bey der Schönen auszurichten wäre, wofern er nicht vom Heirathen schwatzte, welches aber kein Werk für ihn gewesen wäre, so hätte er von ihr abgelassen: er wüßte auch, daß es vielen andern, die sich sterblich in sie verliebt gehabt, eben so ergangen wäre, welche ebenfalls unverrichteter Sachen hätten abziehen müssen. Er hätte sich daher nicht wenig gewundert, da er sie in seinem Zimmer angetroffen: und wenn der Herr Marquis sie endlich zahm gemacht hätte, so müßte er ihr, allem Ansehen nach, wichtige Vortheile eingeräumet haben.

Der Marquis, welcher nunmehr sah, daß sein Schicksal es so mit sich brachte, allemal, so oft er heirathete, hintergangen zu werden, tröstete sich wenigstens noch damit, daß er ein Zeugniß von der guten Aufführung seiner Gemahlinn bekam. Er liebte sie aufs zärtlichste; und weil sie sich seiner

Liebe

Liebe immer würdiger machte, so war es ihm unmöglich sie zu verstoßen. Er war noch unschlüßig, was er dem Edelmanne antworten wollte; und indem er sich besann, fragte er ihn noch unterschiedenes, um Zeit zu gewinnen und sich völlig zu erholen. Endlich entschloß er sich, ihm weis zu machen, als ob ihm ihre Umstände gar wohl bekannt gewesen wären, da er sich vorgenommen gehabt, sie zu heirathen. Er sagte ihm also: weil er diese schöne Person für vollkommen tugendhaft gehalten, so hätte er sich seiner Liebe zu ihr nicht widersetzet, und sie zur Frau genommen. Um aber solches mit grösserer Ehre thun zu können, hätte er überall vorgegeben, sie wäre eine adeliche Person aus Bretagne, die ein schönes Vermögen besäße; und er wollte sich also die Freundschaft von ihm ausbitten, das Gegentheil nicht bekannt zu machen. Der Edelmann versprach ihm solches auf seine Ehre: worauf ihn der Marquis wieder zu seiner Gemahlinn führte, welche aber noch nicht wußte, wie sie sich gebehrden sollte. Der Marquis, da er es bemerkte, (wie es auch nicht anders seyn konnte,) sagte mit freyer Art: weil dieser Cavalier sie schon lange Zeit kennte, so dürfte sie bey ihm keine Bretagnerinn seyn, aber noch wie zuvor, bey allen anderen Leuten, welche es nicht wissen sollten, daß ihn die Liebe gezwungen, eine Person von viel geringerm Stande zu heirathen. Die Marquise und ihre Base begriffen aus diesen Worten, wie er die Sache bey dem Edelmanne herumgedrehet hatte. Dieser legte bey der Marquise seinen Glückwunsch ab, daß er sie in so vortheilhaft veränderten Umstän-

den

den erblickte; und that es mit Ausdrücken, aus denen ihr Gemahl sehen konnte, daß er sie wirklich hochschätzte. Hernach speisten sie alle mit einander. Da der Edelmann weg war, so war das erste, was die Marquise und ihre Base thaten, daß sie dem Marquis zu Füßen fielen, und ihn wegen ihrer Betrügerey um Vergebung bathen. Der Marquis gab ihnen zur Antwort: weil in der Welt ein jeder sein Glück zu machen bedacht seyn müßte, so wollte er es ihnen gar nicht übel nehmen. Und da die junge Frau weinte, und nicht sogleich wieder aufstand, so hob er sie selbst auf, und versicherte sie, daß er alles gern vergessen wollte; aber sie möchte sich nur in ihrer Schwangerschaft in Acht nehmen. Sie kam, einige Zeit hernach, glücklich mit einem Sohne nieder, worüber er eine so große Freude hatte, daß er viele Lustbarkeiten anstellte. Von fünf Kindern, die er mit seinen ersten Frauen gehabt hatte, war ihm keines mehr übrig, das seinen Namen und seine Güter hätte erben können. Drey Töchter waren Nonnen geworden, und zween Söhne waren im Kriege geblieben. Diese glückliche Fruchtbarkeit der Marquise verdoppelte ihres Gemahls Liebe zu ihr; und er schätzte sie um so viel höher, je mehr sie wegen ihrer guten Sitten und artigen Manieren, in dem Stande, darein er sie erst versetzet hatte, gebohren zu seyn schien.

Zwan-

Zwanzigste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein alter Mann heirathete, seiner Tochter zum Possen, weil sie sich einen Freyer nicht aufdringen lassen wollte, eine junge Frau. Die Tochter achtete den Verlust einer reichen Erbschaft nichts, weil ihr der Vater erlaubte, ihren Geliebten zu heirathen. Aber dieser liebte das Geld mehr als die Schöne, und begehrte diese nicht mehr, da er jenes nicht bekam. Aus Verdruß hierüber, begab sie sich auf Lebenszeit ins Kloster.

Eine junge Schöne, die viel Witz besaß, auch witziger Personen Gesellschaft liebte, ließ sich von einem jungen Herrn, der wohl aussah, auch artige und sehr einnehmende Manieren an sich hatte, zur Liebe bewegen. Er sprach schön, schrieb ungemein wohl, und war ein Meister in Verfertigung scherzhafter Verse; welches alles der Schönen vortrefflich anstand. Er hatte dabey so viel im Vermögen, daß er wohl hoffen konnte Gehör zu finden. In dieser Hoffnung gab er sich

verliebte Bemühungen um sie, sah auch bald, daß sie der Schönen nicht zuwider waren. Es war aber hiermit noch nicht ausgerichtet: sie stand unter einem Vater, dessen einziges Kind sie war, und der sie recht nach seinem eignen Belieben verheirathen wollte. Er war ein Witwer, schon ziemlich bey Jahren, und wollte ihr dreyßig tausend Thaler zur Mitgift geben, ohne die Erbschaft mit zu rechnen. Dieses war bekannt, und stand dem jungen Herrn nicht unrecht an. Weil er ihr an Stande und Vermögen gleich war, und sie sich ihm sehr geneigt erzeigte, so glaubte er, er dürfte nur beym Vater um sie anhalten, wenn er seine Wünsche erfüllet sehen wollte. Er schickte also einen guten Freund an ihn, der das Wort für ihn führen mußte; sah aber zu seinem großen Verdruß, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Der Vater der Schönen ließ ihm für die Ehre, so er seinem Hause thun wollte, aufs beste danken, ihn aber zugleich bitten, nicht weiter an seine Tochter zu gedenken, weil er eine andere Absicht mit ihr hätte. Sogleich hernach ließ er die Tochter zu sich ruffen. Er hielt ihr eine lange Rede über den Text, daß Leute, die nur von Witze und schönen Wissenschaften Profession machen, selten auf Aemter und Ehrenstellen bedacht sind, und immer so bleiben wie sie sind; und hernach befahl er ihr ausdrücklich, den Edelmann, der um sie angehalten hatte, nicht mehr bey sich zu sehen. Sie wollte zwar ihrem Geliebten das Wort reden: aber je mehr der Vater sah daß sie

ihm

ihm günstig war, desto mehr verboth er es ihr, und bey Strafe seiner väterlichen Ungnade. Es war ein sehr gebietherischer Mann, und es war gefährlich für sie, wenn sie ihm hätte Widerstand thun wollen. Sie nahm also fast keinen Besuch von ihrem Geliebten mehr an. Wie aber die Liebe sinnreich ist, und durch den Zwang allemal stärker wird, so fand sie Mittel und Wege, ihn bey einer guten Freundinn zu sehen; und ihre Zusammenkünfte wurden dermaßen geheim gehalten, daß der Vater nichts davon erfahren konnte. Sie sagten einander eine beständige Liebe zu; und weil sie hofften, daß sie die Hinderniſſe ihres Glücks noch aus dem Wege räumen wollten, so liebten sie sich immer stärker, je mehr sie einander zu vergessen schienen. Die Schöne hätte sich glücklich geschätzt, wenn sie auch lange in diesem Zustande geblieben wäre; aber ihr Vater wollte ihr nicht nur ihren Geliebten rauben, sondern ihr auch einen häßlichen Menschen zum Manne geben, welcher nichts gutes an sich hatte, als daß er reich war, auch alle erforderliche Gaben besaß, noch reicher zu werden, indem er sich schon in Handelsgeschäffte eingelassen hatte, die er auf eine solche Art angriff, aus der man sich viel von ihm versprechen konnte. Die Tochter bath ihren Vater sehr, er möchte ihr das Vergnügen, noch länger Jungfer zu bleiben, nicht mißgönnen: aber ihr Vater schloß aus ihrem Widersetzen, daß sie den jungen Edelmann noch liebte. Er gab ihr Verweise darüber, und sagte ihr mit bitterer Art, er

wüßte besser als sie, was ihr zuträglich wäre, und er wollte sich nicht widersprechen lassen. Die Tochter tröstete sich inzwischen über dem Verdruß, den ihr der Vater machte, mit dem Vergnügen, so es ihr brachte, daß sie ihrem Geliebten Proben von ihrer Treue geben konnte. Hierdurch ward seine Liebe immer stärker, und so oft er seine Schöne heimlich sah, so oft versicherte er sie aufs neue, daß er nur für sie leben wollte.

Mittlerweile fügte es sich, daß unsere Schöne an einer jungen Person aus der Normandie, von der sie viel gutes gehöret hatte, eine gute Freundinn bekam. Sie war um eines Processes willen, mit ihrer Base nach Paris gekommen, und wohnte nicht weit von ihrem Hause. Ihre Schönheit, die doch vieler Augen auf sich zog, war noch der kleinste von ihren Vorzügen. Sie konnte malen und ungemein wohl singen, und besaß dabey erstaunlich viel Lebhaftigkeit des Witzes. Ihr höfliches und sanftes Wesen machte sie bey allen Leuten beliebt: es war also kein Wunder, wenn die erst erwähnte junge Schöne, weil sie witzige Personen liebte, die beste Freundinn von dieser wurde. Sie waren fast alle Tage beysammen, und bisweilen blieb sogar die liebenswürdige Fremde, mit Erlaubniß des Vaters ihrer Freundinn, in ihrem Hause; da sich dann unterdessen ihre Base mit ihren Proceß-Sachen beschäfftigte. Weil sie nun vertraute Freundinnen geworden waren, so erfuhr die Normanderinn, wie ihre Freundinn zu einer

Heirath

Heirath gezwungen werden sollte. Sie sah es als das größte Unglück an, das einer Jungfer begegnen kann, einen Menschen, den sie nicht liebt, heirathen zu sollen. Sie rieth ihr, standhaft zu bleiben. Der Vater ersuchte sie, daß sie seine Tochter überreden möchte, in die Heirath zu willigen: aber sie that vielmehr alles was ihr möglich war, um ihm die Sache auszureden, und seine Tochter nicht unglücklich zu machen. Er erzürnte sich zwar nicht hierüber, aber es half auch nichts bey ihm. Er glaubte nicht allein, daß seine Tochter wider die kindliche Ehrerbiethung handelte, sondern er sagte auch, sie wäre ihm bloß deßwegen ungehorsam, damit sie ihrem Liebhaber, den er ihr doch nicht heirathen lassen wollte, treu bleiben möchte: worüber er sich schrecklich erzürnte. Ihre Freundinn gab sich die größte Mühe, ihn zu besänftigen; und da sie einsmals mit vieler Klugheit und Kunst wider ihn redte, so fragte er sie, ob sie sich wohl selber, Troß ihren Aeltern und Vorgesetzten, nach ihrem Sinne verheirathen wollte. Sie gab ihm mit angenehmer Art zur Antwort: sie wäre sicher, daß ihr die Lust nicht so leicht würde ankommen können, sich auf solche Art zu empören. Die Mägdchen aus der Normandie hätten insgemein nicht viel im Vermögen, und also auch selten zu wählen. Und was sie selbst anlangte, so hätte sie vollends einen so großen Ekel vor der Welt bekommen, weil sie gesehen, wie schwer ihrer Base ihr Proceß gemacht würde, daß sie fest bey sich beschlossen

schlossen wäre, sogleich nach ihrer Rückkunft in ihr Vaterland, sich in ein Kloster zu begeben. Man scherzte über ihren Anschlag eine Nonne zu werden; aber sie sagte sehr ernsthaft: sie glaubte daß solches das einzige Mittel für eine Jungfer von gutem Hause wäre, welche nicht so viel hätte, als ihr Stand erforderte. So scherzhaft und so beredt sie aber auch war, so richtete sie doch nicht das geringste für ihre Freundinn aus. Der Vater ließ sich durch nichts bewegen; und alles was er ihr zu gefallen that, war, daß er ihr versprach, seiner Tochter, in Ansehung ihrer, zween Monathe Zeit zu lassen, um sich zu dem ihm schuldigen Gehorsam anzuschicken. Die Base kam endlich mit ihren Rechtssachen zu Ende. Die junge normandische Schöne that nochmals einen vergeblichen Versuch, den Vater ihrer Freundinn auf andere Gedanken zu bringen, und nahm mit den zärtlichsten Versicherungen einer ewigen Freundschaft Abschied von ihr.

Nachdem sie abgereiset war, wollte der Vater schlechterdings die Heirath seiner Tochter zu Stande gebracht haben. Ob sie sich gleich noch immer widersetzte, so nahm er doch mit seinem erwehlten zukünftigen Schwiegersohne völlige Abrede, und bestimmte ihm den Tag, wenn die Ehepacten geschlossen werden sollten. Die Tochter wußte bey solchen Umständen ihrem Leibe keinen Rath mehr. Der Vater befahl ohne Widerrede; niemand vermochte so viel über ihn, daß er sichs hätte ausreden lassen; und es blieb ihr also kein

ande-

anderes Mittel übrig, sich wider Gewalt zu schützen, als daß sie sich in ein Kloster begab. Ihr Liebhaber war ungemein wohl damit zufrieden. Der Vater, welcher etliche Tage nicht wußte wo sie war, erzürnte sich so heftig über ihr Vornehmen, daß er schwur, er wollte sie dafür bestrafen. Endlich erfuhr er, in welchem Kloster sie war, und zwar durch ein sehr ehrerbiethiges Schreiben, so sie ihm zustellen ließ, ohngefähr folgenden Inhalts. Da es itzt auf die Freyheit und Glückseligkeit ihres Lebens ankäme, so glaubte sie, daß sie, ohne den ihm schuldigen Gehorsam zu verletzen, das was sie gethan, hätte thun können. Und wie sie strafbar seyn würde, wenn sie sich wider seinen Willen verheirathen wollte, eben so deuchtete es ihr auch, daß er die Macht nicht habe, sie wider ihren Willen zu verheirathen. Etliche gute Freunde von ihr, die sie darum ersuchet hatte, trugen dem Vater diese vernünftigen Gründe auch mündlich noch mehr vor, und suchten ihn zu überführen, daß sie als eine wohlgesittete Tochter handelte, indem sie ihm weder ungehorsam seyn, noch auch thun wollte, was er auf eine fast tyrannische Art von ihr verlangte, und sich bloß, um vor seinem Zorne sicher zu seyn, an einen solchen Ort begeben hätte, wohin er sie selbst geschickt haben würde, wenn er sie nicht bey sich im Hause hätte behalten wollen. Er hörte dieses alles gelassen an, und gab ihnen nichts anders zur Antwort, als daß er eine gewisse Reise thun, und hernach der Tochter seinen Entschluß wissen lassen wollte.

Er verreiste hierauf, und blieb drey Wochen weg, ohne daß die Tochter wußte, wohin oder warum er diese Reise anstellte. Nach diesen dreyen Wochen wurde im Kloster eine Frauensperson bey ihr gemeldet, die mit ihr sprechen wollte. Unsere Schöne kam, wie gewöhnlich, ans Sprachgitter, und erstaunte, da sie ihre gute Freundinn aus der Normandie sah. Diese sagte sogleich zu ihr, daß ihr Herr Vater die Heirath, welche ihr so viel Kummer machte, nicht allein nicht mehr begehrte, sondern ihr auch erlaubte, ihren Geliebten zu heirathen.

Diese ganz unerwartete Erlaubniß, und zugleich das Vergnügen ihre Freundinn zu sehen, beydes setzte sie in eine unbeschreibliche Freude. Da jene es sah, so sagte sie ihr, sie besorgte, es könnte ihre Freude nicht von langer Dauer seyn. Es wäre allerdings wahr, was sie ihr zu wissen gethan: aber sie hätte eher nichts bey ihrem Herrn Vater ausrichten können, als bis sie ihm das eheliche Jawort gegeben. Er wäre bloß deßwegen nach der Normandie gekommen: und wie sich ein jeder Mensch, natürlicher Weise, gern aus schlechten in bessere Umstände versetzte, so hätte sie, bey ihrem geringen Vermögen, nicht auf die Ungleichheit der Jahre sehen dürfen. Und da er auch überdieß einmal hätte heirathen wollen, so wäre es doch noch besser, daß sie ihre Stiefmutter würde, als wenn es eine andere geworden wäre, die bey weitem nicht so viel Freundschaft für sie gehabt hätte. Nunmehr sah die unglückliche Schöne

mit

mit vielem Erstaunen, daß sich ihr Vater durch diese andere Heirath an ihr gerächet hatte, und begriff auch leicht, daß die schönen Eigenschaften ihrer Freundinn vieles zu dieser Rache beygetragen hatten. Da aber die Sache nicht mehr zu ändern stand, und sonderlich da sie hörte, daß ihr der Vater keine Hinderniſſe in ihrer Liebe machte, so vergaß sie über ihrem Glücke gern alles Unglück. Bey ihrem Geliebten hingegen machte diese verdrießliche Zeitung einen ganz andern Eindruck. Weil er sie frey besuchen durfte, so that er es, und gab ihr zu erkennen, wie ungern er es gehöret hätte, daß der beharrliche Widerstand, den sie ihrem Herrn Vater gethan, ihn bewogen sich wieder zu verheirathen. Alle seine vorigen Versicherungen einer ewigen Treue waren viel zu schwach, als daß sie eine solche Prüfung mit ihren veränderten Glücksumständen, hätten aushalten können. Er erfuhr, daß ihr Vater die dreyßig tausend Thaler, die seine Tochter zum Brautschatze hatte bekommen sollen, seiner jungen Frau in den Ehepacten ausgesetzt hatte: und ein solcher Verlust machte daß auch seine Liebe verlohren gieng. Unsere Schöne, die ein sehr edles Gemüth hatte, sagte ihm, sie sähe völlig, wie sein Herz beschaffen wäre. Sie nahm sich nicht die Mühe, ihm einen Verweis darüber zu geben, wie sie doch mit Recht hätte thun können, und ließ ihn in seiner Niederträchtigkeit dahin gehen. Er verließ sie noch nicht sogleich völlig: aber seine Kaltsinnigkeit ließ sie deutlich sehen, was sie sich von ihm

zu versprechen hatte. Seine Liebe erkaltete vollends sehr, da die junge Stiefmutter in gesegnete Umstände kam: und unsere großmüthige Schöne ergriff nunmehr einen Entschluß, der ihrer würdig war. Sie wollte ihren Geliebten nicht mehr sehen und hören; sie hielt an, daß sie die Kloster-Gelübde ablegen dürfte; und der Liebhaber ließ es geschehen, ohne ein Wort dawider zu sagen. Dieses brachte ihr vollends einen Eckel vor der Welt bey. Sie verließ ihn, und wenigstens dem Scheine nach, willig und gern. Ein Jahr hernach ließ sie sich als Nonne einkleiden, und dieses mit einer so andächtigen Art, daß alle Anwesende bey der Ceremonie sich an ihr erbaueten. Ihr gewinnsüchtiger Treuloser ist nach Verdienst bestrafet worden. Er bekam eine Frau, die weder Geld, noch Ehre, noch Stand hat, und die ihn Tag und Nacht fast toll macht.

Ein-

Ein und zwanzigste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Herr, der nur noch Galanterie und flüchtige Liebeshändel getrieben hatte, verliebte sich in eine Schöne, die wirklich liebenswürdig war. Beyde Mütter hätten die größte Freude darüber, um ihre Familien in noch festere Bande der Freundschaft zu bringen. Die Heirath wurde endlich richtig; aber die Mutter des jungen Herrn starb vor großer Freude.

Man pflegt zu sagen: die Weiber sterben vor Freude, und leben oftmals vom Verdruß. Wer an der Wahrheit dieses Sprichworts zweifelt, der wird vielleicht nicht mehr zweifeln, wenn er folgende Begebenheit, aus einer der größten Städte des Reichs, gelesen haben wird.

Eine vornehme Frau wollte sich, im Ausgange des Sommers, einige Zeit auf ihr schönes Landhaus begeben, und bath eine gute Freundinn,

dinn, daß sie den Herbst dort mit ihr zubringen möchte; welches sich diese willig gefallen ließ. Die Witterung war überaus schön; und sie nahm ihre einzige Tochter mit sich. Sie war lang von Person, aber ihre Stellung war frey und geschickt. Ihr Gesicht war ungemein wohl proportioniert. Sie hatte eine glatte Haut, sanfte Augen, und die ihr gehörig offen standen, einen kleinen und rothen Mund; und alle ihre Manieren zeugten von so großer Sittsamkeit, daß man schwerlich ungerührt von ihr bleiben konnte. Ihr Witz war nicht geringer als ihre Schönheit. Zwar, weil sie sehr eingezogen gelebt, und keine Gesellschaften hatte besuchen dürfen, mangelte es ihr, im Reden, an demjenigen geschickten und muntern Wesen, das man bloß im Umgange mit artigen Personen an sich nimmt. Ob sie sich aber gleich nicht aufs allerbeste ausdrückte, so übersah man ihr doch leicht diesen Fehler, in Ansehung ihrer wenigen Uebung in ernsthaften und galanten Unterredungen. Kurz, sie war liebenswürdig, und es gefiel alles was sie sagte. Man darf sich auch hierüber nicht wundern: denn wenn eine hübsche Person so viel angenehmes hat, daß sie die Augen ergetzet, so sieht man auch ihre geringsten Worte für Witz an.

Unsere zwo Freundinnen waren schon einige Zeit beysammen auf dem Landhause gewesen, so kam erst der Sohn der Frau vom Hause an. Er war reich; und seine Mutter, die ausser ihm

kein

kein Kind hatte, war schon längst begierig gewesen, ihn verheirathet zu sehen. Aber aus Lust, frey und ungebunden zu leben, hatte er schon manche gute Partey aus den Händen gelassen: und es war ein rechtes Herzleid für seine Mutter, daß er sich zu keiner Heirath entschliessen wollte. Er stellte eine gar gute Person vor; und ob er wohl stets sehr gleichgültig geschienen hatte, so war er doch überaus gefällig gegen die Schönen. Kaum hatte er also diese liebenswürdige Person bey seiner Mutter gesehen, so freute er sich schon, daß er Gelegenheit hatte, sie oft zu sehen und zu sprechen. Er hatte nur vier Tage da bleiben wollen: nachdem er sie aber etlichemal in Gesprächen unterhalten hatte, so dachte er nicht wieder ans Abreisen. Er erstaunte über eine solche Veränderung: aber so sehr er sich auch selbst zu überwinden suchte, so fühlte er dennoch in sich, da ihm die Schöne täglich besser gefiel, daß seine so sehr geliebte Freyheit wankend wurde. Man kann also leicht denken, daß er sich fleißig bey der Schönen zuthat: ja er ließ sogar einige zärtliche Ausdrücke mit unterlaufen. Er würde damit noch bessern Eingang gefunden haben, als es wirklich geschah, wenn man ihm ernsthafte Absichten zugetrauet hätte. Weil man aber wußte, daß es seine alte Gewohnheit war, allen Schönen, mit denen er umgieng, süße Reden zu geben, so schrieb man alles, was er doch von Herzen sprach, nur seiner Galanterie und Höflichkeit zu. Selbst seine Mutter, die ihn wohl kannte, ob sie gleich herz-

lich

lich wünschte, daß er diese junge Person lieben möchte, rieth ihr, sie möchte nicht etwa Staat auf seine Reden machen. Die Schöne war völlig auch dieser Meynung: und indem sie ihm also sehr wenig Glauben in allem, was er ihr sagte, beymaß, so wurde seine Liebe nur immer stärker. Er versicherte sie, daß er etwas für sie fühlte, das er noch niemals für eine andere gefühlt hatte; und er redte solches aufrichtig: aber weiter durfte man ihn nicht in Versuchung führen. Sobald man ihm zu verstehen gab, daß die Heirath ein sicheres Mittel wäre, seine Sehnsucht erfüllet zu sehen, so wußte er nicht was er antworten sollte, und das Heirathen jagte ihm eine Furcht ein. Er hätte gern in Freyheit beständig fort geliebt; aber Ehepacten zu schliessen, das war etwas schreckliches für ihn. Weil nun aber sein ganzes Bezeigen weit mehr als eine sonst gewöhnliche Gefälligkeit gegen die Schönen verrieth, so fieng die Tochter, auf Anrathen ihrer Mutter an, behutsamer mit ihm umzugehen: und aus Begierde, ihm so sehr zu gefallen, daß er auch wider seinen Willen eben so gegen sie gesinnt werden möchte, wie sie allmälig gegen ihn wurde, wußte sie die Sache so künstlich einzurichten, daß er ihr, obgleich (nach seiner Meynung) nur scherzend und aus Galanterie, die stärksten Liebesversicherungen geben mußte.

Unsere Gesellschaft blieb den ganzen Herbst auf diesem Landhause; und man erlustigte sich bald mit Spatzierfahrten, bald mit kleinen Jagden,

den, bald auch mit Besuchen. Der junge Edelmann war überall bey der Schönen; und da man nichts mehr wünschte, als daß er mit seiner Liebe Ernst machen möchte, so erleichterte man ihm die Gelegenheiten dazu so gut als man wußte und konnte. Da die Jahrszeit rauh wurde, so begab man sich wieder in die Stadt. Nunmehr empfand der junge Herr, daß ihm zur Glückseligkeit etwas mangelte. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, die Schöne stets um sich zu sehen, und er vermißte sie itzo mit Widerwillen. Er besuchte sie zwey oder dreymal, und wurde aufs beste aufgenommen. Da er aber immer öfter kam, so gab man ihm zu verstehen, daß die Freyheit des Landlebens vieles verstattete, welches man in der Stadt, um alle üble Nachrede zu meiden, mehr einschränken müßte. Er verstand was das gesaget war. Er antwortete, man hätte ein Mittel, den Leuten das Reden zu verbiethen: und man schloß hieraus, daß er vielleicht nicht abgeneigt vom Heirathen seyn könnte. Es hielt schwer, ehe er sich entschloß, und er wurde tiefsinnig und unruhig. Seine Mutter errieth woher es rührte. Sie fragte ihn einsmals lächelnd, ob er nicht etwa verliebter wäre als er selbst dächte. Er gestand ihr, daß er seit der Zeit, da er ihrer Freundinn Tochter kennen gelernet, etwas in sich gefühlt hätte, das ihm zuvor ganz unbekannt gewesen wäre; und daß ihre Tugend, ihr bescheidenes und sittsames Wesen, auch ein gewisser Schwung ihres Witzes, der bey einer scheinbaren Einfalt

etwas

etwas lebhaftes und feines an sich hätte, Reizungen für ihn wären, denen er kaum widerstehen könnte. Die Mutter stellte ihm vor, wie kostbar alle diese Eigenschaften wären, wenn es auf die Wahl einer Gemahlinn ankäme. Sie sagte ihm auch, da er mit Glücksgütern gnugsam versorget wäre, so dürfte er nur auf die Zufriedenheit des Lebens bedacht seyn; und ließ ihn hernach seinen Gedanken nachhängen. Etliche Tage darauf bekam sie einen Anfall vom Fieber, und mußte zu Bette liegen. Da es gefährlich mit ihr zu werden schien, so kam ihre Freundinn fast nicht mehr von ihr weg; wobey sie, ausser der Freundschaft, vermuthlich ihre klugen Absichten haben mochte. Sie brachte auch oft ihre Tochter mit sich; und diese gab sich so viel Mühe mit der Kranken, und alles mit so gefälliger Art, daß sie sie zärtlich lieb gewann. Für unsern jungen Herrn war dieses eine neue Gelegenheit, die Schöne noch stärker zu lieben. Er hielt seine Mutter ungemein werth, und was für sie geschah, das war als wenn es für ihn selbst geschähe. Da ihr Fieber fast vorbey war, so bezeugte er ihr seine Freude darüber. Hier nahm die Mutter Gelegenheit ihm zu sagen, daß es bey ihm selbst stehen würde, sie völlig gesund zu sehen: denn er wüßte wohl, daß sie schon längst nichts mehr gewünschet hätte, als ihn verheirathet zu sehen. Und weil er doch einer sehr liebenswürdigen Person gewogen wäre, so würde er ihr das größte Vergnügen machen, wenn er sie heirathete.

Der

Der Edelmann war seiner nicht mehr mächtig, und gab der Liebe nach. Er that seiner Mutter, und sich selbst, die größte Gefälligkeit und versprach ihr alles; wodurch ihre völlige Genesung befördert wurde. Sobald sie vom Fieber befreyet war, ließ sie die Ehevacten schliessen; und unsere Verliebten unterschrieben sie mit großer Freude. Man ließ die Kleider und alles zurecht machen: und nachdem alle Anstalten getroffen waren, so setzte die Mutter die Hochzeit schon auf den folgenden Tag an. Sie sollte nur warten bis sie ihre Kräfte völlig wieder erlanget hätte, damit sie selbst dabey seyn könnte: aber sie wollte dieses Vergnügens lieber entbären, als etwas noch länger aufschieben, was sie zu ihrer und ihres Sohns Glückseligkeit so lange gewünschet hatte. Die Vermählung geschah zum größten Vergnügen aller Anverwandten; und kein Mensch versah sich eines so traurigen Falles, wie sich dabey begab. Die Mutter, die itzt ihre sehnlichsten Wünsche erfüllet sah, gerieth in eine so unmäßige Freude, daß, da das Brautpaar aus der Kirche kam und ihr in dem Zimmer die Hand küssen wollte, sie nur mit einem tiefen Seufzer antworten konnte. Sie wurde von Freude und Zärtlichkeit dermassen gerührt, und ihr Blut in eine so heftige Bewegung gebracht, daß sie nicht reden konnte, und todt niedersank. Es wurde also aus der Hochzeit ein Trauren, und man mußte weinen, wo man frölich seyn wollte.

Zwey u. zwanzigste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Herr, dem seine Liebste mit Bitten anlag, daß er sie bald heirathen möchte, suchte einen Vorwandt nach dem andern, um die Sache aufzuschieben. Endlich reiste er in eine entlegene Provinz, wo er ein ganzes Jahr blieb, ohne eine wichtige Ursache angeben zu können. Die Verwandten der Schönen meynten nunmehr, sie wäre von ihm betrogen, und wollten sie an einen reichen alten Mann verheirathen, der um sie anhielt. Inzwischen kam ihr Liebhaber unvermuthet wieder und heirathete sie.

Ein junger Edelmann aus einer entlegenen französischen Provinz, der sich gewisser Geschäffte wegen zu Paris aufhielt, machte Bekanntschaft bey einer Dame, die so viel Gutes und schöne Eigenschaften besaß, daß man sie würde gesuchet haben, wenn sie gleich nicht eine liebenswürdige Tochter gehabt hätte. Beydes

zog ihr viel gute Freunde zu, die sie fleißig besuchten; und es waren fast alle so artige Leute, daß man die angenehmste Gesellschaft bey ihr fand. Unser junger Edelmann war einer von denen, die sie am fleißigsten besuchten. Man bemerkte auch bald aus den vielen Bemühungen, die er sich gab, daß er alles um der schönen Tochter willen that. Er suchte sie allemal mit Gesprächen zu unterhalten; und wenn sich ein anderer neben ihr setzte, so verrieth sich seine Liebe durch seine Unruhe ziemlich deutlich. Die Mutter sah es mit Vergnügen; und die Tochter unterließ nicht, ihn mit Gefälligkeit und Höflichkeit noch mehr an sich zu ziehen. Der Edelmann war aus einem sehr angesehenen Hause; und hatte von seinem alten geizigen Vater eine so große Erbschaft zu hoffen, daß er dereinst einen schönen Staat führen konnte. Hiervon hatte man schon Nachricht eingezogen, und der reiche junge Herr war hernach noch mehr als vorher in ihrem Hause willkommen. Nachdem er endlich der Schönen täglich mehr und immer stärkere Versicherungen von seiner Liebe gegeben hatte, und man also nicht länger zweifeln konnte, daß er es ernsthaft meynte, so bath ihn die Mutter, er möchte sich näher erklären. Er gab zur Antwort: weil ihr Haus allen ehrbaren Leuten offen stünde, so hätte er geglaubt, daß die besondere Ehrerbiethung, so er ihr stets erzeiget hätte, werth geachtet seyn könnte, daß auch Er bey ihr gelitten wäre; und er hoffte, wenn sie seine Aufführung

erwägen wollte, daß sie sich nicht über ihn würde beschweren können. Die Dame sagte zu ihm: sie hätte die größte Hochachtung von der Welt gegen ihn, und hielte ihn für den artigsten Mann, den man sich wünschen könnte. Wie aber die meisten von denen, die ihr Haus besuchten, nur Spielens oder Gesellschaft wegen kämen, und zu keiner Nachrede Anlaß geben könnten, so hätten sie hingegen alle an ihm bemerket, daß er sich nur bey ihrer Tochter zuthäte. Weil nun dieses ihrem guten Ruffe nachtheilig seyn könnte, so erforderte ihre Ehre nothwendig, entweder daß er seine Besuche einstellete, oder daß er sich deutlicher erklärete. Die Wahl unter beyden war verdrießlich für unsern jungen Herrn: und weil er das erste nicht thun konnte, so mußte er dießmal mit der Sprache heraus. Er gestand ihr, es hätte ihn ihre schöne Tochter zu solchen Empfindungen gebracht, daß er sie als die einzige Person ansähe, die ihn glücklich machen könnte. Und da er keine andern als rechtmäßige Absichten bey ihr haben könnte, so würde er schon um sie angehalten haben, wenn ihn nicht sein harter Vater, der in Ansehung des Geldes unerbittlich wäre, zum Stillschweigen genöthiget hätte. Er sagte dabey, es wären ihm schon etliche gute Parteyen angetragen worden, die aber alle bloß deßwegen nicht vor sich gegangen, weil ihm sein Vater kein Geld vorschiessen wollte; ja selbst alles, was er itzo verthäte, bekäme er von einer gewissen Person, die ihn aus besonderer Freundschaft zu ihrem

rem Erben machen wollte, und ohne die er nicht standesmäßig würde leben können. Er wollte aber aufs neue durch seine Freunde alles beym Vater versuchen lassen, damit er ihm eins von seinen Gütern übergeben möchte. Wenn ihm dieses glückte, so sollte sie von seiner Aufrichtigkeit bald überzeuget werden; unterdessen bäthe er sich die benöthigte Zeit dazu aus.

Er sagte alles dieses mit einer so freymüthigen und verbindlichen Art, daß die Mutter zufrieden war da er ihr zum Beschluß versprach, er wollte keine andere Gemahlinn als ihre Tochter haben. Er liebte die Schöne zärtlich, und konnte auch leicht sehen, daß er von ihr nicht weniger geliebt wurde. Er schätzte sich immer glücklicher in seiner Liebe, da er itzt immer fleissiger mit ihr umgehen durfte. Es vergieng ein halbes Jahr, und es blieb alles wie es war. Die Mutter, weil sie den Edelmann als eine sehr vortheilhafte Partey für ihre Tochter ansah, und zu befürchten anfieng, daß er nicht aufrichtig zu Werke gienge, wollte sich gern aller Sorgen entledigen und suchte ihn zu überreden, daß er seine Geliebte heimlich heirathen möchte. Er war schon dreyßig Jahre alt, und folglich schon ziemlich Herr über sich selbst. Allein, er entschuldigte sich aufs beste, weil sein Vater ein wunderlicher Mann wäre; und wofern er erführe, daß er eine Person zur Ehe genommen hätte, bey der nicht alle Vortheile, wie er sie

sich wünschte, zu finden wären, so wäre es ihm etwas sehr leichtes ihn zu enterben, und seiner Schwester sein ganzes Vermögen zuzuwenden. Er hatte auch noch eine Menge anderer Entschuldigungen; und die Mutter mußte sich abweisen lassen. Inzwischen konnte sie sich nicht enthalten ihm zu sagen, er könnte unmöglich so verliebt seyn, als er sich stellte, weil er etwas abschlüge, das andere mit Freuden angenommen haben würden. Einen Monath hernach verschwand das größte Hinderniß, das der Mutter und der Tochter so unangenehm war. Sein Vater starb an einem Fieber. Die Wirkungen, so diese Zeitung hervorbrachte, waren sehr unterschieden. Die Schöne, die ihn niemals gesehen hatte, empfand eine heimliche Freude darüber, verbarg sie aber, aus Ehrbarkeit, so gut als sie konnte; und der junge Edelmann schien so betrübt zu seyn, daß man sich nicht gnug verwundern konnte, wie er einen Vater, der so schlechte Liebe zu ihm gezeiget hatte, so sehr bedauren könnte. Die ersten Tage ließ man ihn seiner Betrübniß nachhängen: da er aber die vollwichtigsten Trostgründe hatte, so erstaunte man über ihn, da er noch länger tiefsinnig und trauermüthig blieb. Er schob alle Schuld auf die verdrießlichen Geldgeschäffte, die er nicht verstünde, und um derer willen er doch in seine Provinz reisen müßte. Man sagte ihm, er könnte sich leichtlich allen Verdruß erträglicher machen, wenn er in Gesellschaft seiner

Geliebten dahin reiſete; und man traute ihm auch, als einem rechtſchaffenen Manne gewiß zu, daß er nicht eher ſeine Reiſe anſtellen würde, als bis er das, was er wegen ſeiner Heirath verſprochen, und was er bisher bloß aus Furcht vor ſeinem Vater verſchoben hätte, gehalten haben würde. Seine Antwort war: er wünſchte nichts ſehnlicher als dieſe Heirath bald vollziehen zu können, aber er müßte nothwendig erſt recht frey in ſeinem Gemüthe ſeyn, um es mit Vergnügen thun zu können. Es wäre alſo nothwendig, daß er vorher alle ſeine Geſchäffte zu Ende brächte, und er wollte dieſes mit aller möglichen Geſchwindigkeit thun. Man erſtaunte über ſeine Antwort; aber noch viel mehr, da man ihn bath, daß er wenigſtens die Ehepacten richtig machen möchte: denn es verdroß ihn, daß man ihm den Schimpf thäte und ſeinem Worte nicht mehr glaubte. Die Schöne, die bisher ihre Mutter hatte reden laſſen, konnte ſich nicht länger enthalten ihm zu ſagen, daß man deutlich ſähe, wie ihn ſeine Verbindung mit ihr reuete, indem ihm alles, was zu Verſicherung derſelben diente, ſo ſehr zuwider wäre. Hierauf warf er ſich ihr zu Füſſen, und gab ihr die ſtärkſten Verſicherungen, ſie Zeit Lebens mehr als ſich ſelbſt zu lieben. Niemand konnte begreifen, wie ſeine Reden und ſeine Verfahren zuſammen ſtimmten. Die Mutter ließ nicht nach, ihm verdrießliche Vorwürfe zu machen: und der Edelmann ſagte

endlich, er müßte billig ihrem Mißtrauen ein Ende machen. Er that es den folgenden Tag, und brachte ihr zehen tausend Thaler, mit der Erklärung, daß sie ihrer Tochter geschenkt seyn sollten, wenn er so niederträchtig wäre und sein Versprechen nicht hielte. Dieses Unterpfand beruhigte zwar die Mutter, aber nicht die verliebte Tochter, welche ihren Geliebten mit unglaublicher Betrübniß abreisen sah. Er versprach, daß sie oft Briefe von ihm haben sollte, und er hielt sein Wort. Alle seine Briefe waren so zärtlich, daß die Aufrichtigkeit seines Herzens deutlich daraus zu sehen war: aber er kam nicht wieder. Nach einem halben Jahre traf die Mutter jemand aus seiner Provinz an, und erkundigte sich nach seinen Proceß-Sachen, die ihn so lange abhielten. Sie bekam zur Antwort, es wäre nicht im geringsten zu vermuthen, daß er gerichtliche Streitigkeiten bekäme: sein Vater hätte keine Schulden, sondern alles in dem besten Zustande hinterlassen. Nunmehr gieng ein langer Brief mit den bittersten Klagen von unserer Schönen an ihren Geliebten ab. Er antwortete ihr: die Sorgen für Capitalien und Zinsen, und andere Berechnungen in einer Familie wären oft noch verdrießlicher als Rechts-Sachen, die man auszumachen hätte; und er würde keinen Augenblick länger, als nöthig, versäumen, ihr durch seine Wiederkunft zu zeigen, daß niemand besser als er zu lieben wüßte.

Auf solche Art vergieng ein ganzes Jahr. Unterdessen kam eine Dame aus seiner Provinz nach Paris. Sie hatte sich vergebliche Mühe um ihn gegeben, und war begierig, unsere Schöne, die sich seines Herzens zu bemeistern gewußt hatte, kennen zu lernen. Sie suchte Bekanntschaft bey ihrer Mutter; und da es Gelegenheit gab von ihm zu reden, so sagte sie, ohne an sich bemerken zu lassen, daß sie mißvergnügt mit ihm war: er gäbe sich viel Mühe um eine reiche Gräfinn; und es hätte, bey ihrer Abreise, seine Vermählung mit dieser Gräfinn bald vor sich gehen sollen. Nunmehr erwäge man selbst, wie unserer Schönen dabey zu Muthe wurde. Sie schrieb dem jungen Herrn in der größten Hitze einen Brief: sie hieß ihn einen treulosen und bösen Menschen, und sagte ihm alles, was seine vermeynte Untreu werth war. Seine Antwort blieb nicht lange aussen. Er schrieb, man müßte Narren reden lassen was sie wollten. Die verdrießlichen Umstände, in denen er dieses ganze Jahr gesteckt hätte, würden bald zu Ende kommen; und er wollte ihr nächstens die abentheurliche Geschichte von der Gräfinn mündlich erzehlen, über die sie gewiß lachen sollte. Dieser Brief hob die Sache noch nicht; und zu allem Unglücke gieng der Kummer unserer Schönen durch einen neuen Zufall erst recht an.

Ein sechzigjähriger Mann, der großes Vermögen besaß, kam auf den Einfall, sie zur Frau

zu begehren. Und wie es insgemein geht, daß ein verliebter Alter die Hochzeit kaum erwarten kann, so wollte er alle Bedingungen eingehen, die man nur von ihm verlangen könnte, wenn die Vermählung in wenigen Tagen vor sich gienge. Die Mutter sagte zu allem ja, ohne die Tochter zu fragen: und hernach gieng die Qual bey ihr an. Die Mutter wollte sie überreden, weil man doch aus dem Wegbleiben des Edelmanns sonnenklar sehen könnte, wie er nur Ausflüchte suchte, so dürfte sie eine so vortheilhafte Partey nicht aus den Händen lassen: und allenfalls wollten sie ihm seine zehen tausend Thaler wiedergeben. Die Schöne meldete ohne Zeitverlust und in größter Bestürzung, ihrem Liebsten was vorgieng. In seiner Antwort bath er sie mit den zärtlichsten Ausdrücken, ihn nicht zu verlassen, und versicherte sie, daß es ihm widrigenfalls das Leben kostete, auch daß er in kurzem gewiß bey ihr seyn würde. Unterdessen lag der neue Liebhaber der Mutter an; die Mutter zankte mit der Tochter; und die Tochter litt alles, ohne sich auf andere Gedanken bringen zu lassen. Endlich kam der Edelmann, und wurde anfangs ein wenig kaltsinnig aufgenommen. Er gieng in tiefer Trauer, und die noch ganz neu war. Mutter und Tochter fragten ihn, was für ein Todesfall seinem Hause schon wieder zugestoßen wäre. Er gab ihnen lächelnd zur Antwort: ob er gleich herzlich gern eher wiedergekommen wäre, so hätte er es doch

bloß

bloß dieser Trauer zu danken, daß er so glücklich geworden es thun zu können. Das war ein Räthsel, das einer Auflösung bedurfte; und sie bestand im folgenden. Da ihm sein Vater kein Geld gegeben hatte, (welches für junge Herren allerdings eine große Noth ist,) so hatte es sich gefüget, daß schon vor sechs Jahren eine Gräfinn, die damals wenigstens fünf und siebenzig Jahre alt war, Lust zu ihm bekommen, und ihm hundert tausend Livres baares Geld, und noch andere Vortheile angebothen hatte. Aus Liebe zum Gelde hatte er sie in größter Stille geheirathet, und es war ihm also nicht möglich gewesen, eine andere Partey zu treffen. Diese erste Ehe war Ursache an allen Weigerungen gewesen, die ihn der Kaltsinnigkeit und Untreu verdächtig gemacht hatten; und das frühzeitige Absterben seines Vaters hatte ihn um so viel mehr bestürzt gemacht, je weniger er hernach einen wahrscheinlichen Vorwandt, die junge Schöne nicht sogleich zu heirathen, gehabt hatte: und überdieß hatte er befürchtet, wenn er das Geheimniß entdeckte, daß sie ihm ihre Liebe entziehen möchte. Er hatte also viel Familien-Geschäffte erdichten müssen, um abzuwarten, wie es mit der Gräfinn, die schon lange bettlägerig gewesen war, ablaufen würde. Endlich war sie gestorben, und hatte ihre heimliche Ehe mit ihm vor ihrem Tode bekannt gemacht. Er hatte noch über zweyhundert tausend Livres, an Gelde und Sachen von ihr geerbt: und itzo (sagte er) komme ich, um alles dieses, und auch

mein

mein eignes Vermögen, mit derjenigen schönen Person, die meine ganze Glückseligkeit ist, zu theilen. Seine Erzehlung erklärte das ganze Geheimniß, das man gar nicht hatte begreifen können. Man besann sich nicht lange über der Wahl, die zu treffen war. Der alte Liebhaber bekam seinen höflichen Abschied, und der verliebte junge Herr heirathete seine Schöne mit unaussprechlichem Vergnügen.

Drey u. zwanzigste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein alter Vater wollte seine Tochter einem jungen Herrn, der sie liebte, bloß deßwegen nicht geben, weil er kein Geld geben wollte. Man ersann die List ihm weis zu machen, als ob die Seeräuber seine Tochter weggekapert hätten, und zehen tausend Thaler für ihre Ranzion verlangten. Der alte Geizhals mußte mit Gelde herausrücken, welches der Brautschatz der Schönen wurde; obgleich der junge Herr that, als wenn er sie umsonst heirathete.

Ein

Ein junger Edelmann liebte schon seit einiger Zeit eine junge Schöne, die ungemein viel angenehmes an sich hatte; war auch so glücklich, ihr zu gefallen. Er war nicht nur reich und von gutem Hause, sondern er besaß auch alles, was man an einem artigen Manne wünschen kann. Und da sie einander beyde liebten, so würde sie ihn geschwind zum Gemahle angenommen haben, wenn es bloß bey ihr gestanden hätte. Der Edelmann hatte sich bey der Mutter der Schönen in Gunst gesetzt; und weil diese auf seiner Seite war, so hatte sie ihren Mann auf alle Art zu bewegen gesuchet, ihn zum Schwiegersohne anzunehmen: aber es war alles bey ihm vergebens. Es war ein Kaufmann, der überall für reich gehalten wurde, der aber von nichts als vom Verfalle der Nahrung und Handlung redte. Sein Geiz war ausserordentlich groß: er hielt alles, was ihm in der Handlung glücklich von statten gieng, sehr geheim; und sobald ihm etwas ein wenig fehlschlug, so beklagte er sich überall jämmerlich. Er mochte aber wehklagen wie er wollte: man kannte ihn schon; und sein Credit blieb einmal wie das andere. Die große Sparsamkeit, mit der er sein Hauswesen führte, zog ihm beständige Vorwürfe von seiner Frau zu. Sie liebte den Staat; und es war etwas sehr verdrießliches für sie, daß sie es ihm nicht begreiflich machen konnte, wie thöricht es wäre, nur immer Geld zu sammlen und es niemals zu genieſſen. Da seine Tochter zwölf Jahre alt war, (und sie war doch

sein

sein einziges Kind,) so schickte er sie in ein Kloster, und that alles was er konnte, daß sie eine Nonne werden möchte. So oft er sie sah, so oft predigte er ihr auch die Eitelkeiten der Welt vor. Das junge Mägdchen war witzig; und die Mutter, die sie, Troß aller Eitelkeit der Welt, dennoch lieber darinnen behalten wollte, predigte ihr allemal das Gegentheil vor: so daß die Tochter sich drey bis vier Jahr stellte, als wollte sie die heilsamen Rathschläge des Vaters annehmen. Da die Zeit immer mehr herankam, so redte er ihr stark zu, sich je eher je lieber einkleiden zu lassen, weil sie groß gnug dazu wäre. Die Tochter gab ihm mit sittsamen Gebehrden zur Antwort: sie sähe wohl, wie eitel und nichtig die Welt wäre: aber damit sie noch besser davon überführet würde, so wäre es für sie wichtig, es aus eigner Erfahrung zu sehen, um zu wissen, was sie eigentlich mit dem Rücken ansehen wollte. Der Vater erstaunte über diese unerwartete Antwort, und sagte ihr dagegen, sie sollte sich in Acht nehmen: denn ihre große Begierde, die Welt nur deßwegen kennen zu lernen, damit sie sie williger verlassen möchte, wäre eine sehr gefährliche Versuchung vom Satan. Dem ungeachtet blieb die Tochter bey ihrer Meynung, und der Herr Vater mußte abziehen.

In ihrem väterlichen Hause bemerkte man bald, daß ihr kein Klosterfleisch gewachsen war: Alle ihre Manieren, und ihr Vergnügen an Gesellschaften und Lustbarkeiten, waren nicht im

geringsten

geringsten Nonnenmäßig. Der Vater sah solches mit großem Herzleide an: und zur Strafe, daß sie nicht aus Gefälligkeit gegen ihn, vom Himmel zum Kloster beruffen seyn wollte; zugleich aber auch, seinem Geize eine Gnüge zu thun, nahm er sich vor, ihr keinen Mann zu geben. Es meldeten sich Freyer; aber sie wurden abgewiesen. Die schlechten Zeiten erlaubten ihm nicht, ihr das mindeste mitzugeben; und die Tochter war viel zu jung, und konnte noch warten. Um diese Zeit verliebte sich der oben erwähnte junge Edelmann in sie; und je besser er sie kennen lernte, desto mehr liebte er sie. Endlich bath er sich die Erlaubniß aus, um sie anhalten zu dürfen. Die Mutter und die Tochter waren es wohl zufrieden, ob sie gleich wenig Hoffnung hatten, daß er glücklicher, als andere, beym Vater seyn würde. Weil er die Schöne wahrhaftig liebte, auch keine geldgierigen Absichten hatte, so hoffte er, es sollten alle Hindernisse sogleich aus dem Wege geräumet seyn, wenn er sich erböthe, sie ohne Brautschatz zu heirathen: aber auch diese Großmuth half ihm nichts. Der Vater blieb unerbittlich. Die Tochter hatte sich einmal versündiget, und er konnte es ihr gar nicht vergeben, daß sie keine Nonne werden wollte. Dieser schreckliche Ungehorsam hatte gemacht daß er ihr gram geworden war. Bey so wunderlichen Grundsätzen blieb er, und sagte, das hieße ein Mägdchen ins Unglück stürzen, wenn man sie in ihrem siebenzehnten Jahre verheirathete, weil

sie

sie sich ihrer noch kaum recht bewußt wäre; und wenn seine Tochter würde fünf und zwanzig Jahre alt seyn, so wollte er auf einen Mann für sie bedacht seyn. Seine Mutter erzürnte sich über seine tollen Einfälle, und sagte ihm die lautere Wahrheit wegen der rechten Beweggründe, die er nicht zu erkennen geben wollte: aber es half zu nichts, als daß er noch mehr erbittert wurde. Er wollte nicht mehr leiden, daß der junge Edelmann seine Tochter besuchte; und zur höchsten Gnade erhielt er endlich nur dieses, daß er noch bisweilen als ein guter Freund ins Haus kommen durfte. Die jungen Verliebten wurden einander immer mehr gewogen; und da sie es mit Genehmhaltung der Mutter thaten, so schworen sie sich eine ewige Treue zu. Zu allem Glücke hielt der Vater, wiewohl nur Nutzes halber, einen genauen Umgang mit einem andern Kaufmanne in der Stadt, und die Weiber waren auch gute Freundinnen geworden. Weil sie nun oft zusammenkamen, so richteten sie es so ein, daß der junge Edelmann seine Geliebte bey dieser Freundinn oft zu sehen bekam.

Der Vater, der nur auf seinen Handel bedacht war, bekümmerte sich wenig darum, was etwa vorgehen konnte, oder wie seine Tochter gesinnet war, wenn er nur nichts vor Augen sah, das ihm nicht anstand, und wenn ihn nur die Freyer in Ruhe liessen. Die Tochter bekam immer stärkere Versicherungen von des jungen Edelmanns zärtlicher Liebe, ob er gleich nur alle Monathe einmal

mal in ihres Vaters Haus kam, aber doch richtig so oft, damit er nicht fremd mit ihm würde, welches ihm bey gelegener Zeit dienlich seyn konnte. Bey der erwähnten Kaufmannsfrau kam er desto öfter mit seiner Schönen zusammen, und von dieser wurden alle Spatzierfahrten und Ergetzungen, unserer Verliebten wegen, angestellt. Unterdessen that man alles was möglich war, um den Vater auf bessere Gedanken zu bringen: aber seine Halsstarrigkeit war nicht zu ändern, und die Tochter war seine abgesagte Feindinn, weil sie keine Nonne werden wollte. Man machte unzehlige Anschläge, wie man ihn gewinnen könnte, und ein jeder übte seinen Witz darinnen: endlich aber gab eine gewisse Lustreise Anlaß zu einem Einfalle, der wirklich ausgeführet wurde. Es war eine Seestadt, wo unser alter Geizhals wohnte; und der Thunfisch-Fang, den man zwo Stunden davon, längst an der Seeküste trieb, machte daß viel Leute Zuschauer dabey abgaben. Sein guter Freund, der erwähnte Kaufmann, da er ihn einsmals mit seiner Frau besuchte, brachte das Gespräch auf diesen Fischfang; und weil eben damals schönes Wetter war, so that man den Vorschlag, des folgenden Tages sich die Lust zu machen ihn mit anzusehen. Man wollte den alten Mann auch selbst für seine Person dazu bereden, und sonderlich bath ihn die Tochter, die sich ihn auf alle Art gern wieder zum Freunde machen wollte, mit vielem Liebkosen darum. Aber, der liebe Mann hätte müssen ein Schiffchen bezahlen,

auch etwas zu essen mitnehmen, denn man wollte früh ausfahren: und also ließ er lieber die Unkosten auf seinen Freund fallen, und überließ ihm das Frauenzimmer zu versorgen. Unser junger Edelmann, (den man nicht dazu nahm, damit es kein Aufsehen beym alten Vater machte,) sobald er von dieser Lustfahrt Nachricht bekam, bath den Kaufmann, daß er mit seiner Gesellschaft in einem Lusthause, das er am Ufer des Meers in dieser Gegend hatte, wenn sie zurückkämen, ans Land steigen möchte. Dieses geschah. Man hatte schon, ehe es noch Mittag wurde, eine große Menge Thunfische fangen gesehen; und ob man wohl hatte vermuthen können, daß ein Verliebter seine Geliebte nicht schlecht tractieren würde, so übertraf er doch aller Menschen Erwarten. Wenn man recht verliebt ist, so ist nichts zu kostbar. Es waren da Concerte, Vocal- und Instrumental-Musiken; und nachdem man sich in seinem schönen Landhause überall umgesehen hatte, so bediente er sie mit einem kostbaren Ambigü, bey welchem Speisen und Nachtisch vortrefflich wohl gewehlet waren. Die Freude wurde allgemein, und Wirt und Gäste thaten es einander in der Fröhlichkeit wie zuvor.

Man wünschte, daß ein so angenehmer Tag kein Ende nehmen möchte. Aber plötzlich erhob sich ein brausender Wind, und das Meer fieng an schrecklich zu toben. Unsern Damen wurde dabey übel zu Muthe, und sie furchten sich vor

der

der Heimreise. Noch schlimmer wurde es, da sie ihre drey Matrosen vor sich kommen liessen. Sie sahen, daß sie des jungen Edelmanns Wunsch und Befehl gar zu gut erfüllet, und tapfer gesoffen hatten. Sie mochten noch so sehr versichern, daß sie nahe am Lande hin, mit den Wellen wohl zurecht kommen wollten, die Damen traueten ihrer Kunst nicht, und wollten einen Wagen haben, um sicherer nach Hause zu kommen. Der Kaufmann, ihr Begleiter, war ebenfalls der Meynung, daß es am sichersten seyn würde; und sonderlich (sagte er) wäre zu besorgen, daß wenn der Sturm sie zu weit vom Lande abtriebe, sie leicht den Seeräubern in die Hände fallen könnten, weil sie oft weit an den Küsten hin kreuzeten. Seine Frau, die einen sehr lebhaften Witz hatte, lachte bey diesen Worten, und sagte, es wäre ihr bey der Gefahr wegen der Seeräuber etwas eingefallen, das dem verliebten Paare guten Nutzen schaffen könnte, nämlich, daß sie hier beym Edelmanne einige Tage in bester Bequemlichkeit versteckt blieben. Hernach könnte ihr Mann allein in seinem Fahrzeuge nach der Stadt zurückkehren, und vorgeben, es wären türkische Seeräuber auf sie gestossen, welche ihn und das Frauenzimmer zu Gefangenen gemacht, ihn aber hernach zurückgeschickt hätten, und eine sehr große Summe zur Ranzion für sie forderten. Es würde der Vater der jungen Schönen seine Frau und Tochter nicht zu Sclavinnen machen lassen, und lieber eine

Summe Geldes hergeben; und der junge Edelmann könnte ihm das übrige zum Scheine schenken, und durch einen solchen Liebesdienst seine Tochter bekommen

Diese ausersonnene List ergetzte die ganze Gesellschaft. Sie gefiel vornehmlich dem jungen Verliebten, und er bath seiner Schönen Mutter, sich nicht dawider zu setzen. Man überlegte nunmehr den Anschlag genauer; und nachdem man sich aufs beste darüber berathschlaget hatte, so wurde beschlossen, daß der Edelmann sich wieder in die Stadt begeben sollte, damit seine Abwesenheit keinen Verdacht in der Sache gäbe. Er machte alle Anstalten, daß es dem Frauenzimmer an nichts mangeln möchte, und reiste hernach, obwohl ungern, fort. Die drey Matrosen wurden mit Gelde bestochen; und es hielt nicht schwer sie zu gewinnen, weil sie unter des Kaufmanns Befehle standen. Sie führten das Fahrzeug in eine tiefe Bucht, wo es niemand sehen konnte. Der Edelmann begab sich Abends in die Stadt zurück, und ließ sich von vielen Leuten sehen. Am folgenden Tage hörte man in der Stadt, daß unsere Gesellschaft nicht wiedergekommen war. Der alte geizige Mann schien sehr unruhig darüber zu seyn. Er erkundigte sich bey allen, die Tages vorher den Fischfang angesehen hatten. Sie sagten alle, daß sie seinen Freund mit den dreyen Damen auf der See gesehen hatten, und daß, weil sie nicht vor dem Sturme zurückgekommen, sehr zu befürchten wäre,

wäre, daß ihr Fahrzeug untergegangen seyn würde. Es war solches um so viel glaublicher, da man gewisse Nachricht bekam, daß auch viel Fischer im Sturme unglücklich gewesen waren. Sobald sich nun das Gerücht von diesem vermeynten Unglücksfalle in der Stadt ausbreitete, so kam fast jedermann zu dem alten Manne, um ihm gewöhnlichermaßen das Beyleid abzustatten. Der junge Edelmann vergaß am wenigsten seine Schuldigkeit zu thun, und hatte das Vergnügen die Antwort von ihm zu bekommen, daß er allerdings Ursache hätte, an seiner Betrübniß Antheil zu nehmen, denn er wäre schon Willens gewesen, ihm, um seiner Beständigkeit willen, seine Tochter mit ehestem zur Ehe zu geben. Obgleich der alte Geizhals sehr betrübt that, so sah es ihm doch jedermann deutlich an, daß er sehr wohl zufrieden war, weder Frau noch Tochter mehr zu haben, weil ihm dieses Unglück, das er, wie er vorgab, mit christlicher Geduld ertrug, viele Unkosten erspahrte, die ihm Frau und Tochter gemacht hatten.

Da das Meer wieder ruhig wurde, nachdem es drey Tage getobet hatte, so kam der andere Kaufmann, sein guter Freund, in seinem Schiffchen, abgeredtermaßen, allein wieder. Jedermann lief zu, um zu hören, was ihm und seiner Gesellschaft begegnet war. Er erzehlte seine ausstudierte Erdichtung aufs beste her. Der plötzliche Sturm hatte seine Matrosen mit dem

Fahrzeuge aufs hohe Meer gerissen. Indem sie alle Augenblicke in Gefahr gestanden, von den Wellen verschlungen zu werden, war eine Tartane mit fünf und sechzig Algierischen Seeräubern auf sie gestoßen, welche sie mit bloßen Säbeln in Händen zu Sclaven gemacht hatten. Sie hatten sogleich die armen Matrosen schrecklich gepeiniget, um zu wissen wer sie wären: und da sie erfahren hatten, daß sie vom Kaufmannsstande waren, so hatten sie hundert tausend Livres für ihre Ranzion gefordert. Nachdem der Sturm vorbey gewesen, hatten sie ihn in seinem Fahrzeuge zurückgeschickt, um das Geld zu holen. Ich (sagte er,) will meine funfzig tausend Livres gern geben, um nur meine Frau, die ich mehr als alles liebe, von der Sclaverey zu erretten; und mein Freund wird sich auch nicht weigern, eine gleiche Summe für seine Frau und Tochter zu erlegen. Diese höchstbetrübte Zeitung, die von Mund zu Mund flog, war dem alten Geizhalse schon vor Ohren gekommen, ehe noch sein Freund zu ihm kam. Dieser fand ihn ganz untröstlich, und sein erbärmliches Wehklagen zeigte klar an, daß der Verlust einer Summe Geldes ein viel größeres Unglück für ihn war, als wenn er Frau und Tochter durch den Tod eingebüßet hätte; und es schien sogar, als wenn es ihm eine schlechte Freude wäre, daß beyde noch lebten. Erst sagte er mit einem grimmigen Zorne: weil man wüßte wo die verteufelten Seeräuber wären, so sollte man sie angreifen, und es

würde

würde nicht schwer halten, sich einer Tartane zu bemächtigen. Man antwortete ihm, das wäre das sicherste Mittel, alle drey Damen in die Barbarey zu schicken: denn sobald die Corsaren vom weiten sähen, da man mit überlegner Macht auf sie anrückte, so würden sie nicht vergessen die Flucht zu ergreifen. Dieses mußte er nun zwar gestehen; aber wegen der funfzig tausend Livres war keine Barmherzigkeit. Er sagte, es möchte gehen wie es wollte, er müßte das Unglück haben, Frau und Tochter in der Sclaverey zu lassen: denn die schrecklichen Schäden, die er seit etlichen Jahren in der Handlung erlitten, hätten ihn ganz ausser Stand gesetzt, eine solche Ranzion zu bezahlen. Sein Freund, der sehr eilfertig that, den Algierern seinen Antheil zu überbringen, weil sie (wie er sagte) nicht lange warten wollten, erboth sich, ihm auf ein gewisses Handelsgeschäfft, das sie mit einander unternommen hatten, den ganzen davon zu hoffenden Nutzen vorzustrecken; und ein paar andere Kaufleute, die zugegen waren, und die ihm in etlichen Monathen Wechsel zu zahlen hatten, erbothen sich ebenfalls, sie sogleich auszuzahlen, um ihm aus der Noth zu helfen. Es kam also nur noch ohngefähr auf zehen tausend Thaler an, die er, zu seinem größten Leidwesen, baar dazu geben sollte. Er mußte endlich seinem Herzen diesen Stoß thun, aber mit erbärmlichem Seufzen und Aechzen; und er versicherte hoch und theuer, daß er nicht mehr geben könnte. Indem dieses vor-

gieng, trat der junge Edelmann ins Zimmer. Der alte Mann klagte ihm seine Noth wehmüthig. Der Edelmann tröstete ihn so gut als er konnte, und bath, daß er, was ihm noch an der Summe fehlte, von ihm annehmen möchte, weil er seine Tochter schon als seine Frau ansähe, nachdem er ihm Tages vorher so gütig versprochen hätte, daß er sie ihm zur Ehe geben wollte. Unser Alter erfreute sich hierüber so sehr, daß er fast allen Gram dabey vergaß. Er umarmte ihn mehr als einmal, lobte seine ganz ausserordentliche Großmuth, und sagte, um sie gleichsam mit Höflichkeit zu vergelten, daß eine Tochter, die ihren Vater aus verdammter Neugierde, Fische fangen zu sehen, an den Bettelstab brächte, werth wäre, daß man sie in der Sclaverey liesse.

Er wollte den Seeräubern das Geld selber bringen, und meynte, so barbarisch sie auch seyn könnten, so würden sie doch wohl, wenn sie seinen Jammer vor Augen sähen, etwa mit der Hälfte fürlieb nehmen. Sein Freund stellte sich, als ob er nichts dawider einzuwenden hätte, sagte aber, er wollte eben nicht Bürge dafür seyn, daß ihn die Algierer nicht selber mitnähmen, um eine neue Ranzion zu bekommen, denn bey diesen Ungläubigen wäre weder Treue noch Glauben zu finden. Nunmehr vergieng ihm die Lust, die Seeräuber selber zu sprechen, und er überließ seinem Freunde die ganze Sache. Dieser schiffte mit seinem Fahrzeuge Abends wieder

der fort, und zu den Damen. Die Matrosen hatten in der Stadt eben so wie er geredet, und sich über die Grausamkeit der Corsaren schrecklich beklaget, so daß kein Mensch an der Wahrheit der Sache zweifeln konnte. Den folgenden Morgen kam die ganze Gesellschaft wieder, und die Damen spielten ihre Personen sehr gut. Alle ihre guten Freundinnen holeten sie im Hafen ein. Hier bemühten sie sich wie um die Wette, ihre Todesangst, die sie unter den abscheulichen Türken ausgestanden, recht lebhaft abzuschildern. Es schien nicht anders, als ob sie noch in ihren Klauen stäcken. Man kann sich leicht vorstellen, wie der alte Geizhals seine Frau und Tochter empfieng. Er tobte vor Zorne, und sonderlich wider die letzte: denn es war diese Spatzierfahrt welche der arme Vater so theuer bezahlen mußte, ihr zum Vergnügen am meisten angestellt worden. Sie war also nach seiner Meynung Ursache an allem Unglücke, weil sie hätte sollen Zeit ihres Lebens im Kloster bleiben. Er sagte erst, sie sollte vor seinen Augen weg, und durfte sich wirklich etliche Tage nicht vor ihm sehen lassen. Hernach sagte er auf die gröbste Art zur Frau, er hätte sie dem Edelmanne versprochen, und er könnte sie je eher je lieber wegholen; aber diese Erlaubniß wäre auch alles, was er ihm geben könnte, denn er könnte und wollte ihr auch nicht ein Kleid mitgeben.

Der Edelmann, der sie herzlich gern umsonst genommen hätte, und dem doch die Erdichtung

wegen der barbarischen Gefangenschaft zehen tausend Thaler eintrug, die unserm Geizhalse aus dem Beutel gerissen wurden, machte sich seinen Unwillen zu nutz, und gab mit Freuden alle Kosten zur Hochzeit her. Der Vater, für den der Anblick der Tochter eine Marter war, kam nicht dazu, und gerieth vielmehr in eine Schwermuth, von der er nicht wieder zu heilen war. Er redte unaufhörlich von dem eingebüßten Gelde: aber alsdann grämte er sich erst recht, da die drey Frauensperſonen, aus Schwatzhaftigkeit, einige Worte laufen lieſſen, die zu erkennen gaben, daß die ganze Historie mit den Seeräubern nur eine Fabel war. Es wurde ihm dieſes hinterbracht, und man zog ihn sogar damit auf. Sein Freund, der Kaufmann, gab sich zwar alle mögliche Mühe, ihm dieſes auszureden: aber es half alles nichts, und er blieb dabey daß er betrogen worden wäre, (wie es auch leider wahr war.) Und kurz und gut, er mochte betrogen seyn oder nicht, er konnte Frau und Tochter entbären, und sagte öffentlich, er wäre ein Narr gewesen, daß er zehen tausend Thaler für sie bezahlt hätte. Die schreckliche Reu, so er darüber empfand, ließ ihn nicht mehr schlafen; und endlich, je länger er sich grämte, verfiel er in ein heftiges Fieber, worüber er den Verstand verlohr. Er lag nur etliche Tage zu Bette, und starb: welches gewiß eine große Thorheit von ihm war, denn er hätte noch in vielen Jahren nicht verhungern dürfen, weil er ein Vermögen von mehr als hundert tausend Thalern hinterließ.

terließ. Die Erbschaft kam seiner Witwe und Tochter wohl zu statten; und da sie der Tod von dem beschwerlichsten Manne und Vater in der Welt erlöste, so beweinten sie ihn nur der Mode wegen, und die Thränen vertrockneten in kurzer Zeit. Sie führten hernach ein ruhiges Leben beysammen, welches sie über diesen Verlust völlig tröstete.

Vier u. zwanzigste Geschichte

von

glücklichen und unglücklichen Liebhabern.

Ein junger Mensch bewarb sich um eine Jungfer, deren Glück auf einen reichen Oheim ankam, welcher mit ganzer Gewalt ein Poet seyn wollte. Der Liebhaber mußte also diesem Oheim schmeicheln und seine Verse loben. Dieses that er wie sichs gebührte; und der Poet wurde ihm so günstig, daß er fast nicht mehr ohne ihn leben konnte. Weil aber sein Vater nicht eben so höflich war, so wäre beynahe alles verderbet worden, bis endlich der Fehler wieder gut gemacht wurde, so daß der gefällige Liebhaber seine Schöne bekam.

Eine

Eine allzu große Aufrichtigkeit, welche nicht loben wollte was des Lobes nicht war, hätte beynahe ein zärtlich verliebtes Paar um die Glückseligkeit des Lebens gebracht. Sie schickten sich ungemein wohl zusammen. Beyde besaßen viel Witz und einnehmende Manieren; und wenn sich das Glück für beyde eben so günstig erzeiget gehabt hätte, wie die Natur gethan hatte, so wäre ihr Glück schon gemacht gewesen. Aber der junge Herr hatte einen Vater, der sehr reich war, und auch eine reiche Partey für seinen Sohn treffen wollte; und gleichwohl war das Vermögen der Schönen sehr mittelmäßig, wenn nicht ihr reicher Oheim ins Mittel trat, dessen Erbinn sie werden sollte, der aber noch nicht so bald Lust hatte zu sterben. Er hatte zehen bis zwölf Jahr im Ehestande, oder vielmehr im Wehestande gelebt, und sein wunderliches Weibchen, die ohne Kinder gestorben war, hatte ihm den Appetit nach Weibern und Kindern völlig vertrieben. Er lebte schon so lange und so vergnügt im Witwerstande, daß er an keine neue Heirath gedachte: aber an bloßen Hoffnungen wollte sich der Vater des jungen Verliebten doch nicht begnügen, sondern gern etwas gründliches haben; und der Herr Oheim mußte also nothwendig mit einer Summe Geldes herausrücken, wenn sie seines Sohnes Frau werden sollte. Der Oheim hatte viel baares Geld, und er hätte ihr zwanzig tausend Thaler geben können, ohne sich in Schulden zu stecken. Die Jungfer gab sich

durch

durch alle ihre Freunde die größte Mühe, ihn dazu zu bewegen. Man stellte ihm vor, da sie doch seine Erbinn werden sollte, so sollte er sich billig das größte Vergnügen daraus machen, sie wohl versorget zu sehen: aber der Oheim wollte dennoch den Beutel nicht aufthun. Er gab zur Antwort, er wäre sich selber der nächste, und seine Nichte würde wohl einen Mann bekommen, der seinen Tod und seine Erbschaft erwarten könnte. Diese Hartnäckigkeit war nun freylich sehr betrübt für unsern Liebhaber, und dieses um so viel mehr, da sein Vater, ein sehr gebietherischer Mann, ihn schlechterdings und bald verheirathet haben wollte, und ihm unter zwoen bis dreyen Personen die Wahl ließ. Der junge Verliebte hatte die Gabe, sich bey Leuten beliebt zu machen, und er nahm sich also vor, sich bey diesem Manne einzuschmeicheln, und ihm fleißig seine Aufwartung zu machen, um ihn vielleicht zu gewinnen. Es ist gewiß, daß man mit den Menschen machen kann was man will, wenn man sie an ihrer schwachen Seite angreifet. Er entdeckte sein Vorhaben der Schönen; und diese sagte ihm, daß wenn er etwas bey ihm ausrichten wollte, so müßte er ihm vornehmlich in einer Sache schmeicheln, worinnen sie glaubte, daß sie es am meisten bey ihm versehen hätte. Ihr Oheim (fuhr sie fort) wollte mit aller Gewalt ein Poet seyn, und er hätte ihr wohl hundertmal die Ohren mit seinen Versen betäubt; aber sie wären ihr allemal so sehr

anders

anders als die artigen Liederchen, die sie gelesen und gehört hätte, vorgekommen, daß sie sie niemals hätte loben können, so daß er mehr als einmal mit Unwillen gesaget hätte, man könnte ihr keinen Geschmack am Schönen beybringen.

Dem jungen Verliebten war diese Nachricht überaus lieb, und er nahm sich vor, sie sich aufs beste zu nutz zu machen. Weil er wußte, wie zärtlich man die poetischen Gebuhrten seines Witzes liebt, so besuchte er den Oheim sehr fleißig, und hoffte, daß wenn er ihn am rechten Orte zu kitzeln wüßte, er seines Wunsches theilhaftig werden wollte. Es kostete ihm solches viel verdrießliche lange Weile: der Oheim war ein grosser Plauderer; und weil er viel gelesen, und von allem verworrene Begriffe hatte, so prahlte er mit vielen Sachen, die er zu wissen glaubte. Inzwischen bemerkte der junge Edelmann deutlich, daß die großen Lobeserhebungen, mit denen er ungemein freygebig gegen den Poeten war, gute Wirkung thaten. Er bewunderte alle Thorheiten, die ihm entwischten, und sagte ihm einmal übers andere, er erstaunte, wie ein Mann von seinen Jahren noch so viel Feuer haben könnte. Der Poet umarmte den Edelmann aufs zärtlichste, und sagte zu ihm, um noch mehr Lobsprüche zu bekommen, er sähe wohl daß er einen gar andern Geschmack hätte, als die meisten jungen Leute, die sich nur an Kleinigkeiten ergetzten; und er wollte ihm Verse zeigen, aus denen er erst recht sehen sollte, daß er

noch

noch von den Musen begeistert wäre. Der junge Edelmann, der es eben gern so haben wollte, ließ eine so gute Gelegenheit nicht vorbey. Er erhob alle Augenblicke ein Freudengeschrey, wiederholte gewisse Verse, die er für ganz unvergleichlich schön ausgab, und sagte, es wäre unmöglich, dergleichen Verse ohne Eingebung des poetischen Himmels zu machen. Der Oheim war vor Freuden ganz ausser sich selbst. Er legte ihm neue Lobsprüche in den Mund, indem er sagte, itzt sollte er noch etwas hören, das alles Schöne überträfe. Nach seiner Meynung war die Dichtkunst die höchste Weisheit auf Erden; und er vergaß dabey nicht zu erinnern, daß er, ohne Ruhm zu melden, in diesem Stücke vor tausend andern etwas voraus hätte.

Ob es gleich eine Marter für den Edelmann war, schlechtes Zeug zu loben, so erfreute er sich doch, daß ihm sein Anschlag so gut von statten gieng. Zu besserer Sicherheit wollte er sich auch Gehülfen zulegen. Er nahm etliche von seinen guten Freunden mit zum Poeten, und sagte ihnen wie sie sich zu verhalten hätten, wenn er ihnen Verse vorlesen würde; und man kann also leicht denken, wie sie ihn mit Lobsprüchen überhäuften. Dieses machte ihn vollends ganz zum Narren, und er ließ keinen Tag vorbey gehen, an dem er nicht Verse gemacht hätte.

Es war fast kein Fehler, den er nicht begieng. Schlechte Reime, noch schlechtere Cäsuren, falsche Wortfügungen, übertriebene, schwülstige und bald

wieder kriechende Ausdrücke, niederträchtige Gedanken und Scherze, und verworrenes Zeug, das war ihm alles einerley. Er machte bisweilen früh beym Thee ein paar hundert Verse; und je schlechter sie waren, desto mehr wurden sie bewundert. Insonderheit sagte ihm unser junger Edelmann beständig, daß die Poesie etwas ganz göttliches an sich hätte, wodurch er sich ihn vollends recht zum Freunde machte. Endlich bath er ihn sogar, er möchte ihn zu den Geheimnissen seiner Kunst einweyhen. Das war die höchste Staffel der Lust unsers Poeten. Er gab dem jungen Edelmanne ordentliche Lectionen über die Zahl der Sylben und die Cäsur, die er selbst nicht verstand. Der poetische Lehrling machte mit Fleiß manchen Vers um eine Sylbe zu kurz, und gab sich überhaupt alle Mühe von der Welt, noch schlechtere Verse als der Lehrer zu machen, welches ihm in sein That schwer wurde, ob er gleich nichts weniger als ein Poet war. Der Oheim freuete sich unaussprechlich, daß er ihm zeigen konnte, worinnen er fehlte: und da er nun sah, daß er aus seinen Lehren, die er ihm in großen Kunstwörtern gab, etwas lernte, so sagte er ihm mit einer entzückenden Freude, in der er seiner selbst nicht mächtig war: er wäre würdig sein Neffe zu werden; und wenn er ihm angeloben wollte, in seinem ganzen Leben Verse zu machen, so wollte er seiner Nichte die zwanzig tausend Thaler, um die er angesuchet worden wäre, zur Ausstattung geben.

Man

Man kann leicht erachten, ob der junge Edelmann den Antrag ausschlug. Man hinterbrachte diese Neuigkeit dem Vater, ohne ihm jedoch zu sagen, woher die Veränderung rührte: und mit Hülfe des Apollo und der neuen Musen wurde alles mündlich verabredet, und der Tag zu Schliessung der Ehepacten angesetzt. Noch niemals ist vielleicht ein verliebtes Paar vergnügter als dieses gewesen. Indem nur kein Mensch vermuthen konnte, daß ihre Glückseligkeit könnte gestöhret werden, geschah es dennoch durch einen ganz unerwarteten Zufall. Der junge Verliebte mußte ein paar Tage verreisen. Unterdessen poetisirte der Oheim wie gewöhnlich, denn es war einmal sein Gecken geworden; und unter andern auch über eine bekannte Stadtgeschichte. Er ließ diese Verse abschreiben, und schickte sie, ohne seinen Namen zu melden, an den Vater des jungen Edelmanns. Er wollte hören, was dieser davon sagen würde, wenn er den Verfasser nicht kennte; zweifelte aber nicht, daß er sich an seiner großen Gabe zur Dichtkunst eben so sehr als sein Sohn ergetzen, und die Verse bewundern würde. Von ohngefähr fügte es sich, daß er denselben Tag in eine große Gesellschaft kam, wo sich auch des jungen Edelmanns Vater einstellte. Das Gespräch kam auch auf die Verse; und dieser sagte, er wüßte nicht, ob man ihn hätte zum Narren haben wollen, denn es wären ihm etliche Stunden zuvor, ohne zu wissen von wem, Verse zugeschickt worden, die so abscheulich als möglich

wären. Hierauf zog er sie aus der Tasche, las zehen oder zwölf Verse her, und sagte zu den Umstehenden, aus welcher stinkenden Pfütze der elende Poet, der sie gemacht, wohl müßte getrunken haben. Der Vater dieser poetischen Gebuhrten erstaunte, da ihnen so übel begegnet wurde, und fragte, warum sie denn eben so sehr schlecht wären. Jener antwortete, sie wären der Mühe nicht werth, sie zu prüfen; sie hätten nicht das mindeste gute an sich, und keinen menschlichen Verstand. Der Autor behauptete, sie wären sehr schön, und bath alle die zugegen waren, daß sie ihre Meynung von diesen Versen sagen möchten. Da der Verfasser mit solcher Hitze sprach, und die meisten wußten, daß er ein Poet seyn wollte, so sah man leicht, daß ihn die Sache angieng, und es wollte niemand mit der Sprache heraus. Einige schwiegen; andere sagten, sie verstünden sich nicht auf Verse; und ein jeder ergetzte sich heimlich an dem wunderlichen Streite. Der Urheber desselben wollte von seiner Meynung nicht abgehen, sondern tadelte die Verse noch immer, und sagte, sie wären nicht den Teufel werth. Der Autor hingegen blieb dabey, sie wären vortrefflich. Er wurde immer beherzter, weil die Gesellschaft aus Höflichkeit nichts hatte entscheiden wollen; und da ein gewisser Edelmann, der erst kam, ins Zimmer getreten war, so bath er auch diesen, sein Urtheil über diese Verse zu fällen. Weil dieser ein guter Freund von dem jungen Verliebten war, und wußte, wie

gut

gut es für seinen Freund wäre, wenn er sie lobte, so gab er sie für vortrefflich schön aus.

Der Vater des jungen Edelmanns konnte über diese niederträchtige Gefälligkeit seinen Zorn kaum länger zurückhalten, und hätte vermuthlich die bittersten Spöttereyen wider schlechte Poeten ausgestoßen, wenn ihm nicht der neu angekommene Edelmann mit den Augen gewinket hätte. Der Autor, der durch das Lob, so ihm dieser gab, erst recht muthig wurde, sagte mit trotziger Art, es könnte nur die gröbste Unwissenheit von der Welt Schuld daran seyn, wenn man diese Verse nicht bewunderte: weßwegen er hiermit öffentlich sagen wollte, daß er selbst Verfasser derselben wäre; auch noch überdieß, daß er seiner Nichte nicht das mindeste zur Ausstattung geben wollte, sondern vielmehr, wenn seine Einwilligung dazu gesuchet werden sollte, nimmermehr zugeben würde, daß sie den Sohn eines Mannes, der so schlecht von schönen Versen zu urtheilen wüßte, zur Ehe bekäme. Hierauf gieng er im größten Zorne fort, ohne sich an Bitten und Zureden zu kehren. Seine ausschweifende Thorheit wurde nicht wenig belacht, da er weg war, und man konnte sich über die Narrheit gewisser Leute nicht gnug wundern, die allen Musen zum Trotze, Poeten seyn wollen. Weil man aber wohl sah, daß er schrecklich erzürnet war, so saun man auf Mittel und Wege, die Sache wieder gut zu machen. Der Vater des jungen Verliebten machte sich bloß seines Sohnes wegen

Kummer darüber, weil er wußte, wie sehr er verliebt war. Er liebte ihn zärtlich; und es that ihm daher Leid, daß eine solche läppische Sache seine Liebe unglücklich machen sollte. Man bath den Edelmann, der des Poeten in der Einbildung Freund war, daß er zu ihm gehen und ihm vorstellen möchte, wie ein Mann, der niemals eine Gabe zur Dichtkunst gehabt, sich unmöglich auf Verse verstehen könnte, und daß er sich also sein schlechtes Urtheil nicht zu Gemüthe ziehen möchte. Er that es, und versuchte alles bey ihm was nur möglich war: aber der beleidigte Poet gab ihm nichts anders zur Antwort, als daß sein Widersacher nothwendig ein böses Gemüth haben müßte; und daß ein Mann, der aus Bosheit gute Verse tadelte, auch alles Böse in einer Familie stiften könnte.

Indem die Sachen auf diesem Fuße standen, kam der Sohn wieder, und hörte mit großer Betrübniß, welches Unglück seiner Liebe drohte. Er gieng zum poetischen Oheim, und bath ihn aufs inständigste; aber es war alles vergebens. Endlich fragte er ihn, ob er ihn denn verlassen wollte, nachdem er Lehrers Stelle bey ihm vertreten, und ihm so nützliche Lehren gegeben hätte. Dieses drang bey ihm durch; und da der Freund, der schon an des jungen Edelmanns Aussöhnung gearbeitet hatte, sah, daß er sich rühren ließ, so besänftigte er ihn vollends gänzlich, indem er sagte, er verspräche ihm, um des betrübten Liebhabers

habers willen, ein Lobgedicht auf ihn zu machen. Der poetiſche Oheim beſtättigte ſein Verſprechen, in Anſehung der Ausſtattung, aber mit dieſer Bedingung, daß ihm für das erlittene Unrecht eine gehörige Gnugthuung geſchehen müßte. Dieſe recht zu beſtimmen war nichts leichtes. Der Vater gab ſeine Vollmacht dazu, und ließ ſich alles gefallen, weil doch dieſer Vertrag in der That nichts als eine neue Thorheit des Poeten war: aber dieſer fand die größten Schwierigkeiten dabey. Erſt verlangte er, es ſollte der Vater bekennen, daß er ſeine Verſe aus Unwiſſenheit alles deſſen, was zu Verſen gehöret, getadelt hätte: hernach aber ſchien ihm dieſes für die Größe der Beleidigung noch viel zu wenig; und es wurde zuletzt, nach vielen Unterhandlungen, beſchloſſen, daß er in Gegenwart zwölf der beſten Poeten, die man auftreiben könnte, bekennen ſollte, daß er vermeſſener und boshafter Weiſe die Verſe des Oheims für ſchlecht ausgegeben, ob er wohl gnugſame Einſicht in die Dichtkunſt hätte: welches ihm herzlich Leid thäte, und worüber er ihn um Vergebung bäthe, auch angelobete, Zeit ſeines ganzen Lebens alle Verſe, die er ihm gütigſt zeigen würde, gebührend zu loben. Es wurde zu dieſem Vertrage ein Tag angeſetzt, und der Poet vergaß nicht, ihn mit großen Notariat-Siegeln beſtättigen zu laſſen. Hernach bewirthete er die zwölf zeugenden Poeten recht prächtig. Er nahm den oberſten Platz an der Tafel ein, und hatte zum Zeichen ſeines

poetischen Sieges, einen Lorberkranz auf dem Haupte. Der Vater sowohl, als der junge Verliebte, waren auch dabey. Man trank auf Gesundheit des Apollo und jeder der neun Musen ins besondere; und der siegreiche Poet sagte eine große Menge Verse her. Man kann leicht denken, ob sie gelobt wurden oder nicht. Den folgenden Tag schloß man die Ehepacten, und wenig Tage hernach erfolgte die Hochzeit. Der junge Mann war zufrieden, daß er seine Geliebte hatte, und ertrug seine Noth, daß er stets schlechte Verse hören und loben mußte, mit aller Geduld, weil ihm sonst der Oheim leicht die Erbschaft hätte entwenden können. Aber mit Versemachen die Zeit zu verderben, diese Geduld konnte er sich unmöglich nehmen; und wenn ihm vorgeworfen wurde, daß er sein Versprechen nicht hielte, so entschuldigte er sich mit seinen vielfältigen Amtsverrichtungen, die ihm in der That wenig Zeit übrig liessen.

Einige Druckfehler.

Pag. 4. lin. 18. als lies alles. p. 18. l. 13. an l. am. p. 48. l. 17. l. was ich dafür. p. 57. l. 15. Menſchens l. Menſchen. p. 92. l. 7. (von unten) dem Edelmanne l. den Edelmann. p. 159. l. 5. Gegenwarten l. Gegenantworten. p. 176. l. 19. haben l. habe. p. 265. l. 20. die ihr l. der ihr. p. 305. l. 13. l. ſchmackte. p. 306. l. 18. l. des Don Fabio. p. 330. l. 1. zu l. zur. p. 336. l. 17. ſterber l. ſterben. p. 337. l. 19. meiner l. meine. ib. l. 23. konnte l. konnten. p. 360. l. 23. Lobes == l. Liebes == p. 380. l. 12. ſtarke l. ſtark. p. 415. l. 13. ſetzten ſie l. ſetzten ſich. p. 467. l. 21. löſche aus ſo. p. 514. l. 3. (v. unten) aufhöbe l. aufſchöbe. p. 587. l. 19. l. nicht genug. p. 600. l. 3. zu l. zum. p. 602. l. 13. l. könnte. ib. l. 28. l. fremden.

00566478